

Carl Friedrich Lehmann-Haupt  
Armenien einst und jetzt

II,1



Georg Olms









**C.F. Lehmann-Haupt, Armenien einst und jetzt**  
**II,1**

**This One**



7DE7-KFF-5WEY

Digitized by Google



**Carl Friedrich Lehmann-Haupt**

**Armenien einst und jetzt**

**Band II**

**Auf chaldischer und griechischer Spur  
im türkischen Ostarmenien, in Nordassyrien  
und vom großen Zab zum Schwarzen Meer**

**1. Hälfte**

**Das Türkische Ost-Armenien — In Nord-Assyrien**

**1988**

**Georg Olms Verlag  
Hildesheim · Zürich · New York**



**Dem Nachdruck liegt das Exemplar  
der Stadtbibliothek Trier zugrunde.**

**Signatur: He 8° 1748**

**Nachdruck der Ausgabe Berlin 1926**

**Mit freundlicher Genehmigung des B. Behr's Verlages, Hamburg.**

**Printed in Germany**

**Herstellung: strauss offsetdruck gmbh, 6945 Hirschberg 2**

**ISBN 3-487-09029-5**

# ARMENIEN Einst und Jetzt

Reisen und Forschungen von  
C. F. Lehmann-Haupt

Herausgegeben mit Unterstützung  
der Averhoff-Stiftung und der Bürgermeister Kellinghusen-  
Stiftung zu Hamburg, der Rudolf Virchow-Stiftung zu Berlin,  
der Innsbrucker Wissenschaftlichen Gesellschaft  
sowie befreundeter Förderer

## Zweiter Band

Auf chaldaischer und griechischer Spur im türkischen Ostarmenien,  
in Nordassyrien und vom großen Zab zum Schwarzen Meer

### Erste Hälfte

Das Türkische Ost-Armenien — In Nord-Assyrien

Mit 132 in den Text gedruckten Abbildungen  
und zwei Tafeln





**THEODOR NÖLDEKE**  
**WILHELM DÖRPFELD**  
**THEODOR WIEGAND**





## Vorwort.

Die Teilung des zweiten Bandes des vorliegenden Werkes in zwei Halbbände war an sich durch dessen Gesamtumfang geboten.

Nur sehr schwer aber haben sich Verfasser und Verlag dazu entschlossen, den ersten Halbband gesondert hinausgehen zu lassen, umsomehr als in mancher Hinsicht der Hauptnachdruck dieses zweiten Bandes des Gesamtwerkes auf dem in den zweiten Halbband gehörigen fünften Buche „Kultur und Herkunft der Chalder“ (nebst dem Rückzug der Zehntausend vom Euphrat nach Trapezunt) liegt, das als Krönung des gesamten Werkes gedacht ist.

Die Erwägung jedoch, daß die Abschlußarbeiten, besonders die Beendigung und der Druck des unerläßlichen Registers für das Gesamtwerk, bestenfalls doch noch etliche Monate beanspruchen werden, ließ es geboten erscheinen, das, was abgeschlossen und in weitgehendem Maße für sich verständlich vorliegt, nicht länger zurückzuhalten.

Trotz dieser äußeren Trennung in zwei zeitlich aufeinanderfolgende Halbbände wird Wert darauf gelegt, daß der zweite Band im Rahmen des Gesamtwerkes als ein in sich abgeschlossenes Ganze betrachtet werde. So sind auch die Widmungen an unseren allverehrten neunzigjährigen Theodor Nöldeke, an Wilhelm Dörpfeld und Theodor Wiegand, die, als der zweite Band sich in der Ausarbeitung seinem Ende näherte, der Eine sein siebenzigstes, der Andere sein sechzigstes Lebensjahr vollendeten, zu verstehen: der gesamte zweite Band soll ihnen zum Dank für nachhaltig bekundetes warmes Interesse an meinen wissenschaftlichen Bestrebungen und für mannigfache Anregung gewidmet sein. Aber namentlich zu den beiden Archäologen wird der zweite Halbband am lebhaftesten sprechen. —

Die zugehörigen Anmerkungen werden jedem der beiden Halbbände beigegeben. Abweichend vom ersten Bande, in welchem die Paginierung des Haupttextes sich in den Anmerkungen fortsetzt, mußte daher eine gesonderte Seitenzählung der Anmerkungen (mit 1\*, 2\* und so fort) eingeführt werden, die über beide Halbbände fortlaufen wird.

Gelegentlich waren Bezeichnungen, Feststellungen oder Anschauungen, die im ersten Halbbande geäußert wurden, im zweiten Halbbande abzuändern. Auf solche Fälle habe ich dann im vorliegenden ersten Halbbande

an geeigneter Stelle noch kurz hingewiesen (s. besonders die Vorbemerkung zu S. 1\* sowie die Anmerkung zu S. 436f. auf S. 14\*). Derartiges war bei der sehr unerwünscht langen Dauer der Herstellung und des Fortganges des Werkes leider nicht zu vermeiden. Über einen Teil der Hinderungen, mit denen der bei Kriegsausbruch schon relativ weit im Druck vorgeschrittene zweite Band zu kämpfen hatte, gibt S. 13\* (Anmerkung zu S. 442ff.) dieses Halbbandes einige vorläufige Aufschlüsse. —

Der zweite in der Hauptsache aus dem fünften Buche bestehende Halbband wird außer dem schon erwähnten ausführlichen Register im Einzelnen enthalten: das neunundzwanzigste Kapitel „Kultur und Herkunft der Chalder“ (S. 453—686) und das dreißigste Kapitel: „Verbleib der Chalder, Zug der Zehntausend vom Euphrat bis Trapezunt und Ende der Forschungsreise“ (davon sind im Augenblicke schon umbrochen S. 687—800); es folgt ein auf die Einleitung im ersten Bande abgestimmter, auch die jüngste Entwicklung seit dem Weltkriege berücksichtigender Schluß, alsdann die Anmerkungen zum fünften Buche, sodann der bereits gesetzte „Geographische Anhang“ von Erich Wölckerling nebst zwei von ihm zur Erläuterung des gesamten zweiten Bandes entworfenen Kartenskizzen in Schwarzdruck: 1. „Karte des Ost- und Westtigris sowie des Vansees“ nebst den Nebenkärtchen „Artaxata und Umgebung“. — „Van und Umgebung“. — „Haikapert“. — „Kentrites-Durchgang der Zehntausend“ und 2. „Von Djezîreh bis Topzauä“ mit der Nebenkarte: „Stele Kel-i-g(i)aur und Umgebung“. Band II 2 wird ferner eine tabellarische Synopsis zum Corpus Inscriptionum Chaldicarum enthalten, von dem Lieferung 1 je des Text- und des Tafelbandes hoffentlich noch vor dem das vorliegende Werk abschließenden zweiten Halbband erschienen sein werden.

In der Einleitung zu Band I, der die Kartenskizze von P. Wiski's Hand brachte, wurde (S. 31) eine farbige Gesamtkarte mit meinen Routen in Aussicht gestellt, der zur Unterlage die von F. Oswald herrührende Karte zu H. F. B. Lynch's Werke „Armenia“ dienen sollte und die dem zweiten Bande vorbehalten blieb. Inzwischen war eine neuere Karte erschienen, „Map of Eastern Turkey in Asia, Syria and Western Persia“, an der auch mindestens einer der Herren, die das englische Vizekonsulat in Van zur Zeit unserer Expedition verwalteten, mitgearbeitet hatte. Das Recht zur Verwertung und Bearbeitung dieser Karte erwarb ich, während ich „Gladstone Professor of Greek“ an der Universität Liverpool war, von der Royal Geographical Society in London, und es wurde mit dem für die Gesellschaft tätigen Londoner Lithographen die Bearbeitung für Armenien II besprochen und so weit durchgeführt, daß, als ich England Anfang Juli 1914 ahnungslos verließ, um in die Ferien zu reisen, ich Revisionen des Schwarzdruckes und

Korrekturen des Buntdruckes mit mir nehmen konnte. Ein etliche Zeit nach Abschluß des „Friedens“ gemachter Versuch, die Arbeit da wieder aufnehmen zu lassen, wo sie 1914 hatte stocken müssen, mißlang. Es würde daher auf Grund der in meinen Händen verbliebenen Korrekturblätter unter Hinzuziehung auch der neuesten kartographischen Materialien eine neue Karte in Deutschland anzulegen sein. Da diese erhebliche Kosten verursacht, wünscht der Verlag die Entscheidung darüber von der sich ergebenden Nachfrage abhängig zu machen, sodaß die farbige Karte gegebenenfalls, wenn ihre Kosten durch genügenden Bezug einigermaßen gedeckt erscheinen, nachgeliefert werden könnte.

Glücklicherweise waren mehr als 20 Bogen bei Kriegsbeginn im Satze (vgl. jedoch S. 13\*) und neun davon schon reingedruckt. Auch waren die Druckstöcke für die zahlreichen Abbildungen überwiegend damals bereits fertiggestellt. Dementsprechend hatte ich aus den mir von verschiedenen Stiftungen und von privaten Förderern wie für den ersten, so aufs Neue für den zweiten Band zur Verfügung gestellten Mitteln Zuschüsse geleistet, wie ich sie, auf Grund dieser Mittel, mit dem Fortgang des Werkes zu zahlen übernommen hatte. Durch die Inflation wurden die noch übrigen von diesen pflichtmäßig in Staatspapieren „pupillarisch sicher“ von mir angelegten Mitteln völlig entwertet, und meine — noch fortzusetzenden — Bemühungen zur Beschaffung weiterer Beträge waren nur zum Teil von Erfolg gekrönt. Näheres und Günstigeres darüber hoffe ich im Vorwort des zweiten Halbbandes bringen zu können und begnüge mich hier, den gütigen Helfern einstweilen meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Herzlichen Dank weiß ich auch meinem Freunde Kurt Regling für seine Durchsicht der Druckbogen, der Form und Inhalt des Werkes manche Verbesserung verdanken, und Herrn Studienrat Dr. Erich Wölkerling für seine uneigennützigte Arbeit an den Karten und namentlich an den Registern, wie sie mit jedem fertiggestellten Bogen zu leisten war und deren Frucht, wie bemerkt, erst im zweiten Halbbande zutage treten wird.

Mit besonderer Lebhaftigkeit aber richtet sich mein Dank an den Inhaber des Verlages B. Behr, Herrn Friedrich Feddersen, für die großen Mühen, die ihm die so vielfach behinderte Fortführung des Werkes verursachte und für den Opfermut, mit dem er den Druck, ohne das Einlaufen ausreichender Deckungsmittel abzuwarten, fortsetzte.

Innsbruck, am 7. Juni 1926.

C. F. Lehmann-Haupt.

# Inhalt.

	Seite
Vorwort . . . . .	V
Inhaltsangabe . . . . .	VIII
Verzeichnis der Abbildungen . . . . .	IX

## Drittes Buch.

### Das Türkische Ost-Armenien.

Siebzehntes Kapitel: Nach Van . . . . .	3
Achtzehntes Kapitel: Beginn der Arbeiten in Van . . . . .	16
Neunzehntes Kapitel: Ertschek-See und Keschisch-Göl . . . . .	35
Zwanzigstes Kapitel: Ins Quellgebiet des Osttigris . . . . .	55
Einundzwanzigstes Kapitel: Der Menuas-Kanal . . . . .	95
Zweiundzwanzigstes Kapitel: Weitere Forschungen in Van . . . . .	110
Dreiundzwanzigstes Kapitel: Winterliches Leben in Van . . . . .	167
Vierundzwanzigstes Kapitel: Durch Schnee und Eis nach Bitlis . . . . .	199

## Viertes Buch.

### In Nord-Assyrien.

Fünfundzwanzigstes Kapitel: Nach Niniveh und Mosul . . . . .	225
Sechszwanzigstes Kapitel: Ins Quellgebiet des großen Zab . . . . .	246
Siebenundzwanzigstes Kapitel: Die Stele von Topzauä . . . . .	289
Achtundzwanzigstes Kapitel: Zababwärts und Tigrisaufwärts . . . . .	346
Anmerkungen . . . . .	1*
Berichtigungen.	

# Verzeichnis der Abbildungen.

Die Abbildungen sind teils Zinkotypen (Klischees), teils Strichätzungen nach Zeichnungen. Wo nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt ist, handelt es sich um Klischees nach meinen eigenen Aufnahmen. Bei Zeichnungen nach letzteren wird lediglich der Name des Künstlers genannt. In einigen Fällen standen für ein und dieselbe Zeichnung mehrere, teils von meinem Reisegefährten, teils von mir herrührende Aufnahmen zur Verfügung. Diese sind im folgenden als „Aufnahmen der Expedition“ bezeichnet. Das gleiche gilt für die wenigen Fälle, wo nicht mehr mit Sicherheit klarzustellen ist, ob die eine vorhandene Aufnahme von meinem Reisegefährten oder von mir herrührt. Die die einzelnen Kapitel beschließenden Vignetten, Seite 15, 34, 54, 94, 109, 166, 198, 222, 245, 288, 345, sind von Herrn Max Lübke nach den auf Toprakkeh bei Van von der Expedition ausgegrabenen (Bd. I, S. 25, Bd. II, S. 580 ff.) Siegelabdrücken gezeichnet. (Vgl. auch die Vorbemerkung zu den Anmerkungen, S. 1\*).

Seite

4. Surb Bartholomeos.
9. Burg Mahmudijje (Chöschäb).
12. Häuserruinen in einer Straße der Gartenstadt Van. Zeichnung von F. Frohse.
14. Tahyr-Pascha, Wali von Van. Zeichnung von E. Hanetzog.
- Zwischen S. 16 u. 17. Blick von Toprakkeh auf Vankalah, den Vansee und weit im Nordwesten den Sipandagh, im Vordergrunde Teile der Gartenstadt Van. Zeichnung von Franz Frohse nach Aufnahmen von W. Belck.
19. Die Sardursburg.
22. Die Nordseite des Vanfelsens, von Nordosten aufgenommen.
23. Die Sardursburg.
26. Die Opfernisse im Oberteil des Vanfelsens. Aufnahme von W. Belck.
27. Die Nordseite des Vanfelsens, westlicher Teil.
28. Der höchste, westliche Teil des Vanfelsens.
30. Die „Schatzgrotte“.
36. Der Verfasser und Färädj. Aufnahme von W. Belck.
39. Der Warrak und die Ebene von Westen her. Zeichnung von F. Frohse.
40. Merkwürdig geformter Fels östlich hinter dem Süden des Warrak. Zeichnung von Lucy du Bois-Reymond.
41. Die Rusas-Stele. Zeichnung von F. Frohse.
50. Die Felsspitze mit der Inschrift von Kaissaran. Zeichnung von Lucy du Bois-Reymond.
52. Das Kloster von Kochbanth. Zeichnung von F. Frohse.
53. Die Inschriften von Sighkeh.
56. Der Sipandagh. Aufnahme von W. Belck.
59. Das Mithras-Tor (Meher-kapusy). Zeichnung von Lucy du Bois-Reymond nach Aufnahmen der Expedition.
62. Felsentreppe auf Burg Haikapert. Zeichnung von F. Frohse.
63. Haipakert: Skizze der Nordmauer des Burgberges. Zeichnung von E. N. Frankland-Bell.
70. Schäkir-Agha und seine Sippe. Zeichnung von E. Hanetzog.

## Seite

72. Die Einwohner von Sikünfs. Zeichnung von A. Ratzka.
76. Landschaft aus dem oberen Zabtale. Zeichnung von F. Frohse nach einer mir von Mr. B. W. Labaree zur Verfügung gestellten Photographie.
80. Hirte aus Van im Wams aus Hammelfell. Zeichnung von E. Hanetzog.
84. Der Zerela-dagh. Zeichnung von Helfriede Haupt.
89. Murtullah-Beg und der Kaimmakam von Möks.
98. Überführung des Menuas-Kanals über den Chöschäb. Zeichnung von F. Frohse.
103. Der Vansee bei Churkum. Zeichnung von Lucy du Bois-Reymond.
106. Stein mit großen Schriftzeichen (Artamid). Zuerst veröffentlicht: Verhandlungen des 13. in Hamburg 1902 abgehaltenen Internationalen Orientalisten-Kongresses (Leiden 1903) S. 135.
108. Nordwestecke der Schlucht von Katepanths. Zeichnung von Lucy du Bois-Reymond.
121. Westlicher Teil der Südseite des Vanfelsens mit den Argistiskammern.
122. Die Argistiskammern.
123. Blick auf den Eingang zu den Argistiskammern und auf die Zitadellenstadt Van. Zeichnung von F. Frohse.
125. Die Argistiskammern: Grundriß und Schnitte. Zeichnung von E. N. Frankland-Bell unter Verwertung der Abbildungen bei A. H. Layard, Niniveh and Babylon p. 396.
- Zwischen S. 128 u. 129. Überblick über die Südseite der Vankalah nebst Zimzimdagh und Toprakkaleh. Zeichnung von Lucy du Bois-Reymond.
133. Vartaped Stephan auf seines Daches Zinnen. Zeichnung von E. Hanetzog.
135. Die zerstörte Kirche Surb Petros mit den beiden Längshälften der Stele Sardurs III. Argistichinis.
142. Die neue, dem Gotte Chutuunis gewidmete, den Inuspuas nennende Stele. Abklatsch.
144. Treppe von der Höhe der Südseite des Vanfelsens herabführend. Zeichnung von F. Frohse.
145. Die Südseite des Vanfelsens (mittlerer Teil).
146. Die Itschkalah-Felsenkammern. Grundriß und Schnitte. Zeichnung von Bruno Witwer nach den Messungen und Skizzen der Expedition.
147. Die Neftkuju-Kammern. Grundriß und Schnitte. Desgleichen.
149. Vankalah: Eingang zu den Ostkammern. Zeichnung von F. Frohse.
150. Die Ostkammern: Grundriß. Zeichnung von E. N. Frankland-Bell nach den Messungen und Skizzen von Fr. Schulz und der Expedition.
151. Die Ostkammern: Schnitte. Desgleichen.
152. Eingang zu der Ostkammer. Aufnahme von W. Belck.
154. Vankalah, Südseite: die Nische mit der zerstörten Inschrift.
156. Nische zu ebener Erde am Vanfelsen. Zeichnung von F. Frohse.
158. Unregelmäßige Nische an der Südseite der Vankalah.
160. Die Xerxes-Inschrift am Vanfelsen. Aufnahme mit Fernobjektiv.
163. Felsentreppe am Ostende der Vankalah. Zeichnung von F. Frohse.
164. Die chaldäische Feste Böstankaja. Aufnahme von W. Belck.
183. Armenische Knaben, Zöglinge der Waisenanstalt in Van.
185. Die Zigeuner von Van.
187. Der Warrak. Aufnahme bei Mondlicht.
188. Aralek. Fern-Aufnahme.
189. Transport der Rusas-Stele. Aufnahme von W. Belck.
195. Dr. Raynolds. Zeichnung von E. Hanetzog nach einer mir in Van geschenkten Photographie.
197. Ein letzter Blick auf Vankalah von Südosten.
198. Blick auf die Zitadellenstadt von Osten her.
204. Sorp am Vansee. Aufnahme von W. Belck.
210. Bitlis im Schnee.
214. Armenische Waisen (Bitlis).
215. Bitlis. Aufnahme bei Mondlicht.
216. Ali Paschas Sohn in der Tracht der Härtoschi-Kurden.

Seite

217. Bitlis: die Burgruine (im Sommer). Zeichnung von E. Hanetzog nach einer mir von Mr. Cole, Leiter der Mission in Bitlis, geschenkten Aufnahme.
221. Stockung im Schnee hinter Bitlis.
228. Syrer in Feschchabur. Zeichnung von E. Hanetzog.
229. Der Zacho-Paß. Zeichnung von F. Frohse.
230. Kojundjyk, von Mosul aus aufgenommen.
231. Nebi Junus, von Mosul aus aufgenommen.
233. Schöpfrad. Zeichnung von F. Frohse.
234. Mosul mit Kojundjyk, vom Dache der Verwaltung der Senia aus aufgenommen.
235. Mosul. Desgleichen.
236. Verstümmelter Kerub (geflügelter Stierkoloß), Kojundjyk. Zeichnung von F. Frohse nach Aufnahmen der Expedition.
241. Assyrische Darstellung eines Rundschiffes. G. Maspero, *Histoire ancienne des peuples de l'orient classique* I p. 542, nach A. H. Layard, *The monuments of Niniveh* 2<sup>nd</sup> Ser. pl. 12 Nr. 2.
251. Blick auf die den Turm bergende Pyramide von Nimrûd. Zeichnung von F. Frohse.
252. Salmanassar III. Brit. Mus. Klischee nach Photographie Mansell.
253. Nebostatue mit Inschrift, die Semiramis nennt. Desgleichen.
254. Statue im Nebotempel zu Kalach-Nimrûd. Vorder- und Rückansicht. Zeichnungen von Lucy du Bois-Reymond.
255. Zwei Königstelen aus der Stelenreihe von Assur. Mitteil. der Deutschen Orient-Gesellschaft Nr. 42 (Dez. 1909) S. 36, „Die historische Semiramis und ihre Zeit“ (Tübingen I. C. B. Mohr 1910), S. 5 und W. Andrae, *Die Stelenreihen in Assur* (24. Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft, 1913), Tafel XIV. Es sind die Stelen Assur-reš-iši's II. (links) und Tiglatpilesers II. (rechts).
261. „Sic transit gloria mundi“ (Keruben, Nimrûd).
- 262 u. 263. Bronzene Henkelfigur: Sonnengottheit in geflügelter Sonnenscheibe. Vorder- und Rückseite. — Klischee nach Photographie des im Berl. Mus. befindlichen Originals, zuerst von mir veröffentlicht, *Materialien* 87, Fig. 57 u. 58.
265. Medaille aus getriebenem Gold, von der Expedition ausgegraben auf Toprakkaleh bei Van. Jetzt Eigentum der Kgl. Museen, Berlin. Klischee nach Photographie des Originals nach Messerschmidt, *Ämtliche Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen* XXXI, Nr. 3 (Dez. 1909), Sp. 53, Abb. 31.
267. Der Felsen mit dem Ausgang des Tunnels „Ngûb“.
268. Der Ngûb-Tunnel (Mat. Tafel VI).
273. Arbela (Erbil). Skizze. Zeichnung von F. Frohse.
275. Felsentor (Eintritt in die „zweite Bergkette“). Skizze. Zeichnung von F. Frohse.
276. Die Nische mit der Skulptur am Felsen von Herfr-Batas. Verh. des Hamburger (XIII.) intern. Orientalisten-Kongreß (Leyden 1903), S. 137, Fig. 6.
- 278 u. 279. Die Skulptur von Herfr-Batas.
280. Oberteil der genannten Skulptur (Skizze). Zeichnung von Lucy du Bois-Reymond.
281. Skizze der Kopfbedeckung und des Schriftzeichens (?). Zeichnungen von E. N. Frankland-Bell. Die Abbildungen S. 280 u. 281 nach meinen Notizen und Skizzen.
285. Straße in Rowandûz. Zeichnung von F. Frohse.
286. Landschaft unmittelbar vor Rowandûz.
292. Die Stele von Topzauâ (Kel-i-gaur). Östliche Breitseite mit der chaldäischen Inschrift. Zeichnung von Helfriede Haupt.
294. Der Kel-i-gaur aus dem Sockel genommen am Boden liegend.
297. Berglandschaft um die Stele von Topzauâ: die Berge im Südosten.
300. Blick von der Stele von Topzauâ auf die Hügel mit der Kuppe, auf der der Tempel und der Palast von Mußafir belegen waren.
302. Frühstück mit Hassan-Agha an der liegenden Stele.

## Seite

303. Topzauä und die zum Kelischin weiterführende Straße.  
 305. Chalderstraße: Durchhau durch den Felsen am Burghügel von Mußafir.  
 306. Siegel Urzanas von Mußafir. Nach François Thureau-Dangin, Une relation de la huitième campagne de Sargon. Paris, Paul Geuthner 1912. (S. unten zu „S. 344“).  
 316. Basch-kal'ah am Zab Albag.  
 318. Täbriz von erhöhtem Standpunkte aus.  
 344. Erstürmung des Tempels von Mußafir durch die Assyrer unter König Sargon. Wie zu Abb. auf S. 306. Beide Klischees vor dem Kriege mit Genehmigung des Verfassers vom Verleger zur Verfügung gestellt.  
 350. Bereitung von Butter im Burdjuk. Zeichnung von F. Frohse.  
 352. Alter und jetziger Lauf des Tigris bei Jarymdja unter Verwertung einer, den alten Tigrislauf nicht berücksichtigenden Skizze bei A. Billerbeck und Alfred Jeremias, Beitr. z. Assyriologie III (1898), Tafel II, hinter S. 188.  
 355. Ufermauer des Chausser an der Südsüdostseite von Kojundjyk.  
 356. Die Anschwemmungen am östlichen Tigrisufer im Gebiet der Chaussermündung von Mosul aus gesehen. Im Mittelgrunde Kojundjyk.  
 357. Die auf Abb. S. 356 wiedergegebenen Anschwemmungen von einem mehr tigrisabwärts befindlichen Standort aufgenommen.  
 362. Der (vom Chausser) durchbrochene Abschnitt des Südwestwalles von Niniveh. Von außen (Südwesten) her gesehen. Zeichnung von F. Frohse.  
 370. Die Skulpturen von Malthai (Erste Gruppe).  
 371. Die Skulpturen von Malthai (Zweite Gruppe).  
 372. Die Skulpturen von Malthai (Vierte Gruppe).  
 386. Situationsskizze von Za'afaran. Klischee nach Zeichnungen und mit Erläuterungen des Verfassers nach „Verhandlungen d. Berl. anthrop. Ges.“ 1899 S. 595.  
 424. u. 425. Bronzetore Salmanassars III. von Balawat. Platte D (J) Abschnitt 6 u. 7. Nach E. Unger, Zum Bronzetor von Balawat (1912) Taf. III.



DRITTES BUCH.

**DAS TÜRKISCHE  
OST-ARMENIEN.**



## Siebzehntes Kapitel.

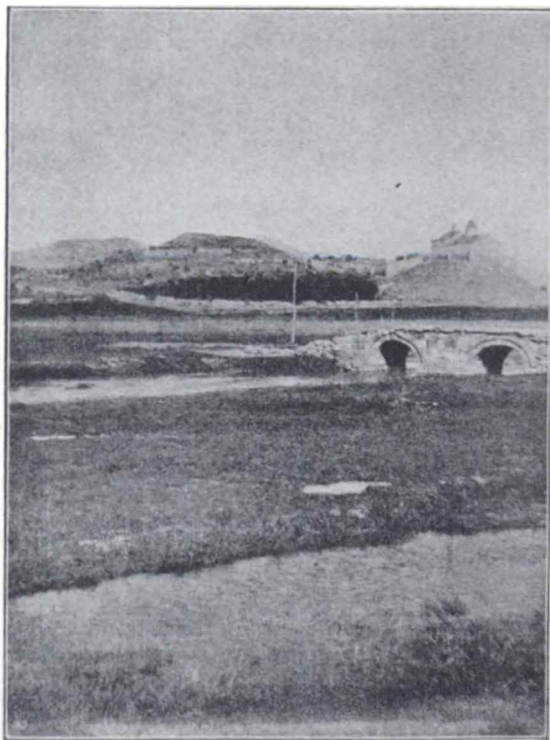
### Nach Van.

Surb Bartholomeos. — Die türkische Grenzwahe. — Verschiedenfarbiges Gestein an armenischen Kirchen. — Das Grab der tausend Armenier. — Armenischer Erntebrauch. — Baschkala. — Der Kadi. — Der Rückmarsch des Lukullus von Artaxata nach Nisibis. — Elasan. — Ein Märchenerzähler. — Über den Tschuchpaß. — Blick auf das Warrak-Gebirge und den Vansee. — Der Chöschab. — Schloß Mahmudiye. — Nachleben babylonischer Zählweise und Zeitmessung. — Das Kloster Jedy Kilissa. — Trinkwasser aus dem Keschisch-Göl. — Erster Anblick des Vansees und des Vanfelsens. — Die Häuserruinen. — Beim Mo'awln. — Dr. Reynolds. — Der Wali Tahyr-Pascha.

Die Schilderung des Aufenthaltes in Van und der Forschungen in Van, der einstigen Hauptstadt des Chalderreiches, und in deren engerer und weiterer Umgebung sind nach unserem Plane (Bd. I, S. 30ff.) dem zweiten Bande vorbehalten worden, und so schließt sich das vorliegende dritte Buch zeitlich an das Ende des ersten (Bd. I, S. 323) an, wo wir die Expedition unmittelbar nach Überschreitung der persisch-türkischen Grenze auf dem Wege nach Van, vor der Grenzstation Surb Bartholomeos, auch türkisch nach dem dortigen Kloster kurzweg Dêr genannt, verließen.

Auf dem ganzen etwa sechsständigen Wege von der Grenze bis zu diesem Dorfe begegneten wir nicht einer Menschenseele, ja, außer einigen wenigen Vögeln überhaupt nichts Lebendigem: eine ungeheure Öde. In Dêr (2100 m) wurden wir von den Offizieren der aus zweihundert Infanteristen bestehenden türkischen Grenzwahe sehr freundlich aufgenommen und warm bewillkommnet (Mittwoch, 21. September 1898). Unsere Ankunft war, wie sie uns mitteilten, aus Konstantinopel schon seit längerer Zeit angekündigt, und schon hier begegneten wir, wie später fast überall, selbst bei Kurden, einer besonderen Wertschätzung und Betonung der deutsch-türkischen freundschaftlichen Beziehungen. Von dem Interesse und der Freude, die die Reise

unseres Kaisers selbst in diesen entlegenen Teilen des türkischen Reiches erregt hatte, macht man sich schwer eine Vorstellung. Die uralte schöne Kirche Surb Bartholomeos fanden wir verödet und teilweise zerstört. Sie zeigt den für den armenischen Kirchenbau charakteristischen Wechsel weißen und dunkelfarbigem



Surb Bartholomeos.

und dunkelfarbigem — hier, wie meist, schwarzen — Gesteins: eine, wie wir sehen werden, von den Chaldern übernommene Eigentümlichkeit.

Die Keilinschriften, die nach einigen Gewährsmännern, wie so häufig (Bd. I, S. 3), in der Kirche eingemauert sein sollten, waren trotz eingehender Nachforschungen nicht zu finden, wie das auch Erzbischof Sâhak in Täbriz (Bd. I, S. 191 f.) vorausgesagt hatte; sie sind hier offenbarniemals vorhanden gewesen. Sichtlich lag auch hier wieder eine Verwechslung mit den alten armenischen Inschriften vor, die

in großer Zahl auch an den Außenwänden der Kirche angebracht waren.

In einem Nebenraum der Kirche, einer Art Sakristei, befindet sich fast zu ebener Erde das Grab des heiligen Bartholomäus, bezeichnet durch eine Inschrift auf weißer Marmortafel.

Als Sims über dieser Tür zum Eingange, an einer Stelle, wo solche Keilinschriften mit besonderer Vorliebe angebracht werden, fanden wir unter dem Gipsbewurf einen Schriftstein verwendet. Da dies eine sehr beliebte An-

bringungsart gerade für die chaldischen Schriftsteine ist, so mag das zur Bildung des obigen Irrtums beigetragen haben. In Wahrheit trug dieser Stein auf der einen Seite eine ältere armenische Inschrift, auf der anderen ein christliches Kreuz. Am nächsten Morgen sah ich die Sonne über dem lieblichen Zabtale aufgehen, und bald darauf wurde nach Baschkala aufgebrochen. Vorher erregte eine Frau, die in primitiver Weise Butter bereitete, mein Interesse. Auf einer zusammengerollten Decke kippte sie einen oben mit einer Blase zugebundenen durchlöchernten Krug auf und ab, den sie an dem unteren spitz zulaufenden Ende in Händen hielt.

Unweit Dêr wurde uns verstohlen die Stätte gezeigt, wo von den Kurden Schäkîr Aghas (den wir später in seiner Heimat im Gau Schatag südlich des Vansees kennen lernen sollten) unter flüchtigen Armeniern, hauptsächlich Revolutionären und von ihnen verführten Einwohnern von Van, die alle zur Zeit der Metzeleien des Jahres 1896 über die persische Grenze hatten flüchten wollen, ein schauerliches Blutbad angerichtet wurde.

Wir waren noch keine Stunde geritten, als von den nahen Feldern ein Armenier auf uns zustürzte, dicht vor das Pferd eine Garbe hinsetzte und um eine Gabe bat: ein Erntebrauch, dem wir in kurzem mehrmals begegnen sollten.

Offenbar ist es dieselbe Sitte wie das Binden mit dem Erntekranze, wie es in manchen Gegenden Deutschlands üblich ist. Auch dort wird die Bindung durch ein Trinkgeld gelöst. Dem wohl altindogermanischen Brauche wird „der schöne Gedanke“ zugrunde liegen, „daß der Müßige sich von der Pflicht loskaufe, an der Bergung der Gottesgabe Hand anzulegen, durch eine Gabe zu Ehren der Gottheit, die sie dann dem Fleißigen überläßt“.

An Italien und an primitive Zustände überhaupt gemahnten nahe vor Baschkala die Frauen, die, die Spindel in der Hand, den Faden drehten — die beste Erläuterung für die Bedeutung und die Unentbehrlichkeit des die Spindel beschwerenden steinernen oder tönernen Wirtels, eines der häufigsten archäologisch-prähistorischen Fundstücke.

Baschkala, die Hauptstadt des Sandjak Hakk(i)ari, das vormals zeitweilig ein selbständiges Wilajet bildete, liegt 2380 m hoch am Fuße einer Bergkette, überragt von einem Felsrücken, der ihre Befestigungen trägt.

Als Angestelltem der Dette publique begegnete ich hier zum ersten Male einem Armenier, der seinen Glauben abgeschworen hatte und zum Islam übertreten war.

Ein neuer Mutessarrif wurde in den nächsten Tagen erwartet; inzwischen wurde er durch Mehmet Thalid vertreten, einen Kadi, der dem in unseren Vorstellungen lebenden Typus genau entsprach: mit schlauer Adlernase, im roten Fez mit weißem Turban. Bei ihm, der uns als Chef der Behörden empfing, war ein Araber aus Aleppo in der malerischen Beduinentracht. Er

war Kaufmann und hatte fünftausend Hammel in Dijarbekir und Aleppo gekauft, die unter militärischer Bewachung ihrer Bestimmung zugeführt werden sollten.

Im übrigen hielten wir uns in Baschkala nur so lange auf, als nötig war, um uns den Behörden vorzustellen, die geographische Breite zu nehmen und die malerisch gelegene Bergstadt zu fotografieren.

Die Strecke von Salmas bis Baschkala, die hinter uns lag, bildete einen Teil des Marsches, den Lukullus zurücklegen mußte, als er bei dem Vormarsch auf das beinahe schon erreichte Artaxata durch seine Soldaten zur Umkehr gezwungen wurde und nun „durch andere Pässe, als durch die er nach Norden von Tigranokerta her gezogen war“, durch den Taurus zurückkehrte (Bd. I, S. 522).

Anders als Lukullus, der im Tal des großen Zab vordringend bei Djezirah (S. 363 ff.) den Tigris überschritt und auf Nisibis marschierte, wandten wir uns den gewaltigen Bergketten zu, die Baschkala von der Ebene von Van trennen, und suchten noch am Nachmittage des 22. September, unseres ersten vollen Tages auf türkischem Gebiet, so nahe wie möglich an den Beginn des eigentlichen Anstiegs zu gelangen. Das oben über dem Tal des Zabs gelegene Elasan hatte schon im Jahre 1898 meinem Reisegefährten eine ungewöhnlich wenig gastliche und mißtrauische Aufnahme bereitet. Inzwischen war auch über diese entlegene Ortschaft die traurige Leidenszeit hereingebrochen. Damals hatte das Dorf 44 armenische und 10 kurdische Häuser, jetzt 34 kurdische und 8 armenische. Die Einwohner dieser 8 Häuser hatten sich zur Zeit der Metzelen 1896 nach Baschkala geflüchtet und waren dann später zurückgekehrt. Von denen der 36 anderen armenischen Häuser hatte man nie wieder etwas gehört. Man wußte nicht, waren sie nach Persien entkommen oder gemordet, und deckte etwa jene Grabstätte der „tausend Flüchtlinge“ auch ihre Gebeine? So war es nicht verwunderlich, daß Aufnahme und Empfang auch diesmal zu wünschen übrigließen; doch konnten wir es uns in demselben Raume, den mein Reisegefährte vor sieben Jahren bewohnt hatte, durch ein tüchtiges Feuer (wir befanden uns etwa 6000 Fuß über Meereshöhe) behaglich machen, obgleich sämtliche Fensterscheiben fehlten und die Luken nur mit Stroh verstopft waren. Ein armenischer Märchenerzähler aus dem Dorfe unterhielt uns stundenlang. Leider war ich zu ermüdet, um Aufzeichnungen zu machen, und erinnere mich nur, daß in einer Geschichte dieselbe List, die uns von Dido her bekannt ist, eine Rolle spielte: das Zerschneiden der Ochsenhaut, die als Maßstab für ein Stück Landes gelten sollte, in kleine, ein beträchtliches Gebiet umschließende Streifen.

Als wir uns am nächsten Morgen nach einer schlechten Nacht, an der

neben den ständigen kleinen Störern die Höhenluft ihren Anteil haben mochte, bei wundervoller Himmelsbläue in Bewegung gesetzt hatten, sahen wir auf den Feldern außer Armeniern, die wiederum den oben geschilderten Erntebrauch übten, alsbald auch Kurden bei der Feldarbeit beschäftigt.

So führte unser Weg fast fortwährend durch fruchtbares Gebiet, teils zwischen Feldern, die abgeerntet wurden, teils zwischen Stoppelfeldern hin, bis wir nach etwa zwei Stunden zwischen Felsen den eigentlichen Aufstieg zum Tschuchpaß begannen.

Zu unserer Linken lag in einiger Entfernung am Fuße hochragender Felsen das Dorf Tschuch. Ein Eseltreiber, der uns nachkommt und mich anredet, teilt mir mit, es sei ganz von Juden, seinen Stammesgenossen, bewohnt. Meine Lederjacke befühlt er und sieht mir, da ich zu Pferde Notizen mache, ins Buch. Unser kurdischer Geleitsmann kontrolliert genau, ob ich die Namen von Dörfern, Wasserläufen, Bergen, nach denen ich ihn frage, auch richtig notiert habe. Mit einer Anzahl stark bewaffneter kurdischer Reiter, die abwärts vom Wege halten, entspinnt sich das bekannte Hin und Wieder der Anrufe (Bd. I, S. 255), mit reichlichem „Worre! worre!“, „Komm, komm!“

Wir sind inzwischen — es ist bald 10 Uhr —, dem Telegraphen folgend, in ein großartig wildes Seitental vorgedrungen. Rechts neben und über uns ein rotes Felsenmeer, gegenüber links eine schräge graue Felswand, tausendfach gerieft. Von ihr stürzt ein kleiner Bach mit starkem Gefälle hinab.

Seitlich und rückwärts trifft der Blick die vormals grünen, jetzt längst verdorrtten Matten des Alpenhaupttales. Immer steiler bergauf, wilder und wilder die roten Felsblöcke, die schließlich beiderseits erscheinen. Auch die Straße ist hier kunstvoll aus diesem roten und aus schwarzem, gleichfalls am Wege liegendem Gesteinegebaut. Nun ein Engpaß, zwischen schwarzgrauem, tausendfach wie in Quadern zersprungenem Gefels. Darin rechts die riesige natürliche Nische Sakal-Tutan, so regelmäßig, daß man glauben könnte, sie sei künstlich angelegt. Jetzt ein rauhes, mit rotem und grünlichem Gestein reichlich beständenes Plateau, auf dem wir um 11 Uhr das Haus an der Paßhöhe erreichen, über dessen Eingang auf gelblicher Marmortafel eine sechszeilige moderne türkische Inschrift angebracht ist.

Hier wird gerastet, die Höhe mit dem Kochbarometer gemessen (2687 m) und für die Breitenbestimmung die Mittagstunde abgewartet.

Gegen 1 Uhr geht es weiter. Nicht lange und der scharf gezackte Warrakdag, das Wahrzeichen und die östliche Schranke der Ebene von Van, wird in der Ferne sichtbar, und über seinem nördlichen niedrigen Teil zeigt sich die Spitze des Sipan-dagh, der vom Nordwesten des noch lange unsichtbaren Vansees herübergrüßt. Beide erheben sich aus und hinter einem Gewimmel niedriger Höhen, in deren anscheinend stark vulkanisches Gebiet

wir nun hinabsteigen. Das Gelände wird etwa in der Mitte in ostwestlicher Richtung durchschnitten durch das tiefe Tal des Chôsch-âb (Kühlwassers), der sich südlich in den Vansee nahe seiner Ostecke ergießt. Diese herrlichen Ausblicke genießen wir von dem westlichen Zugang des Tschuchplateaus, das als die eigentliche Paßhöhe zu betrachten ist. Auch unser heutiges Ziel, die Burg Chôschâb, wird in der Ferne im Nordwesten sichtbar.

Nach 12 km kräftigen Abstiegs sehen wir, daß sich vom Ostabhang des Warrak in vielfachen Stufen übereinander jene seltsamen vulkanischen Böschungen in die Ebenen ziehen, die ich im Kuratal auf der Fahrt nach Dalljar beobachtet hatte (Bd. I, S. 117).

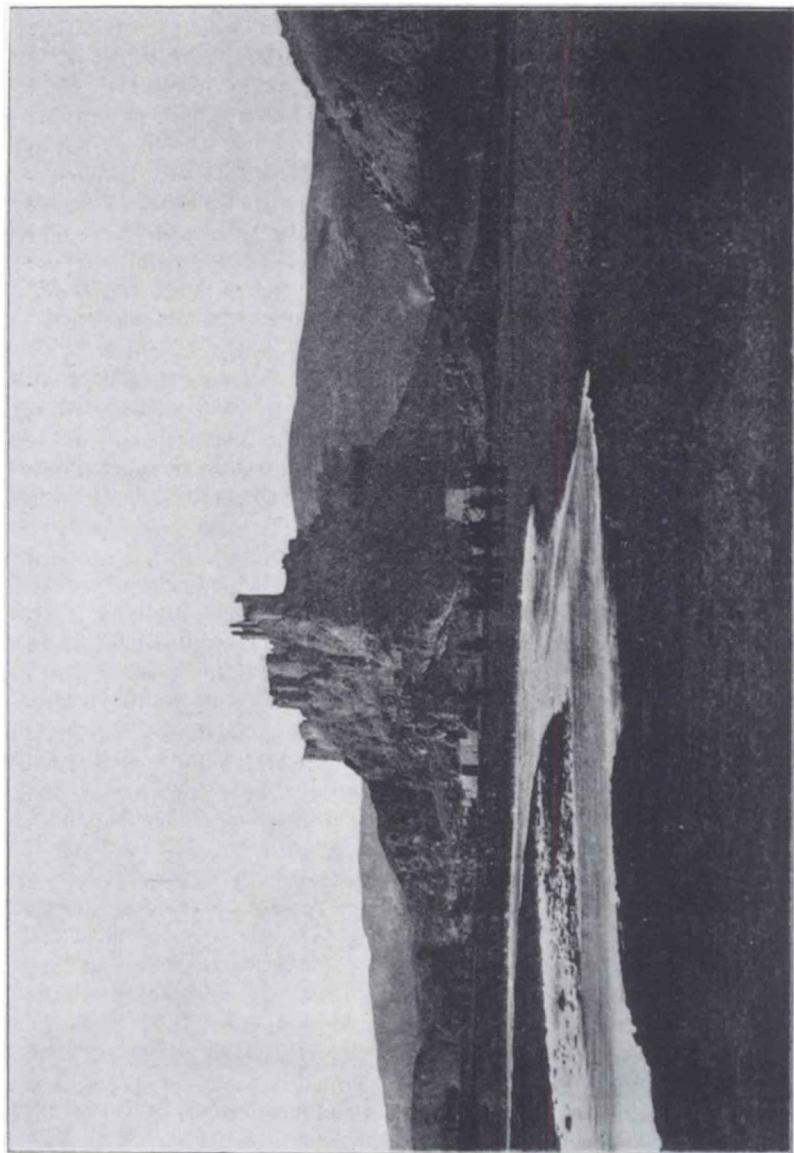
Im Trabe geht es nun (3½ Uhr) in die Tiefe zum Chôschâb hinab: vor uns auf der zweiten Böschungsstufe Dorf und Burg Chôschâb. Zu unserer Linken das Bett des Chôschâb. Anfangs trocken. Aber bald senden ihm vom unteren rechten Ufer mehrere schöne, schilfbewachsene Erdquellen ihr klares Wasser zu, so daß er nun lieblich plätschernd zwischen weichen blumigen Wiesen dahinfließt, eine freundliche Unterbrechung der dürren Öde. Bald erweitert sich das Tal, und zu unserer Rechten sehen wir einen weit wasserreicheren stark gewundenen Quellarm des Chôschâb, den wir nach wenigen Minuten kurz oberhalb seiner Vereinigung mit dem linken Quellarm durchschreiten. Gleich darauf treffe ich — mein Reisegefährte war üblicherweise vorausgeritten — mit einem Fähnlein von Offizieren und Soldaten zusammen, die uns der Wali zur Begrüßung entgegengesandt hatte und mit denen vereint wir an dem lieblich sich schlängelnden Flusse entlang sprengen auf die alte Burg Chôschâb zu, die trotzig und malerisch das Tal verriegelnd vor uns liegt. Von ihr werden bei sinkender Sonne noch rasch zwei trefflich gelungene Aufnahmen gemacht, und um 5 Uhr 40 langen wir bei dem Kaimmakâm, einem freundlich milden alten Herrn, an.

Unsere Aufmerksamkeit wurde so gut wie ausschließlich von der auch Mahmudiye genannten Burg in Anspruch genommen, die sowohl nach ihrer Lage auf einem zur Zwingburg von der Natur bestimmten schroffen Felsen (viel Andesit) wie in der großartigen und überkühnen Anlage ihrer Baulichkeiten auch nach ihrer Zerstörung auf den Beschauer und Besucher überwältigend wirkt.

Geschichte und Sage umweben die Stätte.

Von den kühnen Zügen, die der Kurde Suleiman Beg von diesem seinem Raubneste her ins Land unternahm, von der Belagerung, die er hier allen Anstrengungen der Feinde zum Trotz monatelang durch Kühnheit und List erfolgreich aushält, weiß der armenische Geschichtschreiber Arakel von Tauris zu berichten. Die Stelle, von der aus sich damals einer der Belagerten,





**Burg Mahmudiye (Chöschar).**

um Hilfe zu holen, gleich dem Grafen von Regenstein in die gähnende Tiefe hinuntergelassen hatte, erkletterte mein Reisegefährte. Wenn man uns als Tatsache berichtete, die Burg habe 360 Zimmer, woran in Wahrheit nicht zu denken war, und ihrem Eigentümer hätten 360 Dörfer gehört, so begrüßte ich das als einen neuen Beleg für das Fortleben uralter babylonischer Einflüsse auf dem Gebiete des Zahl- und Maßwesens wie in der modernen Wissenschaft so im Volksmunde des Orients. Denn die Babylonier waren es, die bereits im dritten vorchristlichen Jahrtausend die Jahresbahn der Sonne nach der Zahl der Monate in 12 Hauptteile und jeden nach der Rundzahl der Monatstage in 30 Teile trennten und so für einen größten Himmelskreis und damit für den Kreis überhaupt die Einteilung in 360 Grade schufen.

Wichtiger aber war für uns die Überlegung, daß die Chalder, die einst diese Gebiete beherrscht hatten, diese natürliche Talsperre schwerlich unverwertet gelassen hatten. Denn wenn auch die Route Salmas-Baschkala wegen der beschwerlichen zum Tschuchpasse hinaufführenden Felsenwege und Engen (ohne-dabor) für ein größeres Heer nicht gangbar gewesen sein wird, so mußte doch gegen Überfälle kleinerer Häuflein von dieser Seite Vorsorge getroffen werden.

Auch gab es für die Überwachung der Untertanen in diesen Gebieten keine günstigere Stätte als diesen „Schroffenstein“. So konnten wir, wenn das Glück gut war, einen chaldischen Schriftstein, etwa in der Burg eingemauert, zu finden hoffen. Aber die Hoffnung war eitel. Inschriften gab es wohl, aber nur solche neueren Datums in persischer Sprache: eine, sechszeilig, Suleiman nennend, an dem Portal des Wasserreservoirs der Burg, das oben beiderseits mit Löwen verziert ist, auf einer schön umrahmten Bronzeplatte eingegraben; zwei andere je zweizeilig auf den beiden äußeren der drei Bogen der stattlichen, über den ansehnlichen Chôschâb gespannten Brücke.

Bei ihrer Kopie ist mir der eine der Gensdarmerie-Offiziere freundlich behilflich.

Daß aus der Burg alle Balken von den Kurden zu anderem Gebrauch entfernt waren, obgleich sie einem türkischen Beg gehört, verdient Erwähnung.

Der Burg und ihrer Umgebung hatten wir die Abendstunden und nach ergiebigem, ausnahmsweise ungestörtem Schlafe den frühen Morgen des 24. September, der uns nach Van, dem ersehnten Hauptziele unserer Reise führen sollte, widmen können.

Bald nach 10 Uhr verlassen wir Chôschâb, passieren die Brücke, die zum Teil aus schwarzem und weißem Gestein zusammengesetzt ist, wie die Kirche Surb Bartholomeos und reiten an der linken Talseite zunächst stark bergauf. Nicht lange und wir kommen an einem höchst seltsam, gleich dem Rachen

eines Ungeheuers geformten, roten Felsstück vorbei, das aus einem grasigen Erdhügel dräuend hervorschaut, begegnen einer schwarz verschleierten Türkin und etwas später dem Gepäck des neuen Mutessarrif von Baschkala, um uns alsdann an einer besonders schönen Partie zu erfreuen.

Das zuletzt sehr breite, von dem Bette des Chôschâb, wenn auch nicht von seinem Gewässer ganz ausgefüllte Tal verengert sich, und der felsige Weg führt eine Strecke weit hoch über den klargrünen Windungen des Flusses dahin. Eine halbe Stunde später wird der Chôschâb unterhalb einer hochbogigen Brücke durchritten, und es geht an der rechten Talseite wieder bergauf mit Blicken in das nun dunkelgrüne, aber unklare Stromgewässer.

Nachdem sich der Wechsel von Talbreite und romantischer Verengung nochmals wiederholt hat, zweigt sich der Weg nach Van westnordwestlich von dem Tal des Chôschâb ab, das in seinem unteren Teile den Namen des „Tales des Armenier“ (Hayoths-dzôr) führt und in das uns noch manche Blicke verstattet sind: so sehen wir kurz nach  $\frac{1}{2}$  2 das der berühmten Feste Haikapert benachbarte Dorf Astwadzaschên liegen. Bald darauf erblicken wir zu unserer Rechten bereits die Ostabhänge des Warrak-Gebirges und machen so nahe vor dem Eintritt in die Ebene von Van Mittagsrast in einem Dorfe, das den in Armenien nicht seltenen Namen Norkiugh (Neudorf) führt.

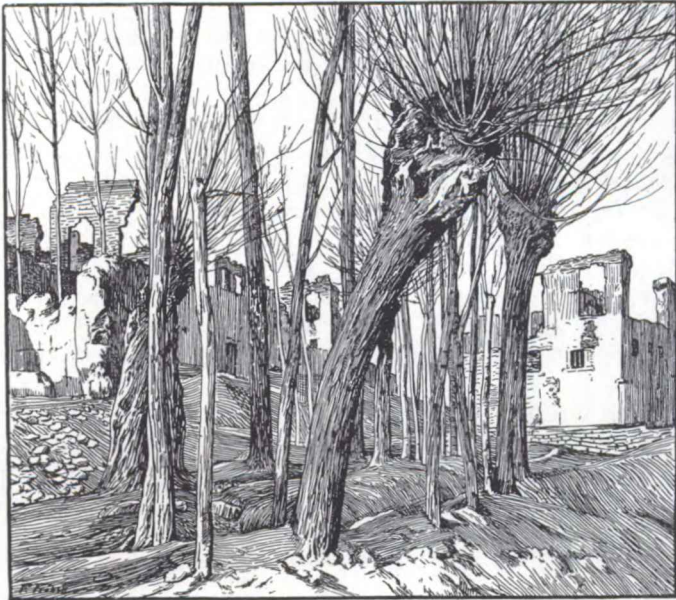
Daß wir uns hier in historisch geheiligter Nachbarschaft befanden, wurde mir klar, als ich nach dem Ursprung des uns gereichten Trinkwassers fragte. Es komme aus dem Priestersee, dem Keschisch-Göl, dem von dem Chalderkönig Rusas I. für die Neugründung von Van angelegten Stausee, und zwar aus dessen südlichem, unter dem Ostabhang des Warrak entlang geleiteten Abflusse, der dann verschiedene Arme auch nach Südosten entsendet (Bd. I, S. 10, unten S. 46 ff.).

Um 4 Uhr aufgebrochen, erblicken wir nach Überschreitung einer Höhe zu unserer Rechten im Vordergrund am Hange des Warrak das berühmte Kloster Jedy Kilissa („Siebenkirchen“) und vor uns in der Ferne zum erstenmal in hellem, meergrünem Schimmer den Spiegel des Vansees. Er verschwindet wieder, um bald, und mit einem stattlichen Stücke, sichtbar zu werden, hinter ihm im Nordwesten der Sipan-dagh. Eine Felsecke verhüllt ihn wieder, aber jetzt tritt er ganz hervor und südlich ihm vorgelagert der Felsenrücken des Zitadellenberges, einst des chaldischen Götter- und Königssitzes, an seinem Fuße, östlich davon, also uns zugewandt, die Zitadellénstadt.

Die Sonne, die uns diesen herrlichen, niemals zu heißen Septembertag mit seiner strahlenden Himmelsbläue geschenkt hat, ging zur Rüste, und von

dem lange am Himmel stehenden Halbmonde bestrahlt, sendet der weißlich schimmernde See vor Vankalah ein grüßendes Leuchten zu dem erwartungsvollen Ankömmling hinüber.

Noch wird das armenische Dorf Kur(u)basch durchritten, in dessen Priester uns einer der eifrigsten Helfer im Aufspüren chaldischer Keilschriften erstehen sollte, und kurz nach 7 Uhr erreichen wir die Gartenstadt



Häuserruinen in einer Straße der Gartenstadt Van.

Van, in deren Zentrum wir bei dem Mo'awin Aufnahme finden, dem christlichen Assistenten, der nach den Bestimmungen dem Wali in denjenigen Provinzen beigegeben wird, die einen gewissen Prozentsatz christlicher Bevölkerung haben.

Wir durchreiten die Straßen in der Finsternis, die, wie stets in diesen Breiten, der Dämmerung aufs schnellste gefolgt ist. Nur schemenhaft treten die Umrisse der Gebäude hervor. Aber was ist das? Grauensvoll öde Fensterhöhlen? Und wieder und wieder. Narrt uns das Dunkel? Hat eine Feuersbrunst die ganze Straße zerstört? Aber die Bäume sind ja verschont, und kein Haus stößt unmittelbar an das andere. Und mehrere Straßen,

ein ganzes Quartier zeigt diese Verwüstungen. Das sind, wie man uns leise zu verstehen gibt, die stummen Zeugen des furchtbaren Geschickes, das über die Armenier von Van vor 2 Jahren hereingebrochen war.

Wir zählten nachmals an einer Seite einer einzigen Straße 37 solcher Ruinen!

Mit stark gedämpften Gefühlen betrete ich ein stattliches Haus mit großartiger Empfangshalle im ersten Stock, in der uns der Mo'awin des Wilajets Van, Howhannes Georgian (spr. Keorkian) Ferid Bojadjian aus Aintâb, herzlich willkommen heißt.

Mit meinem bereits vorausgeeilten Reisegefährten konnte ich die Mitteilung von einem beiderseitigen kurz vor der Ankunft in Van erfolgten Sturz mit dem oder vom Pferde austauschen.

Während aber der meinige ohne jedes Unbehagen vorübergegangen war, hatte mein Reisegefährte eine tiefe Ohnmacht zu überstehen, in die er während des trefflichen Mahles, nachdem er über Rückenschmerzen geklagt hatte, nochmals verfiel. Mochte Überanstrengung bei knapper Ernährung und reichlichem Willkommstrunk, wie unser Wirt betonte, ihren Anteil daran haben, so war doch die lange Dauer der Bewußtlosigkeit besorgniserregend. Sie gab mir Anlaß, in Eile an Dr. Raynolds, den Leiter der amerikanischen Mission in Van und Arzt von Beruf, zu schreiben und ihm zugleich unser Empfehlungsschreiben von Labaree's aus Urmia zu senden. Da es aber bei der späten Stunde und der bedeutenden Entfernung der Mission zweifelhaft war, ob er noch würde kommen können, so wurde gleichzeitig zu einem türkischen Arzte gesandt, der zum Glück nichts Ernstliches fand. Es handelte sich offenbar nur um eine kleine schmerzhaft Sehnenzerrung. So hob sich die Stimmung wieder, und keiner dachte daran, in dem doppelten Sturz an der Schwelle von Van ein böses Vorzeichen zu erblicken.

Der folgende Vormittag, ein Sonntag, galt den offiziellen Besuchen. Im Augenblick, da wir abfahren wollten, erschien Herr Dr. Raynolds und lud uns, nachdem er sich überzeugt, daß seine ärztliche Kunst kaum noch vonnöten, freundlicherweise zugleich im Namen seiner Frau, ein, in einem gegenwärtig leerstehenden Hause der Mission zu wohnen und unsere Mahlzeiten gegen Zahlung einer bescheidenen Pension an ihrem Tische einzunehmen — ein freundliches Anerbieten, dem wir nach wenigen Tagen um so eher folgten, als wir dem Mo'awin, der zudem, wie alle Beamten, mit seinem Gehalt von 50 Lira türkisch seit 11 Monaten im Rückstand war, nicht lange beschwerlich fallen durften.

Da wir hören, der Wali sei krank, so geben wir nur unsere Karten ab und fahren dann zum Divisions-General (Ferig), namens Munîr-Pascha,

von dem in erster Linie die für unsere Forschungen sehr wichtige Erlaubnis zum Zutritt zur Zitadelle abhängt. Sie wird nach Einsicht in unsere Teskeré's bereitwillig gewährt.

Während der Unterhaltung erscheint ein Herr in Zivil, von allen ehrerbietig begrüßt und auf den Ehrensitz zur Rechten des Generals ge-



Tahyr-Pascha, Wali von Van.

leitet — der Wali Tahyr-Pascha, der sich trotz seines Unwohlseins aufgemacht hat, uns zu begrüßen. Diese erste Liebenswürdigkeit war bezeichnend für das gütige, unsere Bestrebungen nachhaltig fördernde Verhalten, das der treffliche Mann — einer der wenigen türkischen Würdenträger, die es mit ihrem Amte ernst nehmen und den Moslims wie Christen in gleicher Weise ihre ehrliche Fürsorge angedeihen lassen — trotz mannigfacher Schwierigkeiten, die ihm erwachsen, uns gegenüber allezeit beobachtet hat.

So erhalten wir denn auch von vornherein den gewinnenden Eindruck einer von ernstem Wohlwollen und würdevoller Güte getragenen ehrenhaften Persönlichkeit.

Albanese von Geburt, von kräftigem Körperbau, das mächtige Haupt von grauweißem Barte umrahmt, erschien er auch in seinen Zügen als ein ins Mildere, Weichere übersetzter Treitschke. Er hat uns nachmals gestattet, ihn zu photographieren, wozu er die Staatsuniform anlegte, die er nur bei den feierlichsten Gelegenheiten trug. Leider erhielten seine Züge bei der zu langen Exposition etwas Gezwungenes.

Wir besuchten dann noch den persischen und den Vertreter sowohl des russischen wie des englischen Konsuls, welch letzterer tags zuvor einen Ausflug zum Sipan-dagh angetreten hatte. Sein Vertreter hatte uns bereits am Morgen die lang entbehrten Nachrichten, Briefe aus der Heimat und von den Freunden in Tiflis, behändigt. Sie lauteten gut. So konnten wir freien Herzens unsere Arbeiten beginnen.



## Achtzehntes Kapitel.

### Beginn der Arbeiten in Van.

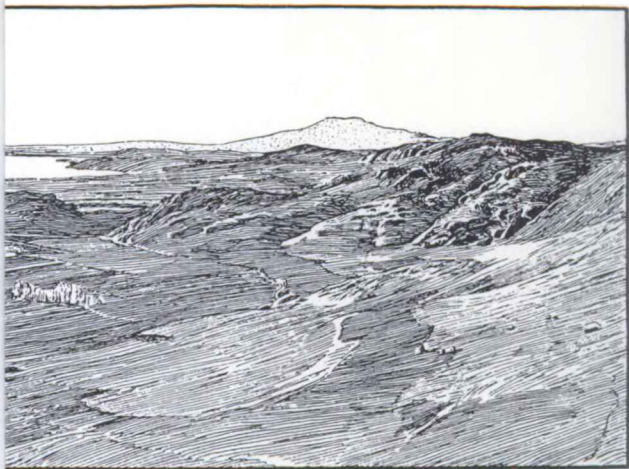
Van als Doppelstadt. — Die Inschrift am Täbriz-kapyssy. — Die Sardursburg. — Die Opfernische auf dem Vanfelsen. — Die Genealogie der ältesten Herrscher von Van. — Die Menuas-Dynastie. — Die „Schatzgrotte“ mit der Inschrift Sardurs III. — Die drei Menuastafeln. — Erster Besuch der Zitadelle. — Inschriftenfund. — Der Felsensaal des Menuas und seine Inschrift. — Inschriftliche Entdeckungen in den Kirchen von Van. — Menuas als erster Begründer der Stadt Van.

Van ist eine Doppelstadt. An der Südseite des von Osten nach Westen verlaufenden, aus Marmorkalk bestehenden isolierten Rückens, der heutzutage die türkische Zitadelle trägt, liegt die eigentliche ummauerte Stadt Van, mit meist engen Gassen, den Wohnhäusern und Bädern der türkischen Bevölkerung und einer Anzahl armenischer Kirchen und Kirchenruinen. Östlich davon und durch die große von Norden her nach Van führende Poststraße von der Zitadellenstadt getrennt, breitet sich die Gartenstadt Van aus — weitläufig angelegt mit baumreichen Gärten und baumbepflanzten Straßen; der eigentliche Sitz der armenischen Bevölkerung, unter die sich aber in manchen Quartieren auch türkische Bewohner mischen. In ihrem östlichsten Teile nahe dem Stadtteil Engusner erhebt sich der Toprak-kaleh genannte Rücken, der südöstlichste Ausläufer des Zimzim-dagh, eines die Ebene von Van charakteristisch unterbrechenden Bergzuges. Den eigentlichen Abschluß dieser Ebene bildet das mehrere Kilometer weiter nach Osten aufsteigende Warrakgebirge. (Vgl. die Sonder-Skizze auf der Karte der Umgebungen des Vansees.)

Der Zitadellenberg Vankalah kann als das steinerne Archiv und Geschichtsbuch des Chalderreiches während seiner ersten Periode bis zum Einfall Tiglatpileasers unter Sardur II. (III.) Argistichinis bezeichnet werden. Denn hier lag damals der Tempel des Gottes Chaldis, und hier regierten die Könige, deren Inschriften und Felsenbauten — der Volksmund schreibt sie der Semiramis zu — der harte Marmorkalk größenteils bis heute unversehrt bewahrt.



Zwischen S. 16 u. 17.



aus, aufgenommen.

Sipan-Dagh.



In späterer Zeit war dagegen der Toprakkaleh-Felsen der Sitz des Gottes und der Könige.

Die Wesleyanische Mission liegt im Südosten der Gartenstadt Van, nicht allzu fern von Toprakkaleh und weit genug von den dichter bewohnten Teilen auch der Gartenstadt entfernt, um die Gebirgsluft in der dem Oberengadin entsprechenden Höhenlage rein und durch die Miasmen der Stadt unbeeinträchtigt zur Geltung zu bringen. Und voll eigenartiger Schönheit ist auch die Landschaft, wenn auch die Eisriesen der Bernina und der Rosetschgruppe fehlen. Am Schluß so manchen unvergleichlich klaren und herrlichen Tages sahen wir die Sonne über den Bergen zur Rüste gehen, die sich westlich dem den Südrand des Vansee bildenden Ärtoschgebirge anschließen. Gerade aus nach Westen schweifte der Blick hinweg über die dunkle Silhouette der Zitadelle von Van und die an ihrem Fuße rings belegene Zitadellenstadt und weiterhin über die schimmernd glatte Fläche des ganzen Sees bis zu den niedrigen Bergzügen der gegenüberliegenden Westküste. Klar erhebt sich im Nordwesten jenseits des Sees die Pyramide des Sipan-dagh in den für vulkanische Bildungen so charakteristischen sanften Linien, am meisten dem Ätna vergleichbar. Den nach Osten Zurückblickenden erfreut in größter Nähe der malerische Anblick des Warrak-dagh mit dem schön gezackten, scharf ausgeprägten Zuge seines Kammes. Gegen die dunkle, zum Teil durch spärlichen Schein erhellte Masse dieses mächtigen Gebirgsstockes heben sich seltsam und wunderbar ab seine vom Abendschein purpurn beleuchteten und wie durchschimmernden Gipfel. Bald erglänzen alle Höhen rings um den See und der See selbst in dem magischen Lichte des Sonnenunterganges, ein Anblick, welcher täglich in neuer Abwechslung und Zusammensetzung des Farbenspieles und der Lichter und Schatten unser Auge erfreute. Und wenn dann alles allmählich verglüht und erblichen ist, und Berge und Wasser in fahlem, kaltem, gelbgrauem Lichte einige Minuten lang da gelegen haben, dann spannt sich über die ganze Schöne die Pracht und Klarheit des südlicheren Sternenhimmels. Kommt dann der Vollmond hinzu, so tritt das zwar nicht mehr neue, aber in seiner Knappheit und Prägnanz schwer zu übertreffende Wort von der mondbeglänzten Zaubernacht in seine Rechte.

Die Helle ist so groß, daß wir im Laufe der Zeit mehr als einmal bei Vollmond wohlgelungene Photographien aufgenommen habe.

Die Felsenbauten und die Inschriften des Vanfelsens waren von Schulz (Bd. I, S. 6) genau beschrieben und kopiert worden, und auch Layard hatte in Van eine Nachlese gehalten; so hatte ich wenig Hoffnung, daß uns gerade hier die lang ersehnten inschriftlichen Neufunde blühen würden. Da nun die ganze Bereisung des russischen und persischen Armeniens uns

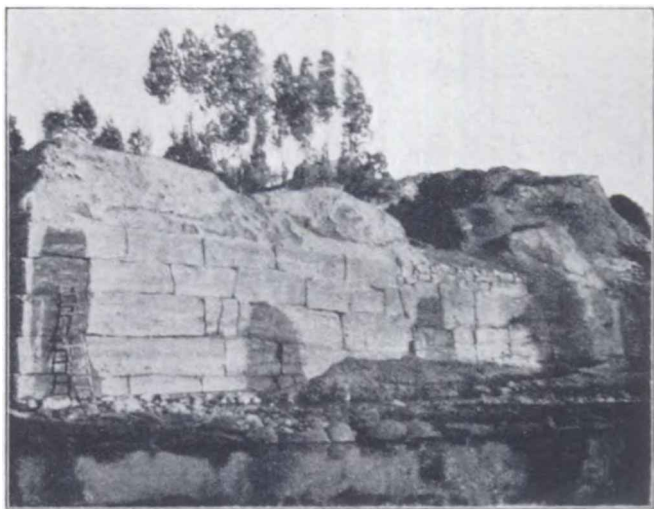
in dieser Hinsicht enttäuscht hatte, so war ich in ziemlich gedrückter Stimmung. Gleich bei unserer Annäherung begrüßte uns aber am nahe dem Osten zu gelegenen Täbriztor (Täbriz-kapyssy), dem Haupttor der Zitadellenstadt, eine große, nach Art einer Nische eingehauene, freilich stark zerstörte Inschrift, die Schulz als unentzifferbar bezeichnet hatte, deren Studium, dem wir uns in der Folgezeit nachdrücklich widmeten, jedoch höchst wertvolle Nachrichten für die älteste Geschichte Vans und seiner Dynastie ergeben sollte. In dem dreimal wiederholten 16zeiligen Text teilt Ispuinis mit, daß sein Vater Sardur, sein Sohn Menuas und dessen Sohn Inuspuas die Burg auf dem Vanfelsen erbaut haben. Von Inuspuas wußte man bisher nur aus einer von meinem Reisegefährten entdeckten Inschrift, die in den Boden vor der Kurschun-Moschee in Van eingelassen ist. Er ist die tragische Gestalt der Menuasdynastie, denn, wie diese Inschriften und eine weitere, die uns noch beschäftigen wird, deutlich zeigen, war er von seinem Vater und seinem Großvater zur Herrschaft bestimmt, ist aber anscheinend nicht zur Herrschaft gelangt.

Den Vater des Menuas finden wir in der Inschrift am Täbriztor als denjenigen genannt, der eine verfallene Feste auf den Vanfelsen wieder errichtet hat. Als seinen eigenen Vater nennt Ispuinis hier wie in anderen Inschriften einen Sardur. Und einen den Zeiten des Ispuinis vorausgehenden Sardur finden wir zwar nicht auf dem Vanfelsen, wohl aber in unmittelbarer Nachbarschaft desselben vertreten. Doch ist es, wie gleich vorausgeschickt sei, nach wie vor zweifelhaft, ob er mit dem Vater des Ispuinis identisch ist. (Vgl. Bd. I, S. 13.)

Nach dem Vansee zu im Westen werden Zitadelle und Zitadellenstadt durch das sogenannte Hafentor abgeschlossen. Bei dem damaligen niedrigen Wasserstande des Vansees war sein Ufer noch einen Kilometer weit entfernt. Beim höchsten Wasserstande wird der starken Niveauschwankungen unterworfenen See den Fuß des Vanfelsens und das Hafentor nahezu erreicht haben.

Bei dem Hafentore nun schließt sich an den westlichsten Punkt des Vanfelsens, und zwar auf dessen Nordseite, eine Art Kastell an, bestehend aus einer Mauer, die aus ungeheuren, sehr regelmäßig behauenen Felsquadern besteht. Die einzelnen Quadern erreichen eine Höhe von  $\frac{3}{4}$  m und eine Länge von 6 m. Dort hat sich, wie wir wußten, der königliche Bauherr in zwei Inschriften verewigt, die, noch in assyrischer Sprache abgefaßt, die ältesten einheimischen, historischen Denkmäler auf armenischem Boden darstellen, die wir kennen (Corpus Inscriptionum Chaldicarum Nr. 1 u. 2).

Auch hier war uns alsbald ein Neufund beschieden, die Reste einer dritten gleichlautenden Inschrift, die für die Sicherung des Textes erfreu-



Die Sardursburg.

Die Abbildung veranschaulicht zugleich die Stellung der Inschriften, jedesmal in der oberen Lage des angefeuchteten Teiles.

liche Anhaltspunkte ergibt (Corp. Nr. 3). Die Inschriften lauten im wesentlichen wie folgt:

„Inscription Sardurs, Sohnes des Lutripis, des großen Königs, des mächtigen Königs, des Königs der Welt (wörtlich ‚der Masse‘ ‚der Gesamtheit‘), des Königs von Naſri, der seinesgleichen nicht hat, des Hirten der Völker, der den Gegner nicht fürchtet, der die Widerspenstigen unterwirft. Sardur, Sohn des Lutripis, König der Könige, der von allen Königen Tribute empfing, Sardur, der Sohn des Lutripis, spricht also: ‚Ich habe diese Steinblöcke mitten aus der Stadt Alniun herbeigeschafft und dieses Kastell erbaut.‘“

Da die Mauer aus vier Schichten dieser Blöcke besteht und sich je eine von unseren drei Inschriften auf einer der drei oberen Schichten befindet, so suchten wir auch auf der untersten, vierten Schicht nach Spuren einer solchen Inschrift, aber ohne Erfolg.

Wenn es auch zunächst überraschend erscheint, daß diese ungeheuren Blöcke aus irgendwelcher Entfernung herbeigeschafft sein sollten, so wurde diese Angabe der Inschrift doch durch den Augenschein bestätigt. Das Gestein, aus dem die Blöcke gearbeitet sind, ist völlig verschieden von dem Marmorkalk des Vanfelsens. Dieser ist zudem zwar ziemlich lang (etwa 1,5 km), dabei aber so außerordentlich schmal, daß Niemand die geringe, für die Erbauung einer Burg vorhandene Fläche noch durch Anlage von Steinbrüchen verkleinern würde.

Nach den Ermittlungen meines Reisegefährten — ich selbst bin auf geologischem Gebiete zu sehr Laie, um mir ein Urteil zu erlauben — ist aber auch das Gestein der Sardursburg, wie wir das Kastell nennen wollen, in den übrigen Bergzügen der Nachbarschaft von Van nicht vertreten, oder doch keine Fundstelle ersichtlich, wo diese riesigen Blöcke hätten gebrochen werden können. Da nun das Kastell mit seiner, dem Vansee nach Westen zugewandten Front offenbar zur Verteidigung des Hafens der Vanfestung dienen sollte, der seinerseits wieder angelegt worden war, um bei etwaigen Belagerungen der Burg deren Verproviantierung von anderen Gestaden des Sees aus zu sichern, so liegt der Schluß am nächsten, daß diese Blöcke zu Schiffe über den See nach Van gebracht worden sind. Solche Transporte von Steinen nach Van, wo es doch sonst an derartigem Baumaterial nicht fehlt, sind auch in der späteren Geschichte Armeniens vorgekommen. König Gagik, aus dem Geschlechte der Artsrunier, ließ die Steine zum Bau der Kathedrale auf der Felseninsel Aghthamar aus dem in der Provinz Arzanene (Bd. I, S. 407 ff.) gelegenen Dorfe Kotom, also von fern her aus den Gebieten südwestlich des Vansees, herbeischaffen; er mußte sie demnach über die hohen Gebirge sowohl, wie zuletzt über den See transportieren lassen. So berichtet Thomas Artsruni (III, § 37) in seiner Geschichte der Artsrunier. Wie derselbe Schriftsteller (III, § 29) berichtet, hat König Gagik Artsruni am Fuße des nördlichen Abhanges des Vanfelsens eine Kirche, Sankt Zion genannt, erbaut, aus Steinen, die in der Stadt Manatsav, das ist Melasgert, behauen worden waren; Melasgert liegt 80 bis 100 km vom Nordufer des Vansees entfernt. Über diese Strecke mußten die Steine zu Lande und danach zu Schiffe nach Van geschafft werden. Von Gurgen Artsruni, Gagiks Bruder, berichtet Thomas in dem gleichen Kapitel, er habe in der weit südöstlich von Van im Gebirge gelegenen Stadt Adamakert gleichfalls eine schöne Kirche erbaut, für die er die Steine wiederum zum Teil aus Melasgert bezog, wobei er für den Transport von Van weiter bis zur Baustelle erst noch einen besonderen Weg durch das waldige Gebirge anlegen mußte.

Hieraus ist zu ersehen, daß die im Bereiche der Stadt Melasgert vorkommenden Gesteinsarten als Material zum Bau monumentaler Gebäude besonders geschätzt waren. Wohl möglich, daß Sardur die Steine für sein Kastell von dort herbringen ließ. Bei der Länge des Weges würde sich die Erwähnung des Transportes in seinen Inschriften recht wohl erklären.

Da Melasgert seinen Namen erst von Menuas erhielt, der die dortige Burg, wie eine seiner Inschriften berichtet, wieder erbaute, so könnte Alniun der ältere Name von Melasgert sein. Natürlich können aber auch die Steine von Sardur aus einer anderen Stadt über den Vansee gebracht worden sein.

Dies ist jedoch nicht das einzige Problem, das sich an diese Inschriften und ihren Urheber knüpft.

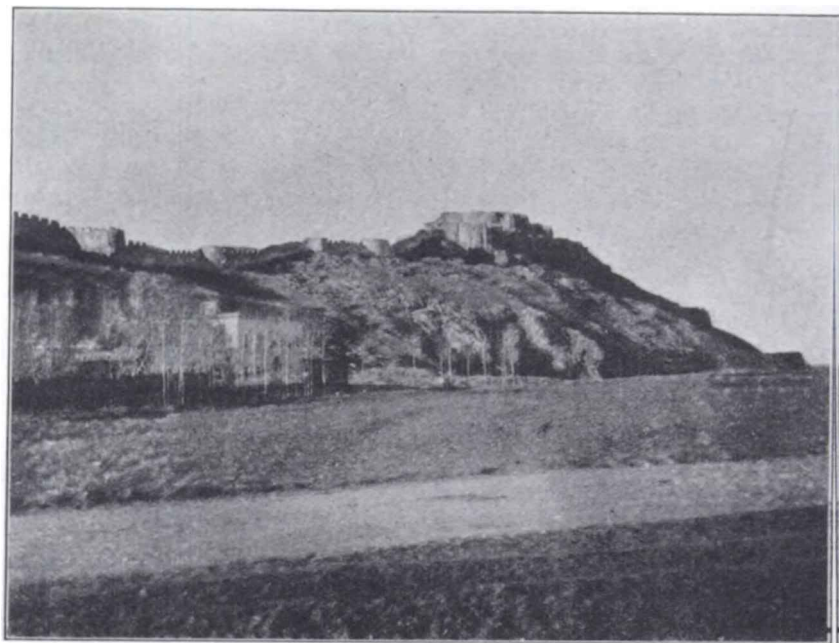
Durch neue Ausgrabungsfunde — das ist vor auszuschicken — steht fest, daß der von 860—824 v. Chr. herrschende Assyrier-König Salmanassar, der im vorigen Bande, wie bisher allgemein, als Salamanassar II. bezeichnet wurde, in Wahrheit der dritte Herrscher dieses Namens ist, wie sein Vater der dritte Assurnaßirabal.

Auf den ersten Blick läge es nun nahe, den Erbauer des Sardurkastells dem Vater des Ispuinis gleichzusetzen (1. Lutipris, 2. Sardur, 3. Ispuinis). Der Vater hätte dann dieses Bollwerk gegen den von Norden her zu erwartenden Angriff Salmanassars III. errichtet, nachdem er vor dem Assyriekönige aus den Gebieten nördlich und nordwestlich des Vansees, in denen unter anderem seine Hauptstadt Arzaskun belegen war, hatte weichen müssen. Der Sohn hingegen hätte seinen Sitz endgültig auf dem Burgfelsen von Van aufgeschlagen.

Es sprechen aber gewichtige Gründe dafür, Sardur den Sohn des Lutipris, von Sardur-Seduri, dem Gegner Salmanassars III., zu trennen und folgende Reihe aufzustellen: 1. Lutipris, 2. Sardur, sein Sohn, 3. Aram, Gegner Salmanassar III., 4. Seduri (= Sardur I.), sein Nachfolger und vielleicht sein Sohn, 5. Ispuinis, dessen Sohn. Damit würden Sardur I. und sein Vater Lutipris in die Zeit vor Salmanassars III. gehören, also spätestens Zeitgenossen seines Vaters Assurnaßirabal III. (Bd. I, S. 365 f.; 434 f.) sein.

Wie bereits oben (Bd. I, S. 13) erwähnt, liegt hier einer der wenigen Fälle vor, wo die von den Inschriften erhoffte sichere Entscheidung einer schwebenden Frage durch unsere Expedition nicht herbeigeführt worden ist. Es ist keine Inschrift gefunden worden, in der Sardur, der Vater des Ispuinis, als Arams Sohn bezeichnet wäre.

Was ernstlich dafür spricht, Sardur, Lutipris' Sohn, als Zeitgenossen Assurnaßirabals III. zu betrachten, ist in erster Linie seine Titulatur, die sich von der der späteren Chaldäer Könige wesentlich unterscheidet: er nennt sich in seinen in assyrischer Sprache abgefaßten Inschriften „König der Welt“ (S. 19). Oben (Bd. I, S. 442 f.) sahen wir aber schon, daß gerade unter Assurnaßirabals III. Regierung ein Vordringen der Naßristaaten weit nach Süden in Gebiete, die vormals zum Assyrierreiche gehörten, erkennbar ist. Damdamusa bezeichnet Assurnaßirabal III. in den Berichten über sein zweites Regierungsjahr als seine königliche Stadt; im 18. Regierungsjahre ist es aber nach seinen Annalen die Festung des Ilani von Zamanu, und Zamanu ist einer der vier südlichsten Naßristaaten. Da sich nun Sardur, Lutipris' Sohn, außer als König von Naßri auch als „König der Welt“, „König der Könige“ bezeichnet und somit in seiner Titulatur eine über ein einzelnes



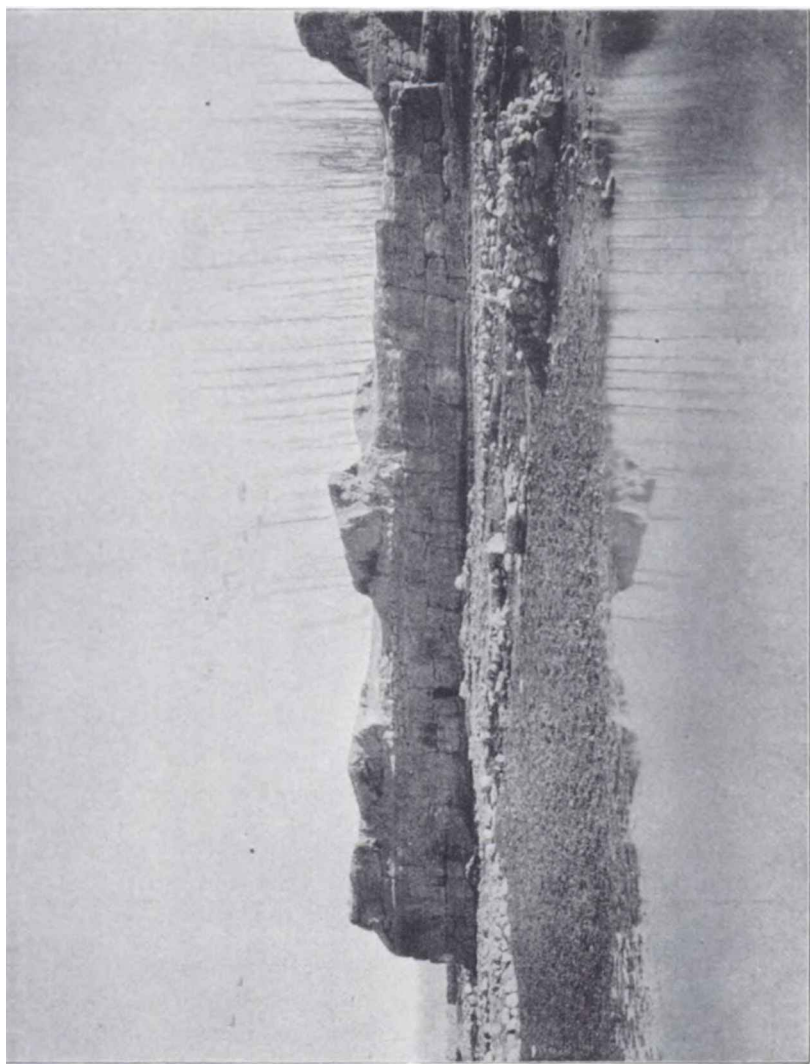
Die Nordseite des Vanfelsens, von Nordosten her aufgenommen.

(Schließt links ungefähr auf die Abbildung auf S. 30 an.)

Fürstentum hinaus gehende Macht erkennen läßt, so liegt es nahe, gerade ihn als die treibende Kraft für dieses Vorwärtsdringen der Naṛistaaten unter Assurnaṣirabal III. zu betrachten. So würde es sich denn auch erklären, daß er sich im übrigen, was später kaum jemals im alten Armenien wieder vorgekommen ist, die Titel der Assyrikerkönige beilegt, unter ihnen den einen Anspruch auf die Weltherrschaft ausdrückenden Titel *šar kiššati* „König der Masse“.

Assurnaṣirabal III. ist freilich schwerlich so weit nach Armenien hinein vorgedrungen, daß Sârdur gegen ihn sich hätte ein Bollwerk schaffen müssen; aber wenn der König der Könige von Naṛi sich Van und seinen Burgfelsen als zukünftigen Sitz erkor, so mußte er auch vor den stammverwandten Fürsten und Völkern, die er sich unterworfen hatte, auf der Hut sein. Und übrigens brauchten für die Anlage des Sardurkastells nicht ausschließlich oder auch nur überwiegend Angriffe von Norden her über den See maßgebend gewesen zu sein, denn bei jeder etwaigen Belagerung der Burg war es nötig, deren Verproviantierung von den anderen Ufern des Sees aus zu sichern. Als Bestätigung kann man vielleicht noch betrachten, daß Sardurs



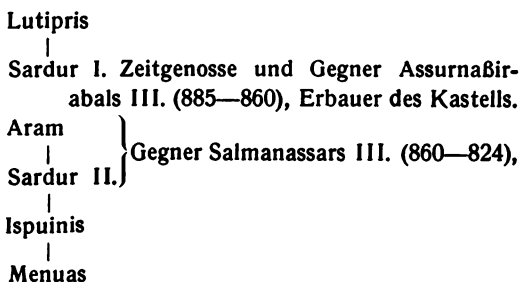


Die Sardursburg.

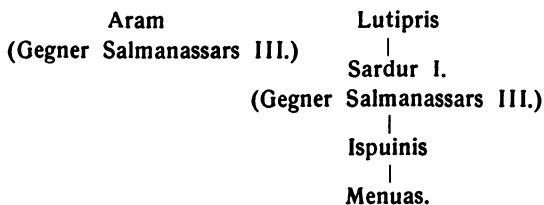
Inschriften in ihren Wendungen überhaupt eine spezielle Verwandtschaft mit denen Assurnaßirabals III. zeigen. Doch darf man das Gewicht dieses Beleges nicht überschätzen, da bei derartigen Anlehnungen oft auch etwas ältere Vorlagen verwertet werden können. Die Inschriften Sardurs könnten deswegen also doch zur Zeit Salmanassars III. abgefaßt sein.

Setzen wir aber die Inschriften Sardurs, Sohnes des Lutipris, in die Zeit Assurnaßirabals III., so erhalten wir auch für den Übergang von der assyrischen Sprache zum chaldischen Schrifttum einen etwas weiteren Zeitraum, und wenn die Urartäer als ein neues Volk die Hegemonie unter den Naṛivölkern allmählich erkämpft haben oder gar ganz anderen Stammes waren als der Hauptteil der Naṛräer, so finden wir es auch begreiflich, daß der stolze Titel „König der Könige von Naṛi“ später in den chaldischen Inschriften wegfällt. Aber, wie gesagt, eine sichere Entscheidung läßt sich nicht erbringen. Die Möglichkeit, daß der Nachfolger Arams mit dem Erbauer des Sardurkastells identisch ist, bleibt daneben bestehen.

In Tabellenform ausgedrückt ergibt sich also entweder:



oder:



Ersteres unseres Erachtens das Wahrscheinlichere, weshalb wir im Folgenden der Kürze halber den Vater des Ispuinis als Sardur II. bezeichnen und so fort.

Es empfiehlt sich, ehe wir fortfahren, die Genealogie der Menuas-Dynastie hier in Tabellenform aus Bd. I, S. 532 zu wiederholen.

Die Reihenfolge der letzten Könige, wie wir sie annehmen, und die chronologischen Ansätze der Regierungen werden andernorts, und zum Teil auch weiter unten, ihre Begründung finden.

Sardur II.

|  
Ispuinis, bezeugt vor 817

|  
Menuas ca. 810—778 v. Chr.

|  
Inuspuas  
(nicht zur Regierung gekommen?)

|  
Argistis I. ca. 778—750

|  
Sardur III. ca. 750—733

|  
Rusas I. ca. 733—714

|  
Argistis II. ca. 714—680

|  
Rusas II. ca. 680—645

|  
Sardur IV. ca. 645—620

(notifizierte Assarbanabal von Assyrien [668—626]  
seine Thronbesteigung)

|  
Erimeas ca. 620—605

|  
Rusas III. ca. 605—585

gestorben um die Zeit der oder kurz nach der  
Halysschlacht des Jahres 585.

Unter dem Sardur-Kastell sprudelt nahe seiner Nordwestecke ziemlich reichliches Quellwasser hervor. Die zum Teil sumpftartigen Wasserlachen, die so entstehen, machen heutzutage die Annäherung schwierig, sodaß wir z. B. die Inschriften später nur mit dem Fernobjektiv photographieren konnten. Diese Wassermassen konnten durch Stauung leicht Verteidigungszwecken dienstbar gemacht werden. So müssen sie bei der Anlage des Kastells als Faktor in Betracht gezogen sein. Späterhin ist in frühchristlicher Zeit das Sardur-Kastell als Unterbau für eine kleine Kirche Surp Karapet benutzt worden, die ihrerseits schon seit langer Zeit in Ruinen liegt; was etwa auf dem von uns als Kastell bezeichneten Unterbau in ältester vorchristlicher Zeit von Sardur I. oder seinen Nachfolgern her gestanden haben mag, entzieht sich daher unserer Kenntnis.

Ich will gleich hier hinzufügen, daß sich auch oben auf dem Vanfelsen ein mit dem Sardur-Kastell wahrscheinlich gleichzeitiges Denkmal befindet.

Ziemlich gegen Ende unseres Aufenthaltes in Van und als wir den Vanfelsen und seine alten Anlagen schon gründlich erforscht zu haben glaubten, stießen wir auf dem Oberteil des Zitadellenberges auf eine stark zerstörte, in den Felsen gehauene Nische, die man im Vorübergehen leicht als eine natür-



Die Opfernische im Oberteil der Südseite des Vanfelsens.

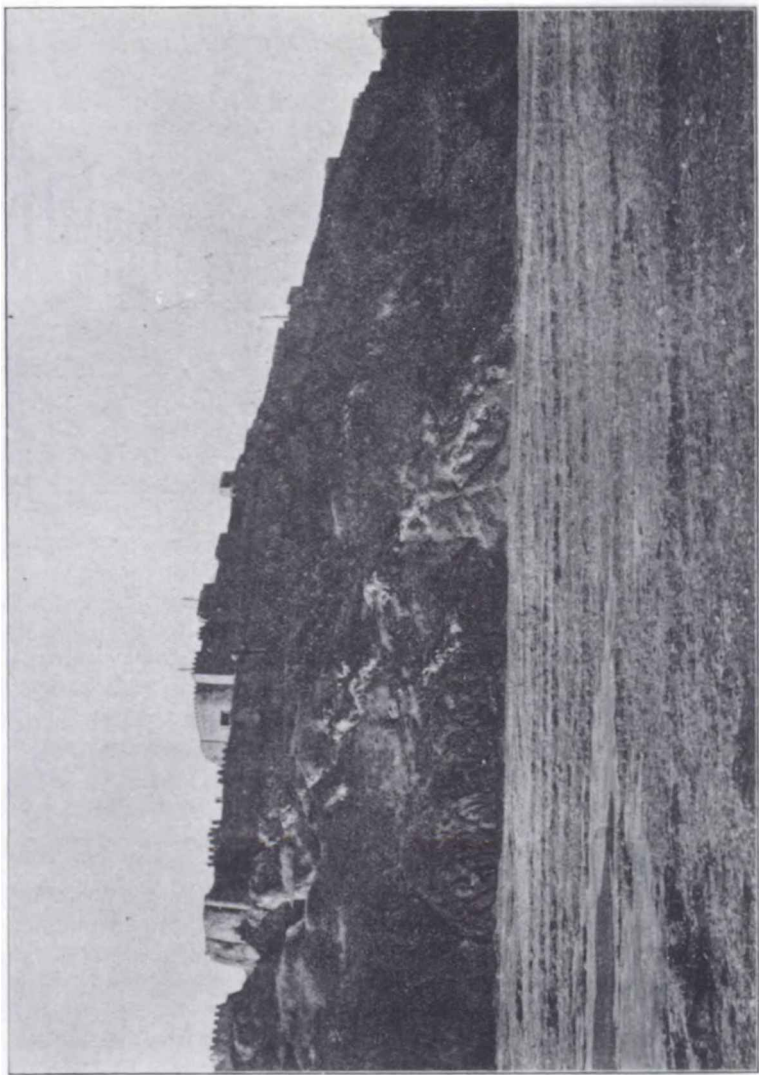
(Im Hintergrunde die über den Kamm des Felsens laufende Befestigungsmauer.)

liche Höhlung ansehen konnte. Sie liegt noch auf der südlichen Abdachung des Felsrückens, aber unweit seines Überganges in den eigentlichen Süabhäng des Zitadellenfelsens.

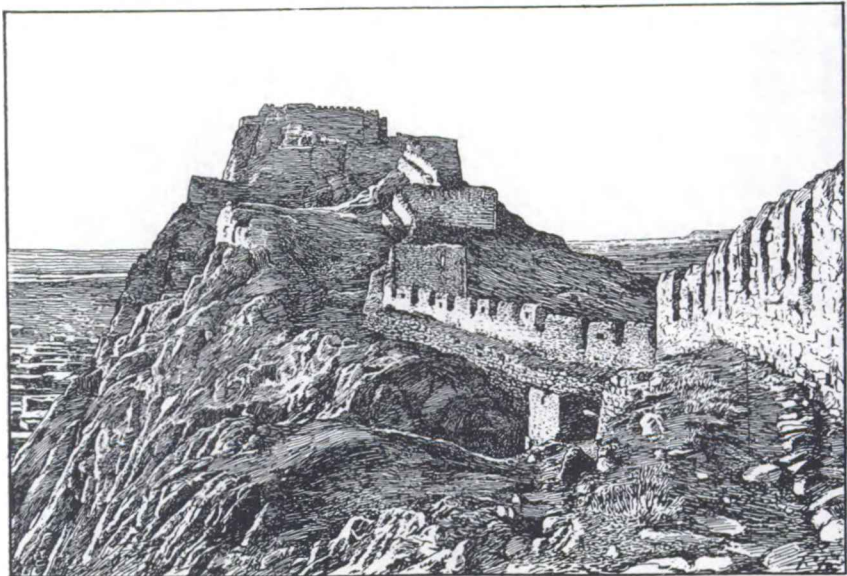
Daß es sich um eine künstliche Anlage handelte, wurde erst durch die Entdeckung einer Keilinschrift klagestellt, die mindestens zwei Seiten dieser Nische bedeckt oder bedeckt hatte: denn auf der einen, der linken Seite, waren nur noch geringfügige Spuren vorhanden, die rechte Seite hingegen ließ erkennen, daß eine Inschrift in assyrischer

Sprache vorliegt

(Corp. Nr.164), die sich auch im Schrifttypus mit den Inschriften Sardurs I. berührt. Es handelt sich um eine Aufzählung von Opfergaben, z. B. Büffeln usw. Leider ist der Königsname weggebrochen. Aus den erwähnten Gründen ist



Die Nordseite des Vanfölsens, westlicher Teil (mit der Zitadelle und dem Minarett), an dem sich ungefähr in halber Höhe der Menuas-Saal befindet.



Der höchste, westlichste Teil des Vanfelsens mit dem durch die Befestigungsmauer überbrückten Einbau, vom Osten des Vanfelsens aus aufgenommen.

es am wahrscheinlichsten, daß sie aus Sardurs I. Zeiten herrührt. Dieser hätte demnach auch auf dem Vanfelsens, wenn auch noch nicht dauernd residiert, so doch seinen Göttern geopfert. Dem Inhalte, nicht aber der Sprache nach, ist diese Inschrift am nächsten verwandt der großen Kultinschrift von Meherkapyssy, in der Ispuinis und Menuas gemeinsam die Opfer für sämtliche Götter des Chaldervolkes und der von ihnen unterworfenen Völker festsetzen; ebenso berührt sie sich mit der Opferliste auf der Rückseite einer großen Inschrift Argistis II.

Doch wenden wir uns nun zur Vankalah zurück. Wir ersteigen die Burg auf dem heute allein üblichen Wege von Westen her vom Hafentor aus. Die türkischen Befestigungsmauern und die sonstigen Anlagen, unter denen auch ein Minaret nicht fehlt, geben der Burg ein recht malerisches Ansehen. Zur Verteidigung im Sinne moderner Belagerungstechnik können sie nicht ernstlich in Betracht kommen. Immerhin mußten wir dankbar sein, daß sich uns die Tore der ernstlich gehüteten Feste (1820 m) öffneten, und daß der Kommandant, der uns höflich empfing und mit Tee bewirtete, uns auf Weisung des Valis und des Divisionskommandanten den uneingeschränkten Besuch gestattete, und jede Förderung unserer Forschung in Aussicht stellte. Auch

hier oben war uns dann alsbald bei unserem ersten Besuche eine Entdeckung beschieden.

Auf der Nordseite der Burg, nicht allzuweit vom Gipfel entfernt, fanden wir in die innere Mauer eingelassen einen Steinblock mit einer wohl erhaltenen Inschrift des Menuas (Corp. Nr. 54). Sie berührt sich aufs nächste mit einer anderen Inschrift dieses Herrschers, die noch heutzutage sich am Vanfelsen an ihrer ursprünglichen Stelle befindet: am Eingang eines Felsensaales, den Menuas an der Nordseite des Vanfelsens einhauen ließ, und der mit seiner Inschrift schon von Schulz entdeckt und beschrieben wurde.

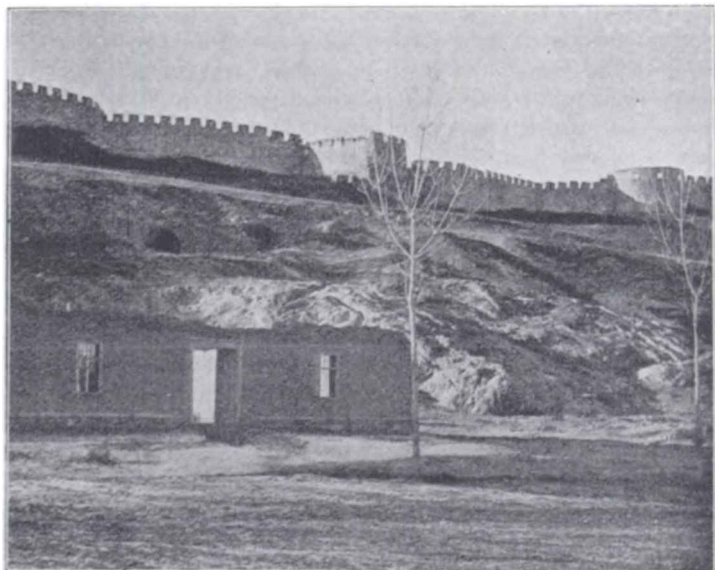
Da nun der Nordabhang des Vanfelsens im allgemeinen als der von seinen Bewohnern und Beherrschern minder bevorzugte zu bezeichnen ist, und wir ohnehin schon mit dem am westlichen Punkte der Nordseite belegenen Sardurkastells unsere Schilderung begonnen haben, so mag uns die neu gefundene Menuasinschrift zur alsbaldigen Beschreibung der sonstigen uralten Anlagen auf dieser Seite des Felsens überleiten. Außer dem Menuassaal kommt hauptsächlich das sogenannte Schatztor mit der Inschrift Sardurs III. in Betracht. Wendet man sich vom Täbriztore an der Ostseite des Felsens dessen Nordseite zu, so erblickt man bald zwei gewölbte, im Rundbogen geschlossene Nischen, von denen die rechte, nach Norden gelegene, unbeschrieben ist, während die andere eine Inschrift von Sardur III. Argistichinis trägt, dem letzten König, der auf dem Vanfelsen residierte. Er war es ja, der den entscheidenden Einfall Tiglatpileasers IV. erleben mußte, durch den die Verlegung der Residenz nach dem Toprakkaleh-Felsen veranlaßt wurde (Bd. I, S. 14). Die hier eingegrabene Inschrift aber stammt noch aus der später noch näher ins Auge zu fassenden Zeit, da Chaldia die Oberhand über Assyrien hatte; sie berichtet von siegreichen Zügen des Herrschers, die bis nach Urmia führten und ihm sogar Veranlassung gaben, Babyloniens im Sinne eines kriegerischen Erfolges Erwähnung zu tun (Corp. Nr. 132).

Die Inschrift war in ihrem unteren Teile von Erde bedeckt, die für Lesung, Abklatsch und Photographie hinweggeräumt werden mußte. Fragen des uns in der Folgezeit zu unserem Schutze und zu unserer Kontrolle beigegebenen Polizeibeamten zeigten, daß der Volksglaube, nach dem die Felsinschriften und Felskulpturen die Stätte bezeichneten, in denen vor Zeiten Schätze vergraben worden waren (Bd. I, S. 3), noch heute lebendig ist. Die Grotte mit der Inschrift Sardurs III. trägt davon den Namen Chazineh-kapyssy „Schatztor“, und wir, die wir uns wissenschaftlich um sie bemühten, galten als Schatzgräber.

Daß die Torwölbung bei diesen beiden Nischen eine wahrscheinlich aus dem Westen entlehnte Eigentümlichkeit ist, da sonst alle übrigen chaldi-



schen Türen und Nischen rechteckig angelegt sind, wurde schon früher (Bd. I, S. 468) betont.



Die „Schatzgrotte“ mit der Inschrift Sadurs rechts und der unbeschriebenen Nische rechts an der Nordseite des Vanfelsens.

(Schließt rechts ungefähr an die Abbildung auf S. 22 an.)

In den Felsen unterhalb der Schatzgrotte ist ein ca.  $\frac{1}{3}$  m hohes, in seinem Oberteil ebenso breites Bett für einen Abflußkanal geschlagen, der sich in zwei Arme gabelt, von denen der eine nach Nordosten, der andere nach Osten führt. Vermutlich diente der Abflußkanal für Opfer, die an dieser Stätte gebracht wurden, ebenso wie das bei den assyrischen Königs-Stelen der Fall gewesen ist. In späterer Zeit hat sich dann der christliche Kult diese Nischen dienstbar gemacht; die chaldischerseits unbeschriebene rechte Nische trägt in ihrer einen rechten Wand ein christliches Kreuz, in der linken eine Inschrift in armenischer Buchstabenschrift und Sprache.

Etwas weiter nach Westen (ca. 150 m) vom östlichen Ende des Vanfelsens finden wir an seinem Nordabhang drei ziemlich tief in den Felsen dicht bei- und untereinander eingehauene Nischen mit gleichlautenden Inschriften des Menuas. Wer sie beschädigt, wird mit Flüchen bedroht.



Diese Fluchformeln, die in den chaldischen Inschriften vielfach in ungefähr gleicher Fassung wiederkehren, sind aus dem Assyrischen entlehnt und übersetzt. Sie haben das erste Eindringen in den Bau und den lexikalischen Befund der chaldischen Sprache ermöglicht (Bd. I, S. 8). Erheblich schwerer als diese Inschriften ist das Felsgemach des Menuas zu finden (s. oben S. 29), da sein Eingang im oberen Teile des Felsabhanges sehr versteckt liegt. Als wir zum ersten Male nach ihm suchten, war es spät geworden, und wir erlebten vom Vanfelsen aus einen wundervollen Sonnenuntergang, bei dem im Osten der Warrak selbst ganz in roten Purpur getaucht erschien, während über ihm der bald volle Mond zu leuchten begann. Der Eingang zur Felsenkammer des Menuas liegt, wie schon Schulz berichtet hat, im oberen Teile des Felsabhanges versteckt — der beste Weg führt von obenher zu ihr über eine Felsentreppe, die sehr geschickt hinter teilweise geglätteten Felswänden versteckt ist. Links von dem Eingang in die saalartige Felsenkammer und etwas höher gelegen als diese wird eine in den Felsen gehauene Wasserrinne bemerklich. Auch führt von ihm eine Felsentreppe aufwärts. Ursprünglich bestand offenbar auch eine Verbindung des Felsensaales von unten her mit den in der Tiefe belegenen Inschriften des Menuas. Denn noch heute findet man oberhalb der drei Inschriften breite chaldische Stufen, die in der Richtung des Menuassaales hinaufführen. Der obere Teil dieser Felsentreppe wird durch Verwitterung zerstört sein.

Die zugehörige Inschrift (Corp. Nr. 53) steht rechts in der Wand der Eingangsöffnung, die zu groß und zu unregelmäßig angelegt ist, als daß man sie „Tür“ nennen könnte. Das Felsgemach selbst ist im Gegensatz zu anderen derartigen Anlagen ziemlich niedrig. Die Wände sind durchweg vortrefflich geglättet und nirgends zeigt sich irgendeine Unterbrechung der Fläche durch Skulpturen, Nischen oder Sitze. Es ist ein recht großer, wohlproportionierter, rechteckiger, saalähnlicher Raum, 20,55 m lang, 8 m breit, 25,5 m hoch. Er wird jetzt von den Schafen als nächtliche Hürde benutzt, die für die Garnison der Citadelle gehalten werden.

Die Inschrift ist teilweise verwittert. Durch die Auffindung des S. 29 genannten Duplikates wird der Text erfreulichermaßen gesichert. Wir haben es hier mit einer Inschrift zu tun, die an der Stätte ihrer ursprünglichen Anbringung verblieben ist, und wie in anderen Fällen hat diese Tatsache höchst wertvolle Ergebnisse gewinnen lassen. Die Inschrift beginnt nämlich mit den Worten: Menuaše Ispuinihiniše ini esi zadûni siršinê, „Menuas, Sohn des Ispuinis, hat dieses esi angelegt.“ Also ist esi die Bezeichnung für die Anlage, die Felsenkammer. Demnach muß das vielfach in den Inschriften von Van ohne den Zusatz siršinê oder einen anderen

Zusatz vorkommende Wort esi eine Örtlichkeit bezeichnen und kann nicht etwa „Inscript“ bedeuten, wie man früher annahm.

Der Fall liegt ganz analog wie bei den Kanalinsschriften (Bd. I, S. 9), wo man gleichfalls pili, das sich in Wahrheit auf den Kanal (und dessen Stützmauer) bezieht, durch „Inscript“ übersetzt hatte. Siršinê wird man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Besonderheit gerade dieser Art von Anlagen, also auf den Felsen oder dessen Bearbeitung und Umgestaltung beziehen. Man kann also nur noch zweifeln, ob esi allgemein „Stätte, Örtlichkeit, Räumlichkeit“ oder schon „Zimmer, Kammer, Gemach“ bedeutet. Daß die allgemeinere Fassung die richtigere ist, daß esi in erster Linie und ursprünglich „Ort, Örtlichkeit“ bedeutet, was natürlich eine Verwendung im engeren Sinne keineswegs ausschließt, lehrt eine Reihe von weiteren inschriftlichen Zeugnissen.

Außer auf den Vanfelsen richtete sich unsere Aufmerksamkeit von vornherein auf die Kirchen der Zitadellenstadt Van, in denen Schulz und Layard eine beträchtliche Anzahl Keilschriften entdeckt und kopiert hatten. Wir konnten nur eine Nachlese durch Vergleichung und erneutes Kopieren dieser „ihrer“ Inschriften erhoffen. Daß wir gleich zu Anfang buchstäblich über einen neuen Inscriptstein des Menuas stolpern würden, der als Schwelle in der Kirche Surp Vartan verwendet war, konnten wir nicht ahnen. Ihn freizulegen, gestattete uns der damals höchste Geistliche in Van, der Archimandrit Vartaped Steppan, mit freundlicher Bereitwilligkeit.

Schwieriger gestalteten sich die Dinge, als sich allmählich herausstellte, daß die bereits bekannten, in den Kirchen vermauerten Steine vielfach nicht bloß auf der nach vorn, dem Beschauer offen liegenden Seite, sondern nicht minder auf den den Blicken durch die neue Verwendung entzogenen Flächen Inscripten trugen.

Daß wir während der Expedition auf die „Rückseiten“ der Schriftsteine zu achten hätten, hatten uns schon die älteren Erfahrungen mit der Kelischinstele (Bd. I, S. 246, vgl. S. 233) und unsere eigenen Beobachtungen an dem Texte der Rusas-Stele in der Heimat erkennen lassen. Wir waren, mit Recht (s. unten S. 46) überzeugt, daß ihre Inscript sich auch auf die Rückseite erstreckt hatte.

Aber daß das Beschreiben mehrerer Flächen so häufig gewesen, war doch eine große Überraschung. Bei den Steleninschriften kamen so mindestens eine, mehrfach auch, wenn die Seitenflächen mit beschrieben waren, drei neue Schriftflächen zutage. Die Einmauerung muß also bei dem Bau der Kirchen eine wesentliche, sakrale Rolle gespielt haben, sonst würde man, da man doch die Inscripten bewertete, ihn nicht eingebaut, sondern eine Aufstellung, die alle Schriftflächen frei ließ, bevorzugt haben.

Besonders reiche und wichtige Funde dieser Art lieferten die dem heiligen Paulus (Surb Poghos) und Petrus (Surb Petros) gewidmete Doppelkirche und die Kirche des heiligen Isaak (Surb Sahak).

Sollten statt der zufällig freiliegenden Teile die ganzen Inschriften für die Wissenschaft gewonnen werden, so blieb nichts übrig, als alle diese Steine auf unsere Kosten heraus zu nehmen und nach Anfertigung von Kopien und Abklatschen wieder einzusetzen. Bei den großen Schwierigkeiten, die der Kirchenrat diesem Begehren entgegenstellte, spielten wohl sicher religiöse und abergläubische Bedenken eine wesentliche Rolle, denn die „Gründe“, die uns wirklich entgegen gehalten wurden, konnten, von einem später zu besprechenden Falle abgesehen, nur als leere Ausflüchte bezeichnet werden. So begann ein wochenlangender Kampf, der auch keineswegs eingestellt wurde, nachdem auf unser telegraphisches Ersuchen der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Freiherr v. Marschall, sofort telegraphische Weisungen an die Kirchenbehörden in Van von dem armenischen Patriarchen Maghakia Ormanian erwirkt hatte. Bei diesen Verhandlungen, auf die wir noch zurückkommen, wurde viel kostbare Zeit verloren.

In dem erstgenannten Heiligtum erwies sich eine schon bisher bekannte Inschrift aus der Zeit der Samtherrschaft des Ispuinis und Menuas als die Rückseite einer Stele, deren nach hinten eingemauerte Vorderseite nunmehr neugewonnen wurde. War in diesem Falle die schon bekannte Rückseite im wesentlichen nur eine Wiederholung des Textes der Vorderseite, so lieferte ein anderes, von Menuas allein herrührendes Monument einen wirklich neuen Text, denn die bisher bekannte Inschrift stellte die Vorderseite eines chaldischen Opfersteines dar, der auch auf der Oberseite, die eine für die Opfer bestimmte Vertiefung zeigte, eine Inschrift trug. Dieser neue Teil der Inschrift weist mit seiner Erwähnung eines von Menuas offenbar eroberten assyrischen Distriktes in die um den südlicheren Teil des Urmiassesees belegenen Gebiete, um welche sich diejenigen Kämpfe zwischen Chaldern und Assyryern hauptsächlich drehten, die durch die Kelischinstele und durch die Inschrift von Taschtäpä noch heute als chaldischer Besitz kenntlich sind (Corp. Nr. 12).

Die Forschungsausflüge, zu denen wir uns entschlossen, nachdem die nächstliegenden Arbeiten in Van so weit geführt waren, wie es bei der ablehnenden Haltung der Kirchenbehörden zunächst möglich war und nachdem die von vornherein geplanten Ausgrabungen auf Toprakkaleh bei Van (Bd. I, S. 25) in die Wege geleitet waren, sollten u. a. für die Unternehmungen des Menuas im Südosten des chaldischen Herrschaftsbereiches mancherlei neue Aufschlüsse ergeben.

Menuas ist nicht nur der bedeutendste unter den chaldischen Herrschern wenigstens der älteren Zeit und der eigentliche Schöpfer des Chalderreiches:

er ist auch der Begründer der ersten wirklichen Siedlung in der Nachbarschaft des Zitadellenberges. Das Wasser des Vansees (in dem auch nur eine einzige Art kleiner, sardellenähnlicher Fische lebt Bd. I, S. 461) ist infolge seines Borgehaltes brakig und untrinkbar: es schmeckt wie starke Sodalaug. Größere Flußläufe finden wir ebenfalls in der Ebene südlich des Burgberges nicht. Weder die Quellen vom Sardurkastell noch die kohlen-säurehaltige Quelle, die im westlichen Teil der Südseite des Vanfelsens zutage tritt, noch die köstlichen Quellen eiskalten Wassers, die auf den westlichen Abhängen des Warrakgebirges entspringen und die, wie heute noch den Wali von Van, so einst die auf dem Vanfelsen residierenden Chalderkönige mit Trinkwasser versehen haben werden, konnten für eine größere städtische Ansiedlung genügen.

Ehe eine solche begründet werden konnte, mußte also für eine genügende Zuführung von Wasser gesorgt werden. Diese Aufgabe wurde von Menuas in großartiger Weise durch die Anlage der zuerst von meinem Reisegefährten näher beschriebenen Wasserleitung gelöst, die heute als Semiramisfluß (türk. Schamyram-su, genauer Schamyram-suy) bezeichnet wird, während sie, wie die Inschriften zeigen, in chaldischer Zeit nach ihrem Schöpfer benannt wurde, und daher als Kanal oder Aquädukt des Menuas zu bezeichnen ist (Bd. I, S. 9, vgl. S. 5).

Auch seine weitere Erforschung wurde naturgemäß in das Programm der Forschungsausflüge aufgenommen.



## Neunzehntes Kapitel.

### Ertschek-See und Keschisch-Göl.

Teilung der Expedition. — Dr. Belck nordwärts, ich ostwärts zum Ertschek-Göl. — Die Stele von Charakonis. — Die Burg von Anzaff. — Chaldische Kriegsstraßen. — Um den Warrak. — Zur Rusas-Stele unweit Toni. — Befund und Entzifferungsgeschichte: Gründungsurkunde von Neu-Tosp, dem heutigen Van. — Der Oberteil der Rusas-Stele. — Der Rusas-See und seine Stauanlagen: Verschlechterung durch die Türken. — Entdeckung der Felsinschrift von Kaissaran. — Der Abfluß des Keschisch-Göl. — Das Kloster Kochbanths. — Die Chalderburg von Tsorowanths. — Die neue Inschrift von Sighkeh: die Pferde des Menuas. — Schlechte Nachrichten bei der Rückkehr.

Die Periode der Forschungsausflüge von Van aus begann mit einer gleichzeitigen Ausreise beider Mitglieder der Expedition.

Mein Reisegefährte unternahm es, die nordöstlichen und nördlichen Ufergebiete des Vansees nach Inschriften zu durchforschen und geographisch aufzuklären, während ich selbst die Landschaft östlich von Van zu meinem Arbeitsgebiet wählte.

Zu einer solchen Arbeitsteilung hatte uns unser gütiger Wirt, Herr Dr. Reynolds, angesichts der immer wachsenden Größe unserer Aufgaben dringend geraten.

Ich wandte mich zunächst dem Ertschek-See zu. Wenn vielfach die Ansicht geäußert worden ist, daß die Becken der großen Seen des armenischen Hochlandes vulkanischen Vorgängen ihren Ursprung verdanken, so drängt sich eine solche Annahme für den Ertschek-Göl geradezu auf.

Die Ebene, in deren Mitte er belegen ist und deren ungefähre Hälfte er einnimmt, oder vielmehr damals einnahm, ist von einem fast kreisrunden Kranz mittelhoher Berge umgeben und erscheint ganz wie ein großer, jetzt zum Teil mit dem Wasser des Sees ausgefüllter Krater. Sanft gewellte Hügelzüge, wie man sie namentlich in der Umgegend des Ätna bemerkt, ziehen sich

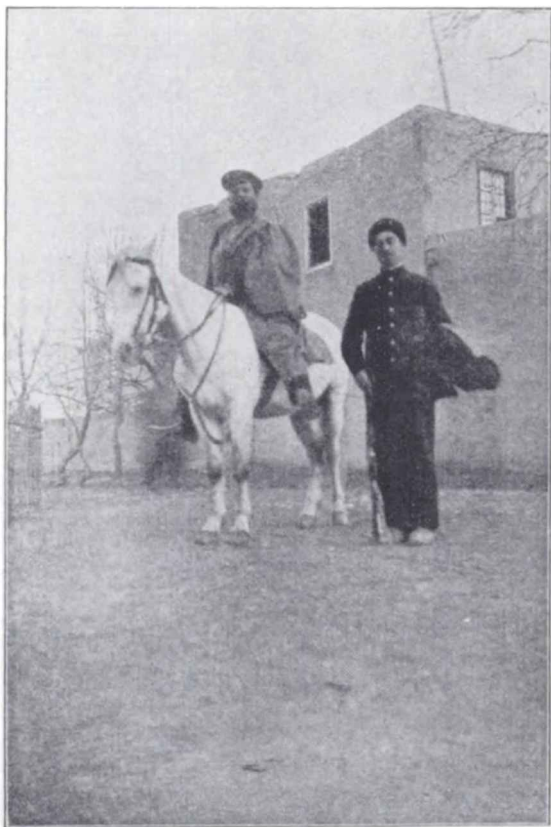
in die Ebene und an den See hinab. Die Ausläufer eines solchen Hügelszuges teilen den See in zwei ungleiche Teile, den Hauptsee und einen kleineren See, der nur durch einen schmalen Kanal mit ihm verbunden ist.

So lag die Sache im Jahre 1898, aber auch wiederum erst seit zwei bis drei Jahren. Vorher war das kleine Becken ein völlig getrennter See. Somit

steigt, wofür sich in den Dörfern am Ufer des Sees noch weitere Zeugnisse fanden, auch der Ertschek-Göl seit dem Jahre 1895/96, und es nimmt dergestalt auch ein so kleines Wasserbecken an den Niveauschwankungen der großen armenischen Alpenseen teil (Bd. I, S. 12).

Für den Goktscha und den Urmiassee haben wir diese bereits im ersten Bande (S. 146, 161 ff., 218) besprochen. Daß auch der Vansee seit zwei bis drei Jahren wieder im Steigen begriffen war, war uns in Van schon vielfach berichtet worden. Zudem ließen sich, wie schon erwähnt, vielfach Überschwemmungen und Lagunenbildungen an Stellen, wo bisher Gärten und Wiesen gewesen waren, beobachten.

Mein Reisegefährte hatte, wie ich hier gleich vorwegnehmen will, auf seinem Ausfluge mehrfach Gelegenheit, weitere Zeugnisse



Der Verfasser und Färädj.  
(Amerikanische Mission Van.)

und Belege für dies seit zwei bis drei Jahren beobachtete Steigen des Vansees zu sammeln.

Den Ertschek-Göl, dessen schön grün-blaues Wasser ähnlich wie das des Vansees, also nicht ausgesprochen salzig schmeckt und am Ufer eine weiße Ablagerung bildet, beleben zahlreiche Wasservögel.

Mein Ausflug war hauptsächlich veranlaßt durch die Nachricht, daß sich in dem nahe seinem Ostufer belegenen armenischen Dorfe Charakonis (türk. Karagündiiz) eine Keilinschrift befinden sollte, was sich denn auch bewahrheitete.

Der Schwellenstein in der Kirche des Dorfes, die, wie alle armenischen Kirchen ringsum, 1896 von den Kurden greulich zerstört und zugerichtet worden war, erwies sich als ein mit Keilschrift beschriebener Stein. Von den Dorfbewohnern bereitwilligst freigelegt, entpuppte er sich als eine kolossale, beiderseitig beschriebene, in der Hauptsache wohlerhaltene Stele, deren Entzifferung und Kopie von mir in höchst unbequemer Lage vorgenommen werden mußte. Da die Zeilen senkrecht zur Schwellenebene auf der einen Seite von oben nach unten, auf der anderen von unten nach oben verliefen, so blieb mir nichts übrig, als mich mit einer Kerze bewaffnet längelang parallel der Stele in die zu meiner Aufnahme erweiterten Gruben zu legen, die bei der Aufdeckung der beiden Inschriftseiten gegraben worden waren. Trotzdem denke ich mit besonderer Freude an die beiden so verbrachten Tage zurück. Denn die auf der Stele dreimal wiederholte Inschrift erwies sich als ein außerordentlich wichtiges Dokument, und dies bei der Arbeit Schritt für Schritt zu erkennen, ist für den Forscher eine unvergleichliche Freude.

Die Stele ist von Ispuinis und seinem Sohne Menuas zur Verewigung ihres Sieges über das bisher zu Assyrien gehörige und kurze Zeit zuvor von den Manuäern besetzte Land Barsuas und dessen Hauptstadt Meschta gesetzt worden (Corp. Nr. 14).

Die Stadt Meschta wird auch in der östlichsten aller chaldischen Inschriften, der des Menuas, von Taschtäpä (Bd. I, S. 219ff.), erwähnt.

Warum diese Herrscher von Chaldia dieser fernen Gebiete gerade an dieser Stelle gedachten, wird sich alsbald ergeben (S. 39ff.). Hier sei nur hervorgehoben, daß die Kirche, in der sich die Stele befand, auf einem Hügel steht, der deutliche Spuren seiner vormaligen Verwendung als chaldische Burg aufweist.

Als wir später den Versuch machten, die Stele aus ihrer gefährdeten Lage in der den Unbilden der Witterung ausgesetzten Kirche fortzunehmen, um sie nach Konstantinopel zu schaffen — wie es durch meinen Reisegefährten mit einer Reihe von anderen Monumenten geschehen ist, die teils im dortigen

Museum bewahrt werden, teils der Expedition überwiesen und von ihr nach Deutschland geschafft worden sind — stießen wir bei den Dorfbewohnern auf den lebhaftesten Widerstand. Sie rotteten sich zusammen und machten Miene, den von uns Beauftragten mit Heugabeln und sonstigen Ackerwerkzeugen tötlich zu Leibe zu gehen, denn, wie sich dann ergab, galt die Stele als Talisman, der dem Dorfe das Brot sichert (vgl. Bd. I, S. 4). So wurde sie dort belassen.

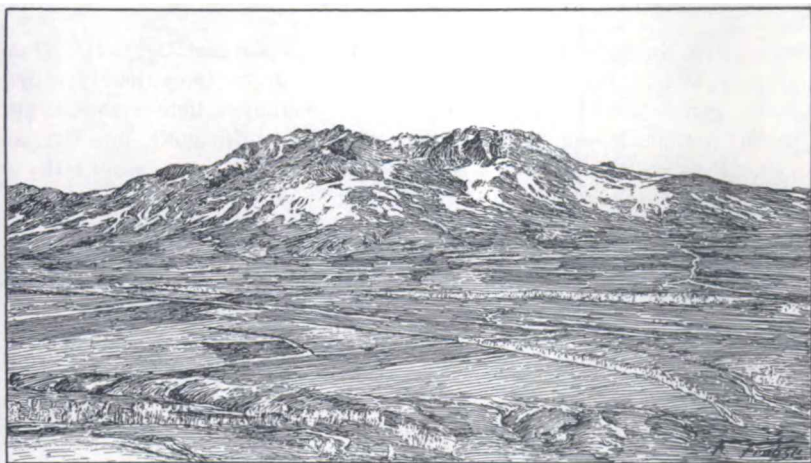
Der Weg zum Ertschek-Göl und zurück führte mich durch das etwa 10 km ONO von Van belegene Kurdendorf Anzaff, wo bereits mein Reisegefährte im Jahre 1891 zwei Bauinschriften des Menuas aufgefunden hatte. Die kleinere, das stattliche Fragment einer großen beschriebenen Kalksteinplatte, war an der Feuerstelle eines kurdischen Hauses angebracht, von dessen Besitzer ich es auf meiner Rückkehr vom Ertschek-Göll erwarb. Es befindet sich jetzt in der vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen (Corpus Nr. 79).

Die Inschriften stammen von der alten Chalderburg auf dem Hügel, an dessen Fuße das Dorf Anzaff gelegen ist. Ihre Ruinen haben auch das Baumaterial für das Dorf geliefert. Aus den Steinen der Burg sind sowohl die Häuser, wie auch die Schuppen, in denen das Heu aufbewahrt wird, erbaut. Gleichwohl läßt sich noch jetzt deutlich erkennen, daß die Burg von Anzaff ungewöhnlich stark befestigt war. An der leichter zu ersteigenden Seite ist der Burgberg durch vier in verschiedener Höhe angelegte, zyklopische Mauerzüge aus ungeheuren Felsblöcken geschützt, zu denen zum Teil das dort anstehende porphyrtartige, rot- und grünfarbige, von weißem Geäder durchzogene Gestein verwendet wurde.

Von der Höhe des Burgberges reicht der Blick ostwärts über den Ertschek-See hinweg bis nach Charakonis, nach Südwesten bis zum Van-See und zu den ihn im Süden begrenzenden Bergen. Die Burgen von Charakonis und von Anzaff bilden offenbar ein Glied in der Kette der Befestigungen, die die Ebene von Van und die Hauptstadt des Reiches gegen Einfälle und Angriffe von Osten her schützen und die am Ertschek-See vorbei über Serai und Kotur nach Choi in Azärbaidjân führende Straße sichern sollten; in den gleichen Zusammenhang gehört offenbar die Chalderburg von Aschotagert („Aschrut-Darga“) oder richtiger von Pagan unweit von Salachanä, die durch eine von Wunsch entdeckte Felsinschrift ausgezeichnet ist: sie deckt den Weg, der von Serai in südwestlicher Richtung über Salachanä durchs Chöschâb-Tal nach Artamid und Van führt.

So erklärt sich nicht nur die starke Befestigung der Burg von Anzaff, sondern auch die Errichtung jener Sieges-Inschrift auf der Burg von Charakonis mit ihren Berichten über die Erfolge, die im fernsten Südosten





**Der Warrak und die Ebene von Westen her.**

(Von der amerikanischen Mission in der Gartenstadt aus aufgenommen.)

der Peripherie des Chalderreiches gegen Mannäer und Assyrer von den Chalderkönigen erfochten wurden. Die durch diese Anlage geschützte Route führt nördlich um den Urmiassee.

Ihr Widerspiel ist die Route, die von Van über Baschkala (s. oben S. 5 ff.) südwärts nach Dizä und Neri und von da in verschiedenen Abzweigungen, unter anderen und hauptsächlich über Rowandûz und den Kelischin in die Gebiete von Urmia und Uschnu führt. Sie wurde von meinem Reisegefährten auf seiner Rückkehr von Rowandûz nach Van (vgl. Bd. I, S. 29 und unten) verfolgt und erforscht.

Auf die Tatsache, daß die Chalder zur Sicherung ihrer großen Kriegstraßen Felsenfestungen anzulegen pflegten, die alle ungefähr eine Tagereise voneinander entfernt waren, habe ich im Anschluß an E. Huntington bereits Bd. I, S. 487 (vgl. S. 472) hingewiesen.

Huntington hatte mich brieflich gefragt:

„Wollen Sie nun einen Blick auf Ihre Karte werfen und mir eine Frage beantworten. Sie haben eine Festung am Euphratknie gefunden; ich habe eine bei Haroghly, 8 Stunden weiter nach Osten getroffen. Bei Charput, 6 Stunden weiter östlich, ist wieder eine Festung. Ich höre, daß am Mastargebirge, 6 oder 8 Stunden weiter östlich auf dem alten Wege nach Palu, 2 Befestigungen liegen: eine Felsenfestung hoch auf dem Berge, eine nahe dem Fuße des Berges aus Mauerwerk; 8 Stunden weiter östlich ist Palu. Ich hoffe, bald nach dem Mastar zu gehen und zu sehen, was sich dort wirklich findet;

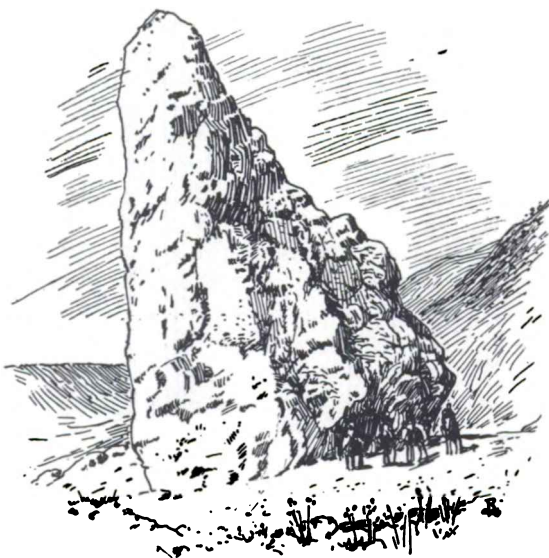
aber nehmen wir an, es sei eine Festung dort“ (was sich bestätigt hat). „Nun frage ich: Warum finden wir fünf Festungen in dieser Linie, jede von der anderen gerade eine Tagereise entfernt? und warum hielten es sowohl die Chalder, wie ihre Nachfolger, wer immer diese waren, für nötig, ihre Burgen an denselben Stellen anzulegen? Könnte es nicht sein, daß eine große Kriegerstraße von der Grenze, nahe bei Malatia, über Charput und Palu nach Van führte? Haben Sie irgendwelche Burgen gefunden oder von ihnen gehört, die eine solche Theorie unterstützen würden?“ Die so eben besprochenen Befestigungen geben eine bejahende Antwort auf Huntingtons Frage. Dieser macht übrigens gleichzeitig darauf aufmerksam, daß die Römer und Araber ihre Burgen, wenn auch an der gleichen Stelle, so doch womöglich, außer wo eine Stadtanlage zu schützen war, weniger hoch und zugänglicher anzulegen pflegten.

Auf einem zweiten Ausflug gelangte ich nach eintägigem Aufenthalt in Van (13. Oktober 1898) zur Rusas-Stele und zum Keschisch-Göl, dem „Priester-See“ (Bd. I, S. 10).

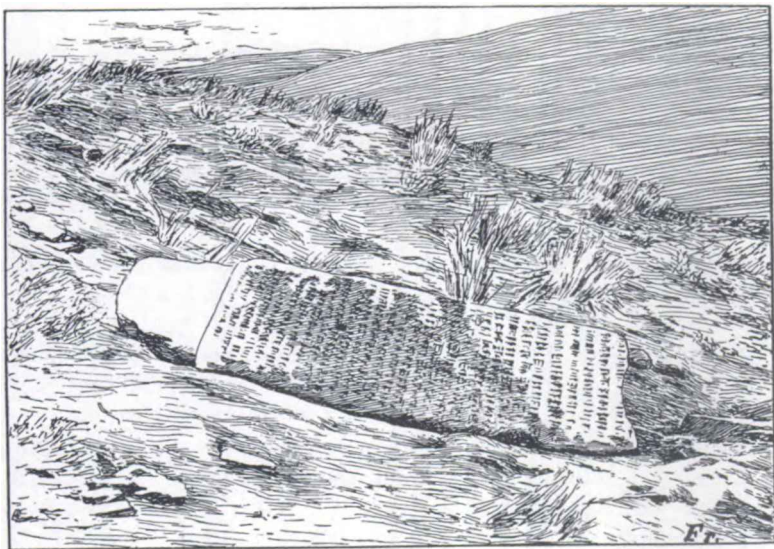
Der ganze Ausflug kann als eine Umreitung des Warrak-Gebirges bezeichnet werden. Der Weg führte mich zunächst allmählich ansteigend in

östlicher Richtung an den Fuß des Warrak, an dessen Südende vorbei und an seiner nach Ostengewandten Rückseite in der Schlucht eines kleinen Bächleins aufwärts nach dem von Armeniern und Nestorianern bewohnten Dorfe Toni.

Auf dem Wege waren zwei Merkwürdigkeiten zu verzeichnen, einmal nicht fern vom Südende des Warrak, der beistehend nach meiner Photographie abgebildete merkwürdig geformte Felsen, sodann eine Stauanlage an einem grünlich stag-



Merkwürdig geformter Fels östlich hinter dem Südende des Warrak.



Die Rusas-Stele.

nierenden Gewässer, über deren Bedeutung im Zusammenhang mit den durch den Keschisch-Göl bedingten Bewässerungsanlagen erst weitere Forschungen Aufschluß geben sollten. Den Bewohnern von Toni hatten vor kurzem die kurdischen Bewohner des Dorfes Ermanes' ihre letzten 40 Schafe geraubt. Zerlumpt und ausgehungert boten sie alle ein Bild des Jammers dar.

Gleich hinter Toni nimmt das Land einen wilden öden Charakter an, überall hohe, steilabfallende Wandungen und sehr schmale Schluchten, in denen sich die Abhänge treffen.

Nach etwa einer kleinen Stunde hatte ich den Keschisch-Göl vor mir, den einst Rusas I. angelegt hatte. Er enthielt nur wenig Wasser. Warum, wird sich alsbald zeigen.

Die Rusas-Stele, die von seiner Anlage berichtet, ward nicht unmittelbar am Keschisch-Göl aufgestellt, sondern in einer Schlucht, die vom Ufer des Sees durch einen Höhenrücken getrennt ist, und zwar geschah das offenbar, um die Stele vor Schädigungen bei etwaigem Hochstande des Wassers zu bewahren.

Etwa 150 m in diese Schlucht auf steil abfallendem Hange herabreitend, fand ich die Rusas-Stele, die noch unverändert so am Boden lag, wie sie mein Reisegefährte vor sieben Jahren vorgefunden hatte.

Die Dorfbewohner hatten nämlich (etwa im Jahre 1889), weil sie unter dem Denkstein, wie üblich, große Schätze vermuteten, die schwere Stele zunächst aus dem Sockel herausgehoben und dann diesen selbst trotz seines gewaltigen Gewichts einen Fuß von seiner ursprünglichen Lagerstätte entfernt, so daß jetzt beide Steine nebeneinander lagen. Der Oberteil der Stele muß spätestens bei dieser Operation abgebrochen sein; über seinen Verbleib war einstweilen nichts bekannt.

Es war für mich ein eindrucksvoller Augenblick, als ich dieses wichtigen Monumentes ansichtig wurde, dessen Entzifferung durch mich den Hauptanstoß zu unserer Expedition gegeben hatte.

Hier an Ort und Stelle die Erwägungen und Schlüsse noch einmal zu überdenken, die mir ermöglicht hatten, in das Verständnis dieses einzigartigen Monumentes einzudringen, gewährte einen besonderen Reiz.

Mein nunmehriger Reisegefährte hatte im Jahre 1892 seine genauen Angaben über den Standort der Stele mit den Worten geschlossen: „Falls das Monument nicht einen Grenzstein vorstellen soll, so hat es vielleicht auf den vor unvordenklichen Zeiten angelegten Keschisch-Göl Bezug, das würde wenigstens nach dem Ortsbefund das Wahrscheinlichste sein.“

Diese Vermutung bestätigte sich. Die Inschrift bot aber noch ungleich reichhaltigere und wichtigere Nachrichten (Corp. Nr. 144).

Es war ersichtlich, daß die Inschrift, in der sich die Wendung „Rusas spricht also“ ständig wiederholte, von Wasserbauten und von einer Regulierung von Flußläufen sprach: ja es wurde der Name eines Flusses Alaß erwähnt. Ferner kam auffallend oft das Wort *Rusachina*, d. h. „Stadt des Rusas“, vor, und schließlich erschien besonders bemerkenswert, daß von der Anlage von Weinpflanzungen, Hainen und Gärten die Rede war, und zwar unter gleichzeitiger Erwähnung der Einwohner der Stadt *Tuspa-Van* (vgl. Bd. I S. 8). Der Schluß lag nahe, daß das als Keschisch-Göl bezeichnete Wasserbecken bestimmt war, als Reservoir für die Bewässerung der von Rusas angelegten Gartenstadt zudienen. Denn diese Rusas-Stadt konnte in der öden Umgebung des Keschisch-Göl nicht gesucht werden, und andererseits war, da in der beim Keschisch-Göl aufgestellten Stele unausgesetzt von der Rusas-Stadt die Rede war, anzunehmen, daß zwischen dem Staubecken und der Stadtanlage irgendwelche Beziehung bestände.

Bei weit ausholenden Schlußfolgerungen und Entdeckungen ist es eine häufige Erfahrung, daß einzelne Erwägungen auf dem Wege zum richtigen Ziele verwertet werden, die schließlich als irrtümlich erkannt und beiseite geschoben werden, nachdem sie gleichsam als Hilfskonstruktion ihre Dienste getan haben

So war es auch mir bei der Rusas-Stele ergangen. Von Bauten, die ein Rusas errichtet hatte, war damals nur der von Rusas III., Sohn des Erimenas, auf Toprakkaleh errichtete Tempel bekannt und ich betrachtete es als eine naheliegende Annahme, daß jener von Rusas III. erbaute Tempel einen Bestandteil der in der Stele vom Keschisch-Göl erwähnten — wie ich damals annahm, von Rusas III. geschaffenen — Rusas-Stadt gebildet habe.

Wenn nun die topographischen Verhältnisse derart waren, daß der Abfluß des Keschisch-Göl etwaige am Fuße des Toprakkaleh-Felsens belegene Gartenanlagen bewässern konnte, so war die Annahme, daß wir im Keschisch-Göl den in der Inschrift genannten Rusa I-Buë (was dann als „Rusas-See“ zu fassen wäre), in den Anlagen auf Toprakkaleh den zu den Burgbauten der Rusas-Stadt Rusachina gehörigen Tempel zu erblicken hätten, auf die höchste Stufe der Wahrscheinlichkeit gerückt. Daß sich die Sache tatsächlich so verhielt, daß der Abfluß des Keschisch-Göl notwendigerweise die Ebene südlich des Toprakkaleh-Felsens treffen muß, hatte mir mein nunmehriger Reisegefährte als Entdecker der Rusas-Stele bestätigen können.

Zu dem gleichen Ergebnis führte dann die topographische Untersuchung, die auf unseren Wunsch Herr Ingenieur Sester an Ort und Stelle vorgenommen hatte. Dieser teilte uns in einem Berichte vom Januar 1893 mit, er sei dem Abfluß des Keschisch-Göl von seinem Austritt an zu Fuße nachgegangen und habe dabei gefunden, daß derselbe tatsächlich bis zum Fuße des Toprakkaleh-Felsens geleitet sei.

Im weiteren Verlaufe des Ausfluges, auf dem ich mich befand, wollte und konnte ich mich durch den Augenschein überzeugen, daß die Sache sich so verhielt.

Doch wird der Abfluß, ehe er den Toprakkaleh-Felsen erreicht, mehrfach geteilt, und zwar geschieht das etwa  $1\frac{1}{2}$  Stunden oberhalb (östlich) von Toprakkaleh, nachdem der Abfluß auf der Strecke vom Keschisch-Göl bis zu diesem Punkte rechts noch durch fünf, links durch zwei Zuflüsse verstärkt worden ist.

An dem genannten Punkte wird ein großer Teil des Wassers in unterirdische Kanäle geleitet, die zu der südwestlich und westlich des Toprakkaleh belegenen heutigen Gartenstadt Van führen. (Vgl. S. 16.) Ein Wasserarm wird jedoch noch heutzutage in offenem, nicht unterirdischem Laufe bis nach Toprakkaleh und von da bis zum Van-Felsen geleitet. Er vereinigt sich mit dem Bette des Angusner-tschai, eines periodischen Flußchens, das sich am Ostfuße des Toprakkaleh-Felsens hinzieht und bei Van in den See mündet. Der in der Rusas-Stele begegnende Flußname Alaïs kommt entweder nur diesem Flußchen oder aber dem Bächlein zu, das schon, ehe der Keschisch-

Göl angelegt war, von der Hochebene, die dieser jetzt einnimmt, abgeflossen sein muß.

Da nun die Rusas-Stele auch von einem Rusas-Palaste zu sprechen scheint und der auf Toprakkaleh damals bereits ausgegrabene Tempel nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des überall mit Gebäuderesten bedeckten Plateaus einnimmt, so war anzunehmen, daß Rusas-Tempel und Rusas-Palast auf dem Felsen, die Rusas-Stadt an dessen Fuße entsprechend der heutigen Gartenstadt Van angelegt worden wäre. Diese gesamte Anlage schrieb ich zunächst dem späteren Könige Rusas, Sohn des Erimenas, zu. In Wahrheit kommt sie aber, wie wir schon lange vor unserer Expedition erkannten, Rusas I., dem Sohne Sardurs, dem großen Gegner Sargons II. von Assyrien, zu.

Denn eine bisher nicht richtig gewürdigte Inschrift hatte uns erkennen lassen, das zwischen diesen beiden längst bekannten Herrschern des Namens Rusas noch ein anderer Rusas, Sohn Argistis' II., einzuschieben war und daß zu seiner Zeit nach eben dieser Inschrift ein Neu-Tosp (vgl. Bd. I S. 8) mit einem Tempel auf Toprakkaleh, bereits existiert haben mußte. So war es nunmehr das wahrscheinlichste, daß gleich der Nachfolger Sardurs III. — des Herrschers, der die Zerstörung der Chaldis-Stadt durch Tiglatpileser IV. hatte erleben müssen —, eben Rusas I., deren Neuanlage und Verlegung betrieben und ausgeführt hatte. Als dann wieder friedlichere Zeiten für die Chalder gekommen waren, hätte Rusas III. den damals erbauten Tempel, der die Spuren bedrängter Umstände in Anlage und Ausführung an sich tragen mochte, durch ein neues und prächtigeres Heiligtum ersetzt.

So ergab sich auch eine einleuchtende Erklärung für die Verlegung der Stadt Van durch Rücksichten auf die Zwecke der Verteidigung.

Die frühere von Menuas durch Anlage des Menuaskanals begründete Stadt lag etwa 5 km entfernt von der alten Burg, dem heutigen Zitadellenberg, weil der Menuaskanal mit seinen schließlichen Verästelungen nur bis dorthin hatte geführt werden können.

Diese Entfernung war aber für eine wirksame Verteidigung der Stadt von der Burg aus viel zu groß. Sie ermöglichte dem von Norden kommenden Feinde eine unbehelligte Umgehung des Burgberges und einen Angriff auf die städtische Anlage von Nordosten her. Aus diesem Grunde — und nicht aus diesem allein — mußte es sich für die Chalder, die im übrigen, wie noch aus Xenophons Berichten zu erkennen ist, von den Höhen herab auf eine verhältnismäßig recht beträchtliche Entfernung dem anrückenden Feinde mit ihren Wurfgeschossen gefährlich zu werden wußten, darum handeln, einen näheren Zusammenschluß von Berg und Stadt zu erzielen. Den Menuaskanal näher an den alten Burgberg, d. h. den Zitadellenberg (Vankalah) zu

leiten, war unmöglich. So wurde als neuer Burgberg der Toprakkaleh-Felsen gewählt, nachdem eine Zuführung von Wasser bis unmittelbar an dessen Fuß sich als tunlich erwiesen hatte. Sollte etwa der Gedanke, den Menuaskanal hierher zu leiten, zeitweilig erwogen worden sein, so ist er jedenfalls alsbald als untunlich aufgegeben worden, weil, im Vergleich mit den dazu notwendigen Veränderungen, die Anlage der Keschisch-Göl-Leitung mit ihrer durch die natürliche Lage gegebenen Abflußrinne erheblich einfacher war. Da durch Einbeziehung des am Toprakkaleh-Felsen vorbeifließenden periodischen Fließchens in die Kanalisationsanlage wenigstens ein Teil des Wassers auch bis an den Fuß des Zitadellenberges geleitet werden konnte, so war eine baldige oder spätere Ansiedlung auch im unmittelbaren Schutze dieses Berges nicht ausgeschlossen und das Bild, das wir somit von der Stadt des Rusas gewonnen haben, bietet Van noch heutzutage. Die vorwiegend von Armeniern bewohnte Gartenstadt Van nimmt am Fuße des Toprakkaleh-Felsens so gut wie genau die Lage der einstigen Gartenstadt Rusas' I. ein und wird noch heutzutage wie jene durch den Abfluß des Rusas-Sees, der sich nun im Volksmunde in einen Priestersee verwandelt hat, bewässert, während auch die von der türkischen Bevölkerung bewohnte Stadt am Fuße des Vanfelsens ihr Wasser teils durch die gleichfalls vom Keschisch-Göl gespeisten Kanäle, teils allerdings auch durch Grundwasserleitungen, die gleichfalls schon in chaldische Zeit zurückgehen, erhält. Die alte, von dem Zitadellenberg einige Kilometer entfernte Gartenstadt des Menuas blieb dagegen verlassen.

Die Rusas-Stele, die da vor mir lag, stellte also die Urkunde über die im achten vorchristlichen Jahrhundert kurz nach der „Gründung Roms“ erfolgte Neugründung der heutigen Stadt Van dar. Einer so alten, in inschriftlichem Original erhaltenen Gründungsurkunde wird sich schwerlich eine der heute noch bewohnten Städte des vorderasiatisch-europäischen Kulturkreises rühmen können.

Die Zuweisung an Rusas I. ist, wie ich gleich vorweg nehmen will, durch unsere Expedition völlig gesichert worden. Einmal ergaben zwei große Inschriften Argistis' II., daß dieser Sohn Rusas' I. im Norden des Vansees bei Ardjesch einen großen Stausee angelegt hatte. Bei der auf theokratischer Grundlage beruhenden zentralistischen Anlage des chaldischen Staatswesens erscheint es aber völlig ausgeschlossen, daß außerhalb Vans derartige Anlagen betrieben worden wären, solange die Hauptstadt, der Sitz des Gottes Chaldi, in Trümmern lag. So mußte die Neugründung von Van durch einen Rusas vor Argistis II. erfolgt sein, was eindeutig auf seinen Vater Rusas I. führte.

Und schließlich war es uns noch, wie später zu berichten, beschieden, das fehlende Anfangsstück der Rusas-Stele wieder zu entdecken.

Durch Tasten suchte ich festzustellen, ob die Stele auch auf der nach unten liegenden Rückseite, wie wir vermutet hatten, beschrieben sei. Mit negativem Ergebnis. Aber als später die Stele fortgeschafft wurde, ergab sich, daß eine ganze Reihe von Linien für Schriftzeichen auf der Rückseite eingegraben waren. Die Stelen-Rückseite war also tatsächlich in ihrem verlorenen oberen Teil beschrieben gewesen, aber man hatte mehr Linien gezogen, als für den Schluß der Inschrift nötig gewesen war.

Nachdem ich die Inschrift zu kollationieren begonnen hatte und das Abklatschpapier aufgelegt worden war, kehrte ich nach Toni zurück, wo sich in meinem unmittelbar an den Stall anstoßenden, nur durch eine halbmannshohe Balustrade von ihm getrennten Wohnraum des vornehmsten Hauses von Toni alsbald in der üblichen Weise eine Menge Dorfbewohner versammelten.

Nach floreicher und schlafarmer Nacht ging es am nächsten Morgen zur Rusas-Stele zurück. Der Abklatsch war teilweise noch naß. Er konnte glücklich abgenommen und an sonniger Stelle getrocknet werden.

Den Abfluß des Keschisch-Göl bildet ein Bach, der Ängusnär-tschai, der in ungefähr ostwestlicher Richtung nach Toprakkaleh zu abfließt.

Am Ufer des stark ausgetrockneten, mit Röhricht bewachsenen Sees entlangreitend erreichte ich eine Talsperre, an deren Nordwestecke. Sie gehört zu der Gesamtanlage, durch welche Rusas I. die muldenartige, von Bergen umgebene Einsenkung in einen Stausee umwandelte. Daß sich hier einmal, wie die Sage ging, eine Keilinschrift befunden habe, ist höchst wahrscheinlich, aber alle Nachforschungen waren vergeblich.

Diese Talsperre ist der größere der beiden gewaltigen Staudämme, durch die das Bassin des Keschisch-Göl gebildet wird. Er hat eine Länge von 100 m, der andere (nur 50 m lange) befindet sich nahe der Südwestecke des Sees (o. S. 40).

Das durch diese Nordschleuse abfließende Wasser läuft nördlich um den Warrak-dagh herum, wobei es die Gärten und Felder vieler Dörfer bewässert und zahlreiche Mühlen treibt; so gelangt es schließlich, wie oben geschildert (S. 45), sowohl nach Toprakkaleh wie zur Gartenstadt Van und bewässert den nördlichen und mittleren Teil der Ebene von Van.

Das Abflußwasser der an der Südwestecke des Sees gelegenen Stauanlage dagegen, die ich bei meinem Hinritt bemerkt hatte und die später von meinem Reisegefährten genauer studiert wurde, lief ehemals um den Südfuß des Warrak-dagh herum und bewässerte den südlichen Teil der Ebene von Van. „Ehemals“, — denn tatsächlich funktioniert diese Schleuse nicht



mehr, die türkische Regierung hat sie vor einigen Jahrzehnten außer Betrieb setzen lassen.

Dieser „südwestliche“ Staudamm ist 20 m dick, 50 m lang, 6 m hoch und aus zyklischen Felsblöcken errichtet, so daß er infolge seiner äußerst soliden Konstruktion den Jahrtausenden getrotzt hat. Er besitzt eine aus schön behauenen Quadern hergestellte rechteckige Ausflußöffnung von 1,50 m Höhe und 1 m Breite. An der Innenseite befand sich eine Schleuse in Form einer Steinplatte, „durch deren Heben oder Senken der Wasserausfluß vermehrt oder vermindert, gegebenenfalls auch ganz abgestellt werden konnte. Durch eine solche Schleuse konnten also, wenn ganz geöffnet, bei einer Minimalgeschwindigkeit des ausströmenden, frei herabfallenden Wassers von 4—5 m in der Sekunde nicht weniger als  $6-7\frac{1}{2}$  Sekundenkubikmeter abfließen.“ Die durch die beiden Schleusendämme aus dem Rusas-See abfließende Wassermenge betrug insgesamt 12—15 cbm pro Sekunde. „Eine derartige kolossale Wassermasse war natürlich für die Bewässerung der Ebene von Van nicht nötig, hätte auch das riesige, ganz gefüllte Bassin von mindestens 60 Millionen Kubikmeter Inhalt in knapp 2 Monaten zum Leerlaufen gebracht. Vielmehr dienten diese für den normalen Bedarf viel zu großen Schleusen gleichzeitig als Sicherheitsventil, wenn infolge eines schneereichen Winters und regenreichen Frühlings der Stausee überzulaufen drohte. Natürlich werden die Chalder mit dem gänzlichen Aufziehen der Schleusen nicht so lange gewartet haben, bis der See gestrichen voll war, sondern, da sich der Eintritt dieses Ereignisses ja an dem ständigen Steigen des Niveaus leicht voraussehen ließ, schon beizeiten die Schleusen so weit geöffnet haben, daß ein Überlaufen des Sees unmöglich gemacht wurde. Dabei sei hier nur ganz kurz auf die bekannte Tatsache hingewiesen, daß alle Staudämme durchbrochen und weggerissen zu werden pflegen, sobald das Wasser über sie hinwegflutet.

„Diese weitergehende Bestimmung jener Schleusentüren als Sicherheitsventile muß nun wohl in den Kreisen der häufigem Wechsel unterliegenden türkischen Beamtenhierarchie in Vergessenheit geraten sein, denn sonst ließe es sich nicht erklären, daß die südliche große Schleusentür eines Tages durch Bestampfung mit lehmiger Erde gänzlich geschlossen, auch die Aufziehvorrichtung derselben entfernt wurde.“ Damit wurde erreicht, daß das Wasser des Keschisch-Göl „ausschließlich für die Gartenstadt und den nördlicheren Teil der Vanebene verwendet werden konnte“. Aber diese Versündigung an der überlegenen Technik uralter Zeiten rächte sich alsbald.

An einen sehr schneereichen Winter im Jahre 1891 schloß sich ein regenreiches Frühjahr, „und die Folge war das Überlaufen des Sees und der Durch-

bruch des gewaltigen Sperrdammes an der Nordwestecke. Die aufgestauten enormen Wassermassen ergossen sich in den am Fuße von Toprakkaleh vorbeifließenden Ängusnär-tschai, in gewaltiger Welle dessen Brücke und viele an ihm stehende Häuser fortreibend und großen Schaden, namentlich auch in den benachbarten Obst- und Weingärten, anrichtend. Die furchtbare Gewalt dieser Welle wird verständlich, wenn man berücksichtigt, daß der Rusassee ca. 2500 m hoch gelegen ist, der kaum 30 km entfernte Vansee aber 1625 m, so daß das Wasser mit dem großen Gefälle von ca. 3% herabstürzt.

„Später hat dann im Jahre 1894/95 die türkische Regierung diesen Sperrdamm neu aufführen lassen, aber natürlich bei weitem nicht in der soliden Bauart der Chalder. Die auf den alten Fundamenten aufgeführte Mauer ist bis zu 3 m hoch, unten nur ca. 4 m, oben gar nur  $1\frac{1}{2}$  m dick und so schwach, daß sie dem Druck des ganz gefüllten Bassins schwerlich zu widerstehen vermag. In diesem Damm sind zwei Schleusen von  $65 \times 65$  cm Größe angebracht, die zusammen noch nicht einmal die Hälfte des Wassergleichstroms der chaldischen Schleuse durchlassen. Und um nun die Füllung des Staubeckens und die dadurch gegebene Gefahr eines erneuten Dammbruches zu vermeiden, hat die Regierung zu einem ebenso einfachen wie törichten Mittel gegriffen: sie läßt die Schleusen ständig — auch im Winter — offen!“ So liegt der See bei völlig geöffneten Schleusen im Winter fast völlig trocken da und enthält selbst zu Beginn der heißen Zeit sehr wenig Wasser.

„Hoffentlich besinnt sich die türkische Regierung, welche aus dem Berieselungswasser des Rusas-Sees große Einnahmen bezieht, endlich wieder auf ihre Pflicht, läßt die alte chaldische Süd-Schleuse als Sicherheitsventil wieder in Betrieb setzen, den miserablen neuen Damm in einer den Druckverhältnissen entsprechenden Weise verstärken und stellt so den alten Zustand wieder her, bei dem die Bewohner der Van-Ebene keinerlei Mangel an Berieselungswasser hatten.“

In meiner Begleitung befand sich außer meinem Diener Färädj und dem Polizeikommissar auch ein Zaphtieh-Tschaosch (etwa „Sergeant“), ein „Araber“ aus Bagdad mit wulstigen Negerlippen und brauner Hautfarbe, offenbar aus afrikanischem Geschlechte stammend. Dieser behauptete mit großem Nachdruck, daß sich im Dorfe Kaissaran ein Jazylydasch befände, während die übrigen von einer Keilinschrift in Ermanes Kunde haben wollten.

Da mir Kaissaran noch fragwürdiger schien als Ermanes, so wollte ich mich schon dem letzteren Orte zuwenden und in Kaissaran höchstens durch Färädj nachfragen lassen. Zum guten Glück aber redete Bilal-Tschaosch

mir höchst nachdrücklich und wirkungsvoll zum Besuche von Kaissaran zu — wie sich nachträglich erwies, weil er dort einen guten Bekannten hatte. So ritten wir am jenseitigen nördlichen Ufer des Keschisch-Göl, von Van abgewendet, nach Osten zu, um fast am östlichen Ende und etwas oberhalb der Keschisch-Göl-Ebene das Dorf Kaissaran zu erreichen. Als wir die dortigen Kurden fragten, ob Inschriften der Art wie der Stein von Toni, der ihnen ja gut bekannt war, hier vorhanden wären, bejahten sie das lebhaft, zur großen Freude desjenigen unter meinen Begleitern, der mich zum Besuch von Kaissaran veranlaßt hatte. So führten sie uns denn zu vorgerückter Stunde etwas oberhalb des Dorfes an die Stelle, wo sich eine Inschrift befinden sollte. Aber, wie fast regelmäßig, so war es auch hier, von einer Keilinschrift war absolut nicht die Rede, es waren christliche Kreuze und armenische Worte in den Felsen gegraben. Schon wollte ich unmutig zurückkehren, aber die Kurden wiesen in die Höhe, dort sei eine Inschrift vorhanden, und so folgte ich ihnen, freilich keineswegs hoffnungsfreudig, da ich von Keilinschriften auf Bergeshöhen damals nur die Kelischin-Stele kannte, die aber auf einem Passe aufgestellt war. So ritten und stiegen wir wohl 1000 Fuß bergan, bis wir auf eine von einzelnen Felsspitzen umsäumte, ziemlich weite Bergwiese kamen. Auf eine dieser natürlichen Felsenburgen, die östlichste, kletterten sie mit Färädj und mir in einer Art Kamin herauf und zeigten mir tatsächlich dort zu meiner großen Überraschung eine unversehrte, dreizeilige durch Glätten des sehr harten Marmorkalks eingegrabene, Keilinschrift in einer Höhe von 2780 m über dem Meere (s. Abb. auf S. 50).

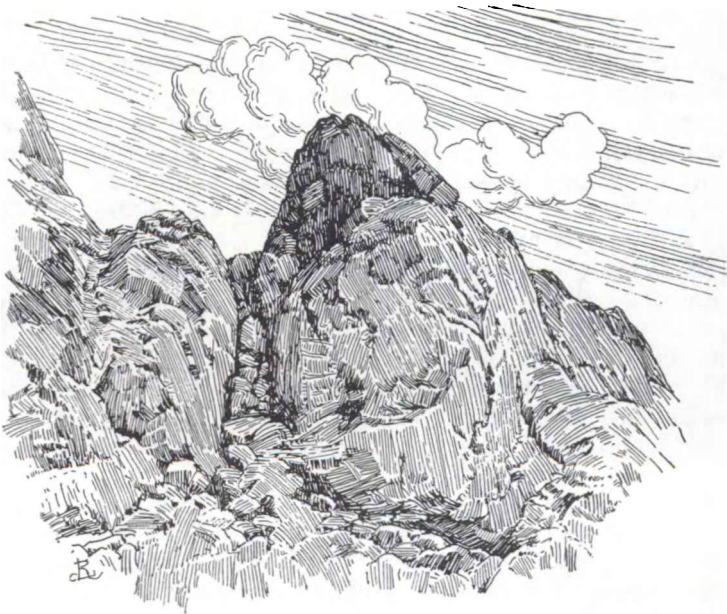
Von der Felskuppe, die die Inschrift trägt, genossen wir am Abend der Entdeckung die herrlichste Fernsicht, bei wundervoller Sonnenuntergangsbeleuchtung, die sich meilenweit in die Runde, im Westen bis über den Vansee mit seinen Inseln, im Norden bis über den Ertscheksee erstreckte, und die natürlich im Vordergrunde auch den Keschisch-Göll mit umfaßte.

Bei Regen und Schnee wurde am folgenden Morgen von Färädj der Abklatsch genommen und am Feuer soweit getrocknet, daß er transportfähig war.

Neben dem Standort und der großen Kürze fällt bei der Inschrift als Besonderheit auf, daß sie allein unter allen bekannten vollständigen chaldischen Inschriften keinen Urheber, keinen Königsnamen nennt.

Der Text selbst läßt seine Bestimmung nicht ohne weiteres erkennen. Er richtet sich an den Gott „Chaldis der Stadt“ und das Wort „pulusi“-„Inschrift“ begegnet zweimal (Corp. Nr. 168).

Die Hochebene bietet reichliches Weideland, und mehrere der natürlichen Felsenburgen, besonders auch die, an welcher die Inschrift angebracht ist, zeigen Spuren der charakteristischen chaldischen Bearbeitungsart.



Die Felsspitze mit der (horizontal schraffierten) Inschrift von Kaissaran.

So schien mir die ganze Sachlage die Vermutung naheulegen, daß wir es hier mit einer Anlage und Inschrift aus der Zeit zu tun hätten, als die Chalder sich bereits vor den eindringenden indogermanischen Armeniern in die Berge zurückgezogen hatten und keinem eigenen König mehr untertan waren.

Wie die Chalder von den Armeniern in die Berge zurückgedrängt wurden und dann dort eine Zeitlang als deren Gegner lebten, bis durch Verträge, die ein Konubium und Kommerzium anbahnten, eine Einigung erzielt wurde, hat Xenophon in der Cyropädie geschildert. Es handelt sich hier inmitten eines Romanes um gute, historische Nachrichten, die teils auf eigener Erkundung, vornehmlich aber auf guter älterer Quelle (Dionysius von Milet) beruhen. Daß diese Chalder den Chaldis der Hauptstadt noch im Geheimen in Erinnerung an die Vergangenheit verehrt hätten, wäre immerhin denkbar.

Da jedoch in der Inschrift ein ‚Wasser, Gewässer‘ bezeichnendes Wort vorkommt, das sich auch in der Rusasstele vom Keschisch-Göl findet, so liegt die Vermutung näher, daß die Inschrift von Kaissaran von dem Techniker herrühre, der für Rusas I. die Staubeckenanlage des Keschisch-Göl geschaffen hat.

In gehobener Stimmung ob dieses einzigartigen Fundes trat ich den Rückweg nach Van an, der in zwei bequemen Halbtagsreisen erfolgte (16. und 17. Oktober). Im wesentlichen, wie schon bemerkt, eine Rekognoszierung des Keschisch-Göl-Abflusses, war er noch unerwartet reich an interessanten Ermittlungen, und gänzlich unerwartet war sein Schluß.

Von Kaissaran gelangte ich zunächst in südsüdwestlicher Richtung nach dem inschriftlosen Dorfe Ermanes, das 35 kurdische, 15 nestorianische und 2 armenische Häuser zählte. Von dort aus wurde auf eine niedrige Bergkette geritten, die auf dem Wege von Kaissaran zu meiner Linken gewesen war und diese durch einen Felsenengpaß überschritten. So gelangte ich an das rechte Ufer eines in tiefer Schlucht dahinfließenden rechten Zuflusses des Keschisch-Göll-Abflusses. In diesem Seitental an steiler Berglehne die Pferde entlang führend, gelangten wir etwa 4 Stunden, nachdem wir Kaissaran verlassen hatten, in das Tal des Keschisch-Göl-Abflusses. Zu meiner Linken sah ich das Dorf Askipah liegen, das erste Dorf am Fuße des Bergriegels, über den der Abfluß des Keschisch-göl-su herabstürzt.

Nachdem ich dann wieder einen Zufluß des Keschisch-göl-su passiert hatte, gelangte ich zum Dorfe Fait (7 kurdische, 28 armenische Häuser) und dann den Keschisch-göl-su durchreitend, zu dem etwas abseits von seinem linken Ufer belegenen Dorfe Deggerman-Köi (44 armenische, 6 kurdische Häuser). Sein Name „Mühlendorf“ verrät, daß es gleichfalls an einem Zufluß des Keschisch-göl-su gelegen ist. Ich hatte dieses Dorf zum Nachtquartier gewählt, weil wir bestimmte Nachricht hatten, daß sich hier eine Keilinschrift befinde, aber trotz allen Nachforschens und Fragens wurde deren Existenz nachdrücklich abgeleugnet. Erst später, nachdem uns ihr Vorhandensein nochmals nachdrücklich in Van bestätigt worden war, gelang es, sie ans Tageslicht zu ziehen.

Die runde Säulentrommel, die sie trug, ist wohl zeitweilig als Mühlenstein verwendet worden.

Am nächsten Tage wurde zunächst das Kloster Gregors des Erleuchters besucht, das beim Dorfe Kochbanths auf dem südlichen Teil des Ostabhanges des Warrak-dagh auf einem Vorhügel belegen ist und aus mehreren Kirchen besteht. Die kurdische Verwüstung erwies sich hier, wie noch häufig, als eine Förderung unserer Forschungen.

Das Kloster muß an einer Stätte früherer chaldischer und nachmals altarmenischer Götterverehrung gestanden haben (Bd. I, S. 3f.). Dafür zeugt eine Inschrift des Menuas, die ungewöhnlicherweise auf mehreren Seiten eines großen, viereckigen, dioritischen Steines verzeichnet war. Dieser Stein war in der Kirche als Altartisch verwendet und zwar so, daß die eine, den Hauptteil der Inschrift tragende Breitseite nach unten lag und daß der



Das Kloster von Kochbanths.

quadratische, halb mannshohe Fuß, der ihn trug, deren Mitte vollkommen verdeckte. Die Kurden aber hatten den Stein von dem Fuße herunter geworfen und die Inschriftseite lag nun nach oben, so daß ich die ganze Inschrift als erster kopieren und abklatschen konnte.

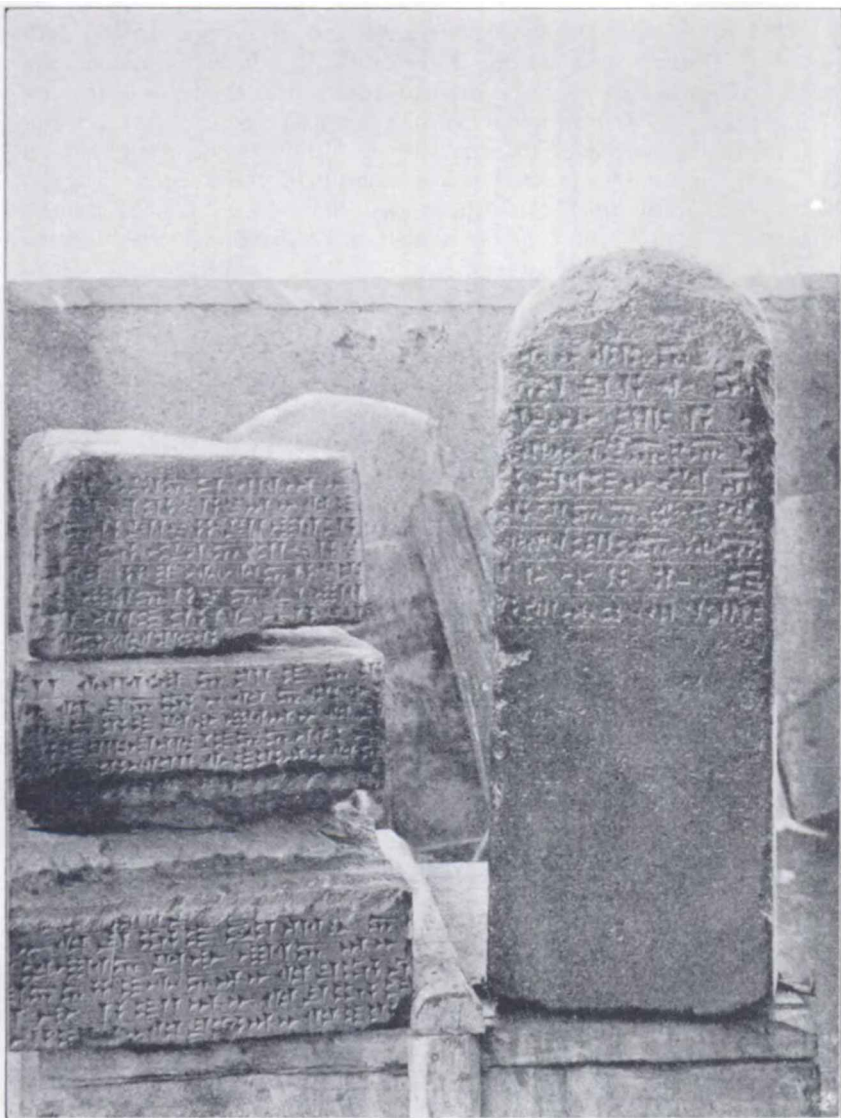
Am rechten Ufer des von Kochbanths kommenden Zernabad-su entlang reitend und dann den Keschischgöl-su durchreitend, gelangte ich zu dem Dorfe Tsorowants, das unmittelbar am rechten Steilufer des Keschischgöl-Abflusses belegen ist und von einem Felsplateau überragt wird, das eine durch folgende Merkwürdigkeit ausgezeichnete alte Chalderburg trägt.

Ein ständiges Merkmal der Chalderburgen ist der Durchhau, durch den die die Burg tragende Felskuppe von dem übrigen Teil des Felsrückens künstlich getrennt wird, um die Feste schwerer zugänglich und besser verteidigungsfähig zu machen. Oft genug mag es sich nur um eine Vertiefung und Verbreiterung eines vorhandenen Einschnittes handeln. (Vgl. u. S. 60f.)

Diesem Zwecke entsprechend befindet sich der Einschnitt regelmäßig am Rande der eigentlichen Felsenfestung und reicht tief unter ihr Niveau herab.

Die Burganlage von Tsorowants aber wird durch einen breiten, aus dem Felsen gehauenen Einschnitt durchzogen, der nur als eine Art Felsenstraße bezeichnet werden kann.

Vorbei am Dorfe Zirvandas (30 türkische Häuser) gelangte ich dann zum armenischen Dorfe Sighkeh (von 90 Häusern), das aber schon in der Ebene, die sich östlich von Toprakkaleh ausbreitet, am Keschisch-göl-su gelegen ist und bei dem sich ein kleiner Stausee befindet. Es lag mir hier ob, die Inschriften zu vergleichen, die frühere Forscher in der Kirche des Dorfes eingemauert gefunden hatten.



**Die Inschrift von Sighkeh, rechts die Stele (neuentdeckte Vorderseite).**

Die Kirche fand ich durch die Kurden aufs greulichste zerstört, doch waren die Inschriften bis auf eine, die nicht wieder aufzufinden war, in ihrer Lage verblieben. Eine der bisher bekannten Inschriften enthielt lediglich eine Fluchformel. Es war zu vermuten, daß der Haupttext sich auf der eingemauerten Seite befand. Bei dem Zustande des Kirchleins war es mir ein Leichtes, den in die Mauer eingelassenen Stein allseitig frei zu legen. Er erwies sich seiner Form nach als eine richtige kleine Stele, die auf der bisher eingemauerten Vorderseite die Nachricht enthielt, daß Menuas für Pferde, die nach dem Lande Arßibi benannt waren, ein Stück Land von bestimmten Dimensionen bestimmt hatte. Ein Land Arßapi ist keilinschriftlich schon durch die Korrespondenz, die dessen Fürst mit dem Könige von Ägypten im 15. und 14. Jahrhundert gepflogen hatte, aus dem Funde von Tell el Amarna bekannt. Es liegt im östlichen Kilikien oder im südlichen Kappadokien, einer durch ihre Rossezucht im ganzen Altertum berühmten Gegend. Es sind also wertvolle Pferde, die aus der Fremde eingeführt waren. Das erklärt die durch die Inschrift bezeugte hohe Wichtigkeit, die ihnen der König beilegte. Später wurden die Inschriften aus der Kirchenruine entfernt und von mir in der Nähe unserer Wohnung in der Mission zu Van photographiert (S. 53).

Als ich mich, froh über so mannigfaltiges Gelingen dieses meines zweiten selbständigen Forscherausfluges, in heiterem Gespräch mit meinen Begleitern der Gartenstadt Van näherte, kam mir der russische Vizekonsul Herr Hippius in Begleitung seines Sekretärs und seiner Kawassen entgegengeritten. Meinen freudigen Gruß nur eben erwidern, nahm er mich bald möglichst beiseite und teilte mir, beginnend mit den Worten, die mir noch heute im Ohre klingen: „Ecoutez, un petit accident est arrivé à Mr. Belck“, mit, daß mein Reisegefährte auf dem Sipan-dagh (im Norden des Vansees) von Kurden überfallen und nur eben mit dem Leben davon gekommen wäre.

Voll tiefer Niedergeschlagenheit ritt ich schweigend unserer Behausung in der amerikanischen Mission zu.





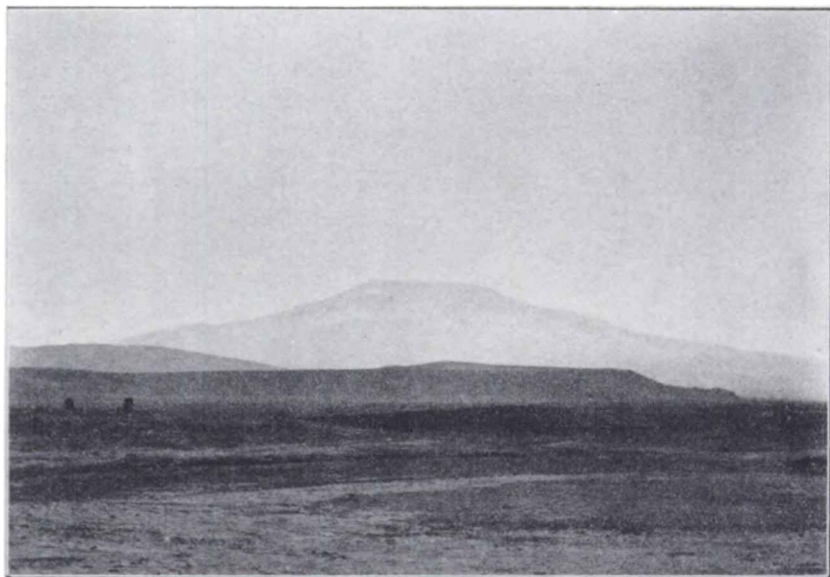
## Zwanzigstes Kapitel.

### Ins Quellgebiet des Osttigris.

Der Überfall auf dem Sipan-dagh. — Die kurdischen Hamidieh. — Inschrift Rusas II. — Die Moscher. — Die Inschrift vom Mithras-Tor. — Die Feste Haikapert. — Nach Nordûz. — Das Kloster Hokohts-Wank. — Bei Schäkîr-Agha dem Verwüster von Van. — Pirbedalan. — Merwanê der Hauptort von Nordûz. — Bei Ömmer-Agha in Schamanîs. — Die Routen vom großen Zab durch Nordûz nach Van. — Für größere Heere unpassierbare Einmarschlinien der Assyrer. — Deutsche Lieder in kurdischem Wiederhall. — Schwieriger Übergang nach Schatich. — Forellenfang im Tigris. — Der junge Tigris. — Ein armenisches Schilda. — Auf schwierigen Pfaden nach Môks. — Ein weißer Rabe unter den Kurden. — Der salzhaltige Tigrisquellfluß. — Der Putki-Paß. — Im Segelkahn über den Vansee. — Die Klosterinsel Aghthamar und ihr Katholikats. — Die Skulpturen der Klosterkirche und ihre kunstgeschichtliche Bedeutung.

Als ich leisen Schrittes unser Zimmer betrat in dem Gedanken, einen schwer Verwundeten zu finden, sprang mir mein Reisegefährte vollkommen bekleidet und ganz frisch mit den Worten entgegen: „So sieht ein Mann aus, den die Kurden für tot auf dem Platze gelassen haben.“ Nur kleine schwarze Pünktchen und Schürfungen am Ohr gaben Kunde von dem aus nächster Nähe auf den Kopf gezielten Schusse, der glücklicherweise sein Ziel verfehlt hatte.

Seiner bedenklichen Gewohnheit gemäß (Bd. I, S. 234) hatte sich mein Reisegefährte, als er den Sipan-dagh zum Zwecke einer Höhenmessung besteigen wollte, von seiner Begleitung getrennt. Zwar hatte ihm der Kaimakam von Ardjesch erklärt, der Ausflug sei ohne jede Gefahr; aber was auf solche Versicherungen zu geben sei, wußten wir ja schon zur Genüge vom Kelischin her (S. 240, 247 ff.), und außerdem hatte uns der englische Konsul Mr. Elliot in Van nach eigenen Erfahrungen speziell vor den Kurden auf dem Sipan-dagh gewarnt. Als Dr. Belck so allein dahin ritt, waren einige Kurden unter Führung eines Mannes in türkischer Hamidieh-Uniform auf



Der Sipan-dagh.

ihn zugeritten, hatten ihn, da er seine Waffen bei der Begleitung gelassen hatte, gezwungen, ihnen in eine entlegene Seitenschlucht zu folgen, und ihn dort seiner Instrumente, seiner Notizbücher und seines Geldes, mit dessen Beträge sie sehr unzufrieden waren, beraubt. Alsdann hatte der Führer, der von ihm nur durch ein zwischen ihnen stehendes Pferd getrennt war, das Gewehr auf ihn gerichtet. Durch eine Wendung des Kopfes gelang es Dr. Belck, der Kugel auszuweichen, aber der Streifschuß aus solcher Nähe streckte ihn bewußtlos hin. Als er erwachte, war von den Räubern nichts mehr zu sehen. Sie hatten sich, da sie ihn für tot hielten, mit ihrer Beute aus dem Staube gemacht. Dies und vieles andere von seiner bis dahin sehr erfolgreichen Fahrt berichtete mir mein Reisegefährte.

Während selbstverständlich alles aufgeboten werden sollte, um der Räuber habhaft zu werden und ihre Bestrafung durchzusetzen, kamen wir überein, daß es besser sei, von dem Überfall zunächst nichts nach Europa verlauten zu lassen. Auf mir noch heute unaufgeklärte Weise erschien aber gleich darauf in Stambuler Zeitungen ein Telegramm, das von dem Überfall berichtete, aber ohne den glücklichen Ausgang zu erwähnen.

Dadurch wurden die Unsrigen in der Heimat, die auch von der Teilung der Expedition noch keine Kunde haben konnten, in schwere Besorgnis ver-

setzt und in den nächsten Tagen, ja noch in den ersten Wochen langte, namentlich beim englischen Konsul, eine Flut von telegraphischen Anfragen von nächsten Angehörigen, Freunden und Förderern der Expedition an, die die große Unruhe erkennen ließen, in die sie ganz überflüssigerweise versetzt worden waren.

Daß auch dieses Mißgeschick für die Expedition eine Förderung ergab, indem uns für alle weiteren Reisen auf Befehl des Sultan Abdul Hamid außer den üblichen Zaptiehs reguläre Kavallerie zur Bedeckung mitgegeben wurde, wurde bereits oben (Bd. I, S. 27) erwähnt, ebenso, daß die Gerichtsverhandlungen gegen Kassim Agha, den Urheber des kurdischen Überfalls, die lang andauernde Trennung der beiden Expeditionsmitglieder und meine zum größeren Teil in Bd. I (Buch 2, S. 367 ff. bis zum Schluß) geschilderte Alleinreise veranlaßte.

Mein Reisegefährte hatte so am eigenen Leibe die Richtigkeit seiner Voraussage erfahren, daß die Einrichtung der Hamidieh, d. h. die Einstellung der Kurden in irreguläre Reiterregimenter nach dem Vorbild der Kosaken, auf gut Deutsch nichts anderes bedeutet, als 150000 wohlbewaffnete Räuber einzukleiden und zu legitimieren.

Wie die Tatsache, daß der Leiter des Überfalles ein Hamidieh-Offizier war, die Untersuchung und die Ahndung des Verbrechens erschwerte, werden wir noch sehen. Hier genüge es vor auszuschicken, daß die Instrumente und die Notizbücher meines Reisegefährten nach einiger Zeit wieder richtig in dessen Besitz gelangten, daß er nachmals von der türkischen Regierung eine beträchtliche Entschädigungssumme erhielt, und daß auch der Räuber schließlich, wenn auch keineswegs der Schwere seiner Untat entsprechend, bestraft wurde.

Unter den neuen Inschriften, die mein Reisegefährte von dieser Forschungsfahrt mitgebracht hatte, war besonders wichtig eine Inschrift des von uns erst ermittelten Herrschers Rusas' II., die in der Burgmauer von Adeljewas von ihm aufgefunden wurde, die von, vermutlich feindlichen, Beziehungen dieses Herrschers zu den Hetitern und zu den Moschern berichtet, — letztere die nichtarischen Bewohnern des Gebietes, das damals schon von den zum thrakischen Stamme gehörigen, also indogermanischen Phrygern besetzt war und beherrscht wurde.

Die Moscher sind schließlich zusammen mit den Tibarenern an die Südostecke des schwarzen Meeres verdrängt worden. Da wir mit Rusas II. bereits in den Beginn einer neuen Periode (vgl. S. 50), großer Völkerwanderungen und -Schiebungen, gelangen, die die Bevölkerungsverhältnisse Kleinasiens aufs gründlichste veränderten und schließlich auch die Armenier in das nach ihnen benannte, bis dahin von den Chaldern

besetzte Gebiet führten, so leuchtet die Wichtigkeit einer solchen Nachricht ein.

Der wissenschaftliche Erfolg unserer beiderseitigen Forschungsausflüge ermutigte, die gestellte Kavallerie-Eskorte ermöglichte uns, Gebiete aufzusuchen, die sonst von den Reisenden wegen ihrer Unwirtlichkeit und Gefährlichkeit gemieden wurden. So bereiteten wir alsbald einen weiteren, diesmal aber gemeinsamen Ausflug in die wenig bekannten Gebiete südlich des Vansees, die vornehmlich von den Härtoschi-Kurden bewohnten Gaue Nordûz, Schatach und Môks (türk. Müküs) vor, in denen sich der Bohtan-su, der Osttigris (Bd. I, Kap. 11), aus vielen Quellflüssen bildet. Auf dem Rückweg sollte der Lauf des Menuas-Kanals genauer verfolgt werden.

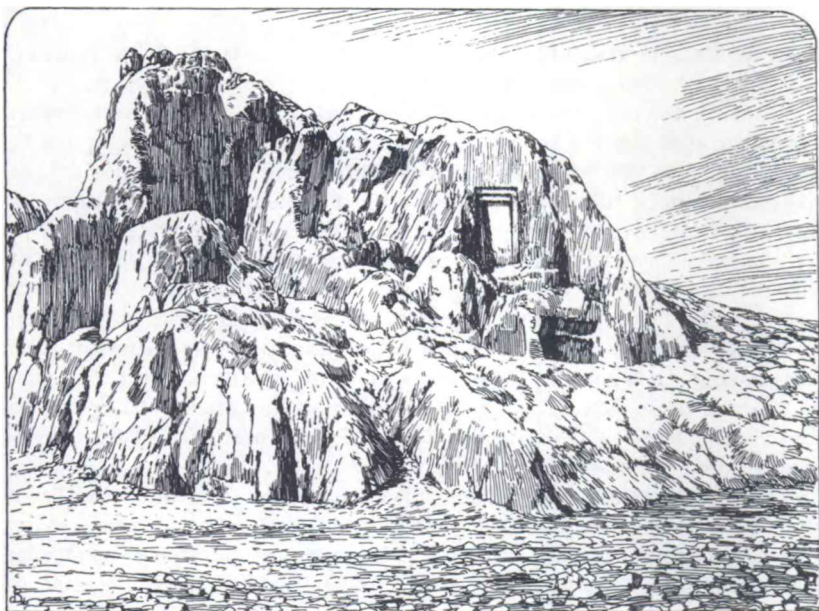
Die epigraphische Erforschung der Gebiete nördlich des Vansees wurde unserem Färädj übertragen, dem als Tataren und Mohamedaner jegliche Förderung von der türkischen Regierung zugesagt und gewährt wurde. Als wir für Abrahamoff das gleiche zu gleichem Zwecke erbaten, wurde der Vali sofort bedenklich und äußerte, er müsse darum nach Konstantinopel telegraphieren. Der Grund lag auf der Hand. Der russische Armenier wurde als Sendling der Fedais, der armenischen Revolutionäre, übrigens ganz unberechtigtmaßen beargwöhnt. Wir sollten das noch öfter erfahren.

Die nächsten Tage, die größtenteils den Vorbereitungen zur Ausreise galten, wurden zur Fortsetzung der Arbeiten in den Kirchen der Zitadellenstadt, auf dem Vanfelsen und auf Topprakkaleh sowie auch zur Erforschung der näheren Nachbarschaft von Van verwendet. Hier sei namentlich zweier Örtlichkeiten gedacht, die beide bis in unsere Tage das Wirken von Menuas' Vater Ispuinis bekunden.

Im Dorfe Zewastan, südöstlich von Van unweit des Ostufers des Vansees, hat Ispuinis ein Heiligtum errichtet, was eine ganze Reihe von Inschriften und Inschriftfragmenten bezeugen. Interessant ist nun, daß, wie so oft (Bd. I, S. 3 f., 131), die Verehrungsstätte durch alle Veränderungen des Glaubens und der Bevölkerung die gleiche geblieben ist, denn in der von der kurdischen Zerstörung gleichfalls arg mitgenommenen Kirche befinden sich mehrere Säulenbasen, die solche Inschriften des Ispuinis tragen, in einer Lage, die vermuten läßt, daß sie der ursprünglichen Anbringung entspricht.

Diese chaldischen Säulen waren Steinpfeiler, bestehend aus einzelnen, durchaus kreisrunden und überall sorgfältig geglätteten und dann polierten Hausteinen, die einfach bis zu der erforderlichen Höhe aufeinander gesetzt wurden und schließlich mit einem Kapitell der denkbar einfachsten Form endigten.

Die Sockelsteine sind den Kapitellen entsprechend geformt. Auf Trommeln, Säulen und Basen sind Inschriften der Erbauer häufig, oft



Das Mithras-Tor (Meher-kapyssy).

zeigt ein Stein solche einzeilige Inschrift in 2- oder 3-maliger Wiederholung, wobei dann die saubere Ausführung und die genaue Anordnung der gleichen Zeichen untereinander als eine Art Schmuck — der einzige, der je vorkommt — wirkt.

Aus der Zeit der Samtherrschaft des Ispuinis und des Menuas stammt eins der eindrucksvollsten und umfangreichsten inschriftlichen Zeugnisse in der unmittelbaren Umgebung von Van. Im westlicheren Teile der Bergkette, deren südöstlichster Teil durch den Topprakkaleh-Rücken gebildet wird, des Zimzimdagh, ist unweit eines den Bergzug durchschneidenden Felsenrisses eine große rechteckige Nische mit vielfach abgestufter Umrahmung angebracht, die der Volksmund als Mithras-Tor (Meher-kapyssy) bezeichnet. Die Inschrift ist religionsgeschichtlich und historisch von höchstem Interesse; bietet sie doch die Aufzählung der von den beiden Herrschern für sämtliche Götter des Chaldervolkes und der von ihm unterworfenen Gebiete bestimmten Opfer und damit eine Übersicht über das gesamte chaldische Pantheon. Von Gottheiten, die die Chalder mit anderen kleinasiatischen Völkern gemeinsam haben, seien besonders der durch ganz Kleinasien ver-

ehrte Wettergott Teschub, chaldisch Telsbas, und der Gott Queras genannt. Auf beide ist schon oben (Bd. I, S. 480ff.) hingewiesen worden.

Am 27. Oktober, 13 Tage nach dem Überfall und 11 Tage nach meiner Rückkehr vom Keschisch-Göl, brachen wir von neuem auf: eine stattliche Kavalkade, da zu uns beiden nebst Abrahamoff und einigen Zaptiehs als Führern noch 10 reguläre türkische Kavalleristen unter dem Befehl des Leutnants (Mulazzim) Djemal Effendi (Bd. I, S. 20) hinzutraten.

Unser nächstes Ziel war das Dorf Astwadzaschën (1770 m), „von Gott gebaut“, am Fuße der Chalderburg Haikapert, der „Feste des Haik“. Hier sollte nach der armenischen Legende der Kampf zwischen Haik, dem eponymen Vertreter des armenischen Volkes und Bêl, dem Repräsentanten der Assyrier, in Wahrheit deren oberstem Gott, stattgefunden haben, und es bewahrheitete sich auch hier die ständige Beobachtung, daß derartige Überlieferungen sich in Armenien regelmäßig an Stätten chaldischer Besiedlung und Wirksamkeit anknüpfen.

Daß dabei die überwiegend indogermanischen Armenier die Taten und Schöpfungen der von ihnen verdrängten Vorbewohner ihres Landes, der vorarmenischen, nichtarischen Chalder, ihrem nationalen Eponymen zuschreiben, ist bemerkenswert, aber verständlich. Dagegen erscheint es auf den ersten Blick sehr schwierig zu erklären, warum die Armenier, wenn sie doch genau wissen, daß in alter Zeit die Assyrier die ärgsten Feinde ihres Landes gewesen sind, die Bauten und Anlagen des Menuas und seiner nächsten Nachfolger der Assyrierin Semiramis, nach der Sage der Gegnerin ihres Königs Ara, zuschreiben, die tatsächlich als Zeitgenossin des Menuas deren Errichtung, freilich nicht als Förderin, erlebt hat — ein Problem, dessen Lösung uns noch beschäftigen wird.

Die Felsenburg von Haikapert zeigt fast alle typischen Eigentümlichkeiten der Chalderburgen in stark ausgeprägtem Maße und weist außerdem eine Anzahl von besonderen Zügen auf. So verdient sie, ganz abgesehen von der bedeutenden Rolle, die ihr die Überlieferung zuschreibt, eine genauere Beschreibung. (Vgl. die Sonderskizze auf der Karte der Umgebungen des Vansees.)

Sie ist aus dem von Westen nach Osten ziehenden Felsmassiv des Bôldagh, nahe dessen westlichem Fuße Astwadzaschën liegt, geradezu herausgehackt, und sie bildet im Gegensatz zu der großen Mehrzahl ihrer Schwestern eine Doppelburg.

Man überschreitet zunächst einen vom Chôschâb abgezweigten Kanal und übersteigt alsdann einen felsigen westlichen Vorberg des Bôldagh, der von der ersten westlichen Burg (Burgberg I) in der üblichen Weise (oben S. 52) durch einen ungefähr 10 m breiten Einbau getrennt ist — vielleicht einen natürlichen Spalt, dem die Technik der Chalder stark nachgeholfen hat.

Der Burgberg I hat eine Längsausdehnung von etwa 300 m. Er hat eigentlich mehrere Kuppen und ist durch einen natürlichen Sattel mit dem ihn im Osten fortsetzenden Burgberg II verbunden.

Burgberg II ist wiederum vom östlichen Massiv des Bôl-dagh durch einen riesigen, 14 m breiten, von Norden nach Süden verlaufenden Einschnitt in den Felsen getrennt, was um so nötiger war, als der östlichere Teil des Bôl-dagh von Süden aus verhältnismäßig leicht ersteiglich ist.

Der eben erwähnte Sattel zwischen den beiden Burgbergen ist im Norden und Süden von Mauern eingeschlossen. Die nördliche zieht sich weiter um den ganzen Burgberg II bis zu der nördlichen Seite des großen Felsen-einhaus herum. Diese Befestigungen dienten dazu, die beiden Festen zu einer Gesamtverteidigungsanlage zu vereinigen. Sie können so, ihrem Zwecke, wenn auch nicht ihrer Größe und Bedeutung nach, mit den langen Mauern verglichen werden, die die beiden in sich befestigten Städte Athen und Piräus miteinander verbanden.

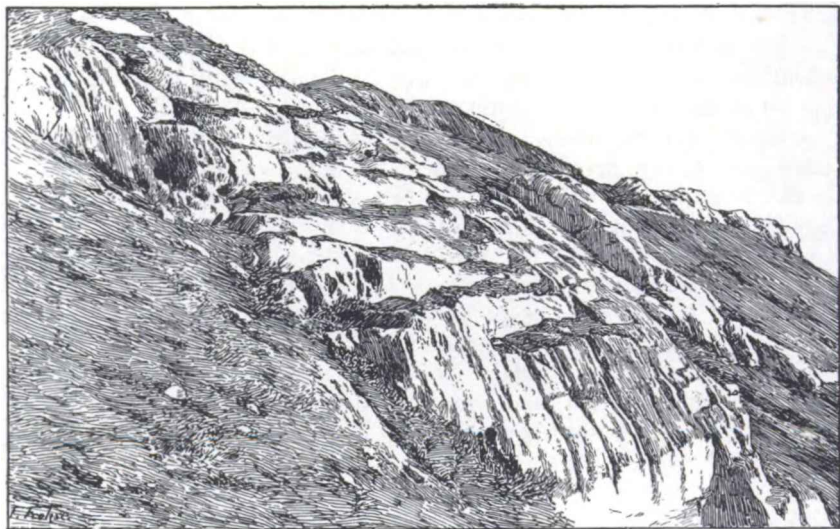
Freilich ist im Süden des Burgbergs II in seiner ganzen Länge bis zum östlichen Eihau von einer unteren Umfassungsmauer nichts zu bemerken, offenbar genügte hier der steile Abfall des Felsens selbst, und daraus muß geschlossen werden, daß der sanfte Erdanstieg, der jetzt von dem Kanal am Südfuß der Burg bis zu dem Burgfelsen in geringer Höhe hinaufführt, erst neuerem Anfluge zu verdanken ist.

Der Südzugang des Sattels ist hinwiederum in einer besonderen Weise geschützt. Von der Höhe des Sattels geht nach Süden eine in den Felsen gehauene, hochstufige chaldische Treppe herab, die gleichzeitig als Bastion gelten kann und die auch die natürlichen Abstufungen des Felsens verwertet. Die linke Seite dieser Felsentreppe und ihre Verlängerung bilden teils sicher natürliche, teils künstliche Felsenmauern, die den Zugang zu dem Sattel schützen und ein Ersteigen des Burgbergs II vom Sattel her auch hier unmöglich machen.

Burgberg II hat auf der diesem Sattel und somit Burgberg I zugekehrten Seite ein künstlich geglättetes Vorplateau, zu dem man von der Höhe des Burgbergs II ca. 10 m herunter steigt. Es hat eine dreieckige Form und seine Spitze ist dem Sattel zugekehrt.

Zu diesem steigt man herunter über Steingemäuer, dessen unterste Stufe der geglättete Naturfels, eben das Plateau, bildet.

Das Plateau liegt ca. 15 m unterhalb der des Burgbergs II. Der Abfall von der Höhe zum Plateau ist ziemlich steil. Wahrscheinlich diente dieses Plateau mit seiner steilen Böschung in erster Linie der Verteidigung von Burgberg II für den Fall, daß Burgberg I vom Feinde eingenommen sein sollte. Möglicherweise ist auch Burgberg I erst später angelegt und in die



**Felsentreppe auf Burg Haikapert.**

Befestigung, deren Kern dann Burgberg I gebildet hätte, nachträglich einbezogen. In Friedenszeiten mag andererseits dies Plateau eine Art Verbindungsbrücke zwischen den beiden Burgbergen abgeben und Treppen und Seile mögen die Ersteigung der Böschung erleichtert haben.

Nicht allzu weit vom Ostende des Burgberges II läuft eine Art natürlicher Taleinschnitt von oben nach Süden hinunter, der in seiner ganzen Länge durch Steine, möglicherweise den Überresten einer Mauer, ausgefüllt ist.

Auf der Höhe ist jeder der beiden Burgberge durch eigene Mauern, deren Verlauf zum Teil noch erhalten ist, geschützt. Die Nordmauer von Burgberg I, die ich genau ausgemessen habe, gibt unsere Skizze wieder.

Nahe dem westlichen Anfang des Burgberges I erblickt man zwei Reihen von Felsblöcken, je 6 in jeder Reihe, in gleichmäßigen Abständen, die aus dem Naturfelsen herausgehauen sind und mit ihm zusammenhängend sich wie quadratische Säulenbasen ausnehmen. Sie begrenzen eine rechteckig aus dem Felsen ausgehobene Vertiefung, in deren westlicherem Teile zwischen den drei ersten Säulenbasen zwei quadratische Schachteingänge, die in die Tiefe führen, erkennbar sind.

Unsere Skizze zeigt ein Schema dieser Anlage.

Derartige Schächte, unter denen sich dann ein Felsenzimmer ausbreitet, waren uns bis dahin nur aus der Chalderfeste von Kaladjik nahe bei Van





bekannt. Später fand ich ähnliches auf der Feste über dem Tigristunnel (Bd. I, S. 445f.).

Andererseits vermißt man ein ständiges Merkmal der chaldischen Felsenburgen, den unterirdischen Tunnelgang zum Wasser (Bd. I, S. 103, 313). So ist es wohl möglich, daß diese Schächte, oder einer von ihnen, den Anfang eines solchen geheimen Zuganges zum Wasser bilden, der sehr wohl, wie Analogien, z. B. von der Burg Toprakkeh bei Van und von der über dem Tigristunnel zeigen, in irgendeiner Weise mit einem Felsenzimmer verbunden sein kann. Leider gebracht es an Zeit, um die Schächte auszuräumen und festzustellen, wohin sie führten.

An der Südostecke der obersten Südmauer des Burgberges II bezeichnet ein Haufen Erde die Stelle, wo früher ein Gebäude aus Luftziegeln gestanden hat. Die Schichten sind zum Teil noch erkennbar, ähnlich wie im gleichen Falle auf Toprakkeh bei Van.

Auf der obersten Kuppe des Burgberges II und rings um sie herum finden sich überall Reste von teilweise kreisrunden Hausgrundmauern, in deren Mitte sich mehrfach Spuren neuerlicher Grabungen durch die Armenier, die auf den Wert der Altertümer ihres Landes ja längst aufmerksam geworden sind, zeigen. In der Tat würden systematische Ausgrabungen an dieser wichtigen und historisch bedeutsamen Stätte höchst wahrscheinlich reiche Ergebnisse zutage fördern.

Wir mußten uns begnügen, die Angaben über die Herkunft der einen Keilinschrift, die sicher aus der Umgebung von Haikapert herrühren sollte, nachzuprüfen, die sich denn auch als richtig erwiesen. Es ist dies eine Weihinschrift von Tiglatpilesers III. Gegner, Sardur III. Sardur weist in der Inschrift einem von ihm erbauten Heiligtum 15300 Maßeinheiten an Bodenfläche oder Bodenertrag zu. Sie fand sich nachmals noch bei dem Altertumshändler in Van, bei dem sie frühere Forscher gesehen hatten, wurde von uns erworben und nach Deutschland verbracht, wo sie sich jetzt im Berliner Museum befindet (Corp. Nr. 137).

Von Astwadzaschën (1810 m) wandten wir uns nunmehr den Gebieten zu, denen unser Forschungsausflug in erster Linie galt. Die Gae Nordûz, Schatach und Môks, die in ihrer ganzen Ausdehnung bisher nur vor einem halben Jahrhundert, von Layard in umgekehrter Richtung mit spärlicher Berichterstattung durchzogen worden waren, gehören, ersterer freilich nur zum Teil, zu dem Gebiete, das im Volksmund seit dem frühen Mittelalter allezeit als Bohtân bezeichnet worden ist. Die vortreffliche topographisch-historische Studie, die Martin Hartmann diesem Gebiete, vorwiegend auf Grund arabischer und türkischer Quellen, gewidmet hat, ist mir bei der Verwertung meiner Notizen über diese geographisch so wenig aufgeklärten Gebiete von großem

Nutzen gewesen. Ihr verdanke ich mancherlei Hinweise auch auf die zum Teil schwer zugängliche neuere Literatur und auf mancherlei Punkte, die speziell der Aufhellung bedürfen, zu der ich mehrfach habe beitragen können.

Da die Ergebnisse dieses Ausfluges sich, entgegen unseren Erwartungen, auf das Geographische und Geographisch-Historische beschränkten und eine genauere Kenntnis der zurückgelegten Routen zu deren Würdigung unerläßlich ist, so müssen hier mehrfach ausnahmsweise die Einzelheiten der Routiers, entgegen unserer sonstigen Gewohnheit, in die Darstellung mit aufgenommen werden.

Zunächst handelt es sich für uns darum, auf dem Wege über Qaßrik und Hokohts-Wank den Hauptort des Gaues Nordûz, Merwânê oder Merwânên, den Sitz des diesen türkischen Verwaltungskreis (Nahijé) verwaltenden Mudirs (Bd. I, S. 12), zu erreichen, eine Route, die in neuerer Zeit von den Reisenden Wunsch 1883 und Burchardt 1894 zurückgelegt und beschrieben worden ist, während über die Forschungen Maunsells, den wir nachmals als britischen Vizekonsul in Van kennen lernen sollten, anscheinend nur kartographische Aufzeichnungen vorliegen.

Wir verließen Astwadzaschên am 28. Oktober und um 2h 43m.

Die reiche Kanalisation, durch die die Fruchtbarkeit der Ebene, die wir zunächst zu durchziehen haben, bedingt wird, ist in dieser Umgebung sicher uraltes chaldisches Erbe. Befinden wir uns doch in nächster Nachbarschaft des Hayohts-dzor, das durch den Semiramis-Kanal bewässert wird, und konnten wir doch von der Burg von Haikapert aus zwei der für dessen Verlauf wichtigsten Dörfer, das obere und das untere Mejingert, erblicken.

Den Semiramis-Menuas-Kanal und das Hayohts-dzor ließen wir für diesmal links liegen und suchten in südwestlicher Richtung Qaßrik zu erreichen.

Nachdem wir das breite Bette des Choschâb (oben S. 8), der hier zwei Haupt- und mehrere Nebenrinnsale aufweist, überschritten hatten, und zunächst nach Osten, dann nach Süden abgebogen waren, gelangten wir bald zum Dorfe Eremer (3 h 20). Bei unserer Annäherung sahen wir 4 Reiter in der Nähe einer Baumgruppe halten, die, unserer ansichtig geworden, plötzlich mit verhängten Zügeln in südsüdwestlicher Richtung die Berge hinauf sprengten, offenbar Kurden, die, auf einem kleinen Raubzuge begriffen, durch unsere Kavalkade aufgestört wurden.

Es stellt sich alsbald heraus, daß wir einen Umweg in zu stark südlicher Richtung gemacht haben, Eremer hätte rechts liegen bleiben sollen. Wir reiten nunmehr direkt nach Osten und nehmen dann wieder die Richtung auf die im Süden vor uns liegenden Berge zu, in deren Vorhügel wir bald eintreten (3 h 46).

An dem vor uns liegenden Bergriegel, der, den Horizont im Süden begrenzend hoch und schwarz, wie der Warrak aufragt, ist in einer Halde unterhalb des höchsten Punktes ein kleiner Schneefleck bemerkbar. Bei sinkender Sonne wird der Südosthimmel in purpurnes Dunkelgrau getaucht, das das dunkle Bergmassiv in seinem mittleren Teile gleichsam durchleuchtet und sich allmählich in ein dunkles Zinnoberrot verwandelt.

Heller erschimmern die Berge links von uns, der Westhimmel erscheint in seinem klareren Teile hellgoldig, während die dunkleren Wolken eine graugoldene Färbung zeigen.

Den richtigen Weg einzuhalten erweist sich, nachdem es Abend geworden, noch öfters als schwierig. Dabei bewährt sich der neue Zaptieh Avetis, der uns auf dieser Reise mit anderen uns schon länger bekannten Kollegen begleitet, als ein tüchtiger Helfer. Den besten Beistand aber leistet der hellleuchtende, fast volle Mond, der nur manchmal durch Wolken verdeckt wird. Nachdem wir um  $\frac{1}{2}$  8 Uhr einen westwärts fließenden Bach, den Paga'ani-su durchschritten haben, der sich später, beim Kloster Hokohts-Wank, mit dem Nordûz-tschai vereinigt, erreichen wir 50 Minuten später unser Nachtquartier, das Dorf Qaßrik (2110 m), türkisch nach der das Dorf überragenden Feste Aghdjakala genannt, das am Fuße des Karakala-dagh malerisch belegen ist. Es ist ein Kurdendorf, das unter seinen 40 Häusern nur 5—6 armenische zählt. Früher seien nur 2—3 armenische Häuser hier gewesen, doch hätten zur Zeit der Massakers die Kurden, o Wunder! etliche Bewohner aus einem anderen Dorfe gerettet und hier ernährt und angesiedelt. Unsere aus Huhn mit Pilaff bestehende Hauptmahlzeit nehmen wir, wie so oft, erst um 11 Uhr abends ein. Der Besuch der Feste früh am nächsten Morgen, wo ich des mir übertragenen Weckeramtes um 5 Uhr waltete, trug für das chaldäische Altertum nichts aus. Es fanden sich nur einige Fragmente arabischer Inschriften auf gelbweißem arabischen Gestein.

Hier in Qaßrik (ich hörte, wie im Munde der Kurden natürlich, nur Kazrik sprechen) begegneten wir zum ersten Male dem für die Härtoschikurden charakteristischen, wenn auch keineswegs durchweg oder immer getragenen Kleidungsstück, der Pelzweste mit goldenen Aufschlägen. Es ist ein ärmelloses Kleidungsstück; der den Rücken nicht ganz bis zur Hüfte bedeckende Teil besteht aus Pelz; über der Brust bleibt es offen, und der vordere Teil besteht aus zwei handbreiten Streifen eines goldigen Stoffes, der nicht auf den Pelz, sondern auf eine pappartige Unterlage aufgenäht wird. In ihrem oberen Teile werden diese Goldstreifen beiderseits durch ein Stück grünen oder roten kreisrunden Stoffes unterbrochen. Gelegentlich, je nach der Statur des Trägers, zeigt auch die Vorderansicht noch Pelz, an den sich dann die breiten Aufschläge anschließen. Unter dieser „Kezaga“ wird dann eine Jacke

aus dem gleichen buntfarbigen Stoffe wie die weite Hose oder das mit vielen übereinanderfallenden Ärmeln aus verschiedenen Stoffen versehene Unter-  
gewand getragen und darunter das in die langen Suppenärmel auslaufende  
Hemd. Die Kezaga kann also, wie ein Vergleich mit der Bd. I, S. 237 ge-  
gebenen Tracht der persischen Kurden zeigt, die Stelle des dortigen, bei den  
Vornehmen aus Seide bestehenden, Oberkleides vertreten.

Beim Abtritt aus QaBrik (29. Oktober, 9 h 25 a. m.) fallen uns die vielen  
Heuschober auf, da die Kurden sich wenig mit der Weidewirtschaft abzugeben  
pflegen. Bei näherem Zusehen handelt es sich denn auch gar nicht um Heu,  
sondern um Haufen des als Pferdefutter wichtigen Häcksels (Saman), die  
zum Windschutz nur oberflächlich mit Heu bedeckt sind. Von kurdischem  
Ackerbau (der sich freilich stets in den engsten Grenzen hält) geben aber  
andererseits auch fernerhin Stoppelfelder Zeugnis.

Der Paga'ani-tschai, den wir bald durchreiten (9 h 36), windet sich, wieder  
Chôschâb (oben S. 8), in seinem Oberlauf durch eine breite Talsohle, die,  
jetzt verdorrt, im Frühjahr sicher reichen Gras- und Blumenwuchs trägt.

Indem wir in diesem 50—70 m breiten Tale, das sich bald (9 h 50) auf  
15 m verengert, flußabwärts reiten, erfreuen wir uns an der Wildheit der  
Felsenwelt, an dem klaren, zeitweilig hellgrünen Wasser und den abwechs-  
lungsreichen Windungen des Flübchens. Mehrfach sind riesige Felsblöcke,  
darunter einer aus Marmor, von den ca. 100 m hohen Uferwandungen herab-  
gestürzt. Einmal finden wir auch am linken Flußufer eine größere Anzahl  
künstlich errichteter Stein-,Mandln'. Schließlich kommt die wilde Romantik  
des sich stetig verengernden Tales an Großartigkeit der Felsenwelt beinahe  
der Darialschlucht gleich (Bd. I, S. 49ff.). Dabei findet sich bis hoch hinauf  
beiderseits Baumanflug. Schon ehe das engste Défilé erreicht wird, be-  
gleitet den Fluß eine Zeitlang eine riesige natürliche Mauer braunen Gesteins.  
Dieses Flußtal ist, wenn auch nur notdürftig verteidigt, für  
ein feindliches Heer so gut wie unpassierbar.

Nachdem wir schon einmal (11 h 28) an einem im Vorblick liegenden  
Berge, dem wir zugestrebte hatten, in großartiger Gebirgswelt das Ende des  
Tales erreicht zu haben glauben, erreichen wir schließlich den wirklichen  
Talschluß, und in ihm zugleich das überraschend schön gelegene Kloster  
Hokoths-Wank, altarmenisch Hogoths-Wank, ‚das Seelen-Kloster‘ (11 h 40).

Ungeheuer hohe steile Wände überragen das Kloster im NNW, zum  
Teil sind es die Berge, an denen wir vorbei geritten sind; der Grat ist  
mehrfach ungewöhnlich abwechslungsreich gebildet: sägeförmige Zähne und  
Zacken werden von Kegelspitzen abgelöst.

Das Kloster liegt an der Einmündung unseres Paga'ani-tschai in den  
von SSO herkommenden schönen und breiten Nordûz-tschai, dessen Lauf

für unsere weitere Wanderung die Hauptrichtung abgibt. Das Kloster selbst ist völlig verödet, es war vor zwei Jahren durch Schäkîr-Agha, den großen kurdischen Räuber und Menschenschlächter, der unter anderem die Verwüstung von Van und die Niedermetzlung der 1000 Armenier bei Dêr (S. 5) auf dem Gewissen hat, zerstört worden. An Stelle der 75 Zimmer, die bis dahin bewohnt gewesen waren, sieht man eine schauerhafte Zerstörung, von den schon die Steinhaufen vor den Eingängen Zeugnis ablegen: ein trauriges Paulinzelle.

Anfangs hatte Schäkîr-Agha selbst dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen, aber Schicksalschläge, die ihn trafen, u. a. die Erkrankung und, wenn ich mich recht erinnere, den Tod einer Lieblingstochter, brachte er mit dem Bewohnen einer christlichen Verehrungsstätte in abergläubische Verbindung, und es mag ihm ja auch schließlich das Gewissen geschlagen haben. So verließ er den Ort und hauste nunmehr wieder in seinem Dorfe Pirbedalan.

Nach dreistündigem Aufenthalt, während dessen photographische Aufnahmen gemacht wurden, die Breite von Hokoths-Wank bestimmt und schließlich gerastet worden war, brachen wir nach Achzin, unserem heutigen Nachtquartier, auf (3 h 25).

Wir passierten den Paga'ani-tschai unmittelbar vor seinem Zusammenfluß mit dem Nordûz-Flusse und wandten uns dann, auf dem rechten Ufer des 10—15 m breiten, stattlichen und herrlich grünen Nordûz-tschai entlang reitend, nach Südwesten: um bald darauf in ein Seitental namens Sevriz (3 h 11) einzubiegen und dann nach Durchreitung des ausgetrockneten Baches an dessen jenseitigem Ufer steil bergauf und an der Schlucht des Sevriztales entlang, 300 m über dessen Sohle, weiter zu reiten. Dann ging es wieder diesen hohen Uferhang hinab bis zur Talsohle und durch das Bett des trockenen Flusses zum Dorfe Arras, nach dem auch der Bach, wenigstens in dieser Gegend, seinen Namen führt. Weiter ging es wieder durch den nunmehr ein wenig Wasser führenden Arras an dessen linkem Uferhang in südsüdwestlicher Richtung hinauf, wobei wir der Warrakspitze fast genau nördlich (in 8,2°) ansichtig wurden. Nach Überschreitung einer Paßhöhe, die von nur wenig höheren Bergen umgeben ist, erreichten wir nach einem großen Umwege das am Nordûz-tschai gelegene Dorf Achzîn (6 h 18) (30 kurdische, 10 armenische Häuser, Höhe: 1920 m), wo wir übernachteten, nachdem wir im ganzen ca. 30 Werst zurückgelegt hatten.

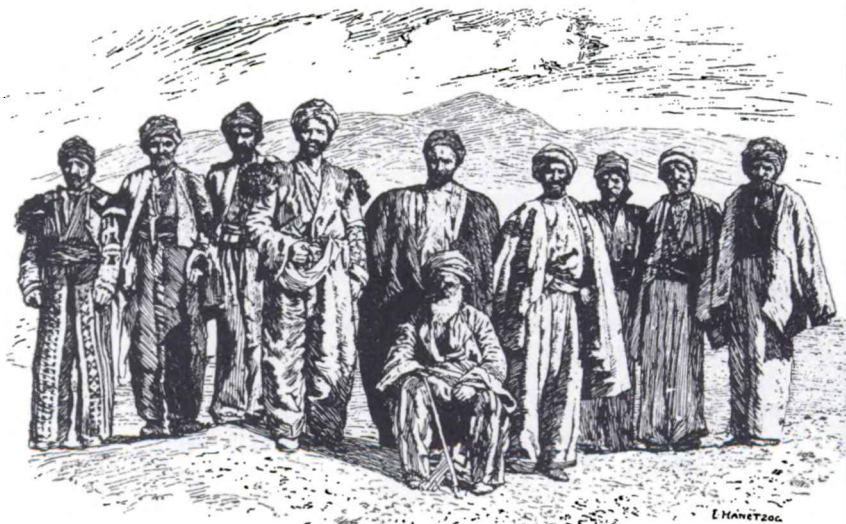
In Achzîn erkennen wir, daß wir durch das Abbiegen in das Seitental (3 h 16) und nach Arras einen großen Umweg gemacht haben. Da der Zaptieh nicht mehr weiter wußte, hatten wir angenommen, der Weg im Tale des Nordûz-tschai sei nicht der richtige, während wir dem Flusse weiter hätten folgen sollen. Aber wir hatten manches gewonnen durch die Blicke in das tiefe eingeschnittene Tal des Nordûz-tschai von oben her und in das kleinere

Seitental mit dem silbern sich schlängelnden Flößchen und die Übersicht über die großartige Gebirgswelt auch in ihrer strategischen und historischen Bedeutung.

Von Achzin nach Merwânê(n), dem Hauptorte des Gaues Nordûz, führt ein direkter Weg über die Berge, dem wir ursprünglich zu folgen beabsichtigten und den auch Burchardt genommen zu haben scheint. Da wir vernahmen, daß Schäkir-Agha gerade in Pirbedalan (S. 68) anwesend ist, so beschließen wir ihn aufzusuchen, um in ihm einen der Hauptvertreter der in Armenien wirksamen zerstörenden Kräfte kennen zu lernen.

So hatten wir am nächsten Tage (30. Oktober), von Achzin um 7 h 52 abreitend, zunächst eine Höhe zu ersteigen. Dann ging es steil bergab und in südlicher Richtung wieder auf den Nordûz-tschai zu, der hier eine große Windung gemacht hat, und den wir durchreiten (8 h 24), um gleich darauf wieder in die Bergwelt einzutreten. Wir passierten einen in 50—70 m tief eingeschnittenem Bette fließenden Zufluß, um dann wiederum das Tal eines rechten Seitenzuflusses desselben in südlicher Richtung hinauf zu reiten. Dann ging es über ein ödes, dürres, geneigtes Plateau, das vielfach von Tälern parallel zu unserem Wege durchschnitten war. Halbrechts vor uns sahen wir die Härtoschi-Berge — so werden sie auch in Van allgemein genannt — mit dem Kanizori-dagh. Nun folgte in trauter Abwechslung Paßhöhe auf Paßhöhe, die durch tiefeingeschnittene Täler voneinander getrennt waren und Mann und Roß an steilen An- und Abstiegen energisch in Anspruch nahmen, bis wir schließlich auf der unteren Stufe anlangten. Von der letzten Paßhöhe (9 h 57) blicken wir auf ein Plateau nieder, jenseits deren das Haupttal weit unten tief eingeschnitten sichtbar wird. Auf einer anderen Stufe des Plateaus liegt vor uns Pirbedalan (2240 m).

In Pirbedalan (11 h 19), das 15 armenische und 15 kurdische Häuser zählt, trafen wir Schäkir-Agha mit seiner ganzen Sippe an. Wir wurden gastlich aufgenommen, ohne daß natürlich irgendwelches Behagen hätte aufkommen können. Mit einem solchen Massenmörder das Mahl zu teilen und Händedrucke zu wechseln, kostete eine erhebliche Überwindung. Indessen hier mußte der Zweck die Mittel heiligen. Als er sich mit seinem Vater, seinen Brüdern und den sonstigen anwesenden Angehörigen zur photographischen Aufnahme gruppierte, ahnte er nicht, daß diese Aufnahme einer Brandmarkung seiner Züge gleich kommen sollte. Allerdings, ganz wohl war ihnen dabei kaum zumute, denn als Schäkir-Agha mich Notizen machen sah, fragte er, der selbst nicht lesen und schreiben kann, warum ich alles niederschriebe, und ein anderer fragte: „Na wenn Du nun sagst, Du hast Schäkir-Agha gesehen, was dann („nä sonra“) ?“, und ich redete mich mit der Antwort heraus, er sei ein großer Agha.



### Schäkir-Agha und seine Sippe.

(In der Mitte Schäkir-Agha und vor ihm sitzend sein Vater.)

Schäkir-Agha ist wenn auch nicht der unmittelbare Chef, so doch der angesehenste Führer unter den Härtoschi-Kurden.

Er gehört zu der Geravian genannten Abteilung dieses Stammes, der im ganzen 13 solcher Unterstämme zählt. Das ganze als Härtoschi bezeichnete Gebiet wurde mir in Pirbedalan auf 10000 Häuser in 400 Dörfern angegeben.

Die Einladung zu übernachten lehnten wir ab, ritten vielmehr (3 h 18) ab nach dem etwa 13 Werst entfernt gelegenen Merwânê(n) (2350 m). Auf dem Wege dorthin fühlte ich mich so matt und schläfrig, daß ich mich kaum auf dem Pferd halten konnte, und bei der Ankunft stellte sich ein Fieberanfall heraus, der mit einer Dosis Chinin erfolgreich bekämpft wurde.

Die Hoffnung, chaldische Überreste, die uns bisher in Nordûz noch nicht begegnet waren, anzutreffen und das Bestreben, die zweite Geißel dieser Gegend, Ömmer-Agha, dessen Raub- und Mordtaten denen Schäkir-Aghas wenig nachgaben, kennen zu lernen, veranlaßte uns noch seinen Sitz Schamanîs und so den äußersten Nordosten des Gaues Nordûz aufzusuchen.

Kurz nach dem Abritt (31. Oktober 1898 um 8 h 38) von Merwânê(n) in südöstlicher Richtung gelangten wir (8 h 45) an eine Wegscheide. Den Weg rechts wählen wir, der links wird uns als nach Van führend bezeichnet.



Das ist also offenbar die Ausmündung des S. 69 vorerwähnten Weges, der von Achzn direkt durch die Berge nach Merwânê(n) führt, ohne Pirbedalan zu berühren.

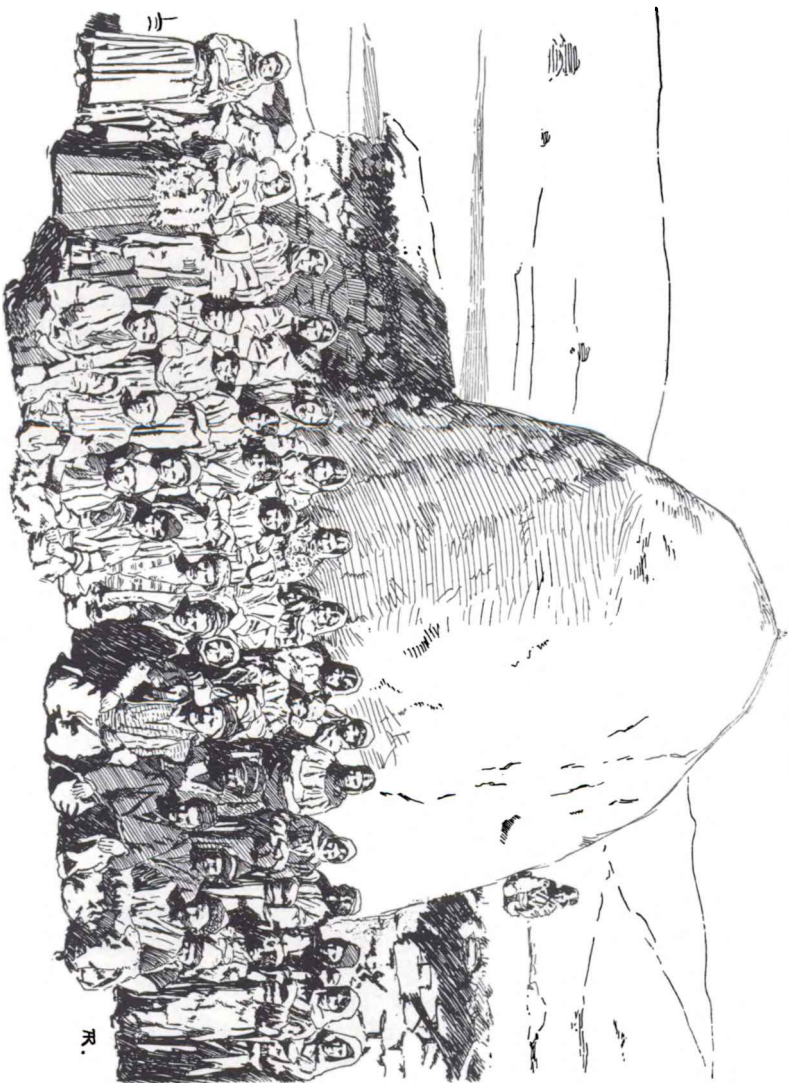
In östlicher Richtung weiterreitend, sehen wir 9 h 12 (etwa 3 Werst von Merwânê(n)) links von uns in ca.  $\frac{1}{2}$  Werst Entfernung in einer kesselartigen Einsenkung das Dorf Hôschlayan liegen (2 armenische, 2 kurdische Häuser, sonst verfallen). Nun geht es zum Tale eines in starken Windungen von Südwesten nach Südosten fließenden Baches hinunter, und nachdem wir es erreicht (9 h 26,  $4\frac{1}{2}$  Werst), am linken Ufer desselben weiter. Nachdem wir ihn durchritten und an einem kleinen Teiche mit weißem, wahrscheinlich salzigem, Niederschlag vorbeigekommen sind, haben wir in der Folge noch mehrere Bäche zu durchschreiten, um schließlich in das tief eingeschnittene Tal des von Südosten nach Nordwesten fließenden Nordûztschai auf das jenseits desselben belegene Dorf Sikûnîs herabzublicken, von dem bald fröhliches Singen von Feldarbeitern herübertönt und das wir nach Durchreitung des 5—6 m breiten Flusses um 10 h 41 erreichen (ca.  $9\frac{3}{4}$  Werst von Merwânê).

Das Dorf Sikûnîs war zur Zeit der Massakers von Ömmer-Agha ausgeraubt worden. Dabei waren 2700 Schafe, 500 Rinder und Büffel, 700 Hühner, 400 Teppiche, 200 große Kameltaschen für Lasten, 12 Zelte und eine Unmasse von Hausgerät erbeutet worden. Das Dorf wurde früher von 30 armenischen Familien bewohnt, von denen 20 bei Annäherung der Kurden entflohen waren. Von den drei zurückgebliebenen Familien wurden drei Männer durch die Kurden ermordet. Die jetzigen Bewohner, Angehörige der 10 zurückgebliebenen Familien hatten nun, trotzdem sie in der ständigen Furcht vor weiteren Beraubungen leben, doch den Mut und die Energie gehabt, den Boden weiter zu bebauen und sich einen kleinen Bestand an Werkzeugen und Vieh zu beschaffen, ein ergreifender Beleg für die Heimatliebe und die Bodenständigkeit des armenischen Bauern.

Elend genug erging es ihnen. Das zeigt unsere auf meiner Aufnahme beruhende Abbildung. Ich fotografierte die ganze Bewohnerschaft am Eingang des Dorfes neben dem großen Misthügel, der den gemeinsamen Bedarf an Feuerung deckt, während sonst (s. oben Bd. I, S. 160) die einzelnen Häuser ihren Vorrat an „Feuerung“ für sich anhäufen.

Von früherem Wohlstand zeugte auch das hallenartige große Zimmer in einem unvermutet geräumigen Hause, in dem wir Aufnahme fanden.

Nachdem in Sikûnîs (2040 m) durch meinen Reisegefährten die geographische Breite bestimmt worden war, ritten wir 1 h 45 in östlicher Richtung weiter, zunächst auf ebenem Wege, um schließlich in meist mäßiger Steigung um 2 h 32 eine Paßhöhe mit dem Blick in ein tiefes Tal und jenseits dessen



Die Einwohner von Sikinits.

auf ein Bergmassiv zu erreichen, aus welchem im Osten (85°) ein pyramidenförmiger Berg hervorragte. Von diesem geht es zu Fuß bergab in ein 70 bis 100 m tieferliegendes, wasserloses Quertal und dann weiter auf der linken Seite dieses Tales, das nach Nordnordost (30°) umbiegt. Vor uns liegt ein nach Form und Beleuchtung dolomitartiger, ca. 250 m hoher Felsenberg, der Kasri, der an einer Stelle — dem breiten Sattel zwischen zwei seiner Hauptzacken — mit Gras bewachsen ist. Kurz darauf langen wir wieder im Haupttal (3 h 12) des Nordûz-tschai an und durchreiten den von Südwesten nach Nordosten fließenden Nordûzfluß am Fuße jenes Felsenberges. Wir passieren einen Bach und sehen rechts neben uns einen mächtigen Felsen, den Miran-daschy. Hinter uns halblinks den Bâjaz-dasch; die Berge, die wir verlassen haben, werden von einem uns begegnenden Kurden als Sevîk-daghy bezeichnet. Unsere Wegrichtung wendet sich immer mehr von Osten dem Norden zu. Bald nimmt uns ein weites zum Teil durchschnittenes Bergplateau auf, in dessen Mitte die Trümmer einer aus zyklonischem Gestein angelegten Burg aus ‚chaldischer‘ Vorzeit liegen, und von dem wir allmählich in völlig nördlicher Richtung absteigen, um 3 h 49 das Dorf Schamânîs oder vielmehr die Feste des Agha und die sie umgebenden Häuser zu erreichen (ca. 19 Werst von Merwânê).

Dorf und Burg Schamanîs (2230 m) liegen in einer bergumgebenen Ebene. Im SSW (207,5—209,5°) grüßt aus einer Entfernung von 6 Stunden der im Gebiete Bait-uz-tschaâb belegene Tschia-Râsch herüber, ein breiter Rücken, an dem vier Erhebungen hervortreten. Rechts (etwas westlicher, 228,1°) blickt eben noch der Kalamrûk herüber. Weiter im Westen, in einer Entfernung von etwa 8 Stunden, die Hârtosch-Berge (das in der Mitte der höchsten Erhebung befindliche Sättelchen in 248°/4°, die westlichste Erhebung 278,5°).

Ömmer-Agha bewohnt die Feste oder einen Teil derselben: ein ungemein geräumiges Haus, dessen Gänge wie immer dunkel sind. Das Hauptzimmer, das zwar nicht so groß ist, wie das in Sikûnîs, zeigt eine recht merkwürdige Anlage, die mir auffiel und mich zu genauer Aufzeichnung veranlaßte, obwohl mir damals die jetzt wohl allgemein verbreitete Erkenntnis, daß die primitiven Hausformen in Holz für die Geschichte der antiken Architektur in Stein von grundlegender Wichtigkeit sind, noch nicht vertraut war.

Die Tür des rechteckigen Zimmers befand sich an einer Schmalseite: es bildet also eine Art Megaron; seine Decke wird von 10 der Schmalseite parallelen Querbalken getragen. Diese sind an der rechten Längsseite in die Wand eingelassen, während sie links auf einem Längsbalken ruhen. Dieser Längsbalken wird von drei Stützen getragen, die ihrerseits auf einer Estrade aufgesetzt sind, die an der ganzen linken Seite und an der Türwand zwischen dieser und der Tür hinläuft und mit Kesseln und sonstigen Behältern besetzt

ist. Der Längsbalken steht jedoch nicht unmittelbar mit der linken Wand in Berührung, sondern es laufen von ihm kleinere Balken nach der linken Wand zu, und zwar nicht horizontal, sondern mit dem Dache nach außen zu schräg abfallend.

Ömmer-Agha selbst empfing uns sehr gastlich. Er lahmt und geht am Stock. Einigermassen wohlbeleibt und mit rundem, etwas verschwommenem Antlitz macht er, recht im Gegensatz zu seinem Leumund, den Eindruck eines patriarchalischen Biedermannes, ganz besonders auch durch die große Zärtlichkeit, die er für seinen kleinen Sohn an den Tag legt. Er spricht armenisch, so daß ich mich unmittelbar mit ihm unterhalten und von seiner Mitteilbarkeit profitieren kann. Er ist 50 Jahre alt, hat zwei Brüder, Ali und Mustafa Effendi, eine Schwester, und außer dem erwähnten Knaben noch eine Tochter. Er nennt uns die Dörfer, die er besitzt und die 13 Stämme der Härtoschi-Kurden (S. 70) — er selbst gehört, wie Schäkir-Agha, zu den Geravian.

Die Festung hatte vor 101 Jahren sein Großvater erbaut. Nach ihrer Überlieferung sollen die Härtoschi-Kurden, wie er mir mitteilt, aus Djarbekir und Arabistan (wohl umgekehrt) eingewandert sein. Es seien 4 Brüder gewesen. Von dreien nennt er die Namen: Hassan, Haidar und Djalal. Später seien dann noch andere nachgekommen, unter ihnen einer namens Ärtüsch. Ihr älterer Name sei Zibâri. Erst nach einem Orte hätten sie sich (H)ärtoschi genannt.

Dieser kurze Bericht zeigt schon die typischen Eigentümlichkeiten und Widersprüche solcher genealogischer Traditionen, denn der Eponym Ärtüsch und die Benennung nach einem Orte Ärtüsch schließen einander, so wenigstens, wie er sie zusammenfügte, geradezu aus.

Außer Ömmer-Agha sind noch 13 andere Kurden in dem Zimmer. Sie haben sich in zwei Reihen gruppiert. Die vorderen sitzen nach orientalischer Art auf dem Boden, die hinteren erhöht.

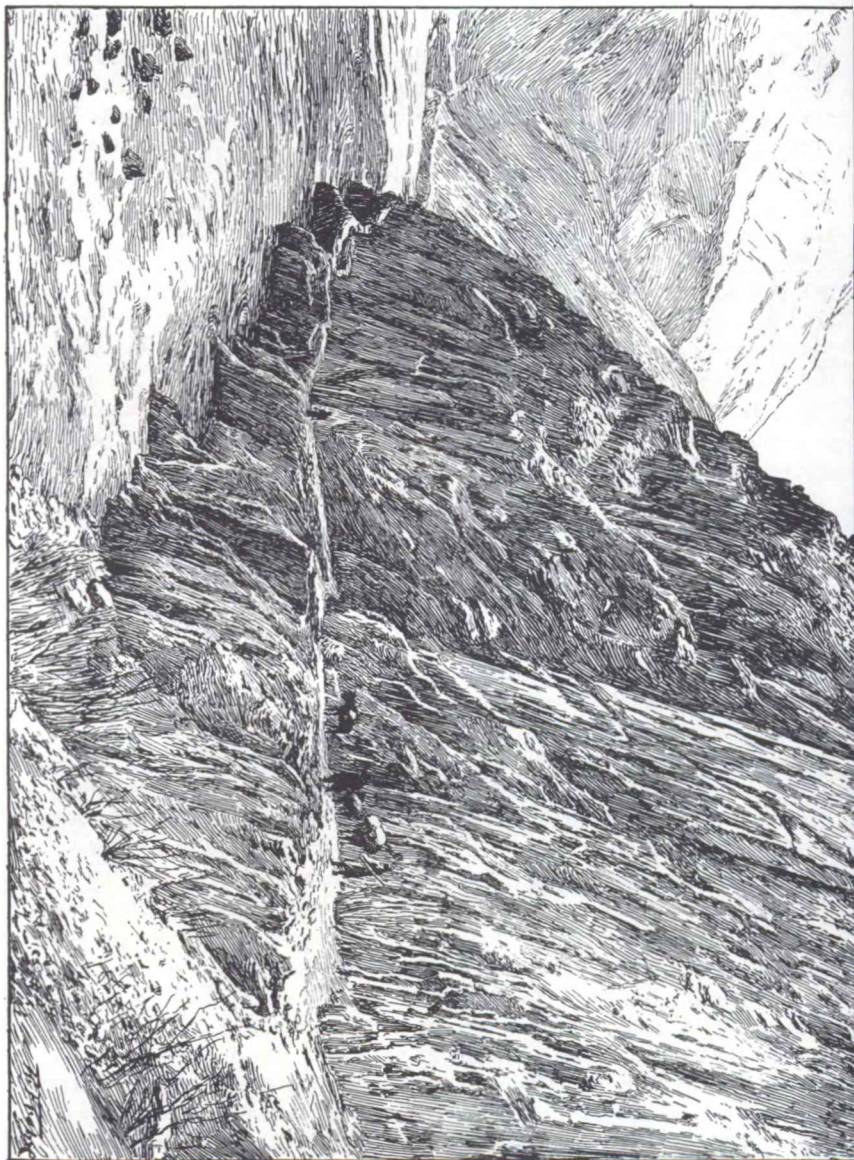
Das Dorf selbst besteht aus 40 Häusern, zur Hälfte Kurden, zur Hälfte Armenier. Es liegt am Schamanis-tschai. Nach Ömmer-Agha's Mitteilung fließen dieser, der Pirbedalan-tschai und der Nordûz-tschai alle drei beim verfallenen Dorfe Sufian zusammen. Dieses liege an einer Felsen-Nase, die die Südostspitze des Arabi-dagh bilde. Er sei die Barre, an der sich alle brächen.

Der Besuch in Schamanis, dessen Breite ausnahmsweise durch Sternbeobachtung bestimmt wurde, war ein Abstecher. Um von Nordûz nach Schatach zu gelangen, mußten wir nach Merwânê auf dem gleichen Wege in südwestlicher Richtung zurückkehren (ab 1. November). Nachdem wir hinter Sikûnis den Nordûz-tschai überschritten haben, bemerken wir rechts

auf talbeherrschendem Vorsprung chaldisches Gemäuer, das uns auf dem Hinwege nicht aufgefallen war. Auch begegnete uns kurz vor Merwânê, wie schon öfter, eine Gruppe von Leuten, die von der ‚Katschofka‘ (Alm) zurückkehrten. Die Frau trägt die Wiege auf dem Rücken, der Mann eine über und über mit Perlmutter eingelegte mittelalterliche Donnerbüchse über der Schulter. Beim Dorfe Hoschtajan sehen wir eine große Wiese in Flammen stehen (vgl. Bd. I, S. 322).

Von Merwânê aus wäre, wie Burchardts Reisen zeigen, Kotschanes, der Sitz des Mar Schemon, des Hauptes der Nestorianer (Bd. I, S. 288), zu erreichen gewesen, und eine weitere Tagereise hätte uns im Tal des großen Zab abwärts nach Djulamerk geführt, von wo aus uns dann im Zabtale weiter der Weg nach Rowanduz und zur Stele von Sidikan offengestanden hätte. Hätte der Versuch, zu ihr zu gelangen, damals schon auf unserem Programm gestanden, so wären die ungeheuren Opfer an Zeit, Kraft und Mitteln, welche der winterliche Marsch über Bitlis, Djezireh, Mossul mit sich brachte, uns erspart geblieben. Wir hätten Schulz' Grabstätte aufsuchen können und hätten einen der Wege, der von Assyrien einigermaßen direkt nach Van führt, aus eigener Anschauung ganz kennen geleint. Für die Lösung eines uns besonders interessierenden historischen Problems genügte freilich das Stück, das wir zurückgelegt hatten.

König Tiglatpileser IV. ist bekanntlich im Jahre 735 v. Chr. bis nach Van vorgedrungen (Bd. I S. 14). Mein Reisegefährte hatte wiederholt darauf hingewiesen, daß dieser Einmarsch nicht von Süden her direkt zum Vansee haben erfolgen können, weil die in Betracht kommenden Routen für größere Heeresmassen unpassierbar seien. Er hatte dabei vornehmlich die beiden Routen im Auge, die den Assyriern zur Verfügung standen, wenn sie im Tal des großen Zab von Ninive und Nimrud aufwärts bis nach Djulamerk (S. 6) zogen, wo sie dann entweder im Tal des Zab weiter aufwärts bis Baschkala und von da ebenso, wie wir es getan, nach Van gelangen konnten, oder aber die Wasserscheide zwischen großem Zab und Tigris bei Billi übersteigen und dann von Merwânê aus über Nordûz, Schatach und Môks an den Vansee gelangen konnten. Daß der Weg Baschkala-Van für Heere unpassierbar ist, haben wir gesehen (S. 7). Daß das gleiche in verstärktem Maße für den Weg über Schatach-Möks gilt, wird die Fortsetzung dieses Kapitels zeigen. Oberst Billerbeck hatte aber in einem Briefe an Martin Hartmann geäußert, es wäre ihm „sehr schwer zu glauben, daß es zwischen diesen beiden Defileen nicht noch einige andere selbst für militärische Operationen ganz gut brauchbare Straßen geben“ solle. Hartmann macht mit Recht darauf aufmerksam, daß diese Vermutung Billerbecks durch die Routen von Burchardt und von Wünsch, kombiniert mit der von Layard, soweit das Vorhandensein



Landschaft aus dem oberen Zabotale.



eines Weges in Betracht kommt, glänzend bestätigt werde. Es fragt sich nur, ob er für militärische Operationen brauchbar ist. Das hängt im wesentlichen von dem Abschnitte Merwânê-Hokoths-Wank-Qaßrik ab, denn von Qaßrik direkt über Astwadzaschen nach Van (Burchardt und wir) oder durch das Hayoths-dzor nach Chôshâb und dann von da nach Van (Layard und Wünsch) sind ja keinerlei Terrain-Schwierigkeiten vorhanden.

Nun haben wir aber gesehen, daß schon der Weg von Achzin über Pirbaldan nach Merwânê durch außerordentlich stark durchschnittenes und schwieriges Gelände führt. Auf dem Wege durch das Gebirge, der Qaßrik und Merwânê unmittelbar verbindet (oben S. 69 u. 70 f.) werden die Dinge eher schwieriger, gewiß nicht einfacher liegen. Und was das Stück Weges zwischen Qaßrik und Achzin über Hokoths-Wank angeht, so sahen wir bereits (S. 67), daß es sich als militärisch so gut wie unpassierbar erwies.

Auch dieser dritte Weg, vom großen Zab zum Vansee bleibt also für militärische Operationen in größerem Stil so gut wie außer Frage. Es mögen höchstens kleinere Abteilungen auf diesem Wege an den Südosten des Vansees und nach Van gelangt sein, und dafür könnte die Tradition, die einen Kampf zwischen Assyriern und Vorarmeniern nach Haikapert verlegt, möglicherweise sprechen. Andererseits freilich kann auch Haikapert für den, der, die einzige Einmarschlinie von Osten her benutzend, vom heutigen Choi im Norden des Urmiassees über Kotur und Salachanâ nach Van zieht (s. S. 38), als wichtige Sperre in Betracht kommen. Diesen Weg von Osten her hat Sargon II. von Assyrien bei seinem Feldzug gegen Urartu im Jahre 714 v. Chr. genommen. Für Tiglatpileser IV. ist er (s. u.) mehr als unwahrscheinlich. Sieht man von ihm ab, so bleibt es dabei, daß, wie wir von Anfang an benauptet hatten, Tiglatpileser IV. Hauptmacht entweder auf demselben Wege wie die älteren Assyrerkönige (Assurnâbirabal III. und Salmanassar III.) oder wie die 10000 Griechen oder noch weiter im Westen wie Lucullus und Corbulo Armenien betreten haben und dann zum Nordufer des Vansees und um dessen Ostufer herum nach Van vorgedrungen sein muß. Im ersteren Fall überschritt Tiglatpileser den Bohtansu (Kentrites) bei oder kurz oberhalb Till, im letzteren den Euphrat bei Jzoly (Bd. I S. 483 f., 511 f.).

Für diese Richtung seines Einmarsches in Armenien 735 v. Chr. liegt denn auch in einer bisher wenig beachteten Stelle der Inschriften Tiglatpileser IV. eine Bestätigung vor. Ein Verzeichnis der von diesem Könige eroberten Städte, nach Ländern geordnet, nennt nebeneinander die „Städte des Landes Enzi“ (das ist das Gebiet des Tigristunnels) und die „des Landes Urartu“, und daran schließt sich die Stadt Arpad in Syrien an, die abwechselnd als Operationsbasis für die Assyrer und für Sardur, bzw. deren Bundesge-

nossen oder Vasallen gedient hat. Auf den ersten Feldzug Tiglatpileasers IV. gegen Sardur im Jahre 741, der bezeugtermaßen von Westen her erfolgte, wird man diese Nachricht schwerlich beziehen dürfen, da damals nur Augenblickserfolge erfochten wurden, die noch im gleichen Jahre wieder verloren gingen. Wir kommen darauf zurück.

Von Merwâné(n) zunächst in nordwestlicher, dann in westlicher Richtung abgeritten (1 h 10), gelangen wir zunächst (1 h 38) zum Dorfe Tschilgiri, das von 20 Nestorianerfamilien bewohnt wird: die Häuser sind fast alle zusammen in eins gebaut und lehnen sich an einen Felsen. Nun geht es steil bergab zum Tal des ca. 10—12 m breiten zweiströmigen, SW-SO fließenden Pirbedalan-tschai, den wir (2 h) durchreiten, um dann wieder steil bergan zum Felsendorfe Hêkan (2 h 05) zu gelangen, das früher aus acht, seit der Verwüstung durch die Kurden aus vier Häusern besteht. Hier ganz kurzer Aufenthalt bis 2 h 08. Auf wenig ansteigender Hochfläche und über eine Paßhöhe (2 h 23), die links von einer ca. 40 m höheren Kuppe überragt wird, während im übrigen Berge mit wenig charakteristischen Erhebungen den fernerer Umkreis bilden, gelangen wir nach Koghan, das sich als Armenierdorf schon von weitem durch die vielen Heuschöber neben und abseits der Häuser ankündigt.

Gleich hinter Koghan befinden sich beiderseits Ruinen chalderartiger Burgen, die offenbar den Zugang zum Passe zu schützen bestimmt gewesen waren.

Nach photographischer Aufnahme (2 h 24—43) wird eine neue Paßhöhe überschritten (2 h 45) und nach steilem Abstiege ein von SSW-NNO strömender Fluß durchritten, der mit starkem Brausen von beträchtlicher Höhe herunterstürzt. Nach einer starken Wegbiegung (3 h 08), die uns in NNW-Richtung bringt, erblicken wir links auf dem höchsten, nördlichsten Teile einer von NNW nach SSO laufenden Landzunge einen turmartigen Burgrest, der aus viereckigen, großen, unbehauenen Steinen ohne Mörtel besteht und aus chaldäischer Zeit herrühren kann. Sodann wird ein Kirchhof passiert, danach Halt gemacht (3 h 35—42) und der Kalamrûk anvisiert, der in OSO-Richtung 120° zu erblicken ist. Danach wieder eine Paßhöhe (3 h 58) und auf dem Südabhange einer Schlucht 50—60 m hinunter. Hierauf wieder bergan (4 h 07—12), und so lösen sich Paßhöhe und bachdurchströmte Talschlucht ständig ab. Mehrfach, so um 4 h 20, berichten meine Notizen von geradezu furchtbarer Steigung. Eine erfreuliche Abwechslung bildete der Awan-su, ein aus einer Schlucht hervorkommender Bach, an dessen rechtem Ufer wir entlang reiten, wobei aber eine vom Tsililan-dagh rechts und Terschin-dagh links begrenzte Paßhöhe (4 h 52) zu überschreiten ist. Das Bächlein ist dicht mit Sträuchern voll gelbdürrer Blätter bestanden, so daß das Auge, das seine Windungen



bergab verfolgt, einen gelben Fluß zu erblicken glaubt. Da es zu dunkeln beginnt und der uns von Merwânê begleitende Zaptieh behauptet, unser Ziel, das Dorf Gowan, sei noch 2 Stunden entfernt, so entschließen wir uns nach kurzer Beratung (5 h 04—5 h 17), uns auf mehrere kleine in der Nähe befindliche kurdische Dörfer zu verteilen. Zunächst geht es wieder, damit wir nicht aus der Übung kommen, unglaublich steil herunter, dann schwenkt eine Abteilung von uns links ins Dorf Awan ab, während wir selbst zu Fuß fürbaß schreitend zunächst die Stelle erreichen, da unser Awan-su in den Schôran-tschai einmündet. Hier können wir aufsitzen, reiten zunächst am rechten Ufer dieses Baches entlang, durchschreiten ihn 5 h. 52 und langen beim ersten Aufleuchten des Abendsterns in der Dämmerung, die das Profil der Berge besonders charakteristisch hervortreten ließ, nach einem Marsche von ca. 38 ½ Werst in Ardjun (2260 m) an, einem kleinen Dorfe, das der Aghlan-Zweig der Härtoschi-Kurden bewohnt.

Der Abend hier gestaltete sich unerwartet zu einem der interessantesten und vergnügtesten der ganzen Reise. Ein großer, hallenmäßiger Raum in dem größten der 4 kurdischen Häuser des Dorfes nahm uns auf, mindestens 20 m lang und 8—10 m breit. Um die Feuerstelle in der Mitte lagerten wir uns mit unseren Wirten, die Frauen mit unverhülltem Antlitz und unbefangen, nur wenig im Hintergrunde, unter ihnen ein besonders schönes Mädchen und eine ihr ähnliche junge Frau, gleichfalls von großer Schönheit, wohl ihre Schwester. Es ist sehr behaglich und wir fühlen uns von der interessanten Tagestour lebhaft angeregt. Mein Reisegefährte bietet Zigaretten herum, die von den Kurden beiderlei Geschlechts freudig angenommen werden. Wir singen lustige und ernste deutsche Lieder, wobei eins mit onomatopoetischem Refrain unsere Wirte besonders ergötzt, weshalb wir unter anderem für die Fortsetzung das „Als die Römer frech geworden“ wählen.

Ein junger Kurde oder vielmehr Kurdenjunge versucht sich erfolgreich in der Nachahmung. Er trägt nicht die Härtoschitracht, sondern ein schon öfters gesehenes primitives Wams, das aus dem Fell eines Hammels in einer schwer zu beschreibenden und besser durch die Abbildung auf S. 80 veranschaulichten Weise, die sich an die ursprüngliche Gestalt des Tieres anschließt, hergestellt ist.

Harmlose und lebhaftes Heiterkeit entwickelt sich auf kurdischer wie auf unserer Seite und wie wir so alle in mehr oder weniger absonderlicher Tracht inmitten des großen Raumes um das Feuer gelagert waren, hätten wir einen trefflichen Vorwurf für einen modernen Lichteffektmaler abgegeben. In dem kleinen Kurdendorf spricht — wenigstens von den zahlreich anwesenden Bewohnern — nur einer türkisch, das finden wir zum erstenmal in diesem stillen Bergtal (2260 m).

Auf diesen erfreulichen Abend folgte die fürchterlichste von vielen schlimmen Nächten, die ich in Armenien erlebte. Die durch die kleinen Quäler verursachte Schlaflosigkeit artete schließlich in einen förmlichen

Fieberzustand aus, so daß ich es mit Freuden begrüßte, als um  $\frac{3}{4}$  7 die Sonne die Bergspitzen rötete. Obgleich das erst gegen Morgen herausgelegte Minimalthermometer nur  $3^{\circ}$  zeigte und der Raum, in dem wir schliefen, keine Tür hatte, hatten wir doch keine Kälte empfunden.

Es galt nun den Taku-Paß zu ersteigen, der in einer Höhe von ca. 2800 m über die große Gebirgsschranke führt, die Nordûz von Schatach trennt.

Vor dem Aufbruch (9 h 34) beobachtete ich eine der Frauen, die an



Hirte aus Van im Wams aus Hammelfell.

einem primitiven Webstuhl an einem Teppich arbeitete.

Wir hatten zunächst einen Vorberg, den Saba-Rösch zu ersteigen, wobei wir erst dem Bekitschai folgten, um ihn dann mehrfach und ebenso einen vom Kanisori-dagh kommenden Nebenbach, den Kanisori-tschai (9 h 59), zu durchschreiten. Beim Abstieg schwebte einmal ein Raubvogel so dicht über mir, daß ich jedes Detail seiner Färbung erkennen konnte.

Nach  $2\frac{1}{2}$  stündigem Marsche langten wir ca. 12 Uhr auf der Paßhöhe und bald darauf auf dem bergumkränzten Plateau des Takupasses an, wo Breite und Höhe (2760 m) bestimmt wurden.

Der halsbrecherische Abstieg von dort nach Schatach, bei dem uns noch dazu die Dunkelheit ereilte, wird allen Beteiligten unvergeßlich bleiben. Ich hebe einzelne Momente hervor.

Nachdem wir den Paß (3 h 48) verlassen, kurz darauf direkt neben uns am Wege Schnee gefunden und sodann noch einmal einen Rückblick auf die Bergwelt in der Gegend von Djulamerk geworfen hatten, ging

es in großer Tiefe an steilem Berghang hinab, während der Blick nach vorn durch einen niedrigen Querberg gehemmt war. Nachdem wir ihn erreicht (4 h 48), ging es in südlicher Richtung am äußeren Nordwestrande dieses Berges bergab und dann auf steinigem beschwerlichem Wege auf einen neuen quer vorgeschobenen Berg zu. Sehr bald kommen wir an ein tiefingeschnittenes Tal, eine Schlucht, die von unserem Berge rechts ausgeht und sich vor dem Querriegel hinzieht, mit großartigem Blick in die Tiefe rechts und auf ein oder mehrere Dörfer, die an der jenseitigen Bergeswand in ca.  $\frac{1}{3}$  Höhe gelegen sind.

Nachdem der quer vorgeschobene Berg passiert ist, geht es wieder an einer tiefen Schlucht entlang und am Nordhange einer Seitenschlucht zu Fuß hinunter, immer nach Westen gerade auf einen Berg zu, der mir als Arumus-dagh bezeichnet wurde und der mit dem Arnûs-dagh, einem der Hauptberge des Kantons Schatach, identisch sein mag. Gleich darauf geht es steil und immer steiler bergab auf einem geradezu entsetzlichen, ganz engen Wege, dessen Stufen teils in die Felsen gehauen sind, zum Teil aber auch nur aus lose hingeleigten Steinen bestehen, was besonders für die Pferde höchst gefährlich ist. So gelangen wir auf schließlich etwas besserem und ebenerem Wege auf eine tiefere Stufe und müssen dann in voller Dunkelheit, die um 6 h 12 eingesetzt hatte, eine Beratung halten. Es scheint zwei Wege nach Schatach zu geben, einen kürzeren gefährlicheren und einen etwas längeren und bequemer. Letzterer war natürlich unter den Umständen vorzuziehen. Der für die Führung verantwortliche Zaptieh entscheidet aber schließlich für den ersteren, und so geht es auf wiederum äußerst steilem, bei der Dunkelheit für Mensch und Tier sehr gefährlichem Wege bergab. Und auch als wir die unterste Talstufe erreicht haben, kann nur für ganz kurze Zeit aufgesessen werden. So langten wir endlich um 8 h 15 in Schatach (1550 m) vor dem Hause des Kaimmakam an, wo uns im geräumigen sauberen Zimmer der Polizeikommissar und andere Beamte empfingen, während der Kaimmakam selbst sich zu unserer Verwunderung nicht sehen ließ.

Zum Abendessen gab es außer dem üblichen Huhn mit Reis wundervolle Forellen; angeblich die besten, die es weithin gibt.

In diesem herrlich gelegenen, fast ausschließlich von Webern bewohnten Gebirgsstädtchen, das den umwohnenden Kurden den Bedarf an Stoffen für ihre buntgemusterten Gewänder, namentlich die weiten Hosen liefert, erlebten wir es zum ersten und einzigen Male, daß seitens der Regierungsbehörden die Aufnahme zu wünschen ließ. Der Kaimmakam weigerte sich, nachdem er uns zunächst nicht empfangen hatte, uns den üblichen Höflichkeitsbesuch abzustatten, weil der Wali ihm nichts über unsere Reise

mitgeteilt habe. Er ließ sich davon auch nicht durch den Hinweis auf unsere Teskeres abbringen.

Das hatte dann, von allem anderen abgesehen, gleich die Folge, daß der Offizier unserer Eskorte sich unter allerlei Vorwänden weigerte, uns ferner zu begleiten. Auf unsere telegraphische Reklamation beim Vali in Van erfolgte sofort die Remedur auf der ganzen Linie.

Der Bohtan-su oder Schatach-su, zu dem sich nun der Nordûz-tschai ausgewachsen hat, führt hier bereits vielfach im Munde der Anwohner den Namen Tigris.

Er wird hier durch einen Zufluß verstärkt, unterhalb dessen Einmündung die Forellen, die wir gekostet, gefangen werden, und zwar mittels des den meisten aus den Lederstrumpf-Erzählungen bekannten Fischstechens, das wir hier aus eigener Anschauung kennen lernen sollten.

Wir gingen abends in Begleitung mehrerer Diener unseres Wirtes, des Polizeikommissars und verschiedener Zaptiehs, die alle stark bewaffnet waren, auf dem denkbar holprigsten Felsenkletterwege, der durch eine Laterne nur spärlich beleuchtet wurde, eine starke halbe Stunde flußabwärts. Dann ward am dürren Gesträuch am hohen Flußufer ein Feuer entfacht und damit ein weit über mannshohes riesiges Stück zusammengerollter Sykomorenrinde angezündet. Sie liefert eine treffliche Fackel zum Anlocken und zum Sichten der Fische. Die Rolle wirkt als Schornstein, der Rauch zieht nach oben ab. Mit dieser Fackel bewaffnet geht ein Armenier, mit der schweren, an langer Stange befestigten Eisengabel ein anderer ins Wasser. Die Gabel hat 5 Zinken, die jedesmal nach beiden Seiten hin in einen Widerhaken auslaufen. Der zwischen den Haken verbleibende Zwischenraum beträgt kaum  $\frac{3}{4}$  cm. Die beiden Männer waten stromaufwärts und der Fisch wird mit riesiger Gewalt meist in der Schwanzgend getroffen und dann ans Ufer geworfen. Wenn der Fisch nicht steht, so wird wohl auf den Kopf gehalten und durch sein Weiterschwimmen trifft dann der Stoß weiter hinten. Wir fingen so etwa ein Dutzend Forellen mittlerer Größe.

Die Leute in kurdischer Tracht mit den Pelzwesten und den in Badehosenform aufgestreiften Beinkleidern in dem dunkelklaren, hier schon ansehnlich breiten Tigris, der Fackelschein und am Ufer die hohen, düsterweißen Sykomoren — all das vereinigte sich zu einem höchst eindrucksvollen und unvergeßlichen Bilde.

Außer durch seine Forellen ist Schatach in kulinarischer Beziehung noch durch seinen Honig ausgezeichnet, der der beste von ganz Armenien sein soll.

Schatach ist einer der wenigen Orte gewesen, an denen die Armenier sich nicht ohne weiteres von den Kurden abschlachten ließen, vielmehr hatten sie sich, trotz des Waffenverbotes, als Schäkîr-Agha mit einem

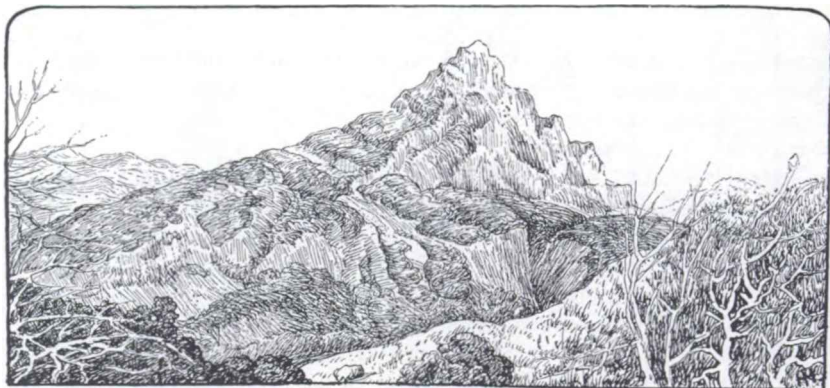
großen Aufgebot seiner Leute gegen die Stadt anrückte, 400 Mann stark in einem großen Hause verbarrikadiert und verteidigt, worauf die feige Mordbande, nachdem sie einige Häuser geplündert und verbrannt hatte, unverrichteter Sache weiterzog.

Unweit Schatach, bei dem hoch über dem Flußtale unter Nußbäumen belegenen Dorfe Gadjet (1850 m), sollte sich nach uns gewordenen sehr bestimmten Mitteilungen eines Europäers in Van an Felsenklippen auf Bergeshöhe eine große Keilinschrift befinden.

So brachen wir gleich am nächsten Tage (10 h 35) nach Gadjet auf.

Der Weg ist zunächst der gleiche, wie zum Fischstechen am Abend zuvor. Der Tigris (Schatach-su) biegt bald nach WNW (W 35° N) um, wir folgen bald in großer Nähe, bald etwas mehr entfernt dem klardunkelgrünen, starkgewundenen, reißenden Flusse, kommen an einer großen Ausbuchtung und Stromverbreiterung (11 h 11) vorbei und dann, nachdem das Flußbett wieder schmaler geworden, an den hochgelegenen kurdischen Dörfern Wirischên (8 Häuser links) und Martsevan (rechts 10 Häuser) vorbei, ohne ihrer recht ansichtig zu werden. Der Weg wird äußerst felsig (11 h 26), 2 Werst nach rechts am Berghange sehen wir das halb kurdische, halb armenische Dorf Tachspar liegen und links von uns den Wirischên-dagh und gelangen genau um 12 h an den aus einem rechten Seitental vom Alewan-dagh kommenden Alewan-tschai, den wir nach kurzer Rast 12 h 06 passieren. Links jenseits des Tigris der Tschopan-dagh, ca. 300 m höher.

Bald kommen wir an einer stolzen Brücke vorbei (12 h 11), die in hohem Spitzbogen den Tigris überspannt. Gleich darauf biegen wir vom Tigris ab und reiten ein rechtes Seitental, das, vom Arnûs-dagh kommend, den Sagfluß bildet, an dessen linker Seite aufwärts. Eine Holzbrücke (Bohlen, darüber Zweige, darüber Erde) führt uns auf sein rechtes Ufer und äußerst steil bergan, wobei zwischen Eichen, Hagebuttensträuchern und Nußbäumen sich schöne Blicke in das Sagtal eröffnen. Mehrfach bieten sich herrliche Rückblicke auf das Tigris-tal, die hochgelegenen Dörfer Wirischên und Martsevan, die man erst jetzt wirklich zu Gesicht bekommt, und auf den Darnusch-dagh, an dessen Fuße Schatach liegt, sowie mehr nordwestlich auf den Arnûs-dagh. Auf der Paßhöhe (12 h 41) eröffnet sich alsdann ein überraschender Blick auf den in schwindelnder Tiefe, mindestens 400 m unter uns in großartigen Windungen weiterfließenden Tigris, über dem der Weg nunmehr in ungefähr gleicher Höhe bleibend stromabwärts führt. Über zum Teil recht schlimme Felspartien mit schönen Talblicken und einem Rückblick auf den NNO liegenden Darnusch-dagh geht es steil hinauf zwischen Nußbäumen, deren Blätter zum Teil noch saftig grün sind, und die sich schließlich zu einem vollständigen Nußwalde verdichten, vorbei an einigen



### Der Zerela-dagh.

(In der Schlucht vor ihm der Tigris.)

Häusern, die von Stoppelfeldern umgeben sind und bei denen ein Kanal sichtbar wird. Jenseits (12 h 32) fällt ein Berg, der Tiziz-dagh, ca. 1500 m senkrecht zum Tigris ab. Dort soll es viele Steinböcke geben. Gleich darauf sieht man links ein Seitental, das am Fuße dieses Berges in den Tigris mündet, ungeheuer weit hinauf. 8—10 m unter uns sehen wir (2 h 49) einen Kanal, der entgegengesetzt zur Flußrichtung strömt. Wir überschreiten ihn (2 h 50). Vor uns, die wir uns jetzt 450—500 m über dem Tigris befinden, liegt ein mächtiger, charakteristisch abgestufter Berg, der Zerela-dagh, an dem der Tigris ganz milchgrün nach links (südlich) umbiegt. Hinter ihm eine vulkanische Berg- und Hügelwelt. Bald darauf (2 h 55) kommt Gadget in Sicht. Wir passieren einen Bach (2 h 55), der gleich oberhalb einen Wasserfall bildet und aus dem der oben erwähnte Kanal abgeleitet ist und langen 3 h 04 in Gadget an, nachdem wir von Schatach aus  $18\frac{1}{2}$ —19 Werst zurückgelegt haben. Hier hören wir dann, daß der Zaptieh uns einen falschen, allerdings herrlichen Weg geführt hat. Auf der linken Tigrisseite geht ein ganz ebener Weg. Er hatte aber das Durchschreiten des Tigris unterhalb Schatach gescheut, obgleich sich das zu Pferde leicht hätte bewerkstelligen lassen. Kurz vor Gadget (1800 m) stand ja dann die erwähnte Brücke zur Verfügung.

Hier wurden wir zunächst in einem ganz elenden Zimmer untergebracht, dessen mit Lehm beschmiertes Flechtwerk überall durchlöchert war: ein Vorgeschmack des Elends, dem wir hier in so herrlicher Natur ins Auge zu sehen hatten.

Da uns dieser Aufenthalt, so wenig verwöhnt wir sind, für die Nacht unmöglich erscheint, so ziehen wir um und kommen nun in einen großen Raum, eine unregelmäßig gebaute Halle, in der uns eine besondere Ecke

angewiesen wird, wo uns der Rauch des stark qualmenden Feuers nicht erreicht. Die übrigen Insassen sind eine alte weißhaarige Großmutter und jüngere Familienmitglieder bis zu ganz kleinen Kindern.

In diesem Raume befanden sich acht merkwürdige Behälter zur Aufbewahrung von Getreide: sehr große Gefäße von Mannshöhe und darüber, die mit altertümlichen, Halsbandartigen Ornamenten nach Art der Gesichtsurnen verziert sind. Ungewöhnlicherweise sind auch die an den Körper angelegten Hände mitdargestellt. In diese Gefäße wird das Getreide von oben her hineingeschüttet und unten mittels einer Art von Hahn wieder herausgelassen.

Die Keilinschrift aber, deretwegen wir nach Gadget gekommen, war trotz zweitägigen Suchens an den stromabwärts befindlichen Felsen nicht aufzufinden.

Für die Enttäuschung entschädigte die herrliche Landschaft. Zwischen gewaltigen steilabfallenden Felswänden und Bergen seltsamster Gestaltung (siehe Abb. 84) strömt der junge Tigris auch ferner dahin. Seine Farbe ein herrliches Dunkelgrün, ungestüm sein Lauf, fast unausgesetzt bildet er schäumende Stromschnellen. Die Ufer sind von Nuß- und weidenartigen Bäumen bestanden und namentlich gegenüber der Einmündung des Zerelatschai, eines sehr bedeutenden Tigrisquellflusses, findet sich echter wilder Wein, selbständig wachsend oder die Bäume umrankend, immer mit seinen teils goldgelben, teils dunkelroten, teils noch frischgrünen Blättern im Sonnenlicht und im Gegensatz zu dem Grün des Stromes wie dem tiefen Blau des Himmels einen herzerfreuenden Anblick gewährend.

Während einer Rast in dieser herrlichen Umgebung ertönen Hilferufe vom Tigris her: Armenier, die vom jenseits mündenden Zerelatal aus auf eine Steininsel im Tigris gelangt sind, sind in Gefahr, ihren Ochsen, den der Strom erfaßt hat, ertrinken zu sehen. Er wird von Mitgliedern unserer Eskorte an unser Ufer gerettet, aber nun müssen die drüben ohne dieses Transportmittel den Fluß durchschreiten. Einer der uns begleitenden Armenier geht durch den Fluß hinüber und nimmt eine Frau auf den Rücken. Die anderen, Männer und Frauen, müssen höchstgeschürzt hindurch.

Der mehrtägige Aufenthalt in Gadget bot Gelegenheit zu mancherlei interessanten, wenn auch freilich keineswegs durchaus erfreulichen Beobachtungen.

Von der Üppigkeit, zu der sich hier die Vegetation entwickelt, mögen die Dimensionen eines Nußblattes, des größten unter einer Anzahl ungewöhnlich entwickelter Exemplare einen Begriff geben. Es war  $28\frac{1}{2}$  cm lang,  $16\frac{1}{2}$  cm breit.

Gadget ist das armenische Abdera oder Schilda. Von seinen Bewohnern werden die schnurrigsten Dinge erzählt. So sollen sie einmal ihre Beine nicht haben unterscheiden können. Der Wanderer, den sie um Hilfe baten, wählte Prügel als Belehrungsmittel, worauf sie rasch ihre Beine wiederfanden — eine Wandersage, die auch in Deutschland vorkommt.

Ein anderes Mal hatte ein Spaßvogel ihnen Käfer in einen Sack mit Rosinen getan. Die klugen Leute meinten nun: „Die haben Beine und laufen weg“ und verzehrten zuerst mit Behagen die Käfer.

Unter den armenischen Waisenkindern, die in der amerikanischen Mission zu Van erzogen wurden, befand sich auch ein Knabe aus Gadget, der fortwährend von seinen Kameraden wegen seiner Herkunft gehänselt wurde und sich, wenn es zu bunt wurde, handgreiflich und nachdrücklich zur Wehr setzte.

Zurzeit unserer Anwesenheit waren die Gadjeter in keiner Weise zu Scherzen aufgelegt. Es herrschte ein geradezu schreckliches Elend. Die Kurden unter Mehemed-Agha, Schäkir-Aghas Oheim, hatten im Jahre 1896 50 Leute abgeschlachtet, 2000 Schafe weggeführt und alle Häuser zerstört. Die übrigen Bewohner entflohen in die Berge, aber von 120 Familien, die das Dorf früher zählte, sind jetzt nur noch 20 vorhanden. Viele sind in der Umgegend von Van geblieben.

Hühner und Eier waren so gut wie gar nicht vorhanden. Mit großer Mühe trieben wir 2 Hühner zum Essen und 8 Eier auf. Ein Schaf zum Schlachten zu kaufen erwies sich als unmöglich. Von vorüberziehenden Kurden, die gerade geschlachtet hatten, konnten wir etwas Fleisch bekommen, sonst hätten wir völlig hungern müssen. Heu und Häcksel für die Pferde war nicht zu haben. Nur eine einzige Kuh spendete Milch.

Wovon die Leute sich nährten, war uns völlig unklar, bis wir großer Mengen herrlicher Pilze ansichtig wurden.

Trotz ihrer Not waren sie nicht dazu zu bringen, sich Fische zur Ernährung zu beschaffen. Sie hätten keine Eisengabel, und da niemand sie esse, so lohne es auch nicht, Netze anzufertigen. In diesem Punkte rechtfertigten sie also einigermaßen ihren Ruf.

Nach Schatach zurückgekehrt, wandten wir uns alsbald nach Mökk'; es ist dies eine armenische Pluralform, der Akkusativ heißt Môks und so wird der Kanton meist benannt, daher die antike Bezeichnung Moxuene und das türkische Müküs. Er wird von dem nördlichsten Quellfluß des Bohtan-su, dem Müküs-tschai durchflossen. Auch dorthin ließ der Weg an Steilheit und Beschwerlichkeit nichts zu wünschen übrig. Es ging zunächst am Sörtigin-tschai, einem rechten Nebenfluß des Schatach-su, aufwärts. Nach etwa 50 Minuten Wegscheide. Wir lassen den



Weg nach Van rechts liegen und steigen links in Serpentinaen steil bergan. Während das Tal im Schatten liegt, leuchten die Gipfel halbrechts und rückwärts von uns in sattem Golde. Hinter dem Kurdendorfe Kömeran (12 Häuser) (4 h 32) reiten wir an dem rechten Rande ca. 150 m hoch über einer Bachschlucht mäßig ansteigend bergan, meist unter Nußbäumen, zum Teil auch zwischen Dornen- und Obstbäumen, um schließlich nach steilerem Berganreiten bei recht empfindlicher Kühle unser Nachtquartier, das kleine, aus 7 Häusern bestehende Kurdendorf Dzuch (2115 m), zu erreichen.

Der Weg von Dzuch (ab 6 h 32) nach Mòks am nächsten Tage (8. November) führte uns in schneller Folge über drei, zum Teil durch tiefe Täler getrennte Paßhöhen und über teilweise mit Eis bedeckte Bäche.

Den Kanlikilpaß (Höhe 3100 m) erreichten wir um 9 h 15. Von ihm aus erblickt man in östlicher Richtung (87° 7) den Berg Ilu-ke. Der zweiten, ebenso hohen Paßhöhe, deren Namen ich nicht erfahren habe, liegt in WSW-Richtung ein riesiger zackiger Bergkamm, der Arnús-dagh, gegenüber. Von hier geht es in kurzer Zeit vorbei an einem links zum Arnús führenden Pfade auf die dritte Paßhöhe, die Kure-sahab genannt wird. Von dort steil in Serpentinaen bergab reitend bemerken wir links am Westhange des Paßberges reichlichen Schnee und sehen vor uns in der Tiefe das Dorf Demkar liegen, das wir um 12 h 10 erreichen.

Dieses Dorf, das am Fuße des Arnús-dagh in dem durch den Demkarbulak gebildeten Tal unter Obst- und Nußbäumen belegen ist, war früher von 10 armenischen Familien bewohnt, lag aber im Jahre 1898 zerstört und gänzlich verlassen da.

Dem Demkar-bulaq fließt links aus einem Seitental der Chaliwan-tschai — so benannt nach einem verfallenen Dorfe —, rechts der breite, aber wasserarme Kazyt-Bach zu. Diesen passieren wir und reiten dann auf einem Damme, der an einem links von uns fließenden Kanal entlang gebaut ist, auf das in einem Talwinkel gelegene Dorf Arindj oder Harindj (1 Uhr) zu, dem der kurdische Weiler Qitris (1 Haus) gegenüberliegt.

Aus diesem Dorfe waren gerade an diesem Tage 10 Familien nach Van aufgebrochen, so daß von den vorhandenen 20 Familien nur die Hälfte übrig bleibt. Früher hatte das Dorf 50 Häuser. Bei den Massakern wurden aber 54 von den Einwohnern getötet. Als der kurdische Herr des Dorfes, Murtullah-Beg, auch Lutfi-Beg genannt, der damals in Van verweilte, von dem Beginn der Massakern hörte, hat er, wie man uns sagte, Tag und Nacht im Sattel bleibend, ein sofort angekauftes Pferd im Werte von 150 Rubel zu Tode geritten und dem Morden Einhalt getan. Er handelte dabei ja auch in seinem Interesse, da die Kurden von den Armeniern den Zehnten erhalten, aber sein Tun bildet doch eine große und erfreuliche Ausnahme. Bald sollte es

uns vergönnt sein, diesen weißen Raben unter den Kurden persönlich näher kennen zu lernen.

Nach kurzer Rast geht es zunächst zu Fuß weiter (1 h 43) und wir gelangen bald an den Arindj-tschai, dessen wir vom rechten Ufer aus, ca. 50 m über ihm, ansichtig wurden, um bald darauf fast bis ins Flußniveau zu gelangen. Zu Pferde passieren wir nun eine an das Höllental bei Freiburg i. Br. gemahnende großartige Felsenenge, dann rechts groteskes Trümmergestein mit großen Unterhöhlungen, während vor uns als scheinbarer Talschluß die Felsen liegen, die für Anbringung von Inschriften wie geschaffen erscheinen und dieses Tal, 'Arindj-dere', war uns auch als Standort von Keilinschriften angegeben worden. Sie sind aber nirgends zu entdecken, auch nicht in einer in eine Höhle eingebauten Kirche. Auf steinigem, fast unpassierbarem Wege, der zweimal durch den Fluß führt, kommen wir schließlich (2 h 44) aus dem Felsgebiet heraus und reiten in westlicher Richtung weiter zum Teil unter weidenartigen Bäumen am Flusse entlang. Ein Mühlenkanal, der rechts aus dem Flusse abgeleitet ist, kündigt die Nähe eines Dorfes an, und durch den Kanal hindurchreitend gelangen wir zu dem an Bäumen, besonders Nußbäumen, reichen Dörfchen Mezrâ-Sichan. Links jenseits des Flusses (etwa 150—200 m über uns) liegt zwischen Kanal und Fluß ein anderes kurdisches Dorf, das schlechtweg Mezrâ genannt wird.

Eine Zeitlang reiten wir zwischen dem Kanal rechts und dem Fluß links, dann erreichen wir die Mühlen und der Kanal kehrt zum Flusse zurück. Wir freuen uns der lieblichen Oase inmitten der wilden Bergwelt. Der etwa 4 m breite, freundlich rauschende klare Fluß fließt zwischen saftig grünenden Wiesen dahin. Die Nußbäume sind von Weinlaub umschlungen, das auch von den Uferböschungen herabhängt und abgeerntete Felder deuten auf fleißige armenische Anwohner. Besonders schön ist der Rückblick auf die noch besonnten Höhen, aus deren Region wir kommen, während vor uns der Westhimmel dunkel grauliche Wolken und Wetterbäume zeigt. Nachdem wir an grasigem Berghange an der rechten Seite des Flusses bis zur Höhe von ca. 200 m über ihm nach Westen aufwärts geritten sind, biegen wir (4 h 14) rechts ab in ca. nördlicher Richtung und gelangen so in das Tal des starken und breiten Moks-Flusses, der gleichfalls von baumbestandenen Wiesen begleitet wird.

Hier begegnen wir Murtullah-Beg (S. 87), dessen Züge von angenehmer Offenheit sind, und der nach kurzer Begrüßung uns seinen Besuch in Môks für morgen zusagt. Kurz vor 5 Uhr erreichen wir Môks (1690 m), wo wir vom Kaimmakam mit den Honoratioren und einer präsentierenden Ehrenwache feierlich empfangen werden.



**Murtullah-Beg und der Kaimmakam von Möks.**

(Links der Möks-Fluß, rechts und im Hintergrund die Häuser von Möks.)

In der Unterhaltung, die sich nach der Mahlzeit in dem behaglichen Raume beim Kaimmakam entspannt, überraschte uns dieser plötzlich mit der Behauptung, das Wasser des Müküs-tschai käme aus dem Vansee. Als wir ihm entgegenhielten, daß, ganz abgesehen von den ungeheuer hohen Pässen, die Möks vom Südufer des Vansees trennen, der Kanton selbst erhebt sich höher läge, als der Spiegel des Vansees, und daß Wasser doch nun einmal nicht bergauf fließen könne, so erklärte er, das habe nichts zu sagen, er könne seine Behauptung beweisen. Das Wasser des Vansees sei salzhaltig; das gelte auch vom Möksfluß, und damit sei die Sache erledigt; wir brauchten nur ein Glas Wasser aus dem Flusse die Nacht über stehen zu lassen, so würden wir das Salz sehen.

Es konnte sich dabei nur um einen Niederschlag von Kalk oder Gips in dem Bergstrome handeln, und das ergab sich in der Tat aus dem Experiment, das wir, freilich mit ganz anderem Ziel, als der unbelehrbare Kaimmakam annahm, ausführten.

Interessant war es aber, diesem Nachleben der im Altertum verbreiteten Anschauung, daß die Quellbäche des (Ost)-Tigris dem Vansee entströmten, zu begegnen (vgl. Bd. I, S. 461).

Wir hatten beabsichtigt, in Möks noch etwas zu verweilen, aber am Morgen des 11. November bedeckte sich der Himmel mit schweren Wolken.

Im Tale begann es zu regnen, folglich schneite es auf den Bergen, und da nach stärkeren Schneefällen sämtliche Gebirgspässe nach Van unpassierbar sind, so brachen wir schleunigst auf und erreichten am Nachmittage den Chan Pütük, ein Unterkunftshaus am Fuße des Putki-Passes, der von Möks nach Vostan führt, das, wie man uns sagte, vor 3—400 Jahren von einem wohlthätigen Armenier errichtet worden sei und in dem alle Karawanen unentgeltlich Aufnahme, Brot für die Leute und Heu für die Pferde finden. Auch eine Kirche mit einer Inschrift aus dem Jahre 1887 befindet sich dort.

Der Weg von Möks (ab 1 h 58) bis dorthin (an 4 h 50) war wiederum sehr schlecht und beschwerlich, aber auch wieder interessant dadurch, daß er uns (3 h 20) an einer großen Grotte vorbeiführte, aus welcher die Hauptquelle des Möks-tschai als ein beträchtlicher Wasserfall brausend hervorstürzt. Er liefert fast die ganze Wassermasse des bedeutenden Bergstromes, weiter aufwärts finden wir nur noch ein schmales Wässerchen.

Der Abend und die Nacht im Chan Pütük (2180 m) verliefen recht behaglich. Wir schliefen alle mit unseren 16 Pferden in demselben Raume, so daß wir uns über Kälte nicht zu beklagen hatten, aber ob der Paß am nächsten Tage noch passierbar sein würde, lag im Schoße der Götter.

Aber es gelang. Freilich unter schwerer Mühe. Der außerordentlich steile Aufstieg nahm fast 2½ Stunden in Anspruch, dabei war es empfindlich kalt, so daß man sich nur schwer dazu entschloß, die Hände auf kurze Zeit aus den wärmenden Rocktaschen herauszuziehen, um eine Notiz aufzuzeichnen. Oben lag alles voll Schnee, aber meist waren es höchstens 5 cm, so daß die Passage noch ohne Schwierigkeit aufrecht erhalten werden konnte. In dem Forcieren wirklich verschneiter, wenn auch nicht ganz so hoher Pässe sollte uns ausgiebige Erfahrung wenig später zuteil werden.

Der Paß ist etwas über 3180 m hoch, noch etwas höher als das Warrak-Gebirge. Dies ergab die Höhenmessung durch das Kochbarometer, das im frischgefallenen Schnee aufgestellt wurde, während klarer Sonnenschein den Ausblick und Visierungen südlich zurück bis zum fernhin sichtbaren Djebel-Djudi gerade aus über den herrlich klaren Vansee bis zum Sipan-dagh im Nordwesten und bis zum Ala-dagh und dem deutlich herüberwinkenden großen Ararat im fernen Nordosten gestattete. Interessant war der Arnûs-dagh, an dem wir vor 2 Tagen (S. 87) vorbeigezogen waren. Damals war er ganz schneefrei, jetzt völlig mit Schnee bedeckt.

Die Kälte trieb zur eiligen Weiterreise, so daß wir uns dort oben kaum eine Stunde aufhielten.

Der Abstieg brachte uns in etwa 6 Stunden nach dem erheblich (1710 m) tiefer belegenen Uferhause des Klosters Aghthamar, das selbst auf einer kleinen Felseninsel im Vansee (1720 m), etwa 3 km vom Uferhause entfernt, erbaut ist.

Aghthamar ist, wie oben (Bd. I, S. 24) dargelegt, der Sitz des einen der beiden Sonder-Katholikate, das „auf geistlichem Gebiete die Zeiten der vormaligen Selbständigkeit Vaspurakans unter den Artsruniern wieder spiegelt“ und nach dem Untergange dieses Königshauses so gut wie jede Bedeutung und jeden Einfluß verloren hat, so daß zurzeit unseres Besuches nur etwa 75000 Seelen seiner Botmäßigkeit unterstanden.

Der meinem Reisegefährten wohlbekannte Katholikos Chatsch (d. h. Kreuz) war am 25. Dezember 1895 gestorben, in demselben Jahre, in dem auch der 140jährige Mönch, den mein Reisegefährte seinerzeit photographiert hatte, in dem Inselkloster das Zeitliche segnete.

Ein neuer Katholikos war noch nicht gewählt worden, der päpstliche Stuhl wurde inzwischen von Arsen Wartapet verwaltet, der sich aber auf Reisen im Vilajet Bitlis befand. So empfing uns denn dessen Stellvertreter, Daniel Wartapet, der meinen Reisegefährten von seinem früheren Besuche her noch kannte und uns aufs Liebenswertigste im Uferhause aufnahm. Unsere Absicht, noch denselben Abend zum Kloster hinüber zu fahren, die vorhandenen schon bekannten Inschriften zu kollationieren, zu übernachten und am nächsten Morgen von dort nach dem Uferhause zurückzukehren und weiter zu reiten, ließ sich nicht ausführen, weil der Klosterkahn nach Van gefahren war, um Mühlsteine zu holen. Zwar tat Freund Daniel sofort alles, um für morgen sich einen anderen Kahn aus dem nur 2—3 Stunden entfernten Muchrapert zu beschaffen, aber der Abend und damit auch der folgende Vormittag waren für die Arbeit verloren.

In der sehr interessanten Unterhaltung, die wir statt dessen mit unserem Wirte hatten, erfuhren wir u. a., daß die Geschichte von dem wohlthätigen Armenier, der die Kirche und das Unterkunftshaus am südlichen Fuße des Putki-Passes erbaut haben sollte, eine schöne Fabel sei. Sie gehören vielmehr zu einem Kloster, Surb Gevorg Putki genannt, das schon mehr als 900 Jahre existiere. Darauf, daß es einer der Artsrunier-Könige gewesen ist, die um jene Zeit blühten und sehr viel für ihr kleines Reich getan haben, scheint auch die Inschrift an der Kirche (S. 90) zu deuten.

Am anderen Morgen 8 Uhr erschien dann richtig ein mächtiger Segelkahn, mit dem wir alsbald die Seereise antraten, in der Tat eine richtige „Reise“, denn um die 3 km bis zur Insel zurückzulegen, brauchten wir geschlagene 2 ½ Stunden. Es war nämlich so gut wie windstill, und wenn sich ein Lüftchen erhob, so war es uns entgegen. Um nun den Kahn überhaupt nur vorwärts zu bringen, ergriffen die Leute fünf Ruder, nicht größer, als man sie bei uns bei den allerkleinsten Booten für 1—2 Personen benutzt.

Als wir endlich 11¼ Uhr eingetroffen waren, begaben wir uns sogleich an die Arbeit, an der kein Mangel war. Zunächst Beobachtung der Sonne

um 12 Uhr und um 2 Uhr, um die geographische Lage der Insel zu bestimmen, dann Kopieren und Abklatschen der 3 Keilinschriften, Besichtigung des Klosters und der dort vorhandenen Ruinen, dann Photographieren verbunden mit Plattenwechsel im Dunkelzimmer, endlich Bestimmung der absoluten Meereshöhe und Anvisieren mit der Bussole.

Die Klosterkirche wurde von König Gagik Artsruni um das Jahr 923 erbaut, der dazu, wie bereits oben erwähnt, die Steine weiter aus der Arzanene herbeischaffte. Die Außenseite der Kirche ließ er mit zahlreichen interessanten, friesartigen Skulpturen schmücken, unter denen sich neben Adam und Eva, den Aposteln, Christus, Mohamed und anderen auch die Statue Gagiks befindet, der gekrönt in reich gesticktem Gewande dargestellt ist, wie er das Modell der Kirche auf seiner Hand trägt.

Von der Klosterkirche gibt Lynch in seinem Werke eine genaue mit schönen Photographien illustrierte Beschreibung, und gerade im Augenblick, wo ich diese Zeilen niederschreibe, geht mir das Werk von W. Bachmann „Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan“ (1913) zu, in welchem sowohl die Architektur der Klosterkirche von Aghthamar wie die Skulpturen in ausgezeichneten Aufnahmen wiedergegeben und fachmännisch eingehend behandelt werden. Auf die Beschreibungen und Abbildungen dieser beiden Forscher sei hiermit verwiesen. Aber die wichtigen Beobachtungen, zu denen die Skulpturen Layard und Lynch Anlaß gegeben haben, sollen nicht unerwähnt bleiben.

Um sie zu würdigen, bedarf es einer etwas genaueren Beschreibung der Skulpturen, wobei ich mich nunmehr Bachmann anschließe.

„Bis zu einer Höhe von etwa 3 m erheben sich die Außenwände vollkommen glatt und schmucklos über dem Sockelunterbau. Hier schließt ein breiter, rings um das ganze Gebäude verlaufender Bandfries von flach trapezförmigem Querschnitt diesen unteren Teil des Aufbaues ab. Die Verzierung dieses Frieses bildet ein fortlaufendes Kreislinienmotiv, dessen Füllung stilisierte Weinblätter und -trauben schmücken. Die kleinen Schrägen über und unter diesem Band tragen ebenfalls zierlichen Weinblattschmuck.

„Dieser Fries bildet die Basis für den Hauptfigurenfries, dessen einzelne Gestalten ohne einheitlichen Maßstab in Flachrelief ausgeführt sind. Auf Bossen, deren Größe durch die Umrisse der einzelnen Darstellungen bestimmt werden, und die in einer durchschnittlichen Dicke von 4—5 cm aus der Wand vortreten, sind die Details in derben Linien eingearbeitet. Die Füße der menschlichen Gestalten, darunter König Kakig als Kirchenerbauer, erscheinen in voller Seitenansicht, die Gesichter zeigen durchweg große, mandelförmige Augen, deren Pupillen ursprünglich mit Glasmasse ausgefüllt waren, wie sich an einigen Stellen noch feststellen läßt. Über diesem Figurenfries

schmücken vereinzelte, zum Teil sehr kräftig skulptierte Tierdarstellungen den oberen Teil der Außenwände. Neben ganzen Figuren, einem springenden Hirsch, einem Affen in hockender Stellung, einem Adler, einem Pfau und Vögeln aller Art, treten einzelne Tierköpfe, ähnlich wie an der Königsgalerie im Innenraum der Kirche, hervor.

„Der über diesen Tierdarstellungen alle Außenwände umlaufende, breite Flachrelieffries, der eine Jagd in einem Weinberge vorstellt, ist recht geschickt und nicht ohne Humor entworfen. Es handelt sich dabei um eine Bärenjagd, doch fehlen auch die Darstellungen anderer jagdbarer Tiere nicht und beleben die freien Räume zwischen den Weinstöcken. An dem die Ostgiebelwand schmückenden Teile dieses Jagdfrieses sieht man im mittleren Felde eine kleine Figur mit einer Krone auf dem Kopf und einem Becher in der Hand in sitzender Stellung. Nach Angaben der Priester an Ort und Stelle soll dies ebenfalls eine Abbildung des Königs Kakig sein, der der Überlieferung nach den Weinbau in der Gegend des Vansees einführte.

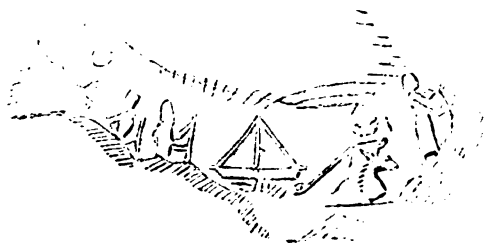
„Über diesem Bandlerief findet sich dicht unter der Dachtraufe an den Außenwänden der südlichen, westlichen und nördlichen Kreuzarmnische ein weiterer, recht primitiver Schmuck, aus wahllos zusammengereihten Tierfiguren, Menschenköpfen und Masken bestehend. Im obersten Teile der vier Giebeldreiecke der Seitennischen ist je ein Heiliger in lebensgroßer Darstellung zu sehen.“ —

„Diese Friese, die sonst an armenischen Kirchen nicht in dieser Weise vorkommen, mögen“, so bemerkt Lynch, „bilden. ein wichtiges Bindeglied zwischen der Kunst der alten Assyrier und der der Araber und Byzantiner. Layard hat gelegentlich seines Besuches in Aghthamar unsere Aufmerksamkeit mit Recht auf die Ähnlichkeit zwischen dem Hauptfries und dem in Nimrud auf gewissen Bronzeschalen gerichtet, aber er hat nicht bemerkt, daß die Stierköpfe, in die die Arme des zu Nimrud gefundenen Thrones auslaufen, sich fast genau in einigen der Steinornamente, die die Kirche von Aghthamar schmücken, wieder finden.“ Ist diese Beobachtung zutreffend — leider sind die Stierköpfe in den Abbildungen fast überall so stark beschattet, daß eine Kontrolle schwer möglich ist — so werden wir weniger an das Nachleben direkt assyrischer, denn an vorarmenisch-chaldische Motive zu denken haben. Bei der nahen Beziehung und dem Austausch, die in der Sargoniden-Zeit gerade auf dem Gebiete der Metalltechnik zwischen der assyrischen und der chaldischen Kunst bestanden, verliert Lynchs Beobachtung durch diese Verschiebung nichts Wesentliches von ihrem Werte.

Außer Wasser, Brot und den sehr stark eingesalzenen kleinen Fischen aus dem Vansee (S. 34) gab es auf der Insel nichts zu essen, wohl aber trieben

unsere Bootsleute fortwährend zur Eile, indem sie behaupteten, der ohnehin ganz imaginäre Windhauch würde umschlagen und uns wieder entgegenwehen oder ganz einschlafen.

Als wir uns schließlich, so fortwährend gehetzt, um 4 Uhr am Boot zur Abfahrt einfanden, weigerten sich die Leute zunächst zu fahren. Sie muteten uns zu, bis zum anderen Morgen auf der Insel zu bleiben, wo sich, von der Verzögerung abgesehen, kaum die nötige Schlafgelegenheit für so viele Gäste gefunden hätte. Schließlich fuhren sie aber doch ab, um uns abermals in 2 ½ stündiger Fahrt zurückzubringen. So hatten uns denn die drei schon bekannten Menuas-Inschriften einen ganzen Tag gekostet. Aber die Fahrten über den See waren trotz ihrer Langsamkeit schön und interessant, zumal bei der herrlichen dunkelrosafarbigem Sonnenuntergangshebeleuchtung des Warrak und der anderen Ufergebirge. Die Nacht verbrachten wir im Uferhause.





## Einundzwanzigstes Kapitel.

### Der Menuas-Kanal.

Heutige Bedeutung des „Semiramis-Kanals“. — Das ‚Tal der Armenier‘ jetzt überwiegend kurdisch. — Die Quelle und ihre Ableitung in einen Sammelteich. — Die einst an der Quelle vorhandene Menuas-Inschrift. — Die Überführung des Kanals über den Chöschäb. — Kurdische Verwüstungen im ‚Tal der Armenier‘. — Technische Schwierigkeiten. — Verteilung der Inschriften. — Churkum und seine Feste. — Überwindung der ersten Schlucht durch die Menuas-Leitung. — Die Schlucht von Katepanths. — Artauria und seine Inschriften. — Ein vorgeschichtliches Grab. — Orientalisches Fabulieren. — Der „Toll-Honig“. — Weingarten der Taririas. — Zurück nach Van.

So waren wir glücklich der Gefahr entronnen, in den unwirtlichen Gebirgen südlich des Vansees durch Einschneien der Pässe festgehalten zu werden. Wir hatten genug des Neuen und Fesselnden gesehen und erfahren.

Aber für unser erstes und wichtigstes Vorhaben, die Aufsuchung inschriftlicher und baulicher Spuren und Resten der chaldischen Herrschaft hatte dieser Ausflug nichts Nennenswertes erbracht. Um so freudiger wurden die Aufgaben ergriffen, die sich uns mit der Rückkehr in die Ebene von Van boten, zunächst die Erforschung des Schamyram-suy, des Menuas-Kanales, der noch heute die Lebensader dieses gesegneten Landstriches bildet (Bd. I, S. 9; oben S. 34).

So greifen Altertum und Gegenwart unaufhörlich ineinander, ganz anders als in Mesopotamien und Babylonien, wo die städtischen Anlagen von Schutt und Wüstenstaub bedeckt, die Kanäle versandet sind, und gerade dieses lebendige Fortwirken der chaldischen Schöpfungen verleiht ihrer Erforschung den eigentümlichen Reiz.

Mir selbst war der Kanal und sein Lauf etwas ganz Neues. Und so wie er sich den Augen des Neulings darbot, möchte ich ihn schildern.

Zunächst gelangten wir in einem guten Tagemarsch, von unserem Nachtquartier im Kloster über Wostan (1720 m) in ostnordöstlicher Richtung

reitend, nach dem Dorfe Mejingert (armenisch: Werin Mejingert, kurdisch: Olia Mejingin). Der Weg gewährte anfänglich herrliche Seiten- und Rückblicke auf den in schönster Bläue sich breiten den See; allmählich ansteigend gelangen wir ins Haiôths-dzôr, „Tal der Armenier“, das durch den Unterlauf des Chôschâb gebildet wird, dessen oberer Teil nebst der nach dem Flusse benannten Feste uns von früher her bekannt ist.

Der Name „Tal der Armenier“ gibt zu denken. Wenn mitten im heute armenischen, einst aber von Chaldern bewohnten Gebiet ein Landstrich speziell diese Bezeichnung erhält, so wird er es sein, der von den Armeniern, als sie schließlich hier einwanderten, zuerst besetzt wurde. Daß einmal dieser südöstliche Teil des eigentlichen Gebirgsplateaus verhältnismäßig spät durch die von Nordwesten her hereinflutende Einwanderung betroffen wurde und daß andererseits auch dann noch Burg und Stadt und nächste Umgebung von Van sich verhältnismäßig lange in chaldischen Händen erhalten haben, ist auch aus anderen Gründen von vornherein wahrscheinlich. Bis vor kurzem, noch im Jahre 1891 bei meines Reisegefährten erstem Besuche, entsprachen auch die neueren Siedlungsverhältnisse diesem Namen. Seither aber haben auch hier die Kurden überraschende und Schrecken erregende Fortschritte gemacht. Und nirgends sieht man deutlicher die nachteiligen wirtschaftlichen Folgen der Massakers und des den Kurden verliehenen Übergewichts. So hatte das obere Mejingert früher 30—40 armenische Häuser, jetzt aber zählt man 30 kurdische und nur 6 armenische Familien, ähnlich zählt Hirtsch heute 35 armenische und 40 kurdische Häuser. Einzelne Dörfer des Haiôths-dzôr freilich, wie Atana mit 70, Peltentz mit 60, Kertz mit 80, Kyzylasch mit 30—35 Familien sind auch heute noch rein armenisch. Unser Wirt, der Muchtâr (Dorfschulze), ist ebenfalls ein lebendes Zeugnis armenischer Bedrückung: vormals Armenier und Christ namens Mekerditsch, hat er zur Zeit der Massakers seinen Glauben geändert und heißt nunmehr Zayyid, Sohn des Abdullah, obgleich sein Vater in Wahrheit den Namen Vartan führte.

Früh am Morgen des 13. November, eines Sonntags, brachen wir vom oberen Mejingert (1750 m) auf, um in einer kleinen Dreiviertelstunde, in südlicher Richtung der das Haiôths-dzôr im Süden begrenzenden Bergkette zureitend, die den Schamyram-su(y) speisende Quelle zu erreichen (kurz nach  $\frac{1}{2}$  8 Uhr).

Ihre Nähe kündigt sich, lange ehe wir ihrer ansichtig werden, durch mächtiges Brausen und Tosen an. Wilde Enten und andere Wasservögel fliegen bei unserer Annäherung in großer Zahl auf. Die Quelle sprudelt in einer Breite von 30—40 m aus zahlreichen Spalten unter und aus dem Felsen hervor. Daß sie einen starken Gehalt an Kohlensäure hat, wird dem Auge schon durch die unzähligen Bläschen, die sich auch nach dem Hervor-

treten nicht verlieren, erkennbar und wird durch eine Trinkprobe bestätigt. Die Wassermenge schätzte Dr. Belck auf 1500 Liter auf die Sekunde, zur Frühjahrszeit soll sie erheblich mehr betragen. Sie ist etwa viermal so stark als die des Müküs-tschai. Ihre Hauptmasse bildete gleich nach dem Hervortreten eine tosende, einem Wasserfall ähnliche Stromschnelle. Den natürlichen Verhältnissen nach war diesem Gewässer nur ein kurzer Lauf beschieden; es mußte in nördlicher Richtung der Talsohle und dem sie durchströmenden, nur 5 km entfernten Chöschäb zueilen. Das alte Bett ist auch heute noch fast durchweg deutlich erkennbar und wird von den Anwohnern als Rinne für abgezweigte kleinere Kanäle benutzt.

Durch König Menuas, den Zeitgenossen der Semiramis, deren Namen der Aquädukt heute trägt, ward ihm ein Lauf von 15—16facher Länge bescheert, indem zunächst schon dem Abfluß der Quelle eine veränderte, nördliche Richtung verliehen wurde. Somit wäre zu erwarten, daß gleich hier an der Quelle Menuas sein Werk in einer Inschrift verewigt hätte. Sie konnte mit Leichtigkeit auf den ungeheueren oberhalb auf dem Bergabhang lagernden Felsblöcken angebracht werden. In der Tat hatte der englische Konsul Mr. Pollard Devey, ein durchaus einwandfreier Zeuge, dort, wie er Dr. Belck 1891 mitteilte, eine stark verwitterte Keilinschrift bemerkt. Sie war aber damals trotz eifrigen Suchens von Dr. Belck nicht aufzufinden gewesen, und auch diesmal blieben unsere Bemühungen erfolglos.

Wahrscheinlich ist der sie tragende Felsblock, die Inschriftseite nach unten, ins Wasser der Quelle gestürzt; es liegen ihrer eine ganze Anzahl darin. Diese Urkunde zu entbehren ist besonders bedauerlich. —

Es war ein kalter Herbstmorgen, und wir befanden uns noch mehrere hundert Meter über dem Niveau der Hochebene von Van. Nur mit großer Mühe wollte mir vor froststeifen Fingern das Einstellen des mitgebrachten, nur mit winzigen Schrauben zu regierenden photographischen Apparates gelingen.

Menuas hat das Wasser der Quelle unmittelbar nach ihrem Austritt abfangen lassen. Durch Erde und Steine abgedämmt, fließt es rechts im Sinne des Flußlaufes in nordöstlicher Richtung zum oberen Mejingert ab. In entgegengesetzter Richtung ist in derselben Weise und daher offenbar ebenfalls seit alter Zeit ein kleiner Kanal abgeleitet, der das Dorf Chosb speist. Der Hauptkanal hat eine Geschwindigkeit von etwa 3 m in der Sekunde. Beim oberen Mejingert wird das Wasser in einen recht bedeutenden Sammelteich mit kleiner Stauvorrichtung geleitet, oberhalb dessen eine Brücke über den Schamyram-su zu dem auf seinem rechten Ufer belegenen Dorfe führt, die wir bereits am Morgen passiert hatten. Der Schamyram-su ist hier etwa  $4\frac{1}{2}$  m breit und  $1\frac{1}{2}$  m tief. Vom oberen Mejingert aus fließt der



**Überführung des Menuas-Kanals über den Chôschâb.**

Kanal in der Hauptrichtung Nord auf den Chôschâb zu und zwar in erhöhtem Bette. Ohne seinen vielfachen Krümmungen zu folgen, reiten wir direkt nördlich aufs untere Mejingert zu. Halbrechts von uns liegen der Bol-dagh, Haikapert, Astwadzaschën.

Nach einer halben Stunde durchfurten wir den Chôschâb und reiten auf seinem rechten Ufer in westlicher Richtung abwärts, um nach 4 Minuten an der höchst seltsamen Überführung des Menuaskanals über den Chôschâb anzulangen.

Sie wird dadurch bewerkstelligt, daß der Kanal über eine aus Baumstämmen gefügte Brücke in einer Höhe von 3 m über den Fluß geleitet wird: eben dies sollte durch die Erhöhung des Bettes ermöglicht werden. Daß diese Holzstämmen sich über zweiundeinhalb Jahrtausend lang erhalten haben sollten, ist wohl nicht anzunehmen. Sie werden von Zeit zu Zeit erneuert worden sein. Bei unserer Anwesenheit floß schon eine recht beträchtliche Wassermenge zwischen den Fugen hindurch. Wenn so dereinst mehr als die Hälfte des Wassers verloren geht und eine Hungersnot eintritt (S. 112), wird vielleicht die türkische Regierung für eine Erneuerung sorgen. Mit der Überführung erreicht der Kanal den Bergzug, der das Haiôths-dzôr im Norden begrenzt, und biegt nunmehr sehr scharf nach Westen um. Auf seinem rechten Ufer liegt nahe unterhalb der Überführung das untere Mejingert, zu welchem eine große Holzbrücke über den Kanal hinüberführt, so daß wir nunmehr auch dessen rechtes Ufer erreichen, und an den hohen steilen

Felswänden entlang zu reiten beginnen, an denen er vorbeiströmt. Nur etwa 100 m unterhalb der Brücke erreichen wir die erste der Kanalinschriften des Menuas. Sie ist an leicht zugänglicher Stelle auf einem 15 m über dem Bette des Kanals belegenen Felsblock eingegraben. Wind und Wetter haben ihr arg zugesetzt und neuerdings hat sich ein Stück des Felsens mit einer Hälfte der Inschrift abgelöst und ist zu Boden gestürzt.

Die zahlreichen am Schamyram-su angebrachten Menuas-Inschriften liegen in vier verschiedenen Fassungen vor, je nachdem sie 14, 9, 4 oder 3 Zeilen zählen, die beiden längeren Fassungen schließen mit der Fluchformel (Bd. I S. 8). Sie sind, soweit ersichtlich, regelmäßig an den Stellen angebracht, die der Anlage des Aquädukts besondere Schwierigkeiten bereiteten (Corp. Nr. 34—36). Da die Überführung eine ganz besondere Leistung war, finden wir hier die ausführlichste Fassung (Corp. Nr. 36).

Im wesentlichen besagen alle Fassungen das gleiche: „Den mächtigen (?) Chaldern hat Menuas, des Ispuinis Sohn, diesen Kanal (pili) erbaut, Menuas-Kanal (Menual-pili) ist er benannt.“

Wir reiten nun, die Inschrift um 10 h 52 verlassend, an den Felswänden entlang; zu unserer Linken strömt der Schamyram-su und nicht weit davon links in der Tiefe der Chôschâb, dessen Bett sich ziemlich am Fuße der nördlichen Bergkette hinzieht, an welcher in der Höhe der Kanal entlang geführt ist.

Nach einiger Zeit durchreiten wir einen rechten Zufluß, den jetzt der Kanal abfängt, während er früher natürlich dem Chôschâb zuströmte.

Um 11 Uhr 20 treffen wir in dem von 20 kurdischen Familien bewohnten Dorfe Gelbêlasan ein, wo sich einst das Kloster Serchô-Wank befand, das zeitweilig dem Katholikos von Aghthamar zur Residenz diente. Gleich hinter diesem Dorfe führt unser Weg durch den Menuas-Kanal hindurch, so daß wir uns nunmehr zwischen dem zu unserer Rechten laufenden erhöhten Bett des Kanals — sein Wasser bleibt für uns unsichtbar — und dem sich zu unserer Linken vielfach windenden Chôschâb dahinbewegen.

Im Angesicht des Dorfes Gemm passieren wir wiederum den Kanal, der hier sehr schmal und tief ist.

In Gemm, wo wir 12 Uhr 12 eintreffen, wird zunächst die Breite bestimmt. In der Kirche hatte mein Reisegefährte seinerzeit eine schöne Handschrift des Neuen Testaments gesehen und sich ein darin verzeichnetes besonderes Alphabet kopiert. Als wir nach ihr fragen, erfahren wir, daß sie gelegentlich der Massakers von den Kurden geraubt und verbrannt worden ist. Sie hatten überhaupt in Gemm, einem der Hauptdörfer des „Tals der Armenier“, ganz entsetzlich gehaust — 62 Bewohner sind getötet, 138 Frauen und Mädchen weggeführt, 3000 Schafe, 1000 Rinder, 1000 Mirka

Weizen und an 1000 türkische Pfund aus dem Kirchenschatz geraubt worden. Welchem Stamme diese Räuber angehörten, ist unbekannt geblieben, da die Überlebenden damals sämtlich geflohen waren.

Gemm (1730 m) sieht gleichwohl ungewöhnlich schmuck und gut gebaut aus — wieder ein Beleg für die wirtschaftliche Zähigkeit und Widerstandskraft der Armenier!

Den Schamyram-su zu unserer Rechten, reiten wir von Gemm aus weiter (1 h 47). Nach 10 Minuten etwa eröffnet sich uns ein Blick auf den Vansee, der die Insel Aghthamar von ungewohnter Seite und in überraschender Gestalt zeigte. Vom Dorfe Karavantz aus, das wir um 2 h 16 erreichen, liegt Aghthamar ungefähr SSW zu Süd. Weiter gehts immer am rechten Ufer des Kanals entlang, der möglichst nahe am Fuße der das Haiôths-dzôr im Norden begrenzenden Berge dahinfließt. Nach einer Viertelstunde führt uns eine Brücke über den Kanal und gleich danach biegen wir scharf links ab, erheblich mehr der Südrichtung uns nähernd; rechts von uns läuft nunmehr der Telegraph Van-Schatach, der die wichtigen Botschaften in unserem Interesse nach Van gebracht hatte (S. 82). Um 2 h 45 erreichen wir, ziemlich stark bergab reitend, das am rechten Ufer des Chôschâb belegene Dorf Anggh, wo uns wieder die häßliche Kinnverhüllung der Armenierinnen allgemein begegnet und störend auffällt. Nach dem Dorfe Gyzyldasch, wo eine Keilinschrift vorhanden sein soll, entsenden wir Abrahamoff, während wir geradenwegs über Maschkagetak (3 h 7), wo die uns gleichfalls angekündigte Keilinschrift wieder einmal nicht vorhanden ist, um 3 h 27 im Dorfe Ischchanikom eintreffen, um alsbald die von meinem Reisegefährten 1891 aufgefundene Inschrift vor dem Hause des Hadji Hovhannes an einer Art Sitz eingemauerte vierzeilige Keilinschrift in Augenschein zu nehmen (Corp. Nr. 40).

Ischchanikom ist südlich abseits vom Kanal gelegen, nur die Mühlen des Dorfes liegen unmittelbar am Menuas-Kanal; Hadji Hovhannes hatte den Schriftstein vor nunmehr mehr als 25 Jahren von der Kanalmauer hergeholt, vielleicht schon damals in der Hoffnung auf gelegentliche Verwertung im Wege des Antiquitäten-Handels. Er beschwert sich dann auch wieder unserem Djemal Effendi gegenüber: „Aus Europa und Amerika kommen sie, aber Geld geben sie nicht“. Hadji Hovhannes war ein reicher Mann, wenn er auch seiner Zeit sehr arg von den Kurden zu leiden gehabt hatte. Das obere Stockwerk seines Hauses ist noch jetzt gründlich zerstört und, wie behauptet wird, hätten sie ihm 1700 türkische Pfund (ca. 39000 Frs.) geraubt.

Inzwischen kommt Abrahamoff mit der Nachricht, daß er nicht in dem genannten Dorfe, wohl aber an der Kanalmauer eine Inschrift gefunden habe: ein Ritt von 10 Minuten bringt uns zu einer großen chaldischen Mauer, in

deren Mitte sich in situ ein Stein mit einer Inschrift befindet, die mit der letzterwähnten genau übereinstimmt (Corp. Nr. 41).

Interessant ist hier die technische Anlage des Kanals. Die Struktur der Mauer bildet nämlich nicht, wie früher, die Begrenzung des Dammes, über welchem das erhöhte Bett des Aquäduktes geleitet ist. Vielmehr ist der diesseitige linke Uferrand des Gewässers volle 20 m von dem oberen Rande der Mauer entfernt. Wir haben es hier also mit einer Stützwand zu tun, die ein Einstürzen der Berglehne infolge des ungeheuren Wasserdruckes verhindern soll — ein neuer Beweis für die Höhe der technischen Fertigkeiten bei den Chaldern. Die Mauer selbst hat bis zu fünf Steinlagen und ist 3 bis 4 m hoch; und wieder finden wir, daß bauliche Schwierigkeit und Anbringung von Inschriften in Wechselwirkung stehen.

Ein wenig westlich von der Inschrift bemerken wir den Ausgang eines der vielen Zweigkanäle, der nach Ischchanikom führt und zunächst einen kleinen Wasserfall bildet.

Von Interesse ist aber der etwas weiter nach Westen zu liegende Punkt, wo der Kanal, das Haiöths-dzör und die Westrichtung definitiv verlassend, zunächst nach Norden umbiegt, um zuerst am östlichen Abfall des Gebirges, dessen Südseite er bisher bespült hat, und dann an dessen Nordrande weiter zu laufen. Hier befindet sich nämlich eine in den Felsen gebohrte linke Öffnung für eine Abzweigung des Kanals, deren Rinne gleichfalls in das Gestein gehauen ist. Diese Art der Anbringung beweist die Herkunft aus alter chaldischer Zeit. Heute würde man dazulande eine solche Öffnung durchs Erdreich graben, nicht durch den Felsen. Diese Rinne führte zu drei Mühlen, die an der Abzweigungsrinne entlang, die eine unterhalb der anderen belegen, ihr Wasser von einander empfangen. Da die Rinne keinen anderen Zweck hat, als diese Mühlen zu treiben, die nach einem dem Turbinenprinzip sich nähernden System, das man durch ganz Armenien in Gebrauch findet, angelegt sind (Bd. I S. 184), so ist damit die chaldische Herkunft nicht nur der hier belegenen Mühlen, sondern des ganzen Systems erwiesen. Wir sollten später noch weit großartigere antike Anlagen dieser Art kennen lernen (s. Bd. I S. 376f.).

Wir verlassen zunächst den Lauf des Schamyram-su, um uns dem durch einen Zweigarm desselben bewässerten, unmittelbar am Vansee belegenen, etwa 6 ½ km entfernten Dorfe Churkum zuzuwenden, das inschriftliche Ausbeute verspricht, und das wir um 5 h 20 nach einem Tagemarsch von rund 45 km erreichen.

Wir kommen wieder einmal in einer Behausung unter, die Pferde und Menschen gemeinsam zur Wohnung dient. Aus dem rechteckigen Raum ist durch Bänke ein kleines Rechteck innen herausgeschnitten, das das eigent-

liche Wohngelaß bildet und dergestalt allseitig von Ställen umschlossen wird. Nur die eine Schmalseite des äußeren Raumes ist für die Feuerstelle frei geblieben. Die herrschende Hitze war geradezu fürchterlich.

Aber da sich der Abstecher zu lohnen scheint, indem uns das Vorhandensein zum mindesten einer Inschrift bestätigt wird, finden wir uns, wie schon öfters, ohne Murren darein. Vor und bei dem einfachen, aus einem Huhn und Graupen bestehenden Mahle ziehen wir unsere Erkundigungen ein. Ich bemerke dabei ein Eindringen türkischer Elemente in das Armenische; gerade wie die Zigeuner bei Van ihre Zahlwörter für 60—90 zugunsten der türkischen haben fallen lassen, so wird auch hier für „90“ statt des armenischen (hinnesun) das türkische Wort (doksan) gebraucht.

Churkum hat 40 Häuser, alle von Armeniern bewohnt. Bei den Massakern wurden 45 Personen getötet, 120 starben nachträglich infolge des Schreckens, wohl auch an Verwundungen usw. 5 Frauen oder Mädchen wurden entführt; 360 Schafe, 400 Kühe und Büffeln, 600 sonstige Rinder, 40 Pferde und 1000 Mirka Weizen nahmen die Räuber. Jetzt haben sie nur noch 100 Rinder und keine Schafe.

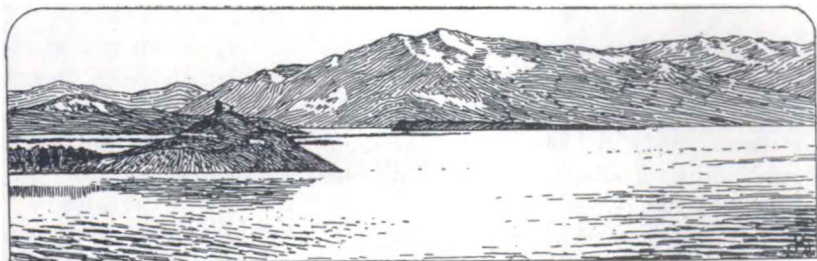
Inzwischen wurde der Schriftstein herbeigeschafft: eine Säulenbasis, von einem durch Menuas errichteten Gebäude stammend, wie die in bekannter Weise angebrachte und zweimal wiederholte Inschrift trotz ihrer Verstümmelung erkennen läßt (Corp. Nr. 78).

Eine der schlimmen Nächte, die der in Toni und der am Fuße des Taku-Passes nichts nachgab, folgte. Selbst mein gegen das ungeflügelte niedere Getier sonst unempfindlicher Reisegefährte konnte keinen Schlaf finden. Schließlich legten wir uns auf jene unseren Schlafraum begrenzenden Bänke, wodurch eine Besserung herbeigeführt wurde, so daß ich um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr endlich einschlief. Durch diese Erfahrung gewitzigt und Dr. Raynolds Rate folgend, haben wir späterhin die primitive Einrichtung für ein erhöhtes Lager immer mit uns geführt: ein Stück Segeltuch zwischen zwei Stangen; diese liefen in eiserne Haken aus, die in entsprechenden Ösen an unseren hölzernen, den Satteltaschen angepaßten Koffern befestigt wurden.

Churkum (1710 m) liegt, wie uns der nächste Morgen erkennen läßt, am Nacken einer Landzunge, die sich westwärts in den Vansee erstreckt; sie stellt einen sanft ansteigenden Rücken dar, der in einen Hügel ausläuft, auf dem jetzt ein Kirchlein steht.

Schon unten an diesem Hügel tritt deutlich nach O und NO zu chaldaisches, der Befestigung dienendes Gemäuer hervor. Hier also hat sich die Burg und Stadt befunden, in der Menuas jenes Gebäude errichtete, von dem die Inschrift berichtet. Eine günstigere Örtlichkeit für eine Befestigungsanlage, ein Sperr- und Beobachtungsort, ließ sich schwerlich finden: die Burg be-





Der Vansee bei Churkum.

(Im Vordergrund die Feste. Im Hintergrunde die Insel Aghthamar.)

herrschte das Haiôths-dzôr, die Chôschâb-Mündung und den Schamyram-suy, sowie den südöstlichen Teil des Sees mit der Insel Aghthamar. Die Burg von Churkum hatte für den Ausgang des Chôschâb-Tales eine ähnliche Bedeutung wie die Burg Chôschâb für dessen oberen Teil.

Vor dem Burghügel erstreckt sich eine Landzunge sandbankartig in den See, seewärts je nach dem Wasserstande weiter hervortretend oder mehr überspült. Nachdem ich zum Teil von dort aus einige Aufnahmen gemacht hatte, ritten wir zur Kanalmauer und den Mühlen von Ischchanikom zurück und verfolgten nunmehr, um 12 h 31 unseren Weg fortsetzend, den Lauf des Schamyram-su, der mittels der hier, wie geschildert, beginnenden Umbiegung die Hauptrichtung Nordwest gewinnt.

Um 1 Uhr langen wir dann bei dem ersten der durch das Gebirge geschaffenen Terrainhindernisse an, deren glückliche Überwindung den Kanal in die erste Reihe, wenn nicht an die Spitze der großen Wasserbauten des Altertums stellt. Eine riesige Schlucht ist zu umgehen, sie zieht sich in östlicher Richtung ins Gebirge hinein, an ihrer rechten südlichen Seite ist die Kanalmauer entlang geführt. Dann erfolgt in scharf rechtwinkliger Abbiegung die Überführung über die Schlucht. Anfänglich scheint es uns, als erfolge diese über einen sogenannten „falschen“, durch beiderseits vorgekrigte Steine gebildeten Bogen. Eine nähere Untersuchung zeigt aber, daß es ein glatter Mauerriegel ist, den talaufwärts zu passieren ein ca. 1 m breiter Durchlaß ermöglicht.

Moos und Eiszapfen, die diese Öffnung zum Teil ausfüllen, erweckten den irrigen Eindruck des „falschen Bogens“. Die Überführungsmauer selbst läuft in der Richtung W 33° N, erhebt sich in einer Höhe von 6 m aus dem Grunde der Schlucht; das eigentliche Bett der Wasserleitung ist wie bei jener Überführung über den Chôschâb durch Holzstämmen gebildet. So gewinnt der Kanal die nördliche Seite der Schlucht, an der er nun in direkt westlicher

Richtung in steinigem Bette mit starkem Gefälle in einer Tiefe von 30 bis 40 m und der geringen Breite von 90—110 cm zurückgeleitet wird, überall von riesigem Gemäuer umgeben.

Da wo der Kanal nach der Überführung die westliche Richtung annimmt, steht auf seinem linken Ufer ein Stein, dessen Oberfläche so regelmäßig verwittert ist, daß man glauben mußte, den Spuren einer Inschrift gegenüberzustehen, wie sie an so schwieriger Stelle ja auch zu erwarten war. Bei näherem Zusehen gelingt es den für solche Nahuntersuchungen besonders geeigneten Augen meines Reisegefährten — kurzsichtige Augen wirken für die nächste Nähe bekanntlich wie Vergrößerungsgläser —, die letzten Spuren der Keilschriftzeichen noch zu entdecken; es lassen sich 12—14 Zeilen unterscheiden. So werden wir die bekannte 14zeilige Fassung der Kanalinschriften vor uns haben (Corp. Nr. 37). Des Beispiels wegen seien in diesem Falle die jedesmal genau festgestellten Maße mitgeteilt. Der etwa 90—100 cm tiefe Stein ist 1,70 m, die Inschrift 1,23 m lang, von der 40 cm betragenden Höhe des Steines nimmt die der Inschrift  $15\frac{1}{2}$  cm ein, während die Zeilen etwa  $\frac{1}{2}$  cm hoch sind.

Wir passieren noch mehrere großartige und schwierige Partien, um, nachdem wir uns 20 Minuten nach 3 in der Höhe über Surb Vartan befunden haben, genau eine Stunde später an der archäologisch interessantesten und technisch den schwierigsten Abschnitten wenig nachstehenden Stätte, der Katepanths genannten riesigen Schlucht vor Artamid anzulangen. Obgleich sofort einige wichtige Neubeobachtungen zum Verweilen einladen, zwingt uns doch die beginnende Dunkelheit und die Kälte, die sie begleitete, die weitere Untersuchung auf den folgenden Tag zu verschieben.

Nach längerem wenig behaglichen Ritte durch das am Vansee belegene Artamid treffen wir um 5 h. 55 bei dem Türken Abdurrahman Agha, dem Gastfreund meines Reisegefährten ein, bei dem wir einmal wieder eine menschenwürdige Aufnahme finden und uns das alla turca trefflich bereitete Mahl munden lassen. Es wurden nacheinander fünf Gänge aufgetragen. Zunächst eine Eierspeise mit Zwiebeln und einem an Mohrrüben erinnernden Gemüse, sodann eine weitere Eierspeise mit Brühe, hierauf ein Pflaumenmuß mit einer Beimischung aus Walnüssen, ferner Prünellen, zum Glück nicht wie sonst zu sehr in Fett gebadet, und schließlich als *pièce de résistance* ein zartes Huhn mit Pilaff.

Das Mahl wurde durch Unterhaltung gewürzt, zu welcher hauptsächlich zwei weitere Gäste, türkische Aushebungsbeamte, beitrugen. Die Funktionen des einen würden etwa denen eines Sekretärs oder Adjutanten beim Bezirkskommando entsprechen; der andere, Ahmed Hilmi hat die Personalien

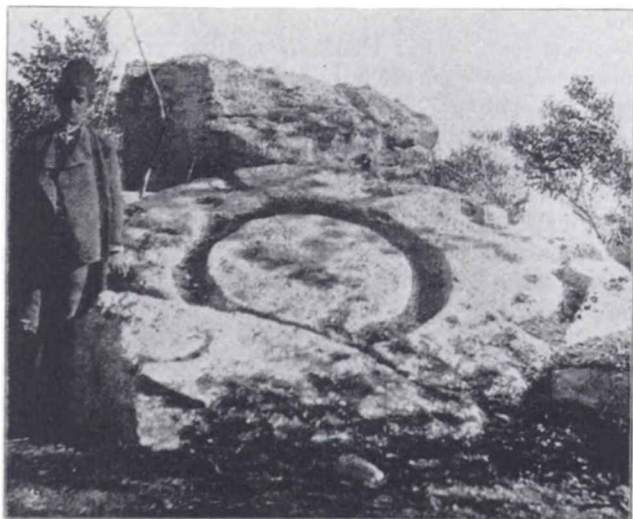
der Dienstpflichtigen und ihre Familienverhältnisse zu ermitteln, also, wie wir sagen würden, die Stammrolle zu führen oder vorzubereiten. Das Aushebungsgeschäft lohnt sich hier, denn Artamid ist überwiegend von Türken bewohnt (etwa 300 Familien), während die als Christen nicht dienst-, sondern nur militärsteuerpflichtigen Armenier die Minderzahl bilden. Sie alle genießen die Segnungen von Menuas großartiger Schöpfung, denn wie Van so ist auch Artamid (1710 m) ohne den Menuas-Kanal nicht denkbar.

Der erstgenannte von den beiden Gästen erzählt u. a. von einer Höhle, aus der Honig flösse. Ein 70jähriger Mann, der davor angetroffen worden sei, vermochte nicht zu sagen, woher der Honig käme. Eindringend habe er, der Erzähler, dann einen wunderschönen Jüngling in weißer Kleidung gefunden, der bei seiner Berührung in Staub zerfallen sei. Das Ganze, sowohl dem Inhalte nach wie in der ein persönliches Erlebnis vorgebenden Schilderung eine hübsche Probe orientalischen Fabulierens. Der Kundige wird verschiedene zum Teil wohlbekannte Märchenmotive hier vereinigt finden.

Am nächsten Morgen (Dienstag, den 15. November) galten unsere Beobachtungen zunächst dem Garten unseres Wirtes, der zwischen seinen Felspartien und Nußbäumen hindurch, eine herrliche Aussicht auf den See gewährt und dem Menuas-Kanal benachbart, zwei seinen Felsblöcken anvertraute Inschriften, vierzeilig und dreizeilig, umschließt. Eine weitere vierzeilige findet sich im Garten des verstorbenen Topal. Sie alle stehen ziemlich, die erst genannte um 56 m, entfernt vom linken Ufer des Schamyram-su, es fand sich in der unmittelbaren Nähe des Kanals, da wo er durch oder vor Artamid in ebenem Gelände dahinfließt, keine geeignete Stelle für sie. So mußten die ersten der weiter unterhalb dem Seegestade zu belegenen Felspartien in Anspruch genommen werden. Alle diese Inschriften wurden gebührend verglichen und abgeklatscht (Corp. Nr. 35, 39, 42).

Abdurrahman Aghas Garten enthält aber noch weitere Merkwürdigkeiten: zunächst einen Felsstein, in welchen riesige Zeichen eingegraben sind, wie sie sich in entsprechender Größe und Anlage auch auf zwei Steinen am Dorfbrunnen in Artamid finden. Während aber jene nur jeder ein Zeichen aufweisen, nämlich ein etwa rechteckiges, die Schenkel ca.  $\frac{3}{4}$  und  $\frac{1}{2}$  m lang, und ein etwa hufenförmiges ca.  $1\frac{1}{2}$  m lang, hat dieser, wie eine hier wiedergegebene Aufnahme (S. 106), die zugleich als Maßstab das Konterfei von unseres Wirtes Schwestersohn gibt, zeigt, mehreren derselben Raum geboten. Ihre Herkunft zu erörtern, wird sich wohl später Gelegenheit finden. Vielleicht steht zu dem Stein im Garten unseres Wirtes ein dort befindliches großes Grab in Beziehung.

Das Grab selbst ist 2,90 m lang; die Decke wird gebildet durch zwei



**Stein mit großen Schriftzeichen.**

riesige Steinplatten, beide die volle, 2 m betragende Breite des Grabes umfassend. Ein in ostnordöstlicher Richtung laufender, 5,10 m langer Gang führt gerade auf das Grab zu. In ONO schließt das Grab eine große senkrechte Querplatte ab, während der Zuführungsgang westnordwestlich durch eine aus vielen zyklischen Steinen hergestellte Mauer begrenzt wird. Das Grab soll, als man es öffnete, 3 m tief gewesen sein; angeblich seien nur drei leere Urnen darin gefunden worden; mit dem Grabinhalte fehlt der sicherste Anhalt zur Bestimmung von Volksangehörigkeit und Zeit des hier Bestatteten.

Im Hause wartet unser ein türkisches Frühstück, in vier Gängen, bestehend aus Eierspeise mit Zwiebeln, Pflaumen in Fett mit pulverisierten Walnüssen bestreut, Milchreis und Pilaff, der mit Honig und Sahne gegessen wird.

Dabei gedenken wir des Honigs von Schatach (S. 82), worauf Ahmed Hilmî berichtet, daß er in Ispir — in dem Namen lebt die untergegangene Völkerschaft der Saspeiren fort — 10 Stunden östlich von seiner Heimatstadt Baiburt Honig gegessen habe, von dem er, wie viele andere, an Fieber verbunden mit Kälte und Kopfweh erkrankt sei. Nur in dem Dorfe Anzel, nahe bei Ispir sei der Honig gut, und zwar so ausgezeichnet, daß damit Sultan Abdul Hamid's Tafel versorgt werde. Er sei denn auch teuer genug, die Oka koste eine Medjidie. Im übrigen sei der Honig in der

ganzen Umgegend ungenießbar. Uns, die wir Xenophons Spuren zu folgen strebten, interessierte diese uns hier zuerst begegnende Nachricht besonders. Die Schilderung, die der Verfasser der Anabasis von den bis zum zeitweiligen Wahnsinn sich steigernden Wirkungen dieses Honigs auf die Genossen des Rückzuges entwirft, ist ja jedem Gymnasiasten wohl bekannt. Daß ich später selbst in die Heimat des Deli Ball, des „Tollhonig“ gelangen und zur Bestimmung seiner Herkunft würde beitragen können, ahnte ich damals noch nicht. Mehr Dichtung als Wahrheit dagegen enthielt die Mär von der Größe der Bären im Walde bei Ispir, die 22 Fuß erreichen sollten.

Wir wandten uns alsbald wieder der Erforschung der Menuas-Leitung zu. Am Dorfbrunnen besichtigen wir noch die schon geschilderten, riesigen Hieroglyphen, um dann zunächst uns zur Schlucht zurück, also kanalaufwärts zu wenden.

Den Schamyram-su links und hinter uns lassend, gelangen wir abwärts reitend zu einer herrlichen, hoch über dem blauen, rauschend brandenden See über Uferfelsen hinführende Wegstrecke. Nach 10 Minuten erreichen wir wieder die Schlucht von Katepanths, die, wie wir jetzt deutlicher sehen, mit einer Ausbuchtung des Sees zusammenhängt, und zwar deren nördliches Ende.

Die Schlucht wird von dem Kanal in ähnlicher Weise, wie die früher besprochene überwunden. Nur ist die Schlucht von Katepanths erheblich breiter als jene und da sie zudem weniger tief ins Gebirge hineingeht, so war eine Überführung entbehrlich. Das die Schlucht im Osten abschließende Gelände selbst, das sich beträchtlich über den Spiegel des Vansees erhebt, wurde für die Überleitung benutzt, und zwar wurde der Kanal hier nicht unmittelbar am Rande der Schlucht entlang, sondern mehr landeinwärts geleitet. Warum, werden wir gleich sehen.

Etwa in der Mitte dieser Überquerung steht am rechten Ufer auf dem „roten Steine“ (Kiziltasch), die am längsten bekannte, aber gleichzeitig, trotz Schultz' genauer Beschreibung ihres Standorts am Schamyram-suy, auch verkannte Menuas-Kanal-Inscription, der technischen Leistung entsprechend in der längsten Fassung (Corp. Nr. 34). Rechts wird hier der Aquädukt wieder von einer gewaltigen Stützmauer begrenzt und getragen. Von dieser nach dem See zu breitet sich bis zum ca. 18 m entfernten Rande der Schlucht ein zunächst noch etwas geneigtes, dann ziemlich ebenes Plateau aus, das eine herrliche Fernsicht über die Bucht, den See und die ihn im Nordosten begrenzenden Berge gewährt. Hier hat Menuas, die Vorteile der Lage benutzend, für seine Gemahlin (oder seine Tochter) Taririas einen Weingarten, vermutlich mit zugehörigem Sommerlustsitz, angelegt. Dies meldet uns eine



### Nordwestecke der Schlucht von Katepanths.

(Rechts der von S nach N verlaufende Teil der Kanalmauer in den der Höhlengang hineinführt; links die nach Westen zum Vansee gerichtete Fortsetzung mit der neunzeiligen Keilinschrift des Menuas.)

zweimal wiederholte Inschrift auf einem Felsstücke, das rechts unterhalb der linken Stützmauer des Kanals genau gegenüber der vorerwähnten Inschrift, nur nicht in gleicher Ebene angebracht ist. „Von Menuas ward diese Weinpflanzung seiner Gemahlin Taririas errichtet und Taririas-Stätte benannt“ (Corp. Nr. 57).

Spuren dieser Anlage sind noch heute erhalten.

Vor der Inschrift erstreckt sich nämlich eine sorgfältig planierte Terrasse in einer Breite von etwa achtzehn, und einer Länge von mindestens siebenzig Metern: die Inschrift bezeichnet etwa die Mitte der hinteren Längsseite. Das weiter nach dem See zu gelegene Vorgelände liegt in deutlicher Abstufung erheblich, um  $1\frac{1}{2}$  m, tiefer; offenbar hat Menuas den vorhandenen sanften Abfall mittels künstlicher Aufschüttung dergestalt in einen scharfen Abschnitt gewandelt.

Zehn Meter östlich von der Taririas-Inschrift findet sich nach dem Kanal zu eine weitere dreizeilige, 80 m östlich eine vierzeilige Menuas-Inschrift.

Nach der Überquerung der Schlucht nimmt der Aquädukt wieder, durch riesige zyklische Mauern getragen und gestützt, die westliche Richtung auf den See an. Das Gelingen des Werkes zeigt wiederum eine neunzeilige Inschrift an. Sie ist sehr zerstört und hatte deshalb von Schultz, ihrem ersten Entdecker, nicht gelesen werden können, während es Dr. Belck

seiner Zeit gelungen war, eine ziemlich vollständige, mir die Veröffentlichung ermöglichende Kopie zu nehmen (Corp. Nr. 38); sie steht jenseits eines kleinen vom Schamyram-su herunterführenden Abflusses.

Der unter dem Namen des Moses Chorenatsi schreibende Historiker spricht in seiner bereits erwähnten Schilderung des Kanals von den Höhlen des Semiramisflusses, in denen sich die Räuber und Vagabunden verbergen. Ein zu solchem Schlupfwinkel geeigneter Höhlengang führt etliche Meter tief unterirdisch in die Kanalmauer hinein, unmittelbar ehe die Wendung nach Westen erfolgt. Wir benutzten sie, um unsere photographischen Platten darin zu wechseln. Sein ursprünglicher Zweck ist unklar. Solite er an dieser wichtigen Stelle Untersuchungen hinsichtlich des Erhaltungszustandes der ungewöhnlich tiefen Mauern und eventuelle Reparaturen ermöglichen? An die Absicht einer Materialersparnis wird man kaum denken dürfen; sonst müßte man diesen, die Festigkeit und Tragfähigkeit des Gefüges nicht beeinträchtigenden Lücken öfters begegnen.

Da der Kanal, von Artamid ab in lockerem Erdreich geführt, keine weiteren Besonderheiten und zur Anbringung von Inschriften weder Anlaß noch Raum bietet und da uns ferner die letzte von ihm vor Van bespülte Ansiedlung in Zevastan archäologisch bereits bekannt war, so war unserer Aufgabe mit der Erforschung der Schlucht von Katepanths und der Gärten von Artamid ein Ziel gesetzt. Nachdem wir uns noch in Artamid von unserem freundlichen Wirte verabschiedet hatten, nahmen wir den Weg nach Van, dessen erste Häuser, ungefähr da belegen, wo einst die letzten Verästelungen des Menuas-Kanals die Menuas-Stadt, das älteste Van, bespült und gespeist hatten, in forciertem Ritte bereits in 77 Minuten erreicht wurden. Der Weg führte wiederholt, wie oben geschildert, hoch über dem blauen See auf felsigem Gestade dahin, und unter den wechselnden herrlichen Bildern, die an mir vorüberflogen, ist mir besonders der Augenblick im Gedächtnis, da die sinkende Sonne die Bergzüge in West und Ost in leuchtende Farben und schimmernden Dunst tauchte, der die fernen Berge fast mit dem See verschwimmen ließ.



## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

### Weitere Forschungen in Van.

Die Grundwasserleitungen. — Die Siegesinschrift Tiglatpilars I. — Vormaliges assyrisches Vordringen zum Schwarzen Meer. — Sinope eine assyrische Kolonie. — Der Kult des Ea-Sarapis in Babylon und Sinope. — Die Einführung des Sarapis-Kults in Ägypten. — Die Felsenkammern mit den Annalen Argistis' I. am Westende der Südseite des Vanfelsens. — Der sechste, schachtartige Raum. — Die Quelle am Fuße des Vanfelsens unterhalb der Argistiskammern. — Der Kampf mit dem Kirchenrat. — Die Stele Sardurs III. in Surb Poghos-Petros und die Argistis' I. in Surb Sahak. — Chalder und Hetiter. — Die Inuspuas-Inschriften vor der Kurschun-Moschee. — Zurück zur Südseite des Vanfelsens. — Itschkalah. — Neftkuju. — Die Ostkammern als großartigste aller chaldäischen Felsanlagen. — Nischen seltsamer Form. — Felsenkammer mit Opfernischen. — Chaldisch-kretische Beziehungen. — Ein Mithräum? — Die Inschrift des Xerxes. — Der armenische Aufstand unter Darius. — Chaldia eine Theokratie. — Der Vanfelsen 735 als Sitz des Gottes und des Königs verlassen. — Abschluß der ersten Periode der Chaldergeschichte. — Rückblick auf diese.

Während wir selbst so im Süden und Südosten des Vansees mehr geographisch und kulturhistorisch als in der Auffindung wirklich neuer inschriftlicher Kunde erfolgreich gewesen waren, hatte unser Färädj im Nordosten des Vansees teils nach unseren Angaben, teils selbständig so erfolgreich gearbeitet und so wichtige neue Inschriften in Abklatschen und mit zuverlässigen Fundberichten aufgefunden und zurückgebracht, daß wir ihn alsbald mit Genehmigung der Behörden auf eine neue Expedition entsandten, da uns selbst, solange die Untersuchung über den Raubanfall auf meinen Reisegefährten nicht abgeschlossen war, der Besuch dieser Gebiete von den Behörden nicht gestattet wurde. Dafür ließen sie dann Färädj als unserem Vertreter die ausgiebigsten Schutzmaßregeln angedeihen, und gar stattlich nahm es sich aus, als er an der Spitze von sechs Kavalleristen und mit einem Zapteh seines Weges ritt.

Das Studium der von ihm jetzt und nachmals eingebrachten Abklatsche von Inschriften, die wir selbst nicht gesehen hatten, bot einen besonderen Reiz und eine spannende abendliche Beschäftigung.



Daß zwei große Inschriften von Argistis II., dem Sohn und Nachfolger Rusas' I., über die Anlage von Stauseen im Nordosten des Vansees berichteten, war in mehr als einem Sinne interessant. Es konnte namentlich, noch ehe der Oberteil der Rusasstele wiederentdeckt wurde, als eine Bestätigung dafür gelten, daß dieses Monument und die Anlage der neuen Stadt auf und an dem Fuße des Topprakkaleh-Felsens wirklich nur von Rusas I. herrühren konnte, denn bei der theokratischen Zentralisation des chaldischen Staatswesens war es undenkbar, daß ein Herrscher sich mit großen hydrotechnischen Anlagen außerhalb Vans befaßt hätte, solange die Hauptstadt selbst, durch Tiglatpileser IV. zerstört, in Trümmer lag. Der zweite Rusas ist aber erst der Sohn Argistis' II. Folglich konnte nicht etwa dieser den Keschisch-Göl und die Rusas-Stadt angelegt haben (vgl. ob. S. 45).

Inschriften, die namentlich die Tätigkeit des Menuas auf dem Gebiete der Kanalisation (im Nordwesten des Vansees) außerhalb seiner Hauptstadt beleuchteten, befanden sich teils unter den jetzt ermittelten, teils wurden sie später von meinem Reisegefährten aufgefunden, und er hatte auch die Gelegenheit, sich von der auch hier wiederum bekundeten großen Fertigkeit der Chalder in Verwendung der Vorteile und in der Überwindung der Schwierigkeiten, die das Gelände bietet, und ihren segensreichen Nachwirkungen zu überzeugen. Namentlich fand er in der Ebene von Bergri in der Nordwestecke des Vansees ein höchst sinnreiches Kanalisations-system, bei dem auch ein Stausee, der an Größe dem Keschisch-Göl nicht nachstehen soll, eine wichtige Rolle spielte. Und auch von Menuas' Sohn Argistis ist namentlich weiter im Norden des chaldischen Reiches eine noch für die Gegenwart wichtige Betätigung nachweisbar.

Kanäle und Stauseen stellen aber nicht die einzigen bis in die heutige Zeit hinein wirksamen hydrotechnischen Merkwürdigkeiten Armeniens dar. Es treten zu ihnen wahrscheinlich als eine gleichfalls chaldische Erfindung die Grundwasserleitungen hinzu, die namentlich für die Wasserversorgung von Van von wesentlicher Bedeutung sind.

Sie werden nach den Beobachtungen meines Reisegefährten folgendermaßen angelegt. Man gräbt an Orten, die genügend natürliches Gefälle bis zur Verbrauchsstelle aufweisen, und an denen die Bodengestaltung auf Grundwasser schließen läßt, so namentlich am Fuße größerer Bergkomplexe, einen brunnenartigen Schacht in die Tiefe, bis man auf die wasserführende Schicht stößt; auch diese in der Regel aus Kies und Sand bestehende Schicht wird zum Teil entfernt und der Schacht soweit hinabgeteuft, bis man im tiefen Wasser steht. Nunmehr wird im Erdreich nach der Richtung hin, in der man das angetroffene Wasser fortleiten will, ein tunnelähnlicher Kanal ausgegraben, wobei man darauf bedacht ist, das zwischen dem Anfangs-

punkte der Grundwasserleitung und dem Verbrauchsorte vorhandene Gefälle möglichst zu schonen und keinen Dezimeter unnötig zu verlieren. In einer Entfernung von je 18—20 Metern wird abermals ein Brunnenschacht bis zu ungefähr derselben Tiefe wie der erste niedergebracht, der Kanal bis zu diesem Schachte und nun von letzterem aus weiter fortgeführt bis zum nächsten Brunnen und so fort, bis man zur Verbrauchsstelle gelangt. Von allen Seiten her strömt nun das Grundwasser in den Tunnel hinein, in welchem das Wasser leichter abfließen kann als in der Widerstand bietenden, wasserführenden Schicht, und mit jedem Meter, den der Tunnel in dem grundwasserführenden Terrain weitergeführt wird, vergrößert sich entsprechend auch das abfließende Wasserquantum. Hat man eine dem Bedarf entsprechende Wassermenge in dieser Weise aufgeschlossen, so wird der Tunnel an einer geeigneten Stelle an die Oberfläche geführt und das Wasser in nunmehr oberirdischen offenen Kanälen weiter auf die zu berieselnden Felder und Gärten fortgeleitet. Gewöhnlich sind die Asiaten bestrebt, die oberirdische Kanalleitung so kurz wie möglich zu machen und den unterirdischen Tunnel so nahe wie möglich bis an ihre Felder und Gärten heran zu leiten, offenbar um die unvermeidlichen Wasserverluste nach Möglichkeit herabzudrücken, weil erfahrungsgemäß in den oberirdischen Kanalleitungen sehr große Wassermengen, namentlich infolge von Verdunstung und Durchlässigkeit des Bodens verloren gehen. Das gewonnene Wasser ist meist von ganz vorzüglicher Qualität, kühl, klar und rein (nur bei sehr starkem Regen infolge des sehr primitiven Verschlusses der Brunnenköpfe trübe) und infolge seiner Filtration durch eine mehrere Meter dicke Erdschicht in hohem Grade bazillenfrei, deshalb auch vorzugsweise als Trinkwasser zu empfehlen und verwendet. Die Hauptmasse freilich wird zur Bewässerung der Gärten und Felder verwendet und große Flächen Landes, die heute in flußarmen Gegenden einen reichen Ertrag an Korn und Früchten liefern, würden ohne dieses Hilfsmittel wüstes Ödland sein.

Mir liegt eine Liste von 21 solcher Grundwasserleitungen in Van vor, jede mit besonderem Namen bezeichnet, die wir unserem armenischen Freunde Hambartsum Ter Harutunian verdanken. Alljährlich zu Beginn des Sommers nach den großen Frühjahrsregen muß das ganze Kanalsystem gereinigt werden. Ein Brunnenschacht nach dem anderen wird geöffnet, die Arbeiter steigen hinunter und schaffen mit Winden und Eimern die im Laufe des Jahres in den Kanälen angesammelten schlammigen Erdmassen heraus. Ohne diese Reinigung würde sich der Tunnel schon sehr bald mehr und mehr verstopfen, der Wasserabfluß einem ständig wachsenden Widerstand begegnen und folglich die verfügbare Wassermenge schnell abnehmen.

Diese Reinigung sowohl wie überhaupt die Ausnutzung der Grundwasser-

leitungen führt zu einer besonderen Organisation, die ich auf Grund der Mitteilungen des genannten zuverlässigen Gewährsmannes so schildern will, wie sie an der größten dieser Grundwasserleitungen in Van, der „neuen Leitung“ (türk.: tüzä kahrez) besteht. Vor damals nahezu 50, jetzt also etwa 60 Jahren lag die Ausflußstelle dieser Grundwasserleitung beinahe 100 Meter höher als die gegenwärtige Mündung. Der unterirdische Kanal, der zu der früheren Mündung führte, wurde von weit her, von einem dreiviertel Stunden nordwestlich von Tsorowants (S. 51) belegenen Dorfe hergeleitet. Er hat 245 Schächte im Abstände von je 20 Metern. Da das Wasser sich Jahr für Jahr verminderte, so kamen die Eigentümer der Anteilscheine überein, daß ein neuer Kanal in größerer Tiefe als der vorige angelegt werden solle, bis man das Grundwasser erreichte, oder vielmehr unter die wasserführende Schicht gelangte, die sich im Laufe der Jahre gesenkt hatte. So wurde unter Verwendung der alten Schächte ein neuer, drei Meter tieferer Kanal unterhalb des älteren angelegt. Doch brauchten sie den Kanal nicht bis zu seinem früheren Ausgangspunkt zurück zu verfolgen, da man eine reichliche Wasserschicht, die für den Bedarf genügte, antraf. Seitdem wird der neue Kanal jedes Jahr um ein wenig verlängert.

Zur Zeit unserer Anwesenheit war er noch um 500 Meter kürzer als der ältere Kanal. Wann dieser angelegt war, war unbekannt. Diese Leitung hat 126 Anteile, die in den Händen von 60 Armeniern und 6 Türken waren. Die letzteren besaßen jedoch nur 13 Anteile. Ein Anteil kostet im allgemeinen 4 türkische Pfund. Der Besitz eines solchen Anteils berechtigt zur Benutzung des Wassers auf 3 Stunden alle 17 Tage. Das Recht kann auf ein oder mehrere Jahre verpachtet werden. Die Pacht richtet sich nach der Reichlichkeit des Wassers und schwankt zwischen 40 und 60 Piastern. Auf jeden Anteilschein kommt für die Reinigung und Instandhaltung des Kanals ein jährlicher Beitrag, der gleichfalls nach dem Bedarfe schwankt, aber durchschnittlich eine Medjidie beträgt.

Eine ordnungsmäßige Verteilung des Wassers ist besonders in den Jahren geringeren Wasservorrats keine leichte Aufgabe. Die Oberaufsicht wird einem von der Versammlung der Inhaber von Anteilscheinen gewählten Comité übertragen. Dieses stellt einen Mann als Wasserverteiler — ein uraltes, schon im ältesten Babylonien vorkommendes Amt, auf dessen gegenwärtige Bedeutung für Armenien wir noch zurückkommen — an, der die Verteilung des Wassers nach ihren Anweisungen vornimmt. Gewöhnlich geschieht die Verteilung auch während der Nacht, außer in Jahren, in denen alle Leitungen reichlich Wasser haben, wo dann nachts, wie es sonst im Winter geschieht, dem Wasser freier Lauf gelassen wird, so daß es in den See abfließt. Der Wasserverteiler richtet es gewöhnlich so ein, daß die nächtliche

Zuführung auf solche Teilhaber fällt, die das Wasser die ganze Nacht hindurch gebrauchen können, so daß er dann Zeit zum Schlafen hat.

Wenn auch diese Leitungen, namentlich in Transkaukasien, vielfach als persische Leitungen bezeichnet werden und sich auch tatsächlich in Azärbaidjan im nordwestlichen Persien vorfinden, so sind sie doch sicher keine persische Erfindung, denn sonst hätten die Perser oder die Azärbaidjan bewohnenden Tataren dieses Verfahren, wenn sie mit ihm von Haus aus vertraut gewesen wären, auch in denjenigen Teilen Transkaukasiens angewendet, die ihnen jahrhundertlang unterworfen gewesen sind, und die aus Mangel an Bewässerung zum Teil noch heute unbebaut daliegen, was namentlich von der Ebene um Eriwan gilt.

Die Armenier in Van bezeichnen diese Leitungen als alte armenische Erfindungen, dann aber müßten sie in ganz Armenien verbreitet sein, während in Wahrheit nach Westen und Norden die Ufergebiete des Vansees und der Araxes die Verbreitungsgrenze bilden. So bleibt nur ein Schluß übrig, nämlich der, daß die Armenier, wie so oft, sich selbst oder ihren Vorfahren zuschreiben, was tatsächlich ihre Vorgänger, die Chalder geleistet haben, und daß wir in den Chaldern, den Meistern der Wasserbaukunst, auch die Erfinder der Grundwasserleitungen zu erblicken haben, womit denn auch das häufige Vorkommen dieser Leitungen gerade in Van erklärt wäre.

Daß sich auch die Legende dieser Schöpfungen bemächtigt hat, spricht jedenfalls nicht dagegen. So wird von einem großen unterirdischen Gewässer gefabelt, das seinen Ursprung unter dem Hügel von Lamezkert unweit Tsorowants nehme und mit donnerndem Gebrause in unterirdischem Bette unter dem Toprakkaläh-Berge hindurch bis zur Vankalah fließe. Hier breche das Wasser schließlich infolge seiner großen Gewalt aus der Erde hervor und trete nahe dem Nordwestfuß des Vanfelsens zutage. (Damit sind deutlich die oben S. 25 erwähnten, unter dem Sardurkastell hervorsprudelnden Quellen gemeint.) Die Hauptmasse des Gewässers aber fließe unter der Erde weiter und ergieße sich mit großer Gewalt in die Tiefen des Vansees. Dieser furchtbare Fluß sei weder von irgend jemanden erblickt worden, noch könne er es jemals werden. So erzählte unserem Gewährsmann, Herrn Hambartrum Ter Harutunian, ein alter nahezu 70jähriger Mann, der nahe an der Mündung des Tázä kahrez lebte.

Dieser unterirdische Fluß, Kelket genannt, soll aus der Zeit des Djenevez stammen, der sein Schloß auf Toprakkaläh hatte und die teils schon berührten, meist aber erst später näher zu schildernden hydrotechnischen Anlagen dort geschaffen habe. Hier wird ganz in der Weise primitiver volkstümlicher Anschauung den Genuesen, die ja einstmals ihren Handel und ihre Macht weit nach Kleinasien und darüber hinaus getragen haben, ein

eponymer Held gegeben und diesem Träger ihres Volkstums werden dann alle möglichen in weit ältere Zeiten zurückgehenden Überlieferungen aufgebürdet. Daß dabei in irgend einer Weise ein entfernter Anklang an die letzten Silben des Namens Menuas mitgespielt habe, möchte ich nach wie vor bezweifeln, um so mehr als nirgends sonst im Volksmunde der Name des Menuas fortlebt, dessen Schöpfungen ja auch größtenteils der Semiramis zugeschrieben werden. Daß Melasgert wahrscheinlich ursprünglich eine Menuas-Stadt bezeichnet, ist dem Volksbewußtsein gänzlich fremd.

Überraschender aber als alles, was uns die Abklatsche der neuentdeckten Inschriften über die Technik und die Kultur der Chalder sagen konnten, war eine andere Entdeckung.

Eines Abends hatte mein Reisegefährte einen Abklatsch vorgenommen, dessen Schrift ihn seltsam befremdlich anmutete. In der Tat war er, wie sich mir auf sein Befragen bald ergab, überhaupt nicht in chaldischer Keilschrift geschrieben, die weit unregelmäßigeren Schriftzüge schienen assyrisch, alt-assyrisch, und obwohl ich es anfangs kaum zu glauben wagte, mußte ich mich überzeugen, daß wir hier eine Inschrift des großen Kriegsherrn Tiglatpilesers I., Ende des elften, nach anderen des zwölften Jahrhunderts vor uns hatten, des ersten Herrschers, dessen Annalen uns direkte Berichte über seine Feldzüge gegen Armenien in vorchaldischer Zeit erhalten haben und der sich als der erste am Tigristunnel, den ich nachmals aufsuchen sollte, verewigt hat (Bd. I, S. 433f.). Die Inschrift lautet:

Tiglatpileser,  
der mächtige König, König der Welt, König von Assur,  
König der vier Weltgegenden  
der Eroberer der Na'ri-Länder  
von Tummi an bis nach Daiani,  
der Eroberer des Landes Kirchi  
bis zum großen Meere.

Die Inschrift war also gesetzt, um den Sieg des Assyriekönigs über die Na'ri-Völker zu verewigen. Der Stein war von Färädj bei Djunjalü in der Ebene von Melasgert gefunden worden und ist zweifellos in diesem Gebiet dereinst aufgestellt gewesen. Genau an diese Stelle aber hatte mein Reisegefährte in einem kurz vor unserer Ausreise veröffentlichten Aufsatz den Entscheidungskampf, um den es sich hier handelte, gelegt. Nach seiner Darlegung war Tiglatpileser I. den Weg zum Tigristunnel gezogen, hatte dann die nördlichen Bergketten in schwierigem Marsche überschritten — der Übergang über 16 Gebirgszüge, von dem die Annalen berichten, trifft durchaus für das Gebirgsterrain zwischen Tigris und Murad-tschai zu —, dann habe er

den Murad-tschai überschritten und schließlich etwa in der Ebene von Melasgert das Heer der vereinigten Naŕri-Fürsten geschlagen und bis zum Ufer des Vansees verfolgt.

So war diese älteste Inschrift nicht nur an sich ein höchst überraschender Fund, sondern bildete auch die Bestätigung für unsere Anschauungen über die Einmarschlinie dieses und überhaupt der Assyrikerkönige bei ihren Kriegszügen nach Armenien. Denn, wie man sieht, deckt sich ja beispielsweise die Route Tiglatpilesers IV. mit der seines gleichnamigen Vorgängers (S. 75f.) und Vorbildes. Kein Wunder, daß zum ersten und einzigen Male die Freude über das Finderglück uns beide nicht schlafen ließ.

Und doch war damit die Bedeutung der Inschrift noch keineswegs erschöpft. Denn — abgesehen davon, daß die Inschrift auch eine Einzelheit, den Namen des südlichsten Naŕristaates, der in den bisher bekannten Schreibungen meist Nim-mi, daneben auch Tum-mi gelesen worden war, durch die Schreibung Tu-um-mi endgültig im letzteren Sinne festlegte — gibt die Bezeichnung des Königs als „Eroberer des Landes Kirchi bis zum großen Meere“, die sich erst bei fortgesetzter Beschäftigung mit der an dieser Stelle etwas undeutlichen Inschrift ergab, höchst wichtige Aufschlüsse. Unter Kirchi ist das Gebiet westlich der eigentlichen Naŕriländer und des nachmaligen Urartu im engeren Sinne zu verstehen: die breite Ebene nördlich des Westtigris, sowie das westlich von Dijarbekir und Euphrat sich hinziehende Gebirgsterrain. Eine Ausdehnung dieses Gebietes nach Westen oder Süden bis zum mittelländischen Meere ist auch nach den Darlegungen und Umgrenzungen M. Streck's, der die keilinschriftliche Geographie dieser Gebiete speziell behandelt hat, völlig ausgeschlossen. Es kann nur die Nordausdehnung, die bisher nicht gesichert war, zum Schwarzen Meere gemeint sein. Dazu stimmt auch die Bezeichnung als „großes Meer“ schlechthin, die meines Wissens hier zum erstenmal erscheint, während sonst regelmäßig das große Meer des Sonnenaufgangs und das große Meer des Sonnenuntergangs genannt und durch diese Zusätze der Persische Golf und das Mittelländische Meer unterschieden werden.

Daß aber Tiglatpileser I. nicht etwa selbst zum Pontus gelangt ist, bestätigt der Fundort dieser seiner Siegesinschrift. Es folgt also aus dieser Angabe Tiglatpilesers nur, daß zu seiner Zeit eine Kunde von jenem nördlichen Meere bestand und daß er mit Recht oder Unrecht annahm, daß der nördlichste Naŕristaat Daia(e)ni bis zum schwarzen Meere reichte. Ob die Assyriker einen Zusammenhang dieses Nordmeeres mit dem Mittelländischen Meere voraussetzten oder ob an allen Stellen, wo sie das große Meer nennen, ihrer Vorstellung nach schließlich immer ein und dasselbe große

Meer, der Ozean, ihnen gegenüber trat, muß hier ununtersucht bleiben. Die Frage würde auch eine chronologische Abstufung erfordern.

Andererseits wird immer deutlicher, daß die vermeintlichen Eroberungszüge Tiglatpileser I. im Nordwesten nur der Sicherung von Eroberungen dienten, die lange vor ihm seine Vorgänger, besonders Salmanassar I. und 1320 und Tuklat-Ninib I. um 1290 v. Chr. gemacht hatten; so werden auch die Wurzeln dieser geographischen Kunde in jene frühere Zeit zurückreichen.

Allem Anscheine nach ist Salmanassar I. derjenige, der die Waffen Assyriens als der erste und mit nachhaltiger Wirkung nach Nordwesten getragen hat. In einer in Assur ausgegrabenen Inschrift berichtete er von drei Feldzügen gegen die nordwestlichen Völker bis nach Malatia hin. Einst bildete Malatia und die umliegende Landschaft Hanigalbat den Kern des mächtigen, zeitweilig auch Mesopotamien bis nach Ninive umfassenden Reiches Mitani, dessen Nachfolge eben Assyrien antrat, das sich als selbständiges Reich erst seit dem 16. Jahrhundert v. Chr. entfaltet hat. Der Sieg, den Salmanassar I. über Mattuara oder Sattuara von Chani(galbat) erfocht, hat vielleicht diese Entwicklung erst besiegelt. Unter den gegnerischen Verbündeten werden auch die weiter westlich und südwestlich, u. a. im späteren Kappadokien wohnenden Hetiter genannt. Der wohl schon öfters erwogene Schluß, daß die assyrische Kolonisation in Kappadokien, von der uns dort gefundene assyrische Keilschrifttafeln sowohl wie künstliche, in babylonisch-assyrischen Ziegeln erbaute Terrassen Kunde geben, der Zeit Salmanassars I. angehöre oder eine Folge seiner Siege sei, erhält nun einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Salmanassar I. hat auch Kirchi, soweit wir wissen, als der erste obernd betreten. Erheblich wichtiger aber ist, daß dieser Herrscher der einzige ist, von dem eine energische und nachhaltige Kolonisationstätigkeit, und zwar gerade für Kirchi, bezeugt ist.

Die von ihm im Süden von Kirchi angelegten assyrischen Kolonien bestanden noch fast ein halbes Jahrtausend später unter Assurnasirabal III.

Unter Salmanassar I. — und allem Anscheine nach unter ihm allein — war auch die Möglichkeit gegeben, daß assyrische Kolonien in Nordkappadokien bis ans Schwarze Meer vordrangen, und so würde es sich erklären, daß Sinope und seine Umgegend noch im späteren Altertum von den Griechen als Assyrien bezeichnet wird. Dafür betrachtete schon Theodor Nöldeke als alleinige Erklärung eine Besiedlung dieses Gebietes durch eine altassyrische Kolonie. Die Feldzüge Salmanassars und seines Sohnes Tukulti-Ninib I. fielen offenbar in eine Zeit, da die Herrschaft der Hetiter durch die thrakische Einwanderung von Westen her erschüttert wurde oder war. Später aber ging

der assyrische Besitz im östlichen Kleinasien eben durch die Stürme dieser Einwanderungen verloren und die Kolonien am Schwarzen Meere wurden im Verlaufe dieser Entwicklung vom Mutterlande vollständig abgetrennt.

Das ist nun für eins der wichtigsten Probleme der hellenistischen Religionsgeschichte von großer Wichtigkeit. In Babylonien wurde neben Bêl-Marduk, der im Verlaufe der politischen Entwicklung zum obersten Stadt- und Reichsgott geworden war, dessen Vater Ea (Iau) mit dem ständigen Kultbeinamen Šar apsi, woraus nach babylonischen Lautgesetzen Sarapis werden mußte, verehrt. Er war ursprünglich der Oberste dieses aus Südbabylonien gekommenen Götterkreises, der Herr der Welt, die Personifikation der aus der Meerestiefe emporsteigenden Sonne und somit gleichzeitig ein Lichtgott und der Herr der Wassertiefe, und „als König des Ozeans“ bezeichnet ihn der Beiname Šar apsi.

Dieser Gott wurde nach dem Bericht der Ephemeriden Alexanders des Großen, also einer Quelle von höchster Authentizität, in der letzten Krankheit des Königs von den ihm Nächststehenden mittels des Tempelschlafes befragt, ob man Alexander zur Heilung in den Tempel bringen solle, was der Gott verneint habe, weil es ihm da, wo er sich befände, besser sein werde, womit der Frieden des Todes gemeint war. Die Befragung dieses Gottes für den König zeigt, daß der König selbst auf seine Verehrung großen Wert gelegt haben muß. Alexander der Große beabsichtigte, die Lande, die er von Haus aus besessen und die er erobert hatte, als asiatisch-europäisches Weltreich mit dem Sitze in Babylon auszugestalten. So wäre Alexandrien in Ägypten, das anfänglich zur Hauptstadt auserkoren schien, durch Babylon in den Schatten gestellt worden. Er wollte den Haupttempel Babylons in größeren Dimensionen, als es bisher geschehen war, und gegen den Widerspruch der Priester, die für ihre Pfründen fürchteten, aufbauen. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß der König auf den ursprünglichen obersten Gott, den Ea, den Herrn des Ozeans, hat zurückgreifen wollen und ihn, seinem ursprünglichen Charakter entsprechend, zum obersten Gott seines Meere und Länder beherrschenden Weltreiches erheben wollen. So würde es sich erklären, daß erwiesenermaßen Ptolemäus I. von Ägypten gerade diesen Gott, den er für seine ägyptischen Untertanen als mit dem Osiris-Apis, dem Osorapis, identisch hinstellte, in sein ägyptisches Reich einführte, als es ihm darum zu tun war, gegenüber den seleukidischen Ansprüchen auf Cölesyrien und Palästina, die mit dem Anspruch auf die Weltherrschaft begründet wurden, international, wie auch im Sinne der Ägypter, ein gegebenenfalls wirksames Gegengewicht zu schaffen. Wer dem Vater des Marduk seine Verehrung zuwandte, konnte die Weltherrschaftsansprüche der Marduk-Verehrer übertrumpfen. Das Kultbild aber des



neuen Gottes wurde aus Sinope nach Alexandria gebracht, was sich eben dadurch erklärt, daß in der am Meer gelegenen assyrischen Kolonie der Kultus des Königs der Wassertiefe, der auch im assyrischen Pantheon eine bedeutende Stätte hatte, besonders gepflegt wurde. Da natürlich ein babylonisches Kultbild für Ptolemäus nicht erreichbar war, so war der beste Ersatz ein Kultbild des Gottes von einer anderen Stätte seiner Verehrung. Es ist nach den vorhandenen Nachrichten Ptolemäus I. schwer genug geworden, den König Skydrothemis zur Übergabe dieses Kultbildes des in der späteren griechischen Stadt inzwischen synkretistisch gräzisierten Gottes zu bewegen (286/5 v. Chr.).

So liefert uns die neugefundene Inschrift Tiglatpilesers I. mit ihrer Kunde vom Schwarzen Meere, indem sie uns das rätselhafteste Element, die Herbeiholung des Kultbildes aus Sinope erklären hilft, einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung der so verwickelten Frage nach der Herkunft des Sarapis. —

Inzwischen nahmen in den Tagesstunden unsere Forschungen in Van selbst ihren Fortgang, und zwar in den drei Richtungen, in denen sie vor den Forschungsausflügen begonnen war: am Vanfelsen, in den Gotteshäusern und durch Ausgrabungen auf Topprakkaläh.

Die letzteren wurden unter Aufsicht des früheren Wirtes meines Reisegefährten Mkrtitsch Maksapetian aufgeführt und beschäftigten zur Freude unseres Dr. Raynolds eine größere Anzahl von Armeniern, wodurch wir mittelbar zur Linderung des von den Massakern her bestehenden Elendes beitragen konnten. Seinen einstigen Gastfreund hatte mein Reisegefährte unter den Opfern dieser Schreckenszeit vermutet und ihn dann ganz unerwartet in einer der Kirchen, der unsere Studien galten, wiedergetroffen. Ich war Zeuge des unter diesen Umständen besonders bewegten Wiedersehens gewesen.

Die Ausgrabungen hatten jedoch nicht viel weiteres ergeben, als die gleich anfangs aufgedeckten freilich sehr interessanten Felsenbauten und einige riesige Tonkrüge. So hatten wir beschlossen, die Ausgrabungen zu schließen, um so mehr, als die dafür aus der Rudolf Virchow-Stiftung verfügbaren Gelder so gut wie aufgebraucht waren. An dem Tage aber, der der letzte hatte sein sollen, wurden auf einmal eine Menge höchst interessanter Funde gemacht: ein Stück eines Tonkruges mit keilinschriftlicher Maßbezeichnung, Stücke von Gefäßen, deren Rand in regelmäßigen Abständen mit Löwen besetzt gewesen ist, die an einem Rinde fressen, schließlich eine schön gearbeitete Büchse aus Silber, der Deckel mit goldenen Nägeln verziert, nebst anderen Werkzeugen eines Goldschmiedes. So wurde die Fortsetzung der Grabungen, für die sich dann die Mittel fanden,

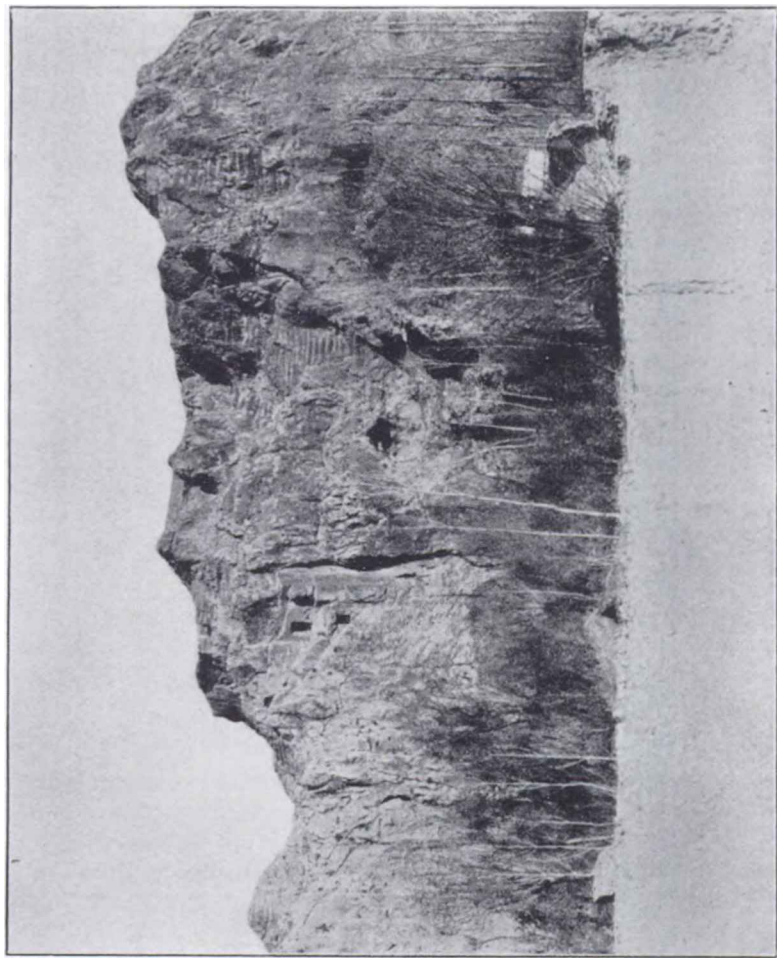
beschlossen. Sie haben sich auch ferner als lohnend erwiesen. Die Funde und was sie uns über die Kultur der Chalder und deren Beziehungen zu anderen Kulturkreisen erkennen lassen, werden später im Zusammenhang behandelt werden.

Von der großen Anzahl verschiedenartiger Anlagen im lebendigen Felsen, die die Südseite des Vanfelsens, des steinernen Geschichtsbuches des Chalderreiches in seiner ersten Periode, aufweist, ist außer der aus späterer nachchaldischer Zeit stammenden Inschrift des Xerxes nur eine Gruppe ihrer Herkunft nach inschriftlich genau bestimmt. Es sind dies die Felsenkammern am äußersten Westende dieser Seite des Vanfelsens, die an der Außenseite die Annalen Argistis' I. tragen und die im Volksmunde wenigstens bis vor kurzem — ich selbst erinnere mich nicht, den Namen gehört zu haben, — als Chorchor bezeichnet wurden.

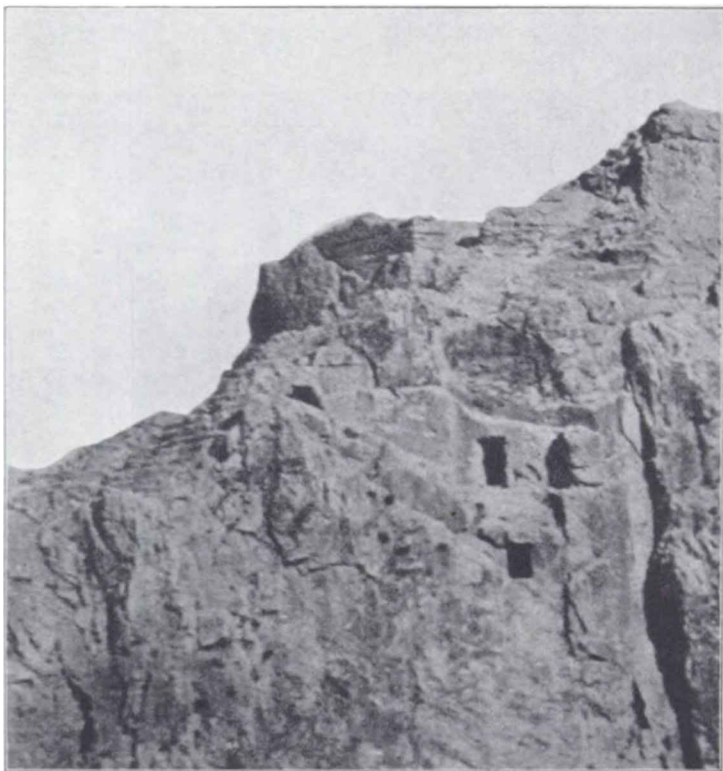
Die Anlage befindet sich fast im äußersten Westen der Südseite des Zitadellenfelsens. Sie ist daher auf unserer, das Gesamtbild des Felsens darstellenden Skizze nicht erkennbar, weil meine ihr zugrunde liegenden Aufnahmen vom Dache eines ziemlich weit östlich gelegenen Hauses der Zitadellenstadt aufgenommen wurden. Genau von derselben Stelle scheint Bachmanns schön gelungene Gesamtansicht aufgenommen zu sein, die jedoch noch weniger weit nach Westen reicht.

Hat man den Vanfelsen auf dem oben geschilderten Wege von Norden her erklommen und sich nach dem Westen des Grates begeben, so führt auf der Südseite eine jetzt stark beschädigte Felsentreppe zur Chorchoranlage herab. Ihre Lage im Verhältnis zum gesamten Felsen veranschaulicht die eine unserer Abbildungen (S. 121), während die andere (S. 122) die Einzelheiten in vergrößertem Maßstabe hervorhebt.

Im Felsen werden drei Öffnungen sichtbar, die eine erheblich tiefer als die beiden anderen, mit denen wir uns zunächst allein zu befassen haben. Die erste führt in eine kleine Kammer oder Grotte, die man als ein Wachtzimmer bezeichnen kann, in der, wenigstens in Friedenszeiten, der Hüter der Anlage sich aufhalten mochte, wenn sie sonst nicht in Gebrauch oder bewohnt war. Von der Felsenbank in seinem Wachtstübchen bot sich ihm eine unvergleichliche Aussicht über den See und das Gelände im Süden und Südosten des Vanfelsens bis hinüber zum Warrakgebirge. Bald hinter diesem Wachtzimmer beginnen schon, sozusagen an der linken Treppenhänge, die Inschriften, aber vorher erblickt man am Felsen eine leere, ziemlich tief ausgehauene Nische, deren Bestimmung die Betrachtung des Annalentextes und eine Beobachtung an Ort und Stelle erklären. Den Annalen fehlt die übliche Einleitung einschließlich der Anrufung der Götter. Diese Einleitung war demnach nicht in den Felsen eingehauen, sondern auf einer

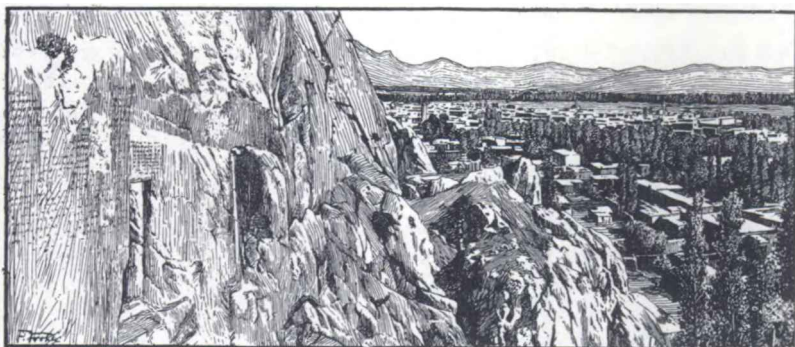


**Westlicher Teil der Südseite des Vanfelsens mit den Argistiskammern.**



**Die Argistiskammern.**

Tafel von anderem Material in diese Nische eingelassen. Und tatsächlich findet sich, worauf uns bei einem gemeinsamen Besuche der englische Konsul Mr. Elliot aufmerksam machte, vor der Nische an deren unterem Rande eine ziemlich tiefe Rille, die an dem ganzen unteren Rande der Nische entlang läuft und nach außen zu von einem mehrere Zentimeter hohen Stück Felsen, das man stehen gelassen hat, geschützt ist. Diese Rille diente als Schiene und als Halt bei der Anbringung der, sei es aus Metall (Bronze), sei es aus schwarzem Stein gefertigten Tafel, die außer der Anrufung der Götter usw. auch Skulpturen getragen haben kann. Der Anfang der genannten Rille beginnt schon etwas vor der linken unteren Ecke der Nische, so daß beim Aufsetzen der Tafel ein Halt für deren rechte Unterecke gegeben war, von dem aus das Einschieben dann bequem erfolgen konnte.



**Blick auf den Eingang zu den Argistiskammern und auf die Zitadellenstadt Van, vom oberen Teil der zu den Kammern führenden Felsentreppe her aufgenommen.**

(Die Zeilen der III. und VI. Kolumne sind angedeutet, Kol. VII rechts der Tür und VIII auf der jenseitigen Kante waren gleichfalls von dort aus zum Teil sichtbar.)

An diese jetzt leere Nische schließen sich also an der Felswand die Annalen Argistis' I. in acht Kolumnen an. Die drei ersten Kolumnen stehen an der Treppenwange bildenden Felswand. Kolumne fünf bis sieben stehen links über und rechts von der Tür der Felsenkammer. Die Türwand weicht gegenüber der Treppenwange ein Stück zurück, sie ist, wie die Abbildung erkennen läßt, tiefer in den Felsen eingeschnitten als diese. So ergibt sich links von der Tür und ihrer Umrahmung eine vertikal zur Treppenwange und an deren Stirnseite stehende Fläche und ebenso springt rechts ein entsprechendes Stück des Felsens vor, so daß die Felsenkammern ihrem Zugange nach einem ‚Templum in antis‘ gleicht. Auf den Innenwänden dieser „Anten“ stehen links die vierte, rechts die achte Kolumne. Um sie zu lesen, mußte also der Besucher eine Links- bzw. Rechtswendung machen. So war eine sehr wirkungsvolle, symmetrische Verteilung der einzelnen Teile dieser größten aller chaldischen Inschriften erreicht. Heute freilich ist die achte Kolumne durch einen tiefen und breiten Riß von der gesamten übrigen Anlage geschieden und so gut wie unzugänglich. So war sie denn auch zwar von ferne gelesen, aber niemals abgeklatscht worden. Erst unser Diener Jerwant Abrahamoff hat aus eigenem Antriebe das Wagnis unternommen und durchgeführt. Auf einem Leiterbeine stehend, sozusagen in der Luft balancierend, hat er den Abklatsch genommen. Bei der geringsten Unachtsamkeit hätte er seine Kühnheit mit dem Leben gebüßt. Schon ohnedies ist die Arbeit an den Inschriften, das Kopieren wie besonders das Abklatschen an dieser Stelle eine besonders schwierige Arbeit. Sie erfordert völlige Schwindelfreiheit, denn es ist in der Tat nicht leicht, auf der kaum

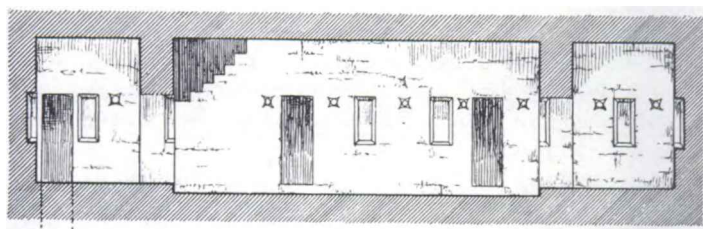
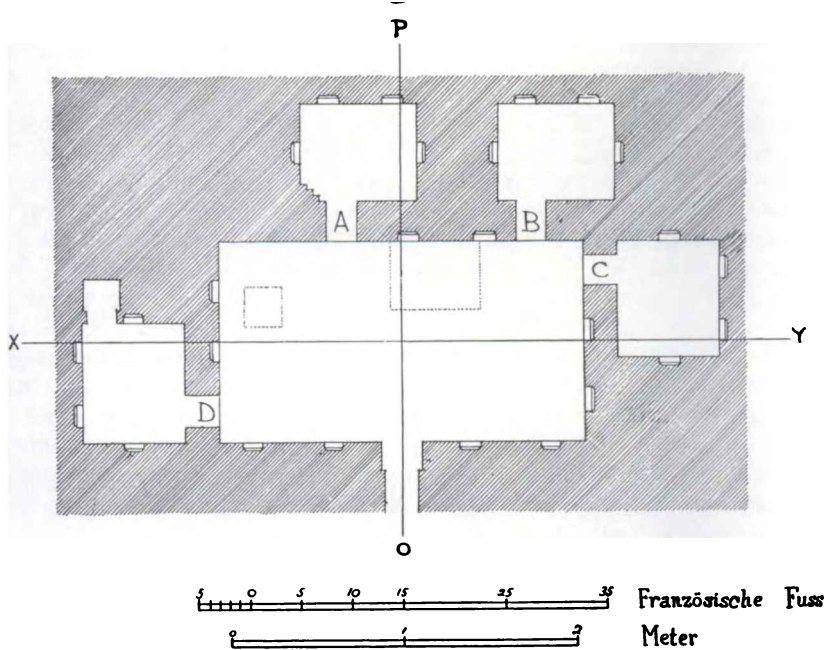
zwei Fuß breiten Felsentreppe stehend, über sich und unter sich eine senkrechte Wand, letztere 30 bis 40 m tief, dauernd zu arbeiten, um so mehr als man den glühenden, von den weißen Kalkfelsen in gesteigerter Hitze reflektierten Sonnenstrahlen ganz schutzlos ausgesetzt ist. Ein Anfall von Schwindel oder Schwäche kann nur allzuleicht den todbringenden Absturz herbeiführen.

In diesem Sinne ist der Arbeiten von Schulze als des Entdeckers auch dieser Inschriften, von Layard, von Deyrolle, der als erster die sieben zugänglichen Kolumnen im Jahre 1870 abklatschte, mit besonderer Anerkennung zu gedenken.

Nachdem es während unseres ersten gemeinsamen Besuches in Van nur mehr zu Rekognoszierungen und Stichproben gekommen war, hat dann nach seiner Rückkehr nach Van (Bd. I, S. 29) mein Reisegefährte gemeinsam mit Fräulein Majewski, der Tochter des russischen Konsuls und Nachfolgers des Herrn Hippius (S. 54), die Inschriften genau kollationiert und nachgemessen, während Abrahamoff die Arbeit des Abklatschens zufiel, die er mit dem oben geschilderten Wagnis krönte.

Daß es sich um einen einheitlichen Text handelt, wurde zuerst von Sayce erkannt, während D. H. Müller der Nachweis zu verdanken ist, daß eine 13mal vorkommende Wendung wie folgt zu deuten ist: „Argistis spricht: nachdem dem Chaldisvolke als Eigentum solcherlei Beute zugefallen“ (so ungefähr), „vollendete ich ein Jahr“ und daß es sich somit um die mindestens 13 Regierungsjahre umfassenden Annalen dieses Herrschers handle (Corp. Nr. 111). Sie betreffen jedoch nicht die ganze Regierung Argistis' I.; wir werden alsbald hören, daß hier andere Inschriften desselben Herrschers ergänzend eintreten, und wollen zunächst einen Blick in das Innere der Felsenkammern werfen (vgl. die von Herrn E. N. Frankland-Bell nach Schulz' und Layards sowie nach meinen Angaben gefertigten Skizzen S. 125).

Durch die Türöffnung tritt man in ein stattliches, rechteckiges Felsgemach (10½ Fuß hoch), die Wände mit der größten Sorgfalt gearbeitet und geglättet. Verzierungen und Inschriften fehlen völlig. Der Türwand gegenüber führen zwei weitere Türen A und B nebeneinander in zwei kleinere Felsgemächer, und zwar A fast genau der Haupttür gegenüber, nur ein wenig nach links, B erheblich weiter nach rechts, während aus beiden Seitenwänden je eine Tür in ein solches Nebengemach führt. Außerdem zeigen die Wände des Hauptgemaches je zehn gleichartig gearbeitete, mit einem breiten Rahmen umgebene Nischen. Diese Nischen sind so verteilt: je zwei rechts und links von der Tür an der Türwand, zwei an der gegenüberliegenden Längswand zwischen den Nebentüren A und B und je zwei an den Schmalwänden zu beiden Seiten der Türen C und D. Zwischen jedem dieser



Schnitt XY



Schnitt OP

### Die Argistiskammern: Grundriß und Schnitte.

(Das sechste Felsenzimmer schließt sich, wie auf dem Grundriß ersichtlich, an das durch die Tür D zu betretende linke Felsenzimmer an.)

Nischenpaare ist eine Figur von geringer Tiefe, dem Längsschnitt eines Ambos gleichend, eingegraben, also ein Viereck mit zwei parallelen gradlinigen Seiten und zwei einander entsprechenden nach außen geöffneten Kreisbogen, in dessen Mitte sich ein kleines rundes Loch von ungefähr  $\frac{1}{2}$  frz. Fuß = 16 cm Tiefe befindet (vgl. die Skizzen Schnitt XY und OP). Waren die Vierecke etwa mit Metall ausgefüllt und dienten sie als Reflektoren für eine in ihrer mittleren Vertiefung angebrachte Lichtquelle? In keiner der anderen zahlreichen Felsanlagen Armeniens ist mir etwas Ähnliches wieder begegnet.

In diesem Hauptgemache finden sich auf dem Fußboden zwei Vierecke von geringer Tiefe ausge schnitten, das eine rechts, das andere links von der Tür A. Das rechts liegt unmittelbar an der Felsenwand, das zur linken ist erheblich kleiner, völlig quadratisch und weiter von der Mauer entfernt. Links über der Tür A führen sechs Stufen nach oben, die, wie Schulz richtig bemerkt, nicht als Treppen, sondern eher zur Aufstellung irgendwelcher Gegenstände gedient haben.

Die vier Türen zu den Nebengemächern sind sämtlich von der gleichen Größe. Um in die Nebengemächer zu gelangen, überschreitet man jedesmal eine ca. 1 (frz.) Fuß hohe Schwelle. Diese vier Nebengemächer selbst sind niedriger als der Hauptraum und sind in ihrer Ausgestaltung und in ihrer Abmessung im Wesentlichen einander gleich. In ihrer Einrichtung bieten sie eine verkleinerte Nachahmung des Hauptraumes. Beim Eintritt befindet man sich, wie in dem großen Raume, zwei viereckigen Nischen gegenüber, während jede der Seitenwände eine solche Nische in ihrer Mitte aufweist. Zwischen ihnen befindet sich, entsprechend wie im Hauptraum, die oben geschilderte Figur.

In dem ersten durch die Tür A zu betretenden Nebengemache sind ähnlich wie im Hauptraum verschiedene Felsenstufen bemerklich. An das Zimmer B schließt sich nun aber noch ein weiterer Raum an, dessen Vorhandensein von Schulz und Layard festgestellt, der aber nachmals erst von meinem Reisegefährten mit einiger Deutlichkeit ergründet worden ist.

Ich gebe zuerst wieder, was Schulz darüber berichtet, um dann die nachmaligen bestimmteren Ermittlungen meines Reisegefährten folgen zu lassen. „In dem Zimmer zur linken des großen Felsenzimmers fand ich im Winkel der Mauer eine Öffnung, groß genug, um einen Menschen durchzulassen und die auf den ersten Blick einem Brunnen gleicht. Ich ließ mir ein Seil umlegen und stieg herab. Sehr bald erreichte ich den Boden, in dem ich eine sehr enge nach unten führende Öffnung bemerkte. Aus der Resonanz schloß ich, daß sich darunter eine sehr tiefe Ausschachtung befinden müsse. Die Lampe, deren ich mich während dieses Besuches bediente, ging, in die Oeffnung gehalten, wiederholt aus, wenn ich nicht irre,



infolge eines Luftzuges, der von unten kam. Daher konnte ich nur tasten und nichts weiter unterscheiden.

„Der Pascha“ (gemeint ist der Vali), „dem ich von dieser Öffnung sprach, hielt es für sehr wahrscheinlich, daß sie in Beziehung steht zu einer Quelle, die am Fuße des Vanfelsens hervortritt, da, wo sich sein Garten und sein Sommerkiosk befindet. Und in der Tat, nachdem ich diese Quelle kennen gelernt habe, ist mir klar geworden, daß sie sich fast unmittelbar unterhalb der Felsenkammern des Chorchor befindet.“

Offenbar denselben Raum hat mein Reisegefährte bei seiner nochmaligen zweiten Anwesenheit in Van genauer untersucht und ihn in einem Bericht aus Van vom 18. Juli 1899 wie folgt geschildert:

„Neben einem von Argistis I. im Innern des Van-Felsens angelegten Felsengemach befindet sich ein viereckiger, zisternenartig angelegter Raum von unbekannter Tiefe, dessen unterer Teil mit Erde, Steinen usw. aufgefüllt ist, so daß nur noch etwa 5 bis 6 m gegenwärtig unaufgefüllt sind. Ich ließ dort mehr als 2 m tief nachgraben, ohne den Felsenboden des Raumes zu erreichen, wobei neben Erde und Steinen zahllose Tierknochen (Rind, Schaf) zum Vorschein kamen. Ein Zugang zu dem Boden dieses Raumes existiert nicht, man müßte denn gerade eine Leiter von mindestens sieben, wahrscheinlich aber 10 bis 12 m Länge dort installiert gehabt haben.

„Die vier Wände des Raumes enthalten im oberen Teile, der also von unten aus nur mittels langer Leiter zugänglich gewesen wäre, zahlreiche große und tiefe Nischen.“

Diese Schilderung hat Dr. Belck später durch folgende Ausführungen ergänzt, die auch die Frage der Bedeutung des Raumes in Erwägung ziehen,

„Dieses sechste Felsenzimmer ist von ungewöhnlicher Tiefe und hatte sicher in der Höhe des Fußbodens der anderen Räume einen auf Balken ruhenden Holzfußboden.

„Die unterhalb desselben in die Tiefe führende, heute fast ganz mit Tierknochen und Erde aufgefüllte Ausschachtung, führte entweder hinab bis zu den am Fuße der Felswand gerade senkrecht unter diesen Felsenzimmern hervorsprudelnden starken Quellen (S. 129f.), diente dann also zur eventuellen Versorgung der Feste mit Wasser. In diesem Falle würde die Auffüllung des Schachtes mit Knochen und Erde in späterer Zeit und aus unbekannten Gründen erfolgt sein.

„Oder aber der Schacht erstreckte sich nicht so tief hinab“ und „diente von vornherein ganz anderen Zwecken. Der obere Teil des Raumes, das eigentliche Gemach, enthält auffällig viele und große Nischen und macht den Eindruck einer besonders sorgfältigen Herrichtung.“ Mein Reisegefährte hat daher erwogen, ob nicht gerade dieses Gemach das Heiligtum darstellt,

das Argistis in der den Schluß der Annaleninschrift bildenden „Fluchformel“ erwähnt. Dadurch würde sich das massenhafte Vorkommen von Rinder- und Schafknochen in dem Schacht vielleicht erklären, wenngleich schwer einzusehen wäre, „weshalb diese im Tempel aufgehoben und nicht fortgeworfen wurden“. Aber undenkbar wäre es nicht, daß im Kultus die Anhäufung der Knochen von Opfertieren eine Rolle gespielt hätte.

Auf Toprakkaläh als dem späteren Zentrum des Chalderreiches läßt sich ein bis zu einem gewissen Grade analoger Vorgang beobachten. Im sogenannten Totenhaus, einer Anlage, die wohl sicher religiösen Zwecken gedient hat, wurden, wie später noch näher auszuführen, zahllose Tier- und Menschenknochen aufgedeckt, die lagenweise übereinander angeordnet waren, die einzelnen Lagen waren durch 30 bis 40 cm tiefe Erdschichten voneinander geschieden. Augenscheinlich wurden die Reste der Opfertiere und die Knochen mit Erde bedeckt, um den Verwesungsgeruch zu beseitigen.

In dem Schacht des Felsenzimmers fanden sich in einer Ecke ein ganzer Haufen großer Steinkugeln und einige eiserne Kanonenkugeln. Wenn bei Belagerungsfällen die Verteidiger der Burg neben dem Eingang der Argistiskammern Kanonen aufgestellt hatten, wozu sich der Platz wegen der vortrefflichen Deckung die er bot, besonders gut eignete, so erklärt sich auch die eigentümliche Verschiedenheit in der Zerstörung der einzelnen Teile der Annaleninschriften. Es ergibt sich da nämlich, daß die vertikal zur Flugrichtung der Geschosse angebrachten Kolumnen am ärgsten zerstört sind, während die parallel mit der Flugrichtung angebrachten Kolumnen fast gar nicht gelitten haben. Alle Kolumnen, die überhaupt feindlichen Geschossen in der einen oder anderen Weise zugänglich waren, zeigen umfangreiche, aber nicht besonders tiefe Löcher, wie sie sich am leichtesten durch das Aufschlagen harter Steinkugeln auf die Felswand bilden konnten. Eine natürliche Verwitterung hätte viel gleichmäßiger wirken müssen, und eine Zerstörung auf Anordnung eines unverständigen Machthabers — Schulz und die ihm folgenden Besucher der Inschriften dachten in erster Linie an Timur — würde weit gründlicher ausgeführt worden sein.

Unterhalb der Argistiskammern befindet sich, wie schon erwähnt und aus den Abbildungen (S. 121 f.) ersichtlich, am Vanfelsen eine weitere Türöffnung, die anscheinend früher niemals bemerkt worden ist. Sie kann nur auf äußerst halsbrecherischem Wege erreicht werden, die Felsentreppe, die dort bestanden haben mag, scheint vernichtet zu sein. Mein Reisegefährte hat auch dieses Wagnis unternommen und dort ebenfalls, wenn ich mich recht erinnere, eine Gruppe von mehreren ineinander gehenden Felsgemächern gefunden. Leider sind mir keine Einzelheiten bekannt oder erinnerlich und ich weiß auch nicht, ob dem ersten naturgemäß nur oberflächlichen

Besuche ein anderer, selbst für den Schwindelfreien weitere Lebensgefahr bedingender gefolgt ist. Nur eins scheint sicher sowohl aus Schulz's wie aus Dr. Belcks Schilderungen jenes oberen sechsten Gemaches in der Anlage Argistis' I. hervorzugehen: eine Verbindung zwischen diesen unteren Felsenkammern und den Argistiskammern, die etwa durch jenen in die Tiefe gehenden Schacht hergestellt worden wäre, besteht nicht.

Was nun die Bestimmung des Schachtes im sechsten Felsenzimmer des Argistis anlangt, so möchte ich doch für wahrscheinlicher halten, daß er den auf den chaldischen Felsburgen unerläßlichen geheimen Gang zum Wasser darstellt. Denn daß der Vanfelsen und speziell der Teil, in welchem sich die Argistiskammern befinden, als Götter- und Königssitz und als Feste gedient hat, steht außer Zweifel. Auch die Tatsache, daß dieser westlichere Teil des Vanfelsens, die eigentliche innere Feste, vom Gesamtmassiv durch einen künstlichen Einbau chaldischerseits getrennt worden ist, spricht dafür (vgl. o. S. 52, 60f.).

Ferner sind die Argistiskammern sicher zunächst zur Benutzung für die Lebenden bestimmt gewesen, wie denn auch die Annalen nur den ersten Teil der Regierung Argistis' I. umfassen (s. unten S. 139), also nicht etwa eine Grabinschrift darstellen. Überhaupt sind unseres Erachtens die Felsenkammern der Chalder als wirkliche Wohnungen zu betrachten, nicht als Gräber, obgleich eine sichere Entscheidung dieser Frage dadurch erschwert wird, daß das Grab als das Haus des Toten nur allzuhäufig die Wohnung des Lebenden nachbildet. Wo aber nicht bestimmte Anzeichen für Begräbnis oder Totenkult vorliegen, wie beispielsweise in Fachriqah (Bd. I, S. 225ff.), wird es richtiger sein, nicht an Grabanlagen zu denken. Eine Chalderburg oder ein Teil derselben, der von Lebenden, sei es zur Wohnung, sei es als Tempel, benutzt wurde, bedurfte regelmäßig, wie schon wiederholt betont (Bd. I, S. 103, 313, 445ff.; ob. S. 64), eines geheimen Zugangs zum Wasser, wie er denn auch überall vorhanden oder in Spuren nachweisbar ist. Und dieses Wasser ist in der unmittelbar senkrecht unterhalb der Argistiskammern befindlichen Quelle zur Hand, in deren Nähe unser Schacht endigen mußte, wenn er bis ins Niveau der Ebene herabgetrieben wurde. Andererseits hat die Aufbewahrung der Reste von Opfertieren innerhalb eines Felsenschachtes ihr sehr Bedenkliches. Die Analogie mit dem Totenhaus auf Toprakkaleh versagt insofern, als dort die Aufschüttung und die Bedeckung mit Erde unter freiem Himmel erfolgte.

Eine nähere Beschreibung der Quelle, die ich ganz außer Zusammenhang mit dem uns hier beschäftigenden Problem und daher auch ganz unbefangen besuchte, wird unsere Ansicht zu stützen geeignet sein. Vorausgeschickt sei nur noch, daß wir, kurz ehe wir zu den Argistiskammern ge-

langten, einen an der Südseite des Vanfelsens herabführenden Spalt bemerkten: ob zwischen dem Wachtzimmer und den Argistiskammern oder, was minder wahrscheinlich, schon ehe wir das Wachtzimmer passiert hatten, ist mir nicht mehr sicher erinnerlich.

Während der Fuß des Vanfelsens von der Nordseite her überall unmittelbar zugänglich ist, ist die Südseite durch die Gebäude der Stadt verdeckt; auch von den armenischen Kirchen stoßen einige, so z. B. Surb Vartan, so gut wie unmittelbar an das Felsmassiv an. An den westlichsten Teil reicht ein Garten heran, der mir als zum alten Hospital gehörig bezeichnet wurde, während früher zu Schulz' Zeiten sich dort das Sommerhaus und der Lustgarten des Wali befunden hatte. Auch bei Layards Besuch gehörte der Garten der Familie eines der früheren erblichen Paschas von Van.

Hier sprudelt am Fuße des Felsens die schwach kohlen säurehaltige Quelle lieblich murmelnd hervor. Sie ist, abgesehen von den aufsteigenden Gasen, schön klar und hat Kiesgrund, der freilich zum Teil mit moorigen Gewächsen oder mit Abfällen bedeckt ist. Wo er frei liegt, sieht man die Quelle aus mehreren Erdlöchern, öfters Blasen werfend, hervortreten. Sie kommt also nicht aus oder unter dem Felsen hervor, sondern direkt am Felsen aus der Erde, wohl eben, weil der Felsen dort aufhört. Der Felsen tritt an der Stelle, wo sie hervortritt, etwas zurück, so daß eine Art Bassin entsteht, aus dem das Wasser in zwei verschiedenen Armen abfließt.

Ein wenig links davon und ca. 6 bis 7 m über der Erde endet ein von oben herabkommender Felsenspalt, eben der Spalt, dessen Beginn auf der Höhe man sieht, ehe man zu den Argistiskammern gelangt. Im Spalte nisten höher hinauf Tauben. Man hört sie schwirren, wie das auch von oben her der Fall war, und sieht sie und noch mehr ihre Spuren — Federn und Unrat — hochgetürmt. Man steigt vom Erdniveau auf antiken in den Felsenvorsprung eingehauenen Stufen hinauf und gelangt so in den Spalt etwas vor seinem unteren Ende. Daß der Spalt selbst in alter Zeit benutzt worden ist, beweisen kleine Stufen, die an seinem Eingange rechts in die Wand gehauen sind, jedoch nicht schräg in der Spaltrichtung, sondern direkt aufwärts. Auch sonst zeigt das Ende des Spaltes Merkmale einer Bearbeitung. Wir kletterten hinauf, bis uns ein riesiges, von oben herabgefallenes Felsstück Halt gebot, das auf der schmalen Kante aufrecht steht und den Spalt in zwei Teile teilt. Beide Teile sind von oben her in neuerer Zeit mit Steinen zugeschüttet, um den Ausgang zu verwehren.

Nach meinen Notizen scheint es, als ob der Spalt teilweise verdeckt gewesen wäre, so daß das Felsstück von dieser Bedachung hergerührt hätte. Dr. Reynolds meinte bei der Quelle eine Keilinschrift gesehen zu haben, und diese ist auch tatsächlich vorhanden gewesen, denn Layard berichtet,

daß er über dieser Quelle eine kleine Tafel sah, die vormalig eine jetzt vollständig zerstörte Keilinschrift getragen habe. Damit steht also eine Bewertung der Quelle in chaldischer Zeit fest.

In Friedenszeiten, so möchte ich annehmen, wird man die Quelle von den Argistiskammern her an der Außenseite des Felsens durch den Spalt erreicht haben; in Zeiten der Gefahr wird dagegen der Schacht dazu gedient haben, die Wasserholer unbemerkt bis zum unteren anscheinend verdeckten Teile des Spaltes und zu der dann wohl auch besonders geschützten Quelle zu bringen. Es müßte dann aus dem Schacht ein verhältnismäßig kurzer Stollen bis zum unteren Teile des Spaltes geführt haben, der durch die neuere Aufschüttung verdeckt ist.

Damit würde auch der Einwand meines Reisegefährten, diese Art der Wasserversorgung könne für etwaige Fälle einer Belagerung nicht in Betracht kommen, da das Wasser auf einer den Wurfgeschossen eines Feindes völlig preisgegebenen Felsentreppe hätte hinaufgetragen werden müssen, zum Teil erledigt. Das Wasser selbst konnte ja vom unteren Ende des Schachtes durch diesen mittels Seile und sonstiger Vorrichtungen heraufgezogen werden. Dr. Belck bemerkt freilich, daß für Belagerungsfälle andere großartige Anlagen geschaffen waren, die auf dem Nordabhang des Felsens zu unterirdischen Wasseradern oder Leitungen führten. Es ist schade, daß Dr. Belck nichts Näheres über diese von ihm ermittelten unterirdischen Anlagen mitgeteilt hat. Ob sie gerade zur Versorgung der Argistiskammern dienten, ist nicht ersichtlich.

Der Gedanke, daß in den Felsenkammern das Heiligtum, von dem Argistis in den Annalen spricht, zu suchen sei, behält übrigens auch bei dieser Deutung des Schachtes Bestand. Man kann, wie es Dr. Belck wollte, an einen dieser Räume und vielleicht eben das sechste Zimmer denken, und selbst die Möglichkeit, daß mehrere Räume oder die ganze Anlage in erster Linie diesem Zwecke dienten, ist nicht ganz von der Hand zu weisen, wenn auch von geringer Wahrscheinlichkeit.

Layard bemerkt übrigens, man habe ihm versichert, der Name Chorchor (S. 120) sei auf den Garten beschränkt und beziehe sich nicht auf das Felsenschloß und so erklärt er die Bezeichnung der Argistiskammern, „die Höhlen des Chorchors“, Chorchor mugaralary, als mit diesem Garten zusammenhängend. Die Bezeichnung Chorchor für die Felsenkammern, die Schulz beibringt, bestätigt Layard damit: ob nur der Garten oder Fels und Garten diesen Ortsnamen tragen, macht wenig aus. Wichtig dagegen scheint mir festzustellen, daß der Gedanke, ‚Chorchor‘ hänge mit einem in den Keilinschriften von Van vorkommenden Worte charchar zusammen, irrig ist. Das betreffende Wort findet sich in den auf den Felsensaal des

Menuas bezüglichlichen beiden Inschriften und lautet nach dem von uns entdeckten Exemplar deutlich *charnisinî*. Es bezieht sich allerdings auf die *sirsinî* (S. 31 f.), mit denen das Felsenzimmer bezeichnet wird. Aber der Anklang an Chorchor fällt fort.

Von Argistis' Sohn Sardur III. trägt der Vanfelsen nur ein sicheres, uns bereits bekanntes Denkmal, die Inschrift in der an der Nordseite befindlichen „Schatzgrotte“ (oben S. 29 f.). Wohl aber ergeben die in den Kirchen von Van von uns gemachten Entdeckungen gerade für diese beiden Herrscher, Vater wie Sohn, sehr wichtige neue Aufschlüsse.

Der Schwierigkeiten, die uns der Kirchenrat entgegenstellte, wurde bereits oben (S. 33) gedacht. Ihre Überwindung gelang uns erst nach der Rückkehr von unseren Forschungsausflügen. Außer abergläubischer Furcht und ehrlichen Bedenken betreffs der Sicherheit der Kirchen spielte dabei auch Persönliches seine Rolle. Einer der einflußreichsten Mitglieder des Kirchenrats war Terzibaschean. Sein Name bedeutet Sohn oder Abkömmling des Schneider-Obersten, und sein Vater oder Großvater war einmal Obermeister der ehrsamten Schneidergilde gewesen. Terzibaschean war ein sehr reicher Mann. In seinem Hofe lag das Fragment einer Keilinschrift und vor seiner Hoftür auf der Straße ein anderes. Wir hatten ihn aufgesucht und Tee bei ihm in seinem großen, mit kostbaren Teppichen, Spiegeln und Holzmalereien prächtig ausgestatteten Empfangszimmer getrunken. Wir kopierten dann die Inschriften und teilten ihm mit, daß wir gern Abklatsche nehmen würden. Auch von einer Möglichkeit des Ankaufs der Steine mit den kurzen Bruchstücken von Inschriften, wahrscheinlich Argistis' I., war die Rede, doch schien uns der Preis zu hoch. An einem der nächsten Tage kam ich und legte Papier zum Abklatschen auf beide Steine: den zweiten hatte er vorsorglich mit in seinen Hof schleppen lassen. Er war nicht zu Hause, kam aber, während ich bei der Arbeit war, erklärte, sein Bruder gestatte das Abklatschen nicht, wir müßten dafür denselben Preis zahlen, den er für die Steine gefordert hatte. Ich glaubte anfangs, er scherze, aber er erklärte, er würde die Abklatsche, die zum Trocknen dort bleiben mußten, wegnehmen lassen und ohne die geforderte Bezahlung nichts herausgeben (er, resp. „sein Bruder“). Ich erklärte ihm, er sei der erste Armenier, mit dem uns derartiges begegne. Das berührte ihn gar nicht. Tatsächlich behielt er die Abklatsche und gab sie auch auf Zureden verständiger Leute und der Behörden nicht heraus.

Terzibaschean war offenbar die Seele des vom Kirchenrat ausgehenden Widerstandes. Dieser dauerte, wie oben (S. 33) bemerkt, noch fort, nachdem der deutsche Botschafter uns telegraphiert hatte: „Patriarch hat telegraphisch Erlaubnis erteilt.“ In dem Telegramm des Patriarchen an den



Vartaped Stephan auf seines Daches Zinnen, im Hintergrunde der Vanfelsen, an dem die Neftkuju-Anlage (S. 143, 145ff.) hervortritt.

Vartaped und den Kirchenrat hieß es: „man möge uns die Grabsteine zeigen und lesen lassen.“ Natürlich war das nur eine Ungeschicklichkeit in der Abfassung des Telegramms, die vermutlich nicht dem Patriarchen, sondern dem mit der Absendung Beauftragten zur Last fiel. Aber nun wurde erklärt, es wären keine Grabsteine, also die Sache stimme nicht. Ferner wurde, wie wir später vernahmen, ein Schreibebrief an den Patriarchen verfaßt, in dem es hieß, das Volk werde durch unsere Arbeiten irritiert, und außerdem bestände Gefahr, daß die Kirche bei Herausnahme der Steine

einstürzen werde. Von dieser Sachlage setzte uns Vartaped Stephan bei einem persönlichen Besuche in Kenntnis. Damals fiel die Äußerung: „sie sollten uns (die Armenier) lieber alle auf einmal totschiessen, statt solchen Lebens.“ Vartaped Stephan bat uns, nochmals an den Patriarchen zu telegraphieren. Wenn er dann wieder eine Antwort und Anweisung vom Patriarchen erhielte, so werde er — als geistliches Oberhaupt und als bürgerlicher Vorsteher (Aratschnord) der armenischen Gemeinde — alles für uns tun, ohne sich weiter um den Kirchenrat zu bekümmern. Demgemäß telegraphierten wir nochmals an den Patriarchen, und als er nicht gleich antwortete, nochmals. Darüber rückte die Zeit unserer Abreise nach den Tigrisquellen usw. heran.

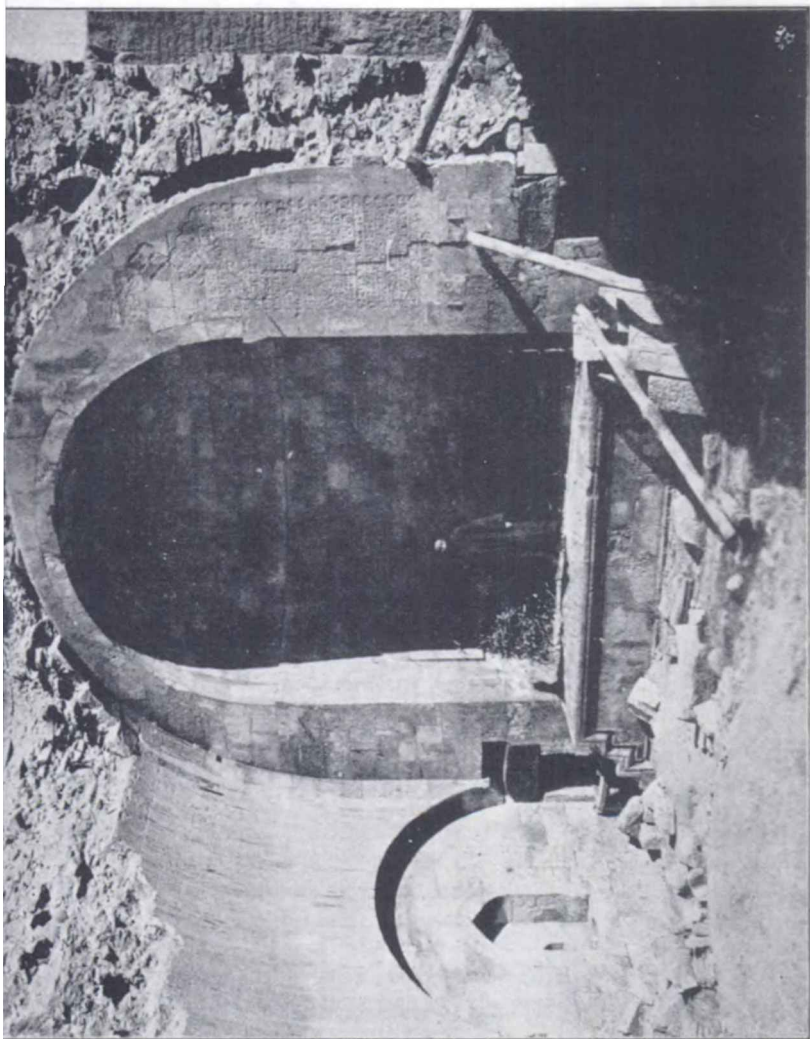
Von dieser zurückgekehrt, fanden wir ein nunmehr schon altes Telegramm des Patriarchen vor, des Inhalts, er habe Vartaped Stephan die nötigen Anweisungen erteilt. Als ich am Tage nach unserer Rückkunft zum Aratschnord ging, zeigte dieser ein seinen Worten vollständig entgegengesetztes Verhalten. Weit entfernt, den Kirchenrat nunmehr auf sich beruhen zu lassen, erklärte er vielmehr, er könne nichts gestatten, da der Kirchenrat nicht einverstanden sei, und als ich ihn an seine Worte erinnerte, machte er Ausflüchte. Es war klar: er hatte Angst bekommen.

Nun wurde auf den folgenden Tag eine Sitzung des Kirchenrats anberaumt, in der wir unsere Absichten darlegen und die Leute tunlichst überzeugen sollten. An dieser Sitzung nahm unser Gastfreund Dr. Raynolds teil, der als Wohltäter der Armenier eines großen Ansehens genießt, sowie ferner der Moawin Oannes Beg, der als Armenier und in seiner Stellung als Mo'awin natürlich sehr einflußreich war.

In der sehr erregten Sitzung, bei der wir es an Offenheit nicht fehlen ließen, wurde schließlich ein Vorschlag des Dr. Raynolds angenommen: wir sollten zunächst mit zwei Steinen beginnen, und wenn sie sähen, daß der Kirche nichts geschähe, so sollten wir fortfahren. Da bei den Verhandlungen fortwährend großer Wert auf den Brief an den Patriarchen und die zu erwartende Antwort desselben gelegt wurde, so telegraphierten wir nochmals an den Patriarchen, eine „irritation du peuple“ existiere nicht und für die Sicherheit der Kirchen glaubten wir Gewähr leisten zu können.

Mit den beiden Steinen, an denen wir diesen „Versuch“ vornahmen, hat es eine besondere Bewandnis. Eine Inschrift Sardurs III. war durch Schulz und Layard „aus der Kirche Surb Petros“ bekannt, tatsächlich einer St. Paul und Peter gewidmeten Doppelkirche (S. 33). Diese Inschrift hatten wir auf der Vorderseite eines Steines, der als Sims über dem Durchgang zu einem kleinen Raume in diesem Heiligtum verwendet war, wiederge-





Die zerstörte Kirche Surb Petros mit den beiden Längshälften der Stele Sardurs III. Argistichinis über den beiden Durchgängen rechts und links der Apsis und mit der Stützvorrichtung und dem „Sicherheitsbarometer“.

funden. Aber gleich beim ersten Besuch ergab sich uns, daß hier erheblich mehr zu gewinnen war. Der genannte Durchgang befindet sich in der Kirche Surb Petros, die eine vollständige Nebenkirche zu Surb Poghos bildet. Diese Nebenkirche war zur Zeit der Massakers von den Kurden zerstört worden und dadurch reichliches Licht an die sonst von dämmerigem Dunkel umwebten hinteren Teile der Nebenkirche gekommen. Dadurch wurde der auf unserer Abbildung erkennbare traurige Zustand hergestellt, der aber auch hier wieder unserer Forschung zur Förderung gereichte. Denn nun sahen wir und sieht der Leser auf den ersten Blick, daß es sich um zwei einander entsprechende Durchgänge zu zwei einander entsprechenden kleinen Räumen neben der Apsis der Kirche Surb Petros handelt, deren jeder von einem solchen Simse gekrönt ist. Diese erweisen sich ohne weiteres als die rechte und die linke Hälfte einer Stele, die man vertikal in zwei Hälften (I, II) gespalten und so eingemauert hat, daß die Schnittfläche nach unten liegt. Stück I über der linken, Stück II über der rechten Tür. Bekannt war bisher nur die nach vorn eingemauerte Seite von I. Aber es ließ sich ohne weiteres feststellen, daß beide Stücke auf ihren gegenwärtigen Vorder- und Rückseiten beschrieben waren, so daß man es also mit den Hälften einer auf beiden Breitseiten beschriebenen Stele zu tun hat. Beim Wegblasen des Staubes während der Arbeit bemerkte dann mein Reisegefährte, daß auch die eine der jetzt nach oben eingemauerten Seiten, also eine der Schmalseiten der Stele, mit Keilschriftzeichen bedeckt war. War aber die eine Schmalseite beschrieben, so mußte es auch die andere sein, was sich ohne weiteres bestätigte. So hatten wir hier — der erste derartige Fall, dem noch mehrere folgen sollten — eine vierseitig beschriebene Stele (Corpus 129).

Um an die Inschriften der Schmalseiten heranzukommen, mußte aber mindestens die unterste Lage der Steine, die die Stelenhälfte als Simse stützten, aus der Mauer herausgenommen werden, und das geschah nun, nachdem die Genehmigung des Kirchenrats erfolgt war. Auf unserer Abbildung sieht man die nach oben liegende Schmalseite über der linken Tür freigelegt und die schwierigeren Vorkehrungen für die gleiche Maßnahme an der rechten Seite. Die rechte Seite der Apsis ist, wie man sieht, ganz mit einer armenischen Inschrift bedeckt. Diese zeigt im oberen wie im unteren Teile je einen in rechtwinkligem Zickzack verlaufenden vertikalen Riß; die Mauer mußte also hier gestützt werden. Außerdem sieht man in der Abbildung auf der vierten Zeile der Inschrift von unten über dem Riß einen Papierstreifen, eine Art Sicherheitsbarometer; denn sowie der Spalt sich im geringsten erweitert hätte, wäre das Papier gerissen.

Es verlief aber alles glatt, und unsere große Mühe erwies sich als nicht

vergeblich. Wir fanden auf der einen dieser Schmalseiten die erste namentliche Erwähnung eines Assyrikerkönigs in einer chaldäischen Inschrift mit dem Namen seines Vaters, letzterer in einer Weise geschrieben, daß dadurch eine lange schwebende Streitfrage in dem von Oppert und mir vertretenen Sinne erledigt wurde. Aus der Schreibung: Assur-ni-ra-ri-ni A-da-di-ni-na-ri-e-hi ergibt sich, daß der Name des Wettergottes im Assyrischen Adad ist, während man bisher in den häufigen Namen: „der Wettergott ist meine Hilfe“ die ideographische Schreibung dieses Gottes mit Ramman wiedergegeben und also den Namen Ramman-nirari gelesen hatte. Nicht minder wichtig ist, daß Sardur III. nicht allein mit Tiglatpileser IV., sondern bereits mit dessen Vorgänger Assurnirari zu kämpfen hatte und daß dieser letztere nicht der Sohn seines Vorgängers Salmanassars IV. gewesen war, was auf Erschütterungen in der Thronfolge und im Assyriereich in einem, wie wir sehen werden, historisch besonders wichtigen Momente schließen läßt.

Im übrigen muß man, um die Stele zusammenzusetzen, den rechts eingemauerten Stein als die linke Seite der Stele betrachten und umkehren, so daß die nach hinten eingemauerte Rückseite oben liegt. Sodann muß man das über der linken Tür eingemauerte Stück so, wie es jetzt liegt, also mit seiner gegenwärtigen Vorderseite nach oben, daran gefügt und die Schnittflächen einander genähert denken: denn beim Zersägen und Verpassen der Stelenhälften ist ein schmaler Streifen zwischen ihnen ausgefallen. So ergeben sich aus der einen bekannten Inschriftfläche und den fünf neu hinzugefundenen die vier Inschriftseiten einer Stele Sardurs III.

Auf der Vorderseite befindet sich zunächst die Einleitung mit der Anrufung der Götter, der sich hier gleich die Fluchformel anschließt, die sonst meist am Ende der Inschriften steht. Auf den letzten Zeilen beginnt der Bericht über die Feldzüge, der sich auf der Rückseite der Stele fortsetzt und hier zunächst fast wörtlich mit der Inschrift übereinstimmt, die derselbe König Sardur III. Argistichinis bei Izoli einmeißeln ließ und die oben (Bd. I S. 479ff.) besprochen worden ist. Es werden also hier die Feldzüge gegen die Melitene und westlich darüber hinaus behandelt. Die eine der Schmalseiten ist dann den Feldzügen im Nordosten am Goktscha-See gewidmet und bildet so auch dem Wortlaute nach eine Parallele zu der in Atamchan gefundenen, gleichfalls von Sardur III. herrührenden Inschrift (Bd. I, S. 59), die andere, wie wir schon sahen, den ersten Kämpfen mit Assyrien.

Nachdem wir diesen bautechnisch schwierigsten Teil unserer Arbeit in den Kirchen zur Zufriedenheit einwandfrei gelöst hatten, mußte man uns wohl oder übel auch in den anderen Kirchen gewähren lassen (vgl. schon

oben S. 33), und unsere wichtigste Errungenschaft betraf eines der größten chaldäischen Monumente, eine Steleninschrift von Sardurs III. Vater Argistis I., die großenteils eine Parallele zu dessen Annalen am Van-felsen bildet.

In der Kirche Surb Sahak hatte nämlich A. Layard „zwei Inschriften“ Argistis' I. kopiert, die beide von Sayce (XLV und XLVI) zum erstenmal veröffentlicht wurden.

Der eine Stein ist, wie Sayce nach Layard berichtet, in der Mauer der Kirche eingelassen, die andere Inschrift fand Layard unter dem Altar der Kirche eingemauert.

Die Kirche Surb Sahak hat, wie mehrere der Kirchen in Van, zwei nur lose miteinander verbundene Kulträume, ist aber nicht in gleichem Maße wie Surb Poghos-Petros als Doppelkirche zu bezeichnen. Die erstgenannte der von Layard kopierten Inschriften ist rechts vom Durchgang aus der vorderen zu der hinteren zweiten Kirche in einem offenen Seitenraum (Kapelle) in die Wand eingemauert.

Bei näherer Prüfung stellte sich mir heraus, daß diese nach vorn eingemauerte Inschrift auf den schmalen Seitenflächen des Oberteils einer Stele stehe: die Rundung war deutlich zu bemerken.

Da Stelenseiten von den Chaldern nur beschrieben zu werden pflegen, wenn beide Breitseiten verwertet sind, so war hier wiederum, wie bei der Stele Sardurs III., vierseitige Beschreibung anzunehmen, was sich, nachdem der Stein aus der Kirchenmauer entfernt war, bestätigte. Bis auf weiteres wird man also Argistis I. als den Urheber dieser Neuerung in der Ausnutzung der Stelenflächen zu bezeichnen haben. Das Loch in der Kirchenwand wurde von unseren Steinmetzen mit anderen Steinen ausgemauert, und der Schriftstein war zu der Zeit, da die Expedition Van verließ, in einem Winkel der Kirche aufgestellt. Es ist dies der einzige Schriftstein, der aus der Kirchenmauer herausgeholt und später nicht wieder eingemauert wurde.

Der zweite Stein war zunächst nicht zu finden. Er wurde schließlich unter dem Bewurf des Altars entdeckt.

Beide Stücke bestehen aus demselben Material, schwarzem, dioritischem Gestein, und stimmen in den Dimensionen, sowohl der Breite und Dicke der Steine, wie auch in der Inschriftgröße und im Schriftcharakter vollständig miteinander überein.

So schien sich zu ergeben, daß wir es hier mit zwei Fragmenten einer großen Stele zu tun hätten, die im oberen Teile an den Schmalseiten beschrieben war, während im unteren Teile die Schmalseiten nicht mehr in Anspruch genommen waren. Zwischen den beiden Stücken mußte ein

größeres Stück fehlen. Zu den äußeren Gründen, dem Fehlen der Enden der Schmalseiten-Inschriften, treten innere Erwägungen hinzu.

In der Hoffnung, daß sich der oder die fehlenden Teile dieses wichtigen Monumentes ebenfalls in dieser Kirche vorfinden möge, wurden wir durch den Umstand bestärkt, daß sich der Sockel einer riesigen Stele rechts im gedeckten Vorhof der Kirche aufgestellt befindet. Er ist durch eingegrabene Kreuze christianisiert worden und steht vertikal zur normalen Stellung eines Sockels rechts vom Haupteingang in einer Nische, ist eingerahmt und mit einer Holztür versehen. Er mißt ca. 1,55 m ins Geviert und ist 0,45 m dick. Das Einsatzloch mißt 70 : 52,5 cm.

Jene Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht. Auch läßt sich trotz des äußeren Anscheins die Annahme, daß die beiden Stücke zu einer und derselben großen Stele gehören, nicht mit voller Sicherheit vertreten.

Der Text ist größtenteils ein Parallelbericht zu der Annaleninschrift, umfaßt aber auch Feldzüge, die in den Annalen nicht berücksichtigt und also erst nach deren Abfassung erfolgt sind. So berichtet z. B. die eine Schmalseite über einen zweiten Feldzug gegen Diaus, den nördlichsten der vormaligen Naſri-Staaten (s. oben S. 116). Diejenigen Bruchstücke aber, welche eine Kontrolle durch die Annalen erlauben, zeigen, daß der Text der letzteren geradezu wörtlich auf den Stelenstücken wiederholt ist. Das müßte man also auch für diejenigen Abschnitte annehmen, die in den weggebrochenen Mittelstücken der Breitseiten sich gefunden hätten. Versucht man nun aber an der Hand der Annalentexte die Bruchstücke der Inschrift zu ordnen, so erheben sich große Schwierigkeiten, die des Näheren im Corpus Inscriptionum Chaldicarum (Nr. 112) auseinander zu setzen wären. Beispielsweise würde man gerade in den weggebrochenen Teilen, soweit sie mit den Annalen parallel laufen, mit einer weit größeren, nahezu dreifachen Ausführlichkeit zu rechnen haben und dergleichen mehr.

Demnach liegen trotz der nahezu völligen Übereinstimmung in den Maßen der Stelenbruchstücke gewichtige Bedenken vor gegen die Annahme, sie seien zu einem und demselben Monumente gehörig, und es muß daneben die Möglichkeit erwogen werden, daß wir es mit Bestandteilen zweier äußerlich völlig gleichartiger Monumente zu tun haben, die beide, und das ist nun wieder bedenklich, in verschiedener Weise teils den Annalen parallel gingen, teils über sie hinausgriffen.

Wie dem nun sei, sicher ist, daß uns auf diesen beiden großen Stelenfragmenten ein ausführlicher Bericht über die Taten Argistis' I. vorliegt, der sich teils mit den Annalen deckt, und, wo ihr Text zerstört ist, dessen Herstellung ermöglicht, teils über sie hinausgreift und dann, sei es ganz Neues bietet, sei es die Einreihung von Expeditionen, über die uns

Einzelberichte des Königs in besonderen Inschriften erhalten sind, fördern.

Unter den Gegnern Argistis' I. spielen die Chati eine besondere Rolle. Das ist der Name der Hetiter, ägyptisch Cheta. Aber bis vor kurzem konnte man nicht annehmen, daß hier im eigentlichen Sinne von diesem weder semitischen noch indogermanischen Volke und einem von ihm gebildeten Staatswesen die Rede sei. Das Zentrum des Hetiterreiches dachte man sich im nördlichen Syrien, wohin sie aus Kleinasien gelangt waren und wo sie im 13. Jahrhundert von den Ägyptern bekämpft und schließlich von Ramses II. als Bundesgenossen anerkannt wurden. Durch den mit der „dorischen Wanderung“ zusammenhängenden Sturm der Nordvölker (vgl. S. 117f.) traten in Syrien an Stelle des einheitlichen Hetiterreiches hetitische Kleinstaaten, die von den bald danach eindringenden semitischen Aramäern überflutet und schließlich so gut wie gänzlich aramaisiert wurden.

Wenn Nordsyrien bei den Assyryern regelmäßig „Chatti-Land“ genannt wird, so ist das eine rein geographische Bezeichnung, im Sinne der damaligen Bevölkerungsverhältnisse „ein sprachliches Petrefakt“.

Und wenn die Chalderkönige des Reiches von Van in ihren Keilschriften auf das Chati-Land und dessen Bekämpfung zu sprechen kamen, so setzte man eine ähnliche veraltete und unbestimmte Art der Benennung voraus. Einer näheren geographischen Bestimmung ging man gern aus dem Wege: allenfalls suchte man die betreffenden Gebiete in möglichst südlicher Richtung. Durch die im Sommer 1906 in Boghas-köi ausgeführten deutschen Ausgrabungen ist das aber anders geworden. Sie haben zu dem überraschenden Ergebnis geführt, daß diese im nördlichen Kappadozien belegene Stätte die Ruinen der alten Hauptstadt des Hetiterreiches darstellte. Während man bisher meist annahm, die aus Kleinasien vordringenden Cheta seien in ihrer Mehrzahl von dort ausgewandert und hätten sich in Syrien eine neue Heimat und ein neues Reich gegründet, haben wir jetzt mit einem schon durch seine Ausdehnung achtungsgebietenden Reiche zu rechnen, das, einen großen Teil Kleasiens und Syriens umfassend, seinen Schwerpunkt in Kleinasien hatte.

Diese Erkenntnis verdanken wir dem Umstande, daß wie zur el Amarna'-Zeit im 15. und 14. Jahrhundert, so auch in der Ramessidenzeit das Babylonisch-Assyrische die Sprache des internationalen Verkehrs, die Tontafel ihr Träger war. Für die Gebiete des Chetareiches ist in diesen Texten die Bezeichnung nach ihrer Hauptstadt charakteristisch: die Stadtanlage von Boghaz-köi wird als alu Ha-at-ti, als Cheta-Stadt bezeichnet. Hier hat sich denn auch das Archiv der Cheta-Könige befunden, und ein günstiges Ge-

schick hat es gefügt, daß der Bündnisvertrag zwischen Ramses II. und dem Könige Hattusil, der uns bisher nur aus Ramses' II. Inschriften in der ägyptischen Übersetzung bekannt war, nun im Original vor uns liegt. Die schlichte Tontafel, die den Entwurf oder die Kopie des babylonischen Textes darstellt, wie er Ramses II. hetitische-seits auf silberner Tafel übersandt wurde, belehrt uns, daß man im Irrtum war, wenn man meist mit einer Abfassung in einheimisch-hetitischer Sprache, wohl gar in „hetitischen“ Hieroglyphen, gerechnet hatte.

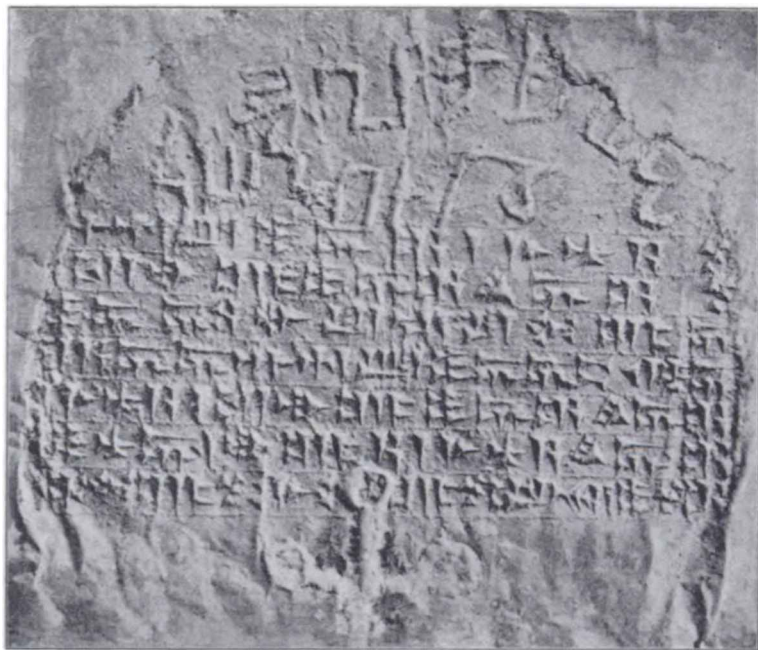
So wird jetzt — von vornherein mit Aussicht auf Bejahung — die Frage zu stellen sein, ob wir es in den Cheta der chaldischen Inschriften nicht mit einem damals noch vorhandenen, aber auf Kleinasien beschränkten Cheta-Staate zu tun haben.

Dann stände zu erwarten, daß sich Boghas-köi und Van in mannigfacher Hinsicht gegenseitig beleuchteten.

Dafür scheint sich alsbald eine überraschende und erfreuliche Bestätigung zu ergeben. Die chaldischen Inschriften sprechen in deutlicher Nachahmung der typisch-hetitischen Bezeichnung regelmäßig von „Land Hati-na“, vom Lande der Hati-Stadt. Suffigiertes -na bezeichnet im Chaldischen ausschließlich Städtenamen. Chaldina, *Χαλδίνη*, ist die Chalderstadt Van: warum dieses -na beim Chati-Namen erschien, war bisher unverständlich; jetzt wird ersichtlich, daß es sich um eine Bezeichnung des Landes nach seiner Hauptstadt handelt, die ihrerseits wieder nach dem Volke benannt ist. —

Unsere Arbeiten beschränkten sich nicht auf die christlichen Gotteshäuser. Daß Argistis I., der seinem Vater Menuas als Herrscher folgte, zunächst nicht zu dessen Nachfolger ausersehen war, hat uns die erste Inschrift, deren wir in Van ansichtig wurden, die Inschrift vom Täbriz-Tor der Zitadelle, in Erinnerung gebracht (S. 18), die als Kronprinzen den Inuspuas nannte. Die erste Kunde von diesem Mitgliede der Menuas-Dynastie hatte eine Inschrift auf einer Stele ergeben, die mein Reisegefährte als einen Teil des steinernen Fußbodenbelags vor dem Eingange zur Kurschun-Moschee (so genannt nach ihrer mit Bleiblech bekleideten Kuppel) in der Zitadellenstadt vorgefunden und kopiert hatte. Die Inschrift war damals durch einen lose darüber gelegten Bohlenbelag verdeckt gewesen, woher es sich erklärt, daß sie einerseits so gut erhalten, andererseits aber auch solange unentdeckt geblieben war (Corp. Nr. 83).

Als wir diesmal die genannte Inschrift nachprüften und ihre Umgebung auf etwaige mit der Inschrift nach unten gelagerte Schriftsteine untersuchten, fanden wir in der Tat einen Stein, der nach Form und Material einer Stele sehr ähnlich schien. Der Wali gab uns die Erlaubnis, den Zugang zur Moschee



**Die neue, dem Gotte Hutuinis gewidmete, den Inuspuas nennende Stele, im Pflaster vor der Kurschun-Moschee in Van gefunden. Über der Keilinschrift die spätere armenische Inschrift (Abklatsch).**

aufzugraben, um den Stein herauszuheben. Welches Aufsehen dieses Vorgehen unter den stets zum Fanatismus geneigten Moslem erregte, läßt sich schwer vorstellen, wenn wir es auch vermieden, den Gläubigen direkt den Weg zum Gotteshause zur Stunde des Gebets zu sperren.

Der Stein war in der Tat eine Stele. Er trug auf der nach unten liegenden Seite eine wohlerhaltene chaldische Keilinschrift desselben Inhalts und fast des gleichen Wortlauts, wie die erstgenannte. Nur richtet sie sich nicht an den Hauptgott Chaldis, sondern an den Gott Hutuinis. Die Keilinschrift nimmt nur die Mitte der Stele ein, über ihr ist später eine armenische Inschrift eingegraben worden. Ihre völlige Entzifferung hat auch den Armenisten nicht gelingen wollen; doch scheint es sich um eine Inschrift aus dem Jahre 390 armenischer Zeitrechnung, d. h. dem Jahre 941 unserer Zeitrechnung zu handeln (Corpus Nr. 84).

Es sind zwei einander inhaltlich nah verwandte Stelen. So wird man nicht mit zufälliger Verschleppung zu rechnen haben. Vielmehr wird an der



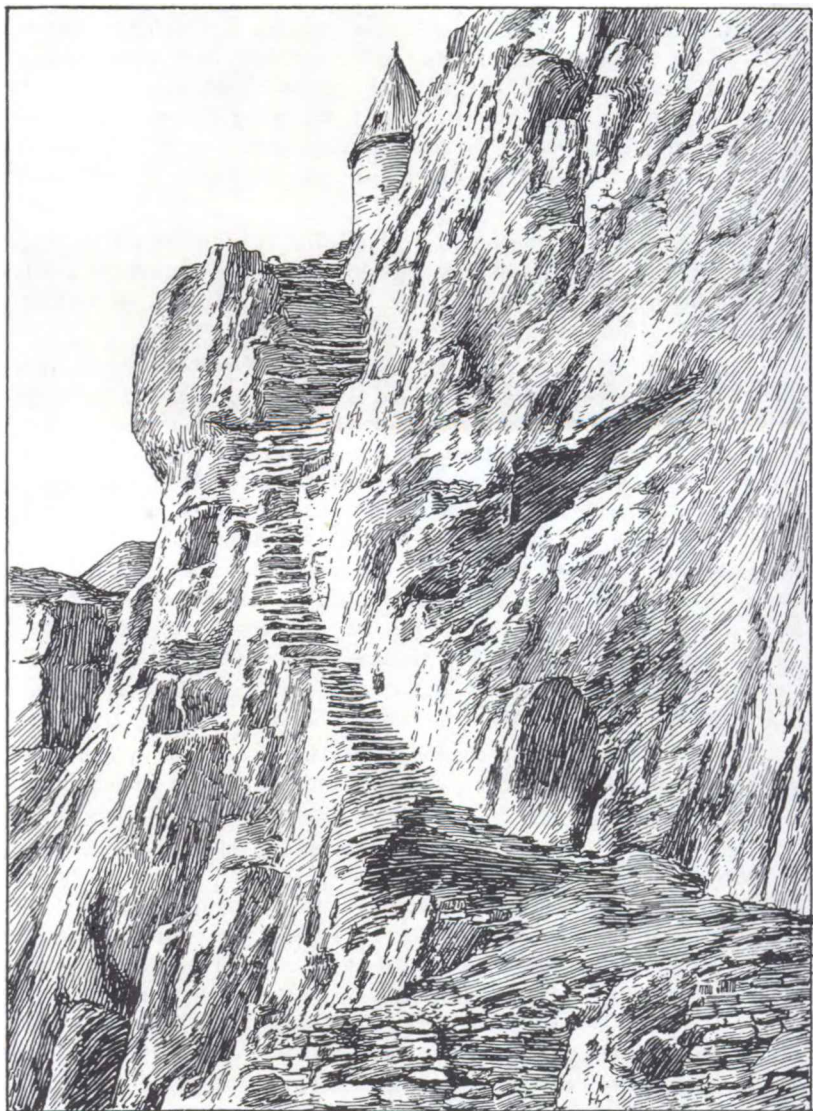
gleichen Stelle einst eine chaldäische Verehrungsstätte sich befunden haben, die dann alle Stadien des Wechsels der Bekenntnisse in Armenien durchlaufen hat, und vermutlich, ehe der Islam seinen Einzug hielt, dem christlichen Gottesdienste geweiht war: wieder ein Beleg für die Regel, daß die Örtlichkeit der Verehrung die gleiche bleibt, auch wenn das Bekenntnis und mit ihm die Baulichkeiten, die ihm dienen, mehrfach wechseln (Bd. I S. 3ff., 130ff.).

Das Datum auf der neugefundenen Stele wäre dann insofern von Wichtigkeit, als es zeigte, wie um die Mitte des 10. Jahrhunderts an dieser Stätte das christliche Bekenntnis geübt wurde. Die Umwandlung in ein mohammedanisches Gotteshaus muß also später erfolgt sein.

Kehren wir nunmehr zur Südseite der Felsanlagen im oberen Teile der Vankalah zurück. Erheblich weiter östlich von den Argistiskammern, mehr nach der Mitte der Gesamtlänge zu, bemerkt man von unten her eine große Felsentreppe, die wohl einstmals, im Gegensatz zu manchen anderen Treppen, die keinem ersichtlichen Zwecke gedient haben, den Beginn eines Weges darstellte, der an der Südseite des Felsens, sei es ganz herab, sei es zu gewissen in halber Höhe befindlichen Anlagen führte. Jetzt ist sie jedoch anscheinend vollkommen unzugänglich, oben durch einen Turm verteidigt und unten durch Gemäuer aus Quadersteinen teils gestützt, teils abgeschlossen, das (s. oben Bd. I, S. 392, 396) aus armenischer Zeit herühren mag. Ich habe Treppe und Gemäuer von unten her mit dem Fernobjektiv aufgenommen und auf diesen Aufnahmen beruht die beigegegebene malerische Zeichnung (S. 144).

Die drei weiteren Gruppen von Felsenräumen, die die Südseite der Vankalah in ihrem oberen Teile außer den Argistiskammern enthält, liegen noch erheblich weiter nach Osten, als die eben geschilderte Treppe.

Zwei von ihnen sind auf der großen Gesamtskizze (hinter S. 144) deutlich erkennbar, mehr in der Mitte die Gruppe, die wir als Neftkuju bezeichnen wollen, mehr nach rechts die Ostkammern. Die Neftkuju-Gruppe ist, wie man sieht, einem zurücktretenden Teil des Felsens abgewonnen, die dritte Gruppe ist in den links davon vorspringenden Teil des Felsens eingegraben, so daß man, aus dem Neftkuju heraustretend, eine Rechtswendung zu machen hat. Die Neftkuju-Gruppe dringt also in südnördlicher, die danebenstehende Gruppe dagegen in ostwestlicher Richtung in den Felsen ein, der das Massiv der inneren Burg nach Osten hin abschließt. Da diese innere Burg wenigstens zu Schulz' Zeiten als Itschkalah bezeichnet wurde, (während er die ganze Vankalah als Gurab benennen hörte), so nennen wir diese Anlage die Itschkalah-Gruppe oder kurzweg Itschkalah.



**Treppe, von der Höhe der Südseite des Vanfelsens herabführend.**



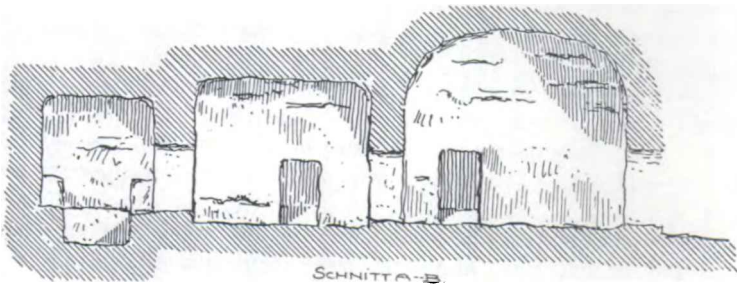
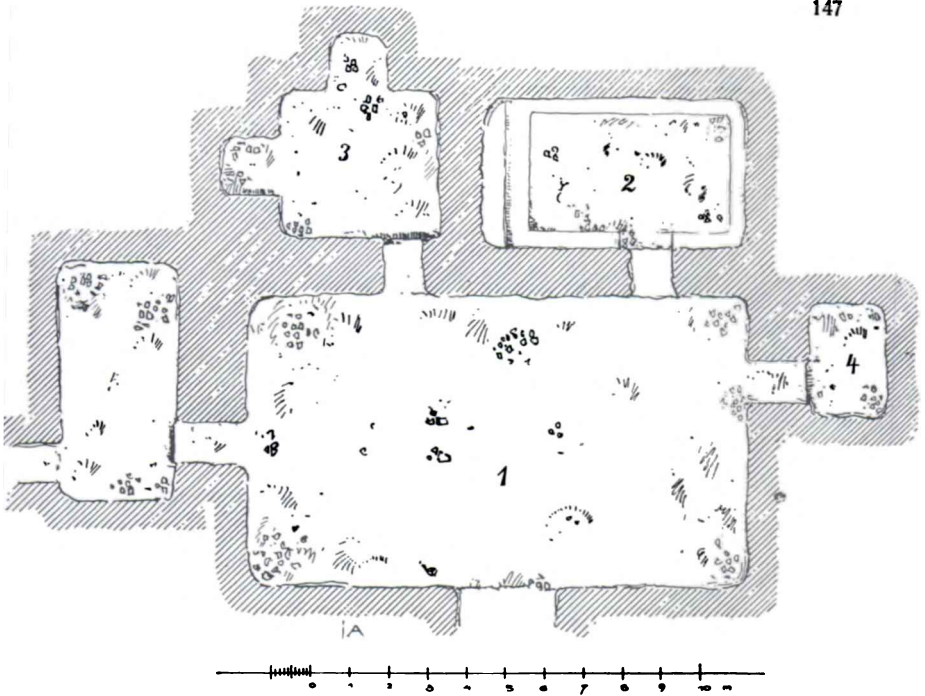
Die Südseite des Vanfelsens (mittlerer Teil) mit den Neftkuju-Felsenkammern

Itschkalah und Neftkuju sind im ganzen und im einzelnen wesentlich roher gearbeitet als die Argistiskammern, während die Ostkammern die des Argistis an Großartigkeit der Anlage und an Sorgfalt der Ausführung noch übertreffen. Das wird bei der zeitlichen Zuweisung im Auge zu behalten sein. Den Eingang zu den Neftkuju- und Itschkalah-Räumen bildet eine Art Vorhof, eine Felsenglättung, die nach dem südlichen Abhange zu jetzt durch eine besondere, zinnengekrönte Befestigungsmauer abgeschlossen ist.

Über Anlage und Maße der Itschkalah-Räume unterrichten die Pläne, die von Herrn Bruno Witwer nach meinen, von meinem Reisegefährten kontrollierten Messungen angefertigt worden sind (S. 146). Hinzuzufügen wäre nur, daß im Raum Nr. 7 an der rechten Schmalwand sich eine, auch auf dem Plan ersichtliche Vertiefung befindet, die nichts anderes gewesen sein kann, als ein Grab. Dazu stimmen auch die Dimensionen: Länge 1,65, Breite 0,90 m. Für diesen einen Raum kann also die Frage „Wohnraum oder Grab?“ im letzteren Sinne beantwortet werden.

Verläßt man die Itschkalah-Räume und wendet sich auf dem Vorhofe nach rechts, so befindet man sich der Eingangswand der Neftkuju-Kammern gegenüber, die in weithin sichtbarer, sehr eigentümlicher Weise bearbeitet ist, wie unsere obige Abbildung dieses speziellen Teiles des Vanfelsens erkennen läßt. Über der Tür sind zwei große rechteckige Nischen oder Tafeln ausgehauen, jedoch der Felsen dort nicht so vollständig geglättet, wie vor und





Die Neftkuju-Kammern (Grundriß und Schnitt).

10°

in den Argistiskammern. Die untere Tafel ist ca. 70 cm hoch und etwa 8 bis  $9\frac{1}{2}$  m breit, die obere 3 bis  $3\frac{1}{2}$  m breit und 30 bis 80 cm tief eingehauen. Zwischen beiden Tafeln ist der geglättete Fels ca. 1,7 bis 1,8 cm breit stehen geblieben, auch die untere Tafel nimmt noch nicht die volle Breite der Eingangswand ein, die vielmehr noch 5—6 m nach links über die untere Tafel hinausgeht. Leider fällt auf meiner Aufnahme (S. 145) der Schatten von der Itschkalahwand her auf das linke Ende beider Tafeln, was die Deutlichkeit beeinträchtigt. Irgendwelche Spuren von Inschriften sind nirgends zu bemerken, möglich wäre freilich, daß diese tafelförmigen Nischen etwa mit anderem, Inschriften oder Skulpturen tragendem Material ausgefüllt waren, wie die allerdings erheblich kleinere und besonders vorgerichtete Nische vor den Annalen des Argistis (S. 120ff.). Doch darf nicht vergessen werden, daß jene Nische nur eine Ergänzung zu den Felsinschriften bietet, während hier die eingelassenen Tafeln den ganzen Bestand an Skulpturen oder Inschriften getragen haben müßten.

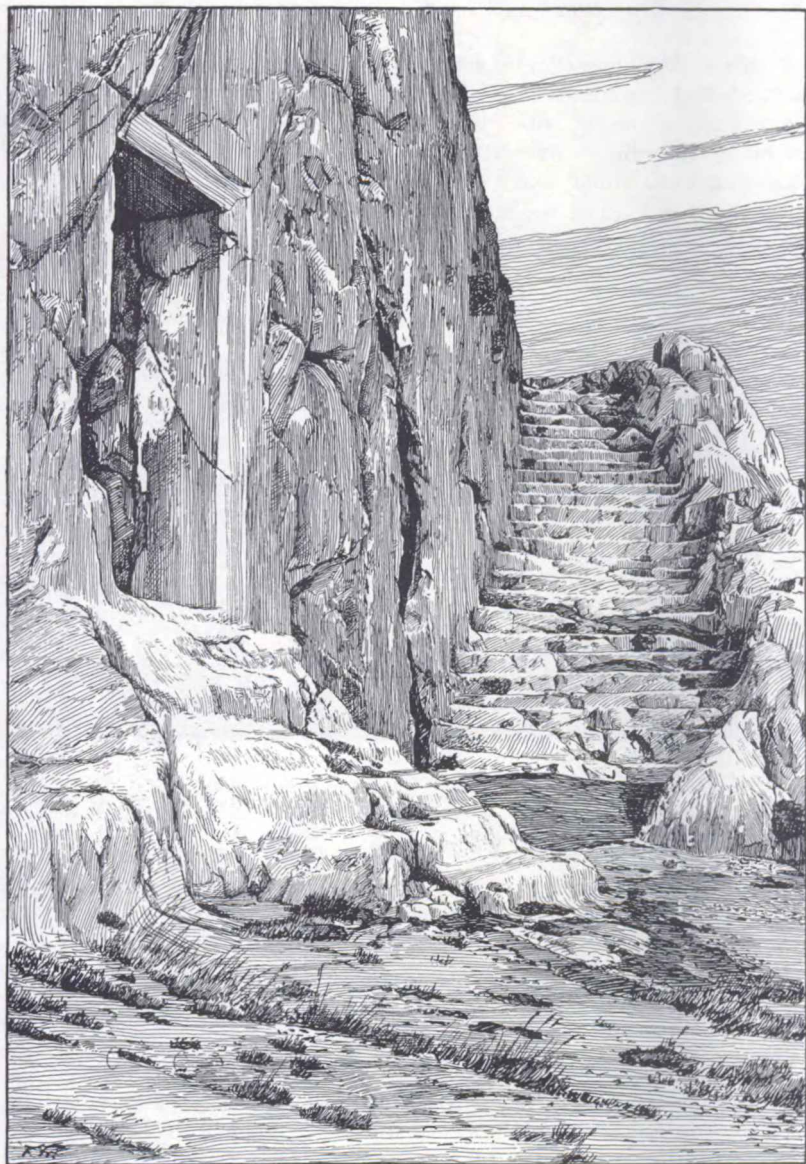
Auch bei der Neftkuju-Gruppe kann ich für die Einzelheiten auf die auf meinen und unseren Messungen beruhenden von Herrn B. Witwer angefertigten Planskizzen (S. 147) verweisen. Der eigentliche Neftkuju ist das Zimmer Nr. 2. Es führt seinen Namen „Naphta-Brunnen“ von dem durchdringenden Geruch, der sich vielfach in diesem Raume bemerklich macht, wenn ich auch nicht behaupten kann, daß er mir besonders erinnerlich wäre. Keinesfalls war er zur Zeit unseres Besuches so stark, wie Schulz ihn schildert, der angibt, daß man es kaum längere Zeit in dem Raum aushalten könne.

Der Raum zeigt an der Wand eine Nische, die zum Teil ein durch einen außerordentlich festen Mörtel zusammengehaltener Backsteinbau ausfüllt, über dessen Zweck und Herkunft ich nichts aussagen kann. Aus chaldischer Zeit stammt er schwerlich.

Der Aufenthalt in diesen Räumlichkeiten und die genauere Untersuchung wurde dadurch erschwert, daß sie von Tauben überfüllt waren und daß man die größte Mühe hatte, nicht mit jedem Schritt auf junge Tauben zu treten.

Weitaus die großartigsten von allen Felsenbauten der Vankalah und überhaupt des gesamten mir bekannten chaldischen Altertums mit Ausnahme allenfalls der Felsenkammern von Kalah bei Mazgert (Bd. I, S. 468ff.) bilden die Ostkammern. Zu ihnen führt vom östlichen Grate des Felsens herab eine stattliche, nach außen zu durch eine Seitenwand geschützte Felsentreppe herab, die in der Höhe und Breite ihrer 25 Stufen alle die zahlreichen sonstigen Felsentrepfen und -Treppchen auf dem Vanfelsen übertrifft. Sie bildet eine imposante Treppenflucht auch im modernen Sinne des Wortes.

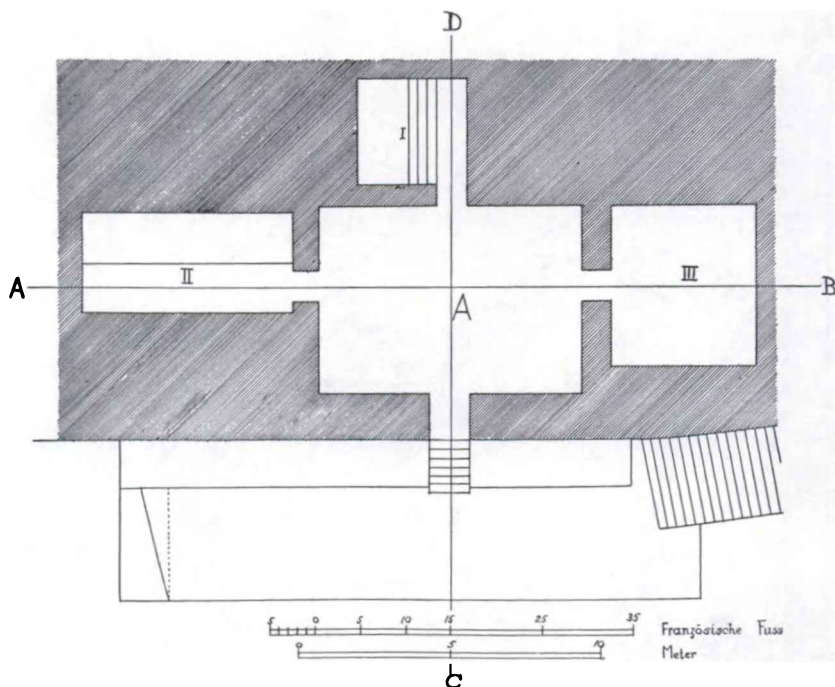




Vankalah: Eingang zu den Ostkammern.

Wie unsere Abbildung (S. 149) zeigt, führt sie herab auf ein mit großer Mühe und Sorgfalt geglättetes Felsplateau, von dem aus sich, wie auf unserer Gesamtskizze erkennbar, eine in erheblicher Höhe durchweg geglättete Felswand erhebt: ein — freilich ungleich großartigeres und vollendetes — Gegenstück zu Vorhof und Eingangswand des Neftkuju.

Von dem Vorhofe aus führt eine breite Felsentreppe in 6 (einschließlich der Schwelle 7) Stufen zu der Eingangstür, deren äußere Umrahmung und



Die Ostkammern: Grundriß.

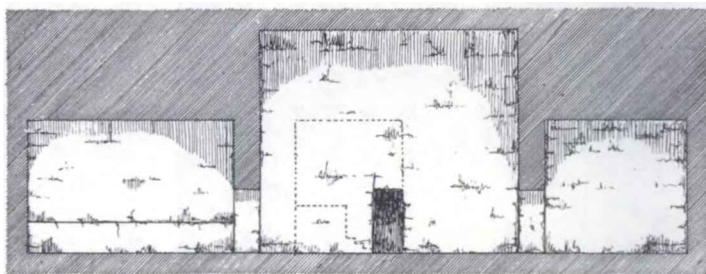
Einrichtung unsere Hauptabbildung nach meiner Aufnahme (S. 149) erkennen läßt, während uns deren innere Gestaltung und zugleich das großartige Bild, das die Tür für den Hinausblickenden als Rahmen umschließt, in der schönen Sonderaufnahme (S. 152) meines Reisegefährten vor Augen tritt.

Die meisten sonstigen Einzelheiten der Anlage veranschaulichen der Grundriß und die Schnitte, die Herrn E. N. Frankland-Bell in Liverpool ver-

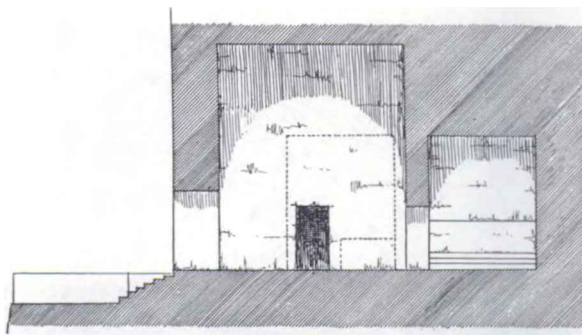


dankt werden. Sie beruhen auf Schulz', zum Teil durch meine Messungen ergänzten genauen Angaben.

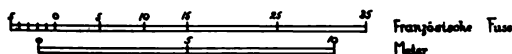
Hervorgehoben aber werden muß, daß die Glättung der Wände von einer Vollendung und Sauberkeit ist, die selbst die der Argistikammern noch in den Schatten stellt, wie denn auch das Hauptgemach A das der Argistikammern an Höhe erheblich übertrifft.



Schnitt AB



Schnitt CD



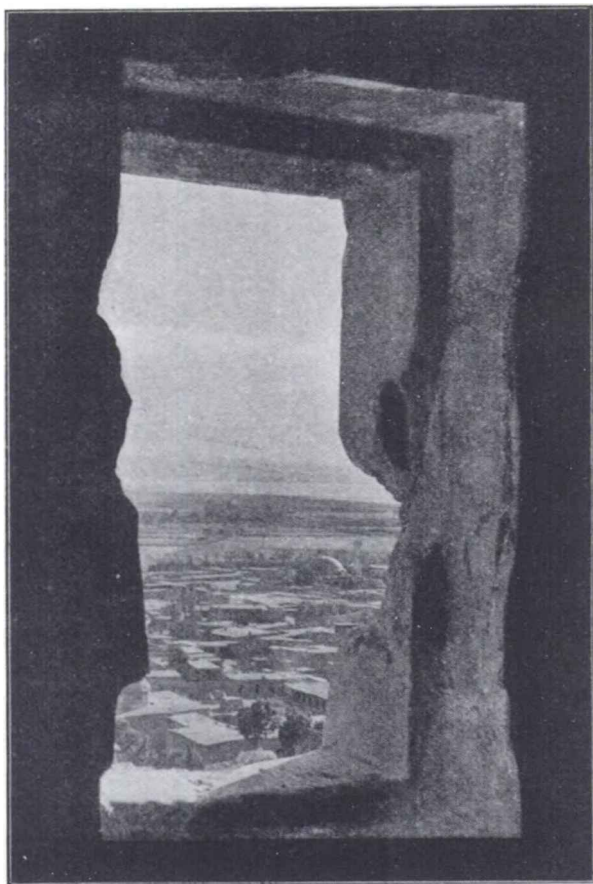
Die Ostkammern: Schnitte.

Im Nebenraum I ist eine Bank aus dem Felsen gehauen, die die ganze Länge der linken Wand einnimmt, vor ihr drei Stufen. Eine ähnliche Bank nimmt die ganze Länge der rechten Wand des Nebenraumes II ein (S. 150).

Trotz vielfacher Abweichungen im einzelnen zeigen doch die Grundrisse der vier großen Gruppen von Felsenkammern auf der Vankalah einen gemeinsamen Typus: die Gruppierung einer Anzahl von kleineren Räumen

um einen gemeinsamen Hauptraum, den man, befände sich die Anlage auf freiem Boden und nicht im Inneren eines Felsens, als Hof oder Atrium bezeichnen könnte.

Das ist eine Eigentümlichkeit der wir in der Gesamtanlage der Siedlung auf dem Topprakaleh-Felsen wiederbegegnen werden und die uns wichtige Aufschlüsse über die Kulturbeziehungen und die Herkunft der Chalder verspricht. Für jetzt interessiert uns unmittelbar die Frage nach dem relativen Alter der vier Anlagen, die diese bedeutungsvolle Gleichartigkeit aufweisen.



Blick durch die Eingangstür der Ostkammern auf Van hinunter.

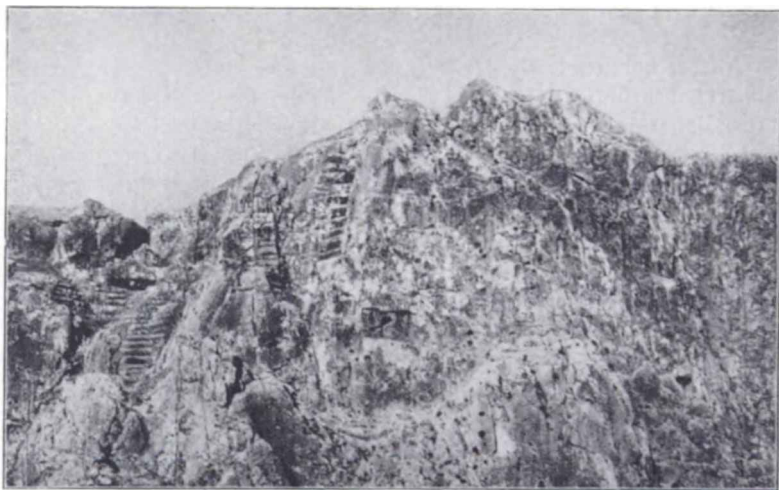
Itschkalah und Neftkuju wird man in dieser Reihenfolge den weit vollkommeneren Argistiskammern vorausstellen; die Ostkammern aber gehören als der Gipfel der Vervollendung offenbar an das Ende der Entwicklung. Dann bleibt für sie, sofern es sich um eine für Lebende zu benutzende Anlage handelt,

als Urheber nur der letzte der Herrscher, die überhaupt auf dem Vanfelsen residiert haben, übrig: Sardur III., Argistis' I. Sohn, und man würde annehmen dürfen, daß seine Niederlage ihn verhindert hat, die ursprünglich beabsichtigte Inschrift seiner großartigen Schöpfung hinzuzufügen. Das wäre der nächstliegende Schluß, dem nur eine ernstliche Erwägung entgegensteht, nämlich daß die Tür zu den Ostkammern im wesentlichen viereckig angelegt ist, während gerade Sardur III. wie seine Nischen an der Nordseite, die Schatzgrotte und die gleichartige leere Nische daneben, zeigen, das im Rundbogen geschlossene Portal im Westen kennen gelernt hatte und nach Van übertrug, während sein späterer Nachfolger Rusas II. es im Westen seines Reiches bei Mazگرد verwendete (Bd. I, S. 468f., oben S. 29f.). Doch könnte die Anlage der Ostkammern ihrem Plane nach ja möglicherweise in eine frühere Zeit der Regierung Sardurs III. zurückreichen.

Alle übrigen Annahmen bieten größere Schwierigkeiten. Es ist natürlich nicht ganz undenkbar, daß nach der Verlegung des Götter- und Königssitzes nach Toprakaleh sich ein späterer Herrscher Grabkammern, wenn man diese ins Auge fassen will, noch auf dem Vanfelsen hätte anlegen lassen. Aber da der Gott und der Tempel dort nicht mehr zu finden waren, ist das doch sehr unwahrscheinlich. Auch ist ja keinerlei Anzeichen für eine Besiedlung des Vanfelsens, nachdem einmal die Verlegung stattgefunden hatte, nachweisbar. —

Es empfiehlt sich, an dieser Stelle des rätselhaftesten aller Monumente zu gedenken, die uns auf der Vankalah erhalten sind.

Von unserer Arbeit vor der Kurschun-Moschee zurückkehrend (oben S. 141f.), hatten wir noch der Annaleninschrift des Argistis auf der Vankalah eine Stunde zu widmen gedacht. Da entdecken wir beide gleichzeitig auf dem Wege zur Festung hoch an dem Felsen eine bisher nie bemerkte große Nische von höchst inschriftverdächtigem Aussehen. Aber wie zu ihr gelangen? Ihre Steilheit und Unzulänglichkeit übertrifft ziemlich alles Erlebte, da sie sich gerade in der Mitte des hier beinahe senkrechten Südfalles des Zitadellenberges befindet. Kein Weg scheint dahin zu führen. Der eine der uns beigegebenen Soldaten gelangt aber ziemlich ohne Fährlichkeiten dahin und meldet herunter: „eine Keilinschrift.“ Wir trauen der Sache aber nicht und senden nach Färädj, dem keilschriftkundigen und klettergewandten. Aber unsere Ungeduld ist zu groß, ihn abzuwarten, und da für mich als nicht Schwindelfreien dieser Spaziergang ausgeschlossen ist, so will mein Reisegefährte die Sache unternehmen, was aber an seinen zu engen Reithosen und Stiefeln zu scheitern scheint. Auch diesem Hindernis wird aber schließlich abgeholfen. Dr. Belck läßt sich von einem uns begleitenden jungen Armenier dessen weite Hosen und dicke Socken geben und tritt so ausgerüstet die Kletterpartie an.



**Vankalah Südseite: Die Nische mit der zerstörten Inschrift (etwa in der Mitte des Bildes).**

während der Armenier in Unterhosen und bloßen Füßen unten sitzen bleibt. Mühsam kommt der Kletternde oben an und meldet herunter, es sei nichts, auch sei zum Herunterkommen eine Leiter erwünscht. Ich schicke fort, um diese zu beschaffen. Da ertönt es von oben: „Es ist doch eine Inschrift und eine kolossale, aber sorgfältig weggehauen.“

Nach dem Brauch des Altertums in derartigen Dingen ist anzunehmen, daß es sich um eine ‚damnatio memoriae‘, eine Tilgung aus dem Gedächtnisse der Menschen handeln sollte, wie sie bei feindlichen oder für illegitim erklärten Herrschern üblich war.

Wenn etwa hier Tiglatpileser IV. seinen Sieg über Sardur III. und sein Vordringen bis nach Van verewigt hatte, so war es nur natürlich, daß Rusas I., Sardurs Sohn, der Neubegründer Vans und unermüdliche Widersacher Assyriens, die Spuren dieser Schmach aufs gründlichste tilgen ließ. Aber dieser unser erster Gedanke konnte nicht aufrecht erhalten werden. Tilgatpileser selbst berichtet nur, daß er vor Van sein Bild als Siegeszeichen habe errichten lassen, und von Kämpfen vor den Toren der damaligen Stadt. Die Feste auf dem Vanfelsen hat er also nicht erobern können. blieb dieser aber in der Hand der Chalder, so wäre es kaum noch denkbar, daß etwa am Fuße des Felsens eine kurze Inschrift flüchtig eingehauen worden wäre: in der Höhe, in der sich diese, zudem übergroße Nische befindet, muß es wohl als ausgeschlossen gelten. So wird man also nicht damit rechnen dürfen, daß etwa in den uns verlorenen ausführlicheren Annalenberichten des Königs die An-

bringung einer Inschrift an dem in Feindeshand befindlichen Vanfelsen selbst berichtet worden wäre. Ohnehin würden dann die Prunkinschriften diese Großtat schwerlich unterdrückt haben.

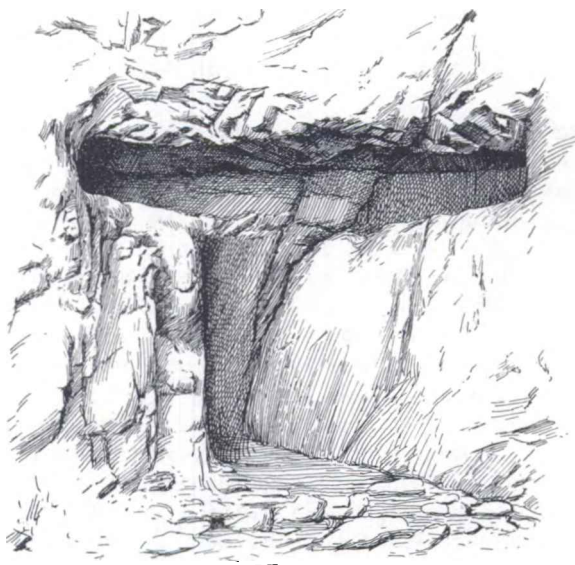
So lag es am nächsten, hier an Inuspuas zu denken, den sein Bruder Argistis verdrängt und dann aus dem Gedächtnis der Menschen möglichst zu tilgen versucht hätte. Aber auch diese Annahme erweist sich schließlich als unhaltbar. Der mittlere Teil der Nische ist, wie die Abbildung S. 154 zeigt, im Rundbogen geschlossen, und das finden wir, wie soeben (S. 153) wieder betont, in Van zum erstenmal unter Sardur III. als eine Entlehnung aus dem Westen. Wir dürfen also nicht rückwärts über Sardur III. hinausgehen, und wenn wir darüber klar geworden sind, so melden sich weitere nachträgliche Einwendungen gegen die Zuweisung an Inuspuas. Niemand kann ja nachweisen, daß er als der Thronfolger nicht eines natürlichen Todes verstorben oder im Kampfe gefallen ist, so daß kein Grund vorliegt, den Argistis hier zu verdächtigen.

Übrigens wissen wir jetzt auch von einem anderen Mitgliede der Menuas-Dynastie, das politisch hervortrat, ohne zur Herrschaft zu gelangen. Sargon II. von Assyrien erbeutete nämlich nach einem neugefundenen Berichte über seinen Feldzug gegen Rusas I. im Jahre 714, eben dem Jahre, in welchem Rusas I. sich das Leben nahm, in Mußaßir unter anderem eine Statue eines Sardur, Sohnes des Ispuinis, des Königs von Urartu. Einen König Sardur Ispuinichinis hat es nicht gegeben: es handelt sich also um einen Bruder des Menuas.

Von wem kann dann aber die Nische mit der Inschrift herrühren und von wem zerstört sein? War Sardur der Errichter und Tiglatpileser der Zerstörer? Wir werden bald sehen, daß die Assyrer den Inhalt chaldischer Inschriften sehr wohl zu erkennen verstanden. Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daß Sardur Erfolge, die in der Schatzgrotte nicht verzeichnet waren, auch auf der Südseite des Vanfelsens und in der Nähe der Inschriften seines Vaters verewigte. Aber von der Ausmerzung einer Inschrift durch die erobernden Assyrer gälte dasselbe, wie von der Anbringung einer neuen Inschrift durch sie selbst. Sie ist höchst unwahrscheinlich. Wohl aber wissen wir seit kurzem, daß Rusas I. seinem Vorgänger Sardur III. nicht, wie man bisher vorausgesetzt hatte, glatt und ohne Schwierigkeiten auf dem Throne gefolgt ist. Denn eben jener jüngst veröffentlichte Bericht Sargons II. nennt unter den Beutestücken aus Mußaßir eine Bronzeskulptur des Rusas, die den König und sein Gespann darstellte und deren Inschrift besagte: „mit meinem Wagenlenker und meinen beiden Händen habe ich das Königtum von Urartu erobert“. Das hat zu noch zu erörternden Zweifeln Anlaß gegeben, ob Rusas wirklich, wie man es bisher

annehmen mußte (vgl. S. 193), der Sohn Sardurs III. gewesen ist. Mit Bestimmtheit ergibt sich jedenfalls der Schluß, daß Rusas den Thron seines Vorgängers gegen einen anderen Prätendenten zu erkämpfen hatte. Beide Prätendenten mögen die Fortsetzung des Krieges gegen Assyrien auf ihre Fahne geschrieben und der von Haus nicht Thonberechtigte den König Sardur III. und dessen Erben als zur Führerschaft ungeeignet hingestellt haben. Zunächst war — so wäre anzunehmen — Rusas' Gegner erfolgreich. Daß der unmittelbare Nachfolger Sardurs III. seine Inschrift in einer seit Sardur III. üblichen Form und möglichst in der Nähe der Annalen von dessen Vater Argistis am Vanfelsens angebracht hätte, wäre ebenso natürlich, wie daß der tatkräftige Rusas I., als er das Reich eroberte, Van neugründete und Assyrien mit allen Mitteln bekämpfte, diese Inschrift gründlich ausmerzte. Mit dieser Schlußfolgerung müssen wir uns begnügen, um so mehr als bei der Unzugänglichkeit der Inschrift die Aussicht, daß die Spuren vielleicht mit Hilfe eines Gerüstes einmal gründlich untersucht würden und den Namen ihres Urhebers erkennen ließen, sehr gering ist.

Im unteren Teile des Vanfelsens finden sich wiederholt zu ebener



Nische zu ebener Erde am Vanfelsens.

Erde merkwürdige Nischen, deren Form und ungefähr übereinstimmende Abmessungen die beistehende Abbildung nach meiner Aufnahme veranschaulicht. Nach meiner Erinnerung waren sie verhältnismäßig zahlreich; einige von ihnen kann ich genau bestimmen. So befindet sich eine im Hofe der Kirche Surb-Wartan, eine andere in der Nähe des Täbriztores (ob. S. 18). Auch neben der Inschrift des „Meher-Kapysy“

ist (s. die Abbildung auf S. 59) eine Nische ungefähr dieser Gestalt angebracht. Die bei Surb-Wartan habe ich gemessen. Die größte Breite (oberer Teil) beträgt 1,29 m, die gesamte Höhe 1,03 m, die Tiefe beträgt ca.  $\frac{1}{2}$  m, im oberen Teil 0,32 bis 0,36 m. Die Höhe des oberen Teils links 0,30 m, rechts 0,27 m. Die untere Begrenzung des oberen Teiles links 0,23 m, rechts 0,30 m. Die Höhe des unteren Teiles 0,70, seine Breite 0,72 m.

Daß diese Nischen irgendwie religiösen Zwecken dienten, mußte von vornherein als wahrscheinlich gelten, zumal sie meistens in der Nachbarschaft von Stätten älterer oder neuerer Religionsübung — denn auch die Inschriften dienen ja meist zugleich einem kultischen Zwecke — sich befinden.

Gleichwohl blieben sie mir ein Rätsel, bis mir endlich zu Sylvester 1898 die Erklärung in den Schoß fiel: auf dem Wege nach der Kirche Surb-Poghos hatte ich zwei Tage zuvor eine Riesennische der gleichen sonderbaren Form entdeckt, die nicht zu ebener Erde belegen, sondern in halber Höhe in den Vanfelsen hinein zu führen schien.

Diese große Nische, die sich fast genau in mittlerer Höhe des Felsens und etwas rechts unterhalb der Ostkammern befindet, ist nicht leicht zugänglich. Der Felsen ist an dieser Stelle ziemlich steil und man kann nur über einen natürlichen Spalt, der schräg herunterführt, dorthin gelangen.

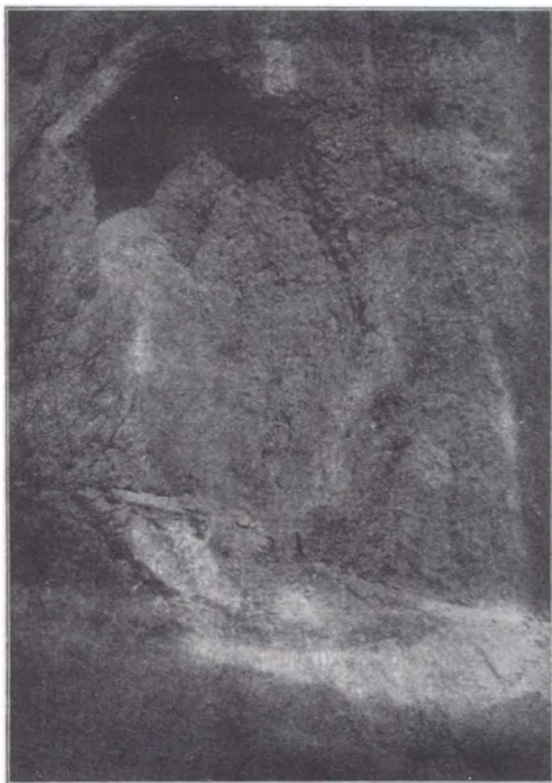
Es erwies sich, daß diese Nische in ein großes, schön geglättetes Felsenzimmer führte, das übrigens auch von Schulz bereits beschrieben war. In die Wände dieses Raumes sind rechteckige Nischen eingearbeitet, die die ganze Länge der Wand einnehmen. Es entstehen so Felsen-Bänke oder -Tische, die nicht vorspringen, sondern durch den unterhalb der Nischen befindlichen Teil der Wand gebildet werden. Jede dieser Bänke zeigt eine doppelte Reihe runder, ca. 1 bis 2 cm tiefer Löcher, die offenbar für Opfergaben bestimmt sind. Die Bank an der Hauptwand gegenüber dem Eingange hat 30, die beiden an den Wänden rechts und links 20 solcher Vertiefungen.

Wir haben es also hier offenbar mit einem für Opfer bestimmten Raume zu tun, und so wird man auch die ihrer Front nach ebenso gestalteten kleineren Räume dieser Art als Opfernischen anzusprechen haben. —

Als Opfertische dienende Platten mit kreisrunden, für Opfer bestimmten Löchern haben sich auch auf Kreta gefunden, und jene steinernen Opfertische in der Felsenkammer der Vankalah sind nur eine von zahlreichen Analogien, die die altkretische Kultur mit der der Chalder auf religiösem Gebiete und nicht bloß auf diesem verknüpfen, und die wir später im Zusammenhange besprechen werden. Hier sei nur der bronzenen Weiheschilde gedacht, die in Kreta wie bei den Chaldern an oder in den Verehrungsstätten angebracht zu werden pflegten.



So wird der mir einmal von anderer Seite ausgesprochene Gedanke, daß es sich bei den zu ebener Erde befindlichen Nischen vielleicht um Stätten für die Aussetzung von Leichen nach dem Ritus der zoroastrischen Religion handeln könnte, widerlegt. Er hatte ohnehin wenig für sich. Schon die Maße widersprechen, da 1,30 m als größte Länge ja viel zu gering für



Unregelmäßige Nische an der Südseite der Vankalah.

einen ausgewachsenen Menschen ist und außerdem müßten dann Vorrichtungen hinzugefügt sein, um den Leichnam in der Mitte zu stützen. —

Eher möchte sich ein Zusammenhang mit von Haus aus spezifisch persischen Vorstellungen für eine andere Einarbeitung vertreten lassen. Es ist dies eine unregelmäßig gestaltete Nische oder Höhle, am Südabhang des Vankafelsens nicht allzu hoch über dem Boden belegen, die in ihrer Gestalt beifolgend nach meiner Aufnahme wiedergegeben ist. Ich möchte darin ein Mithräum vermuten. Der Kult des

Mithras, der sich in so nachhaltiger Weise über die ganze antike Welt, besonders im Römerreiche verbreitet hat, kann ja in Armenien und in Van, wo die Perser nach Niederwerfung der Aufstände unter Darius endgültig Fuß faßten, nicht ohne Stätte gewesen sein.

Aus der Zeit, da Armenien einen unmittelbaren Bestandteil des alt-



persischen Großreiches bildete, ist ein sicheres Denkmal am Vanfelsen erhalten: die große, dreisprachige Inschrift des Xerxes, die an einer weithin sichtbaren Stelle in mittlerer Höhe des Felsens in einer rechteckigen Nische an der steilsten Stelle eingegraben ist. Wie auf unserer Gesamtabbildung ersichtlich, befindet sie sich unterhalb der eigentlichen inneren Zitadelle (Itsch-Kalah) etwas links westlich unterhalb der Itschkalah-Kammern. Sie war von Schulz mittels Opernglases oder Fernrohres kopiert worden und ihrem hauptsächlichsten Inhalte nach bekannt. Aber es fehlte an einer gesicherten mechanischen Wiedergabe zur Kontrolle und Berichtigung dieser Lesung: ein Abklatsch hat ja niemals genommen werden können. Hier bewährte sich das Fernobjektiv, das meines Wissens zum erstenmal von unserer Expedition der Inschriftenkunde dienstbar gemacht wurde.

Ein geeigneter Standort auf dem Dache eines Hauses der Zitadellenstadt war leicht gefunden, aber die Einstellung und vor allem die für die Exposition notwendige absolute Bewegungslosigkeit war um so schwieriger und erst nach mannigfaltigem Mißlingen zu erzielen.

Wie die große Mehrzahl der achämenidischen Inschriften ist auch diese in altpersischer, neusüdischer (anzanischer) und babylonischer Sprache und den drei zum Ausdruck dieser Sprachen dienenden Keilschriftsystemen abgefaßt.

Sie besagt:

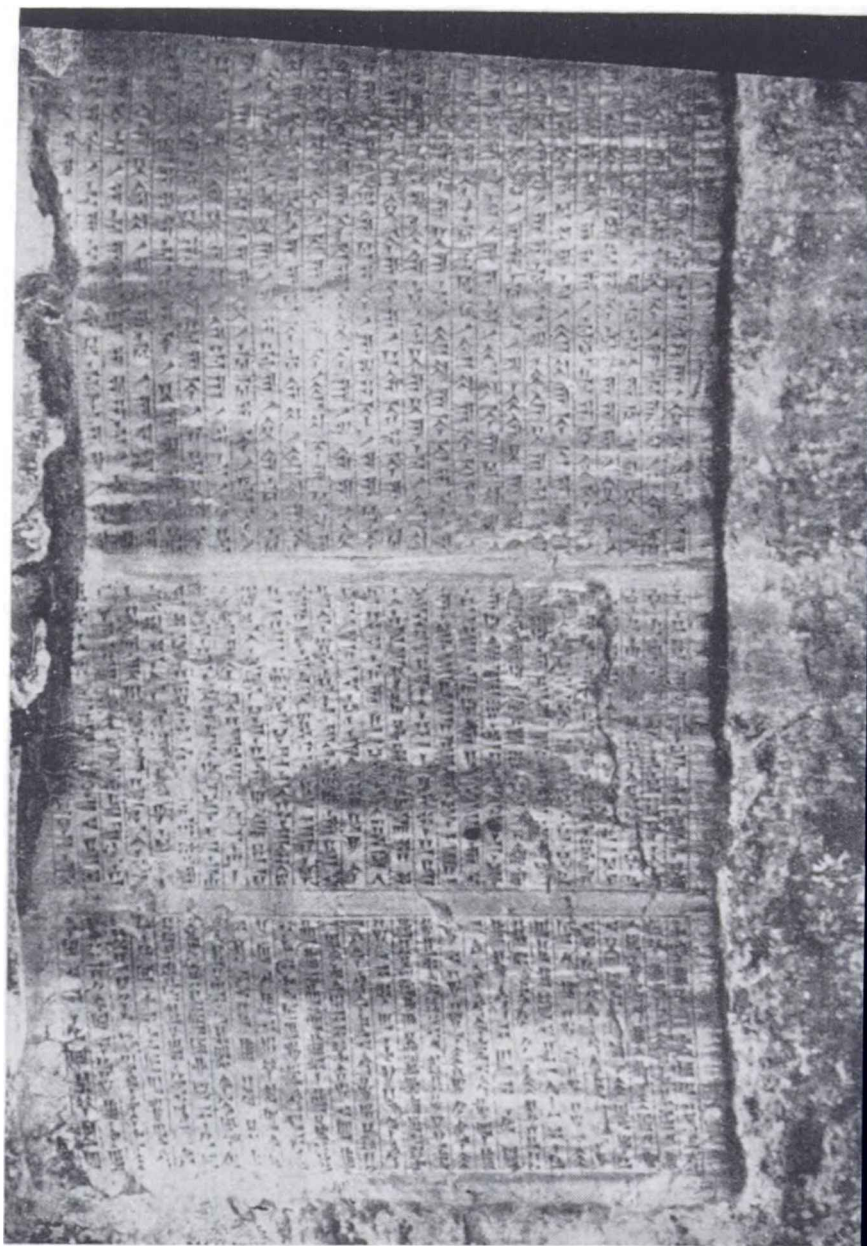
„Ein großer Gott ist Ahuramazda, welcher der größte der Götter ist, der diese Erde schuf, der jenen Himmel schuf, der den Menschen schuf, der die Segensfülle schuf für den Menschen, der den Xerxes zum Könige machte, den einen zum König von vielen, den einen zum Gebieter von vielen.

„Ich bin Xerxes, der große König, König der Könige, König der Länder vieler Stämme, König dieser großen Erde auch fernhin, des Königs Darius Sohn, der Achämenide.

„Es spricht der König Xerxes: Der König Darius, der mein Vater war, dieser hat nach dem Willen Ahuramazdas viel Schönes gebaut. Auch hatte er befohlen, diesen Felsen zu behauen, indessen eine Inschrift nicht schreiben lassen. Darauf befahl ich, diese Inschrift zu schreiben. Mich soll Ahuramazda schützen nebst den Göttern und meine Herrschaft, und was von mir gebaut worden ist.“

Wenn Xerxes erklärt, daß Darius, sein Vater, hier habe eine Inschrift anbringen lassen wollen aber nicht dazu gekommen sei, so wird damit auf einen interessanten Abschnitt der persisch-armenischen Beziehungen angespielt.

Als Darius den Magier Gaumata, der sich für den von seinem Bruder Cambyse ermordeten Cyrus-Sohn Smerdes ausgab, beseitigt hatte und



**Die Xerxes-Inschrift am Vantelsen. (Aufnahme mit Fernobjektiv,)**

damit der jüngeren Linie der Achaemeniden, der er angehörte, den Thron gesichert hatte, erhoben sich zunächst die beiden, neben Persien und Medien wichtigsten Provinzen des Reiches, Elam und Babylonien.

Der elamitische Aufstand wurde schnell erstickt. Gegen Babylonien bedurfte es eines regelrechten Kriegszuges, in dessen Verlaufe der als Nebukadnezar III., Sohn des letzten babylonischen Königs Nabonid, auftretende Nidintu-Bel besiegt, in Babylon belagert und nach dessen Einnahme getötet wurde. Darius berichtet danach weiter:

„Während ich in Babylon war, wurden folgende Länder von mir abtrünnig: Persien, Elam, Medien, Assyrien, Ägypten, Parthien, Margiana, Sattagydien, Sakenland.“

Armenien, wo die im 7. Jahrhundert eingewanderten Armenier mit den Chaldern in einem durch Verträge hergestellten leidlichen, wenn auch weder warmen noch ununterbrochenen, Einverständnis lebten, wird nicht mitgenannt und hat doch, wie aus Darius' Berichten über die Niederwerfung der Aufstände ersichtlich ist, eine besonders ernste, bedenkliche Rolle gespielt.

Der national-armenische Aufstand erfolgte in engem Anschluß an den der Meder unter Fravartisch. Er griff aber auch nach Assyrien und selbst nach Babylonien hinüber.

War es schon eine schwierige Aufgabe, die nationale Bewegung der Armenier in ihrem schwer zugänglichen Berglande niederzuhalten, so wurde sie doppelt bedenklich, weil sie den Medern, die ja den Persern von jeher nur widerwillig gefolgt waren, den Rücken stärkten. So hat denn auch Darius zwei Heere, eines unter dem Armenier Dadarschisch, eines unter dem Perser Waumisa, gegen die Armenier gesandt, ohne in der Inschrift klar werden zu lassen, ob sie gleichzeitig oder nacheinander operierten.

Der erstere besiegte sie nach Darius' Angaben in drei, der andere in zwei Schlachten, von denen die frühere, was sehr zu bemerken ist, nicht auf armenischem, sondern auf assyrischem Gebiete geschlagen wurde. „Als er (Waumisa) nach Armenien gekommen war, da sammelten sich die Empörer und zogen gegen Waumisa, um eine Schlacht zu liefern. In einer Gegend namens Izala in Assyrien, dort lieferten sie die Schlacht“. Wenn also Waumisa wirklich, woran man zweifeln darf, nach Armenien gelangt war, so ist er zunächst auf das Gebiet der Provinz Assyrien zurückgedrängt worden. Beide Feldherren „warteten auf Darius so lange in Armenien, bis er nach Medien kam“.

Der deutlichste Beweis aber für die Nachhaltigkeit und Gefährlichkeit des armenischen Aufstandes liegt in der Tatsache, daß schließlich ein Armenier, Aracha, Sohn des Chaldita, als zweiter falscher Nebukadnezar III. in Babylonien auftrat. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß dieser in Babylonien

auftretende Prätentend mit dem oder einem der Führer des armenischen Aufstandes identisch ist. Dieser Armenier aber war, was besonders zu bemerken ist, nicht armenischer oder jedenfalls nicht rein armenischer Nationalität, sondern, wie der Name seines Vaters zeigt, im Mannesstamme chaldischer Abkunft.

So spielt die Freiheit und Wehrhaftigkeit der Chalder in den Unruhen, die die endgültige Befestigung der persischen Herrschaft zum letztenmal zu verhindern strebten, eine wesentliche Rolle.

Nachdem Aracha und die Männer, die seine vornehmsten Anhänger waren, in Babylon gepfählt worden waren, wird auch der armenische Aufstand, soweit er noch fortglomm, früher oder später erstickt worden sein und Darius hatte die Möglichkeit, seine Siegesinschrift am Felsen von Van, dem einstigen Zentrum des chaldischen Reiches, anbringen zu lassen.

Daß er es schließlich nach dem Zeugnis seines Sohnes Xerxes unterließ, wird seine guten Gründe haben. Darius oder die von ihm Beauftragten mochten erkennen, daß es unklug sei, die eben Unterworfenen zu reizen und ihnen Anlaß zu einem neuen Aufstande zu geben, und so stand er davon ab, genau so wie er es nach Herodots Bericht in Babylonien vermied, die Statue des Gottes Bel, das Wahrzeichen des babylonischen Königtums, zu entfernen, obwohl er es beabsichtigte. „Er wagte es nicht“, so drückt sich Herodot aus, und das wird hier wie dort zutreffen. Freilich wird es überhaupt dem Charakter des Darius widerstrebt haben, zum Äußersten zu gehen, wo es zu vermeiden war. In Armenien wie in Babylonien hat dann später Xerxes nachhaltig durchgegriffen und ausgeführt, was sein Vater unterlassen hatte. Für Babylonien wurde er dazu durch mehrere höchst gefährliche Aufstände während der Vorbereitung und der Dauer des Griechenfeldzuges veranlaßt. Ob gleichzeitig und etwa im Zusammenhange mit den babylonischen in Armenien Unruhen stattfanden, läßt sich aus unserem Quellenmaterial nicht feststellen, so wahrscheinlich es auch ist.

In der Nachbarschaft der Xerxes-Inschrift zeigt der Vanfelsen eine große Anzahl von Anlagen und Bearbeitungen, deren in den Beschreibungen früherer Reisender nicht gedacht worden ist. Zirka 15 bis 20 m östlich von der Inschrift finden sich mehrere Stockwerke von kleinen Nischen übereinander, die oberste Reihe in der Höhe der Xerxes-Inschrift. Andere tiefer gelegene Nischen wurden durch die winterliche Baumlosigkeit ersichtlich. Von dem Dache eines dem Vanfelsen nahen Hauses blickte man z. B. in eine besonders große Nische hinein, die sich 50—70 m östlich der Xerxes-Inschrift, aber erheblich tiefer als diese befindet. Mein Reisegefährte gelangte mittels Leiter zur chaldischen Treppe, die zu ihr hineinführt. Die unterste der 6 Stufen befindet sich 3 m über dem Boden. Die Stufen waren schwarz bemalt und ein

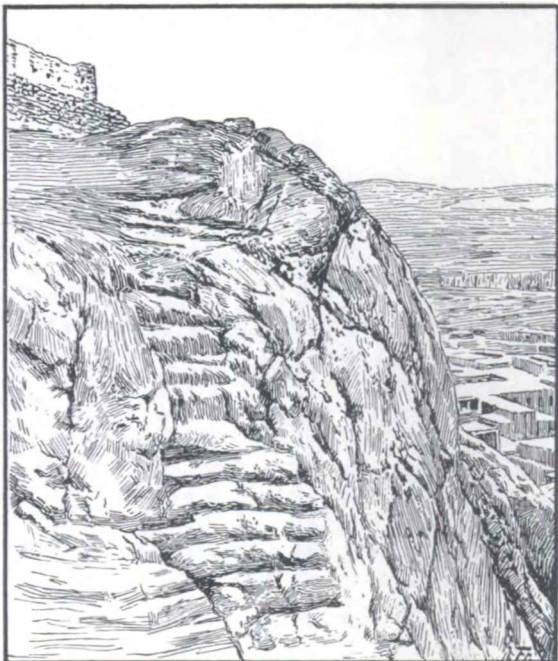
schwarzer Farbstreifen von ihrer Breite reichte von der untersten Stufe bis zum Boden. In der Nische fanden sich kleinere Nischen über einer Art Felsenbank, außerdem kleinere Vertiefungen in den Wänden, deren Bestimmung nicht klar war. Sollten sie den Händen einen Halt geben oder als Zapfenlöcher dienen?

Schließlich ist noch eines von mir aufgefundenen Felsenzimmers zu gedenken, das etwas höher liegt als die Xerxes-Inschrift, unterhalb der Itschkalah und Neftkuju-Gruppe zwischen beiden.

Daß der Vanfelsen außerdem an sehr vielen Stellen vielfach verwitterte Bearbeitungen zeigt, die als Rondelle, Terrassen usw. bezeichnet werden können, sei hier nochmals erwähnt.

Am stärksten vertreten aber sind die Felsentreppen, unter ihnen vielfach solche, die ohne ersichtliches Ziel und oftmals an steilen, ungangbaren Stellen über den Felsen herablaufen. Zu den bereits abgebildeten möge sich noch eine gesellen, die am äußersten Ostende der Südseite des Vanfelsen in die Tiefe führt, aber wie gewöhnlich in der Mitte des Felsens abbricht. Eine Erklärung für diesen seltsamen Brauch gibt wohl jene hetitische Skulptur, in der auf einer solchen Treppe ein göttliches Wesen hinansteigt.

Man wird also diese 'irrationalen' Treppen als Göttertreppen bezeichnen dürfen. Auf eine andere Art von Stufen, die als Terrassen für Gärten anzusprechen sein werden, wurde bereits Bd. I, S. 470 hingewiesen und dabei auch der chaldischen Feste gedacht, die über und



Felsentreppe am Ostende der Vankalah nach Süden hinabführend.



Die chaldische Feste Bôstankaja, der „Gartenfels“.

über mit solchen Stufen bedeckt ist und noch heute den Namen Bôstankaja „Gartenfels“ führt: wir fügen jetzt deren Abbildung bei. In ihrer Nähe ist eine Menuas-Inschrift gefunden worden (Corpus Nr. 71).

Damit wäre die Schilderung des Vanfelsens und seiner Anlagen beendet, von dem aus bis 735 v. Chr. die Geschicke des Chalderreiches gelenkt worden sind, und zwar geschah das in der Form einer Theokratie, die bei den Chaldern allem Anschein nach mit geradezu paradigmatischer Vollkommenheit und Konsequenz ausgebildet und durchgeführt wurde.

Der Hauptgott war Chaldis, aber auch der einzelne Volksangehörige wurde mit diesem Namen bezeichnet.

Der Gott war also der Repräsentant und Eponym des Volkes. Vielleicht wurden auch die übrigen Gottheiten zusammenfassend als Chaldini, Chaldergottheiten (oder Chaldiskinder) bezeichnet.

Für Chaldis und zu seiner Ehre geschehen alle Eroberungen, werden alle Bauten und Anlagen ausgeführt, welche der Wohlfahrt der irdischen

Chaldi-Angehörigen zu dienen bestimmt sind. Die Hauptstadt Tuspa-Van, der Sitz des Gottes, ist die Chaldi-Stadt (Chaldina); befestigte Plätze, selbst wenn sie in recht weiter Entfernung von der Hauptstadt angelegt werden, gelten als „Tore der Chaldi-Stadt“. Das ganze Gebiet heißt Chaldia, das „Chaldi-Land“. Mir ist kein weiterer Fall bekannt, in welchem die Idee der Theokratie eine derartig strikte, auch in den äußeren Formen erkennbare Durchführung erfahren hätte.

Aus dieser theokratischen Anlage des chaldischen Staatswesens (vgl. ob. S. 45), mit der offenbar eine äußerst straffe Konzentration Hand in Hand ging, erklären sich wohl in erster Linie die militärischen und kulturellen Leistungen und Erfolge der Chalder. Weit entfernt, die einzelnen Mitglieder des Gemeinwesens niederzudrücken, muß die chaldische Theokratie vielmehr in ihren Angehörigen das Gefühl des Stolzes und der Opferfreudigkeit wachgerufen und genährt haben. Wehrhaftigkeit und Freiheitsliebe sind (S. 162) die Züge, die noch in den Zeiten des Verfalls den Chaldern von Xenophon nachgerühmt werden, und die sie mit den, vermutlich ihnen entfernt verwandten, Karern gemeinsam haben.

Vom Vanfelsen aus sind die Kriegszüge ausgegangen, die die Chalder schon unter der Samtherrschaft des Ispuinis und des Menuas und unter der Alleinherrschaft des letzteren zu Herren eines mächtigen Reiches machten, das sich im Südosten bis über das jenseitige Ufer des Urmia-Sees, im Südwesten auf Kosten der Hetiter bis zum Euphratknie beim Malatia ausbreitete und in beiden Richtungen in den Besitzstand und die Einflußsphäre der Assyrier aufs nachdrücklichste eingriff. So errangen die Chalder für ihren Gott und sich selbst die Weltherrschaft, bis Tiglatpileser IV. durch den mehrfach berührten Einfall und Eroberungszug (735 v. Chr.), der die Verlegung des Götter- und Regierungssitzes nach Toprakkaleh mit sich brachte, das Gleichgewicht zugunsten Assyriens wieder herstellte.

Die kriegerische Betätigung der Chalder bewegte sich aber auch, und mit großem Nachdruck, in nördlicher, von Assyrien abgekehrter Richtung. Schon als Mitregent seines Vaters eroberte Menuas das ganze Gebiet bis zur Ebene von Eriwan nördlich des Araxes (hauptsächlich durch Unterwerfung des Reiches Etius), und im Nordwesten unterwarf er die Länder am Oberlaufe des Murad-tschai bis hin zur Quelle des Frat und darüber hinaus namentlich das Gebiet von Diaus (Dajaëni). Sein Sohn Argistis I. aber drang über Eriwan bis an das südliche und das südwestliche Ufer des Goktscha-Sees vor und zog von hier über Alexandropol durch die Provinz Schirak an Kars und Sarykamysch vorbei nach Süden, schlug also die heutigen Gouvernements Eriwan und Kars zum Gebiete seines Reiches.

Dies ist von besonderer Wichtigkeit für die Frage, von wo die Urartäer

oder Chalder in ihre Sitze Vansee eingedrungen sind. Es ist neuerdings behauptet worden, sie müßten aus der Araxes-Ebene gekommen sein, an der ihr Name in späterer Zeit (Alarodier bei Herodot) und bis heute (arm. Airarat) haftet. Da aber die Araxes-Ebene und das nördlich von ihr gelegene Gebiet erst von Menuas und Argistis erobert worden ist, so liegt die Hinfälligkeit dieser Schlußfolgerung auf der Hand. England ist ja auch nicht die ursprüngliche Heimat der Angeln noch auch die Normandie die der Nordmänner. Der später vorzulegende Gesamtbefund weist vielmehr mit Bestimmtheit auf eine Herkunft der Chalder von Westen her, und zwar können sie, da sie das Gebiet am oberen Murad-tschai und zwischen den Euphrat-Quellflüssen erst zu erobern hatten, nicht etwa auf der nördlichen Linie Erzingjan-Erzerum eingedrungen sein, sondern müssen den südlichen Weg über Malatia und durch das heutige Wilajet Diarbekir genommen haben. Dazu stimmt es, daß die erste Nennung von Urartu zum Tûr-Abdîn und zum Westtigris bei und oberhalb Hassan-Kêf weist.

Hiermit sind die Forschungen in der eigentlichen Stadt Van, soweit sie systematisch betrieben werden konnten, erledigt, nicht aber die Zufallsfunde, besonders in der Gartenstadt und in der näheren Umgebung, erschöpft, noch auch die Probleme, die sich an die Ergebnisse jener systematischen Forschungen knüpfen. Namentlich bedarf der Feldzug Tiplatpilesers IV., der die erste mit dem Vanfelsen eng verknüpfte Periode des Chalderreiches beendete, in seinem Verlauf und in manchen Einzelheiten noch der Aufklärung.





## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

### Winterliches Leben in Van.

Die Mission und die Waisenanstalt. — Armenier und Kurden. — Beschäftigungen und Tageseinteilung. — Eine armenische Hochzeit. — Armenische Bräuche bei Brautstand, Hochzeit, Geburt, Tod. — Der Tonir und die Charisa. — Das Widjak-Spielen. — Armenische Sprichwörter. — Die Zigeuner von Van. — Aralesk. — Transport der Rusas-Stele nach Van. — Die Weihnachtsfeier in der amerikanischen Mission. — Der Geburtstag des Sultans. — Auffindung des mutmaßlichen Oberteils der Rusas-Stele. — Die prähistorische Begräbnisstätte von Schamyram-alty. — Ramazan und Bairam. — Abschiedsfest und Abreise.

Ohne die uneigennützte und ausgiebige Gastfreundschaft, die uns Herr und Frau Dr. Raynolds in der amerikanischen Mission erwiesen (S. 13), hätten weder unsere Forschungen in Van noch unsere Forschungsausflüge auch nur im entferntesten so erfolgreich und zweckdienlich ausgeführt werden können. Es ist daher an der Zeit, diese segensreiche Anstalt etwas näher ins Auge zu fassen. Ich verwerte dabei in der Hauptsache einen Bericht, den wir seinerzeit von Van aus verbreitet hatten und entnehme die Angaben über gewisse seither vollzogene Veränderungen stillschweigend späteren Berichten und Mitteilungen von Dr. Raynolds.

„Die im Südosten der Gartenstadt Van belegene (S. 17) Mission wurde im Jahre 1874 eröffnet. Zwei Jahre darauf wurde das Grundstück gekauft, auf dem sie sich noch heute befindet. Damals im Jahre 1874 wurden drei Wohnhäuser und ein Stall errichtet, und wenige Jahre später kam eine Knabenschule hinzu. Durch den Wegzug einer der drei Familien, aus denen die Mission anfangs bestand, wurde ein Haus frei, das für die neu gegründete Mädchenschule verwendet wurde und mit der Zeit ohne Rücksicht auf architektonische Gestaltung vergrößert wurde.

„Während der Unruhen des Jahres 1896 fanden zehn- bis fünfzehntausend Armenier ein Asyl auf dem Gelände der Mission, wie noch näher zu schildern. Nach den Unruhen blieben eine Menge Frauen als Witwen, eine Unzahl von Kindern als Halb- und Vollwaisen zurück. Die Zahl der Vollwaisen hat sich seither noch dadurch nicht unerheblich vermehrt, daß unnatürliche Mütter, um eine zweite Ehe einzugehen, ihre Kinder einfach auf die Straße setzten. Wir kennen persönlich eine Reihe solcher Fälle.

„Gleich nach den Unruhen erwachte in Dr. Reynolds' menschenfreundlichem Sinne der Gedanke den Waisen ein Heim zu schaffen, in dem ihnen Vater und Mutter ersetzt, und sie in Kenntnissen und Fertigkeiten zur Vorbereitung und Förderung für ihr späteres selbständiges Leben unterrichtet und ausgebildet würden. Der Appell, den er im Verein mit Gleichgesinnten in Amerika und Europa erließ, war erfolgreich. Es wurden zunächst 350 und seit dem Jahre 1899 400 armenische Waisen aus amerikanischen und deutschen Mitteln dort erzogen und gepflegt. Das ist unter den obwaltenden Umständen ein gewaltiges Unternehmen, und es gehören der Mut und die ruhige Tatkraft eines Dr. Reynolds und einer Mrs. Reynolds dazu, um ihm überhaupt näher zu treten. Man bedenke, daß die ganze Last der Leitung und Verantwortung auf ihnen Beiden ruht, daß sie allein die Ernährung, Bekleidung und den Unterricht wie die technische Unterweisung der 350, und in Bälde 400 Hauswaisen, ferner einen Teil der Ernährung und Unterstützung weiterer 350, nicht aufgenommener Waisen zu bedenken und zu überwachen haben und weiter noch über 5000 Personen, teils Unterstützung, teils Beschäftigung geben. Außerdem lastet auf Dr. Reynolds noch seine ärztliche Tätigkeit.

„Zum Personal der Mission gehörten bis vor kurzem und gehören von Rechts wegen: ein weiteres Missionar-Ehepaar (zuletzt Mr. Allen und Frau, deren früheres Haus wir bewohnen), sowie zwei oder drei junge amerikanische Damen als Lehrerinnen und Missionärinnen. Jetzt ist aber von denen niemand da, und die Waisenanstalt (orphanage) sowie die Hilfsaktion (das 'relief work') sind ohnehin von Anfang an in Dr. und Mrs. Reynolds' alleinigen Händen gewesen. . . .

„Das Gelände der Mission ist geräumig genug. Aber natürlich ist die bestausgestattete und weitest angelegte Mission nicht darauf vorbereitet, Schlaf-, Eß-, Schul- und Arbeitsräume für 350 Knaben und Mädchen zu liefern. Vollständige Neubauten sind aber nur in verhältnismäßig geringem Maße nötig geworden. Dr. Reynolds hat sich, in seinem ständigen Bestreben mit den ihm anvertrauten Mitteln so sparsam wie möglich umzugehen, vielfach anders zu helfen gewußt. Hier ist ein Familienhaus der Mission allmählich nach verschiedenen Seiten ausgebaut worden, bis es Raum für Dr. Reynolds Apotheke und ärztliches Sprechzimmer, eine Reihe von Klassenzimmern und mehrere behagliche Wohnräume für die jetzt abwesenden einzelnen Damen der Mission bot, dort ein Stall- und Scheunengebäude zum Schulhaus umgewandelt worden. Ein Teil der weiblichen Waisen ist in einem gemieteten Gebäude untergebracht, das ohne Passieren der Straße durch Gärten erreicht werden kann. Für die jetzt neu zu schaffende Filiale ist ein Gebäude in gleicher Lage gesichert worden.

„Dr. Reynolds führte uns zu Beginn unserer mehrfach wiederholten Be-

sichtigungen in einen zu ebener Erde befindlichen Raum, in welchem eine Anzahl Frauen seit dem frühen Morgen emsig mit dem Waschen der Knabenkleider beschäftigt waren. Um 4 Uhr verschwinden sie: an ihre Stelle tritt täglich eine Abteilung Knaben zum Baden. Freitags und Sonnabends aber sind die Frauen gar nicht da. Da waschen die Waisenmädchen ihre Kleider selbst und nehmen ihr Bad. Der Kessel, der das heiße Wasser zum Baden und Waschen liefert, ist direkt über dem großen Ofen angebracht, in welchem das Brot für die gesamte Waisenanstalt und für die große Zahl der von der Mission durch eine tägliche Brotration Unterstützten gebacken wird. Dieser Ofen ist fast ununterbrochen im Betriebe, und seine abgehenden Feuergase heizen den obenerwähnten Kessel, so daß die Herstellung der enormen Quantitäten heißen Wassers nichts kostet. Auf diese durch eine sinnreiche Einrichtung erzielte Ersparnis an Feuerung und Heizkraft (jährlich ca. 25 Lira = 480 Mark), die sein eigenster Gedanke ist, ist Dr. Reynolds mit Recht stolz.

„In einem anderen Raume befinden sich acht Handwebstühle nebst allen zugehörigen Hilfsapparaten, an denen die Waisen ihren Unterricht im Weben erhalten, und zwar lernt die eine Abteilung vormittags, die andere nachmittags. Ununterbrochen schwirren die Spindeln hin und her und sind dabei doch kaum imstande das für den Bedarf der Mission und der Orphanage erforderliche Tuch fertig zu stellen. Letzteres wird zum allergrößten Teil aus den von der Missionsanstalt selbst hergestellten Garnen fabriziert, und auch hier wieder kann man Dr. Reynolds praktischen Sinn bewundern.

„Es ist ja nicht zu erwarten, daß sich die glänzlich verarmten Schützlinge der Mission auch nur die allernötigsten Kleidungsstücke selbst anschaffen könnten. Die Mission unterstützt sie demgemäß auch in dieser Hinsicht. Anstatt aber für diesen Zweck fertige Tuche einzukaufen, ist Dr. Reynolds von vornherein darangegangen, nicht nur die Weberei einzurichten, sondern auch die Wolle einzukaufen, die er den unterstützungsbedürftigen Frauen zum Verspinnen gibt, worauf das fertige Garn in der Weberei weiter verarbeitet wird. Die Frauen brauchen nur die Hälfte des Gewichts der erhaltenen Wolle in Garn abzuliefern. Das Übrige ist ihr Lohn, sie können es an die Mission oder sonstwie verkaufen. Auf diese Weise werden die ihm zur Verfügung gestellten Gelder zweimal zur Unterstützung und Hilfeleistung verwertet, indem sie zuerst ca. 5000 Menschen Arbeitsgelegenheit verschaffen und späterhin dieselben bekleiden helfen. Die für die Waisen erforderliche Kleidung wird natürlich auf der Missionsanstalt selbst hergestellt und diese Gelegenheit dazu benutzt eine große Anzahl von Waisenknaben im Schneiderhandwerk auszubilden. Auch besteht eine eigene Schuhmacherwerkstätte mit zwei Abteilungen, in deren einer das Schuhzeug nach hiesiger Art fertiggestellt wird, während die andere Schuhe und Stiefel nach europäischer Art fabriziert. Beide Arten Schuhzeug werden von Waisen und Lehrern getragen. Bis vor kurzem wurde das für erstere Zwecke nötige Leder hier eingekauft, das für die europäischen Stiefel und Schuhe erforderliche Material aus Konstantinopel bezogen, im letzten Sommer aber hat Dr. Reynolds sich auch eine eigene Gerberei angelegt, in der nun unter Aufsicht und Anleitung eines tüchtigen Gerbermeisters die Knaben auch Gerben lernen können. Eine große Tischlerei und eine Schlosser- und Schmiedewerkstatt liefert der Mission

die erforderlichen Objekte schnell und billig und ermöglicht es, die Knaben auch in diesen Handwerken zu unterrichten.

„Die Mädchen ihrerseits werden in weiblichen Fertigkeiten, namentlich in Schneiderei und Handarbeiten unterwiesen, Frau Dr. Raynolds wünscht dringend, daß auch das Kochen der Mahlzeiten durch die Mädchen selbst geschehe. Bisher hat aber aus Sparsamkeitsrücksichten das Kochen durch bezahlte Angestellte besorgt werden müssen. Der Schulunterricht in der Knaben- und Mädchenschule, an dem außer den Waisen noch halb so viele Kinder aus der Stadt teilnehmen, ist vortrefflich geleitet und eingerichtet, wovon wir uns wiederholt persönlich überzeugen konnten. Es wird in drei Abteilungen (Elementar-, mittlere und höhere Schule) mit insgesamt 11 Klassen unterrichtet. Die Zöglinge der obersten Klasse erhalten nach bestandnem Examen ein Diplom, auf Grund dessen sie seitens der türkischen Behörden als Lehrer oder Lehrerinnen zugelassen werden.“

Fünfzehn Jahre lang hat diese segensreiche Arbeit fortgesetzt werden können. Dann wurde die Waisenfürsorge von den Deutschen übernommen, die bis dahin schon mit bedeutenden Beiträgen für die Pflege und den Unterricht der Waisen beteiligt gewesen waren, nun aber 1901 eine eigene Anstalt errichteten. Bis dahin waren die Waisen so gut wie alle erzogen und versorgt. Im ganzen wurden in der von Dr. Raynolds geleiteten, nun der Geschichte angehörigen Waisenanstalt 1000 Kinder vor dem äußersten Elend bewahrt und einer wenn auch sehr bescheidenen, doch wenigstens einigermaßen sicheren Existenz zugeführt. Soweit sie in ihre Dörfer zurückkehrten, um dort als Lehrer oder als Handwerker zu wirken, konnten sie, da sie durch ihre Erziehung hoch über der Masse auch der bemittelteren Dorfbewohner standen, durch ihr Beispiel zur Nacheiferung auffordern, und diese Saat wird auch weiterhin Frucht tragen und dazu helfen, das geistige Niveau des gesamten Volkes zu heben.

Von den 575 Knaben erhielten 55 das Diplom der Schule; von diesen haben sich 39 dauernd oder zeitweilig dem Lehrfache gewidmet. Nicht wenige Schüler der Anstalt haben ihre Studien an höheren Anstalten der Türkei oder des Auslandes fortgesetzt. Zwei haben in Amerika Medizin studiert, ihr Doktorexamen gemacht und praktizieren dort. Andere studieren zurzeit an englischen oder amerikanischen Universitäten. Eine Anzahl früherer Schüler der Waisenanstalt sind ausgewandert. Davon leben 50 in den Vereinigten Staaten und 3 in Südamerika — fast alle in guten Verhältnissen.

Als im Jahre 1900 Dr. Ussher aus Charput, wo ich ihn und seine ärztliche Kunst kennen gelernt hatte, nach Van kam, wurde ein großes Hospital errichtet, und er entfaltet dort namentlich durch chirurgische Operationen eine äußerst segensreiche Tätigkeit.

Seit die Waisenfürsorge aufgegeben wurde, haben sich die Mitglieder der Mission mit doppeltem Eifer der pädagogischen Tätigkeit zugewandt: gegenwärtig werden in den Schulen einschließlich des Kindergartens 990 Kinder in entsprechend ausgedehnten Räumen unterrichtet.

Unsere Tageseinteilung in Van wurde im wesentlichen durch die Notwendigkeit bedingt, neben den Forschungen auf der Vankalah und in der Zitadellenstadt auch die Ausgrabungen auf Toprakkaleh zu beaufsichtigen.

So war es die Regel, daß vormittags der eine von uns sich zur Zitadellenstadt, der andere nach Toprakkaleh begab. Freilich wurde diese Regel sehr oft zugunsten gemeinsamer Forschungen und Besprechungen an einer der beiden Stätten durchbrochen.

Zur Mittagsmahlzeit kehrten wir in der Regel nur dann zurück, wenn am Nachmittag die Arbeitsstätte sich änderte, beispielsweise Untersuchungen in der Nähe Vans vorgenommen wurden, oder offizielle Besuche und sonstige Verpflichtungen uns abriefen. Sonst wurde auf Toprakkaleh der von Frau Dr. Reynolds sorglich eingepackte Proviant verzehrt, in der Zitadellenstadt dagegen bezogen wir oft unsere Mahlzeit aus einer der Garküchen oder Speisehandlungen des Bazars oder der Stadt, wobei Schaschlyk (gebratenes Stückchen Hammelfleisch), meist auf einem Stäbchen aufgesteckt, eine Art Kräuterkäse und Rosinen mir als teils ständig, teils erfreulich in Erinnerung sind. Oft hielt uns die Arbeit in den Kirchen oder auf dem Vanfelsen bis in die Dämmerstunde hin, wobei es dann schwer hielt, pünktlich zur abendlichen Hauptmahlzeit zu erscheinen. Ich kann die Langmut unserer gütigen Wirte in dieser Hinsicht nicht genug rühmen.

Eine Ausnahme machte der Mittwoch als Tag des Postabgangs, an welchem beide Expeditionsmitglieder vom frühen Morgen ab aufs eifrigste mit der Abfassung von Berichten über den Fortgang der Arbeit für die heimatischen Förderer und mit ihrer Privatkorrespondenz beschäftigt waren. Die Post sollte am frühen Nachmittage gehen, oft aber verließ der Postreiter eine oder selbst mehrere Stunden später Van, weil er auf die Beendigung unserer Briefschaften wartete. Dieses Entgegenkommen der Post in einem wichtigen Zentrum der türkischen Verwaltung beruhte nicht allein auf der Achtung, die den fremden Forschern und ihrer Tätigkeit gezollt wurde, sondern hatte auch einen finanziellen Hintergrund. Die starke Korrespondenz, die wir führten, und die zudem meist aus den besonders kostspieligen ‚Einschreibebriefen mit Rückschein‘ bestand, und die ziemlich häufigen ausführlichen Telegramme, die namentlich in den Angelegenheiten des Überfalls auf Dr. Belck und des Streits mit den Kirchenbehörden nach Konstantinopel, Berlin und Tiflis abgingen, füllte die Kassen des Postamtes in ungewohnter Weise. Dadurch erhielten die Postbeamten einen Teil ihrer Bezüge schneller, als es sonst geschehen wäre.

Einige Wochen lang wurde auch ein Teil meiner Vormittage durch das Photographieren unserer Abklatsche in Anspruch genommen. Da wir sie per Fracht in die Heimat zu senden hatten (vgl. Bd. I, S. 475) und nicht sicher sein konnten, ob sie alle ihr Ziel erreichen und noch weniger, ob sie unbeschädigt ankommen würden, hielten wir es für richtiger, sie in ihrem Zustande vor der Verpackung möglichst alle zu photographieren. Die Ab-

klatsche wurden an geeigneter Stelle und Stellung an einer Mauer im Garten der Mission befestigt und, meist mehrere zugleich, von mir aufgenommen.

Die Ablieferung der wichtigsten auf Toprakkaleh gemachten Einzel-funde (vgl. ob. S. 119f.), bildete ein regelmäßiges, wenn auch nicht alltägliches Erlebnis in vorgerückter Nachmittagsstunde. An den Abenden kamen zu dem Studium der Abklatsche und Kopien der Inschriften noch sprachliche und kulturgeschichtliche Studien hinzu, die im Verlauf und in ihren Ergebnissen mancherlei Interessantes boten und zu denen auch die gelegentlichen Einladungen in armenische Privathäuser Gelegenheit boten. —

Am interessantesten und lehrreichsten war es natürlich, wenn wir Sitten und Gebräuche der Armenier selbst beobachten konnten. So war es uns vergönnt, eine armenische Hochzeit in der Mission als Gäste mitzumachen.

Die Hochzeitsgäste versammeln sich — in diesem Falle aus besonderen Gründen (S. 173) beiderlei Geschlechts. Der Bräutigam wird hereingeführt in Alltagskleidern mit einer Armsündermiene und läßt sich auf einem Stuhl nieder, um sich vom Barbier einseifen zu lassen. In dem Augenblick, wo dieser das eigentliche Rasieren beginnt, erheben die Männer einen Gesang. Neben dem Stuhl des Bräutigams steht ein Knabe mit einem brennenden Licht. Inzwischen ist der unerläßliche Tee gereicht worden und auf dem üblichen Bock steht die übliche runde Riesen-Kupfer- oder Zinnplatte mit verschiedenem, zum Teil besonders gut schmeckendem süßem Gebäck, Käse usw. Sie zu erreichen ist freilich namentlich für die hinteren Reihen der auf der Erde Sitzenden, schwer: Frau Dr. Raynolds, tätig wie immer, teilt aus, soviel sie kann, bekommt aber doch nachher von einem der Hauptlehrer — die Braut ist Lehrerin an der Missions-Waisenschule — freundschaftliche Vorwürfe zu hören, sie habe ihre Funktionen als präsidierende Dame nicht genügend erfüllt, sie hätte mehr nötigen müssen. Nun kommt die Braut herein und wird langsam — die feierliche Langsamkeit in höchster Potenz spielt eine große Rolle — auf ihren Sitz geführt, auf dem sie, in diesem Falle unverschleiert, Platz nimmt. Nach älterer Sitte muß sie stehen, aber die Freundinnen veranlassen sie zum Sitzen (Einfluß der neuen, durch die Amerikaner eingeführten Ideen). Inzwischen flitzt ein junger Mann mit einem dicken Knüppel in dem engen Raum herum, eine Art Hochzeits-bitter: der Stock, sein Zepter, tritt später noch in eine weitere Funktion. Dieser Herr veranstaltete nach nunmehr vollendeter öffentlicher Rasur und Frisur eine Geldsammlung: da wir unter dem Eindruck standen, es handle sich um die Kosten der Hochzeit, so gaben wir jeder eine Medjidie (ca. 4 Fr.): es war aber für den Barbier bestimmt, der schwerlich oft eine solche Ernte

einheimst! Als die Braut hereinkam, sangen die Mädchen ein recht hübsches melodiöses Lied, so daß wir um noch eines baten.

Nach einiger Zeit wird nun ein verhülltes Paket hereingetragen, die Kleider, die der Bräutigam nun anlegen soll, dazu wird ein neues Kopftuch der Braut gelegt. Die Anwesenden erhalten dünne Wachsstockchen, die sie brennend halten. Der Priester erhebt sich, liest aus seinem Buche ein langes Gebet und segnet Kleider und Tuch, indem er das Buch darüberhin bewegt.

Nun kniet oder setzt sich die Braut vor eine Frau hin, das vorher gesegnete Tuch wird dreimal langsam um ihren Kopf geführt, dann entfaltet und sie damit verschleiert. Bald erscheint nun, mit der gesegneten neuen Gewandung angetan und gut aussehend, der Bräutigam; die Braut wird ihm verhüllt, wie sie ist, langsam, langsam entgegengeführt und nach priesterlicher Segnung, verlesenen Ansprachen und Gesang bei brennenden Lichtern hat die Feierlichkeit im Hause ihr Ende. —

In der Kirche Norschën wurde die Braut — verhüllt, so daß sie nichts sehen kann — von zwei Brautführern zum Altar geleitet und geführt. Es erscheint bald nachher noch ein anderes Paar: also eine Doppeltrauung mit zwei Priestern. Hinter jedem der Paare steht ihr Hochzeitsbitter, der jetzt seinen dicken Knüppel oben ringsum zweig- oder büschelförmig mit dünnen wachstockartigen Lichtern besteckt hat, was sich sehr hübsch macht. Wie der eigentliche Trauungsakt beginnt, legt der Hauptpriester seinen Ornat an, zu dem für diesen Fall eine Art Krone oder Tiara gehört, in der er, schwarzhaarig und adlernasig wie er ist, ganz wie ein assyrischer König aussieht.

In unserer katholischen Kirche werden die Hände der zu Vermählenden mit einem Band gemeinsam umwunden: hier bei den Armeniern wird ein ähnliches breites gesticktes Band über Beider Haupt gelegt und dann die Trauung vollzogen. Dabei wird dem Bräutigam ein Kreuz an die Brust geheftet, das er einen Tag lang trägt und dann mit einer Gratifikation an die Kirche zurücksendet.

An dem Hochzeitsmahl nahmen wir nicht teil, da wir schon eine Einladung zum russischen Konsul hatten. Nicht immer findet der erste Teil der Feier im Hause statt. Jedenfalls ist es eine Ausnahme, daß der Bräutigam schon im Hause der Schwiegermutter war, die ihren eigenen Sohn 1896 verloren hatte. Daher konnte das Rasieren und was dazu gehört vor gemischtem Auditorium stattfinden.

Nach strenger, vielfach noch heute beobachteter Sitte darf die Braut und Frau ihr ganzes Leben lang niemals mit ihrem Schwiegervater oder dessen anderen Söhnen ein Wort sprechen.

Auch mit ihrem Mann soll die Neuvermählte nach altem Brauche längere

Zeit nicht sprechen dürfen. Ganz barbarisch ist, daß die Braut bei den Hochzeiten älterer Zeiten drei Tage lang — wenigstens solange Gäste da waren —, unbeweglich und ohne etwas zu genießen, auf einer Stelle stehen mußte, während es uns weniger fremdartig anmutet, daß der Bräutigam die Gäste, und möglichst unablässig, zu bedienen hat. —

Ich lasse hier gleich die Mitteilung über weitere, auf Brautstand, Hochzeit, Geburten, Tod und anderes bezügliche Gebräuche folgen, deren Kunde ich größtenteils Herrn Hatschatur Lewonian verdanke, der sich um die armenische Volkskunde durch seine Sammlungen sehr verdient gemacht hat.

Bräute und junge Frauen dürfen nichts Schwarzes oder Blaues tragen, das sind Unglücksfarben, und wer einer Frau Unglück wünschen will, sagt zu ihr: „Du trägst Schwarz“ oder „Du trägst Blau“.

Vormals war es beim Gange zur Kirche Sitte, daß Braut und Bräutigam alle Bänder lösten und alle Knöpfe öffneten, damit ihr Glück offen sei, das erklärt sich durch die armenische Rede- und Denkweise, wonach Gunst und Ungunst des Glückes durch die Wendungen „das Glück ist offen“, „das Glück ist geschlossen“ ausgedrückt werden.

Wenn der nunmehrige junge Ehemann aus der Kirche zurückkehrt, so wird vor ihm ein Gefäß zerbrochen und dazu gesagt: „das Gefäß zerbreche, der Bräutigam lebe“. Das erinnert an den Brauch bei jüdischen Hochzeiten, wo der Bräutigam unter dem Trauhimmel ein Glas zertreten muß, und zwar womöglich in einem Ruck vollständig, das sichert sein Glück. Gelingt es ihm nicht, so hat das eine ungünstige Vorbedeutung. An unseren Polterabend bei dem das Zerbrechen von Gefäßen ursprünglich eine Hauptrolle spielte, braucht kaum erinnert zu werden: überall spielt wohl dabei das Bannen böser Geister eine Rolle.

Wenn die Braut zum ersten Male ihres Mannes Haus betritt, muß sie mit dem linken Fuß hineintreten, und wenn sie eintritt, streuen sie ihr Weizen auf ihr Haupt und sagen „Gott gebe dir viel Nahrung (Brot)“. (Der indische Brauch, die junge Frau, um ihr und ihrem Hause Fruchtbarkeit zu sichern, mit Reis zu bewerfen, hat sich ja neuerdings auch nach Europa verbreitet.) Reiche Leute nehmen anstatt dessen kleine Goldstücke, und als König Ardases seine Braut Satenik heimführte, streuten sie ihr goldene Perlen aufs Haupt.

Hochzeiten finden nie am Sonabend statt. Das bringt Unglück.

Bei der Vermählung kann die Braut ihre Geburten in gewisser Weise regulieren; so viele Male sie nämlich mit dem Knie gegen die Estrade des erhöhten Altarteils der Kirche stößt, so viele Jahre wird sie kein Kind gebären.

Die Person, die das Brautbett (natürlich zu ebener Erde) bereitet, kann



Purzelbäume auf dem Bett schlagen: so viele Purzelbäume, so viele Jahre keine Geburt.

Wenn ein Kind, bevor es geboren ist, sich zu jemandem hinbewegt, so bedeutet dies, daß es dem Betreffenden an Körper und Geist gleichen werde.

Auch sagt man, daß, wenn die Schwangere schön aussieht und helle Augen habe, es ein Knabe werden würde, während trübe Augen und ein mangelhaftes Befinden auf ein Mädchen hindeuten.

Liegt eine Frau in den Wehen, so nimmt man das lange Stück Eisen (sis), das zum Aufrütteln des Feuers im „Tonir“, dem in die Erde eingebauten Backofen, benützt wird, und macht überall im Geburtszimmer Kreuze, damit die bösen Geister der Mutter nichts anhaben können; denn der Teufel will sich der Leber, des Herzens und der Lunge bemächtigen (diese drei Stücke werden beim geschlachteten Vieh zusammenhängend gekocht und gebraten).

Ferner wird der (schwarze) Samen des Fenchels (sevsunitsch, alt-armenisch argentegh) in das Brot eingebacken, und dieses Brot wird dann von der Mutter während der Wehen gegessen, das soll nämlich den Teufel abhalten. Fencheltee gilt ja auch bei uns als Beruhigungsmittel, freilich für Neugeborene. Es wird dieser Samen auch manchmal in Pickles usw. getan, damit der Teufel das (Frucht-)Wasser nicht „herausnimmt“.

Wenn eine Mutter Schwierigkeiten bei der Geburt hat, so suchen die Leute einen Mann, der den Euphrat überschritten hat. Dieser Mann kommt und bläst der Mutter dreimal Luft in den Mund ein, dann wird sie leicht gebären. Es hängt dies offenbar mit der Flußverehrung zusammen; der Euphrat galt vormals und gilt z. T. noch heute (s. u.) als ein heiliger Fluß.

Der Teufel heißt dabl oder thabgh auf armenisch, der Besessene heißt „dablodel“. Es gibt Schwangere, die ein thabgh in ihrem Leibe haben (er soll eine bestimmte Gestalt haben und vergiftet das Kind im Mutterleibe): sie gebiert dann ein totes Kind oder das Kind stirbt früh, spätestens im 20. Jahr seines Lebens. Wenn eine Frau mehrmals Totgeburten gehabt hat oder ihre Kinder früh gestorben sind, also die Frau thabgh-verdächtig ist, so nehmen sie eine Wolfshaut — unzerschnitten, mehr einem Sacke gleich, und führen ihr neugeborenes Kind durch den Rachen der Wolfshaut; dadurch ist es dann gefeit.

Wenn das neugeborene Kind bewußtlos geboren wird, so werfen sie die Nachgeburt ins Feuer; denn die Seele des Kindes sitzt dann in der Nachgeburt und wird durch die Verbrennung frei.

Wenn eine Frau bei einer Geburt unter dem thabgh zu leiden hatte, so nimmt man bei einer weiteren Geburt 7 Nadeln aus 7 Häusern und steckt diese 7 Nadeln in die Nachgeburt; dann wird die Frau in Zukunft lebende resp. langen Lebens fähige Kinder gebären; und wenn das jetzt geborene

Kind lebt, so wird es lebensfähig sein. Das Kind wird dann in blaue Kleider gehüllt, weil, im Gegensatz zu den obigen Fällen, die blaue Farbe die Kraft hat, das Leben zu erhalten.

Wenn ein Wiegenkind nicht schlafen kann, wird ein Stück Kirchhofserde, in ein Stück Tuch getan, unter das Kissen gesteckt. Hier tritt die Vorstellung von der ‚Mutter Erde‘ im Sinne von Dieterichs Forschungen in voller Deutlichkeit zutage. Wiegenkinder gibt es bis zu zwei, manchmal auch bis zu drei Jahren (vgl. Bd. I, S. 78), später schlafen sie auf der Erde.

Wenn ein Kind anscheinend zu spät gehen lernt, nehmen sie ein Sieb (der Rahmen aus Holz, der Boden aus Ledersträngen gemacht) und tragen es in sieben Häuser, wobei sie sagen: ‚ein Fußloser ist gekommen, wünscht Füße‘. Von diesen Rundgängen bringen sie dem Kinde etwas nach Hause (ein Ei, ein Huhn, eine Frucht usw.), und dann kann es gehen.

Ein kleines Kind darf den Neumond nicht sehen, sonst bekommt es Wunden in den Mund und kann die Milch nicht aus der Mutterbrust saugen (d. h. wenn es schwer saugt, hat es nach dieser Anschauung die Wunden im Mund). Hat es aber den Neumond gesehen, so zeigen sie ihm das darauf folgende letzte Viertel, dann wird es keine Wunden mehr haben.

Vierzig Tage von der Geburt an darf die Mutter die Sonne nicht sehen und muß im Wochen-Zimmer der Geburt bleiben—es sei denn der anstoßende Raum bedacht. Der Mann darf nicht auf dem Dache des Zimmers stehen, wo die Mutter ist, sonst wird das Kind krank.

Ein kleines ein- bis zweijähriges Kind, das noch nicht gehen kann, stellt man auf die Füße und denkt sich etwas für seine Zukunft und sein Glück. Schiebt das Kind dann den rechten Fuß vor, so wird das Gedachte zutreffen, beim Vorschieben des linken Fußes jedoch nicht.

Alle diese Bestandteile alten Volksglaubens sterben infolge der Schulbildung allgemach aus, die Tod und Grab betreffenden sind wohl die zähesten.

Wenn die Augen des Toten nicht geschlossen werden, so stirbt noch einer in demselben Hause. Der Tote sieht nach einem anderen aus.

Wenn der Tote hinausgetragen wird, wird ein Stück Erde aus seinem Grundstück ihm nachgeworfen. Es heißt, daß er auf diese Weise Krankheit und Tod mit sich hinaus trägt.

An derselben Stelle, auf welcher der Tote gestorben ist, werden drei Tage lang vom Tode ab Lichter gebrannt, und zwar wird das Bett weggenommen und an diesen Platz die Lichter gestellt.

Die Toten werden in offenen Bahren, die in den Kirchen aufbewahrt werden, herausgetragen und in ihrem Totenhemd ohne Sarg begraben. Wenn der Küster lange kein Begräbnis (seine beste Einnahmequelle) gehabt hat, so schlägt er auf solch eine Kirchenbahre und sagt: „Ich schlage den Sarg,

auf daß ich ein Mahl habe.“ Am Totenmahl nehmen die Priester, Küster, die Leidtragenden und auch die Armen Teil.

Wenn ein Priester (oder ein junges Mädchen) stirbt, so gibt es eine Seuche, die erst aufhört, wenn ein zweiter stirbt. —

Wenn es zu sehr regnet oder schneit, so legen sie das eiserne Kreuz, welches in die Öffnung des Backofens gelegt wird, um Töpfe darauf zu stellen, ins Freie, und zwar so, daß Regen oder Schnee es treffen, dann soll das aufhören.

Wenn jemandem das linke Ohr klingt, bedeutet dies etwas Glückliches, klingt das rechte, so besagt es das Gegenteil, — wie auch noch bei uns.

Wenn jemand eine Katze tötet, so muß er für jedes Haar der Katze ein Messer bezahlen („padarak“ geben). Wenn eine Katze einen Fuß an ihre Brust hebt und ihn leckt, so sagt man, es komme ein Dorfbewohner zum Besuch.

Wenn ein Mann eine Zwiebel- oder Knoblauchhülle verbrennt, so ist das eine große Sünde, namentlich die, die Wunden der Mutters Gottes — „tiramor jara“, gewisse schwer heilbare Wunden — haben, werden dann besonders stark daran leiden.

Man darf kein Salz auf die Erde werfen; denn zur Zeit des jüngsten Gerichtes muß alles so verworfene Salz mit den Augenlidern aufgenommen werden.

In der Nacht mit dem Munde zu pfeifen, ist verboten: es lockt die Teufel herbei, deren Sprache das Pfeifen ist. Auch soll man nicht aufs Feuer spucken, davon bekommt man ebenfalls Wunden in den Mund (wohl ein Überrest der Feueranbetung im Parsismus).

Beim Erscheinen des Neumonds bekreuzt man sich und betet zum Neumond hingewandt. Wer den Neumond zuerst sieht, kann sich etwas wünschen, geht dann schweigend nach Haus, und aus dem ersten Wort, das jemand dort zu ihm spricht, schließt er die Erfüllung oder Nichterfüllung seines Wunsches — ganz Ähnliches bei uns noch heute weit verbreitet.

Einen Kranich, eine Taube, Schwalbe, Elster, Turteltaube, ferner Frösche, Ameisen, Grillen usw. mit Absicht oder zum Vergnügen zu töten, ist eine große Sünde.

In regenschwachen Jahren wird eine Knabenfigur aus Holz angefertigt, der Name dieses Bildes ist: „Chuntsgululu“. Es wird an beiden Armen durch den Schmutz von Haus zu Haus gezogen und dabei gerufen: „Chuntsgululu nächstes Jahr, Regen komme dieses Jahr.“

Es gibt eine Pflanze, deren Wurzel einer Knabengestalt gleicht. Sie wird auf dem Warrak gefunden, heißt Lostak und ist ein Allheilmittel. Man gräbt die Wurzel ganz aus bis zur letzten feinen Faser, die mit der Erde zu-

sammenhängt. Wer dieselbe abreißt oder abschneidet ist des Todes: daher bindet man eine Katze mit dem Schwanz daran, die reißt die Wurzel heraus und stirbt: so kann man sie dann an sich nehmen. Wer ein Stück dieser Wurzel ißt oder ihren Saft trinkt, wird von aller Krankheit frei und gegen sie gefeit.

Wenn eine Frau keine Milch in ihren Brüsten hat, zerstößt man die Wurzel und gibt sie ihr zu trinken, dann hat sie reichlich Milch. Wasser, in dem der Samen dieser Pflanze gekocht ist, heilt den Kopfschmerz.

Den weitverbreiteten Brauch, Teile der Gewandung von Kranken an heiligen Bäumen anzubringen, um ihnen so die Heilung zu sichern (vgl. Bd. I, S. 106), haben auch die Armenier angenommen, und zwar, nach der wohl richtigen Ansicht meiner Gewährsmänner, von den Türken. Auf mehreren der von der Gartenstadt zur Zitadelle führenden Wege stand solch ein über und über mit bunten Zeuglappen bedeckter, von Türken wie Armeniern heilig gehaltener Baum.

Der in die Erde gebaute Backofen (der Tonir, das Wort ist uralte, kommt schon im Babylonisch-Assyrischen als *tinûru* vor), spielt bei den Armeniern eine bedeutende Rolle, da er gleichzeitig als Backofen, Kochherd und Kochkiste dient. Beim Brotbacken (vgl. Bd. I, S. 187) wird der Teig auf einem ledernen Kissen geknetet. Beim Kochen werden die Speisen oben auf dem Tonir nur angekocht. Wenn alles Reisig rot brennt, werden die Töpfe nebeneinander im Innern des Tonirs aufgestellt. Die Öffnung wird mit einem runden Steine, „sal“ genannt, bedeckt und über diesen Tücher und eine große Decke gelegt, um den Tonir, nach dem Prinzip der Kochkiste, heiß zu halten. So werden die Speisen langsam gekocht und für den Abend bereit gehalten.

Besonders interessant ist die Bereitung einer Nationalspeise „Charisa“ (Kam-Charisa). Stücke Fleisch mit Knochen und Fett werden in Wasser gekocht und „Korkod“, sehr grob gemahlener Weizen, hinzugetan. Das ganze wird im Tonir einer gleichmäßigen Kochhitze ausgesetzt, und zwar sehr lange Zeit. Dann wird die Charisa gemischt (s. u.) und mit zerlassener Butter aufgetragen. Nach Herrn Hambartsums Berichten ist es namentlich bei den Dorfbewohnern üblich, eine große Quantität Charisa einmal im Jahre zu Ende des Monats September, wenn die Ernte vorüber ist, zuzubereiten. Da das Kochen eine so lange Zeit in Anspruch nimmt, so setzt man die Speise schon am Vorabend an und läßt sie die Nacht über im Tonir kochen. Früh am Morgen 2 oder 3 Stunden vor Sonnenaufgang erheben sich die jungen Leute im Hause; es gilt ihre Stärke und Geschicklichkeit beim Mischen der Charisa zu zeigen, wobei es oft sehr lustig hergeht. Der irdene Topf, der die Charisa enthält, ist oft mehr als  $\frac{1}{2}$  m hoch. Ein starker Stock, genannt „tentoths“,

wird speziell für diesen Zweck angefertigt und im Hause aufbewahrt. Durch das lange Kochen ist das Wasser fast vollständig verdampft und im Topfe ist eine ganz harte Masse zurückgeblieben. So erfordert das Mischen und Schlagen mit dem Tentoths einen erheblichen Kraftaufwand. Der Stärkste von den jungen Leuten beginnt und die übrigen halten den großen Topf fest. Das Schlagen, bei dem sie einander ablösen, nimmt 1 bis 2 Stunden in Anspruch: hin und wieder wird zur Erleichterung etwas heißes Wasser hinzugegossen. Durch das Schlagen wird das Fleisch mit dem Weizen zu einer gleichmäßigen Masse vermengt.

Eine andere Speise aus Fleischstücken und Gemüse bereitet, die den Namen „Kischgischer“ führt, wird immer mit der Charisa zusammen gegessen und gleichfalls während der Nacht im Tonir gekocht, daher ihr Name, der bedeutet „während der Nacht (gischer) gekocht“.

Der Tonir gilt auch als Tempel (wohl als einstige Anbetungsstelle für die Feuerverehrung). Wo eine Kirche fehlt, wird eine Trauung vor dem Tonir und der Feuerstätte vorgenommen, was gleichfalls mit der Feuerverehrung zusammenhängen kann, ohne daß sie die einzige Erklärung böte.

Unserem Freunde Hambartsum verdanke ich auch die folgende Schilderung eines armenischen Festes, bei dem uralter Quellenkultus (s. Bd. I S. 462 und vgl. o. S. 130f.) eine Hauptrolle spielt.

„Vierzig Tage nach Christi Auferstehung feiern alle armenischen Christen den Himmelfahrtstag.

„Dieser Tag wird eigentlich nicht wie ein christlicher Feiertag begangen; vielmehr wird an diesem Tage ein Fest gefeiert, das im wesentlichen nichts mit dem Himmelfahrtstag zu tun hat und sicherlich heidnischen Ursprungs ist. Man nennt es Widjak (altarm. Witschak; dieses Wort soll Glück oder Los bedeuten), und es fällt auf den Himmelfahrtsdonnerstag.“ Es wurde damals (1898) mehr in den Dörfern als in der Stadt begangen und war noch vor zehn oder zwanzig Jahren viel strenger gehalten worden.

„Am Mittwoch Abend vor Himmelfahrt nach Sonnenuntergang gehen alle kleinen Kinder mit irdenen Krügen in der Hand (eins aus jedem Hause) nacheinander zu sieben Quellen, um Wasser zu schöpfen, welches sie Widjak-Wasser nennen. Um sieben verschiedene Quellen zu finden, müssen sie oft sehr weit in die benachbarten Hügel und Berge laufen. Ist es unmöglich, in der Umgebung sieben Quellen zu finden, so kommen auch Flüsse und Bäche in Betracht. In den Städten gehen sie niemals zur Quelle; gewöhnlich vereinigen sich dort alle Kinder einer Straße, zuweilen nur die Kinder eines Hauses, um aus sieben verschiedenen Häusern Wasser zu holen. Die Kinder wählen ein kleines Mädchen aus ihrer Mitte, das die vier Himmelsrichtungen

nicht kennt noch auch weiß, was rechts und links ist. Dies gilt als Gewähr dafür, daß sie auch keine Ahnung von Gut und Böse hat. Man versichert sich dieser Unsicherheit durch Fragen nach der Gegend des Sonnenuntergangs und nach der rechten und linken Hand.

„Dieses kleine Mädchen wird Widjaki-Chars, Widjak-, Braut“ genannt; was sie zu tun hat, kann nur der verrichten, der Gut und Böse nicht kennt.

„Sie gilt als die heilige Vertreterin von etwas schwer Bestimmbarem und als Leiterin der gesamten festlichen Betätigung.

„Wenn sie in die Nähe einer Quelle, eines Baches oder Flusses kommen, begeben sich sieben Mädchen nacheinander, die Hände auf dem Rücken, dorthin, knien am Rande des Gewässers nieder und nehmen sieben Mundvoll Wasser, mit denen sie ihren Krug füllen.

„In der Stadt darf die Widjak-Braut weder sprechen noch lachen, weil sonst, wenn sie Wasser aus den sieben Häusern holen, alles zerstört werden könnte. Das Wasser nämlich, das das Kind dann schöpft, ist entheiligt. Deshalb versuchen die Kinder (oft auch die Erwachsenen in den Häusern, wo sie das Wasser holen), das Kind zum Sprechen und Lachen zu veranlassen. Die Wasserholer wurden in solchen Häusern abgewiesen, in denen Kühe sind; es heißt, wer Widjakwasser gebe, dessen Kühe werden weniger Milch haben.

„In der Stadt hat jedes Haus sein eigenes Gefäß mit Widjak-Wasser, das mit „Schicksalszeichen“ (s. S. 183) gefüllt ist. Es wird auf das Dach gesetzt, um während der Nacht die ‚Sterne zu zählen‘.

„Das Widjakspielen und -Feiern kommt in den Städten bereits außer Gebrauch. In den ländlichen Distrikten weist es große Verschiedenheiten auf.

„Eine unserer Waisen“, so berichtet Herr Humbartsum, „hat mir den Gebrauch ihres Dorfes Norkiugh bis ins einzelne erzählt.“ Ich lasse ihren Bericht folgen:

### Das Widjak-Spielen in Norkiugh.

„Alle Kinder sind schon vom frühen Mittwochmorgen an beschäftigt, so viele schöne Blumen und Pflanzen wie irgend möglich in den benachbarten Bergen zu pflücken, aus denen sie Sträuße und Kränze winden. Sie stellen sie in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, damit sie sich frisch halten. (In einigen Dörfern verwenden sie eine ganze Woche oder mehr zum Pflücken der Blumen.) Die Knaben gehen gleichfalls je nach Alter und Neigung in verschiedenen Richtungen ins Freie, um Blumen und schöne Gräser für sich zu pflücken.

„Gleich nach Sonnenuntergang am Mittwoch schmücken die Mädchen ein noch leeres Wassergefäß mit den Blumen und Pflanzen, die sie gepflückt

haben und gehen damit vor die Tür ihrer Kirche. Dort bekleiden und schmücken sie ein hübsches kleines Mädchen, das sie zur ‚Widjaki-Chars‘ erwählt haben, mit dem Besten, das sie besitzen. Nachdem sie dies getan haben, gehen sie mit ihrer ‚Braut‘ und dem Wassergefäß zum Wassers schöpfen. Zuerst erwählen sie sieben unschuldige Knaben, die später sieben Mundvoll Wassers in ihren Krug zu füllen haben. Dann geht es im Zuge fort, um Wasser aus sieben Quellen zu holen, die sieben Knaben gehen voran, knien nieder, die Hände auf dem Rücken, nehmen sieben Mundvoll Wassers und sieben kleine Stückchen Stein aus jeder Quelle und tun sie in das Gefäß. Mit dem mit Wasser und Steinen gefüllten und mit Blumen und schön gestalteten Pflanzen geschmückten Gefäß kehren sie zur Kirche zurück. Hier zieht nun die Prozession siebenmal um die Kirche herum. Die kleine Braut auf den Schultern eines kräftigen Mädchens und das Wassergefäß werden feierlich in ihrer Mitte getragen.

„Für die Mädchen ist es nun die Hauptsache, sich selbst und speziell ihre ‚Braut‘ vor den Angriffen der mutwilligen Knaben zu verteidigen. Alle Knaben des Dorfes haben in den dem Himmelfahrtstage vorangehenden zwei bis drei Wochen hindurch Vogeleier in den benachbarten Gehölzen gesammelt, wobei sie vielen armen Vögeln die Nester zerstörten. Wenn die Braut in der Prozession getragen wird und aller Augen sich auf sie richten, bewerfen die Knaben sie mit den Eiern. Die Mädchen versuchen nun, die Knaben soweit wie möglich zu verjagen (in den Dörfern können sich die Mädchen oft, was Stärke anbelangt, mit den Knaben messen). Während des ganzen Widjak-Spiels versuchen die Knaben fortwährend die Mädchen zu hindern.

„Nach dem siebenten Rundgang um die Kirche (in vielen Dörfern lassen sie auch das Wassergefäß von ihrem Geistlichen segnen), ziehen sie sich an einen Platz zurück, wo jedes Mädchen für jedes Mitglied ihres Hauses ein Schicksalszeichen in den Krug legt.

„Das Schicksals- oder Bestimmungszeichen ist ein kleiner wertloser Gegenstand, z. B. ein Ring, eine Nadel, Messer, Armband, Tönnchen, ein Stückchen Holz, Stein oder Eisen usw. Die in den Krug gelegten Gegenstände sind von verschiedener Art und Gestalt: da jedes dieser Zeichen für eine bestimmte Person gilt, so müssen sie leicht von einander zu unterscheiden sein.

„Ehe die Mädchen schlafen gehen, müssen sie den Krug in die frische Luft stellen, damit er während der Nacht die Sterne ‚zähle‘. Jedoch müssen sie den Platz, an welchen sie das Gefäß stellen wollen, sehr geschickt und sorgfältig auswählen. Sie müssen es unter den Gräsern auf dem Felde verstecken, weil die Knaben eifrig bemüht sein werden, den Krug zu finden und „gefangen

zu nehmen“, sie geben ihn dann nicht eher wieder zurück, als bis sie ein befriedigendes Lösegeld in Gestalt von Eiern, Öl und Brot bekommen haben.

„Außer der Aufgabe, die Mädchen in der Arbeit zu hindern, haben auch die Knaben ihren besonderen Anteil am Spiele.

„Nachdem sie, wie bereits erwähnt, Blumen gepflückt haben, erkiesen die Knaben aus ihrer Mitte einen zum ‚Bräutigam‘. Er muß wohlgestaltet sein und wird mit dem besten Gewand, das sie haben, bekleidet, während Blumen seine Mütze schmücken. Ein kleines Dolchmesser wird ihm an die Seite unter seinen Gürtel gehängt.

„Jede Abteilung sucht sich einen ansehnlichen Zweig eines Weidenbaumes aus und verwahrt ihn bis zum Mittwoch, um sich desselben dann als Banner zu bedienen. Die Abteilungen wetteifern miteinander und es kommt dabei zuweilen zu Schlägereien.

„Früh am Donnerstag Morgen erscheinen die Mädchen mit ihrem Wasserkrug, wenn er nicht von den Knaben gefunden und weggenommen worden ist, was jedoch meist nicht der Fall ist.

„Mit den von ihnen gesammelten Blumen, ferner mit Sträußen aus kleinen Weidenzweigen, die zum Widjak geweiht sind, der Braut und dem Wasserkruge, die beide gleichfalls mit Blumen geschmückt sind, ziehen sie aus, um Widjak-Geschenke in allen Häusern, von denen sich irgendein Schicksalszeichen in dem geheiligten Widjak-Wasser befindet, zu sammeln. Für ihre Geschenke, die aus Öl und Eiern bestehen, erhalten die Leute eine oder mehrere der geheiligten Blumen und Zweige oder ein Stück Stein aus dem Wassergefäß. Die Blumen und Steine tun sie in ihre Ölkrüge, sie gelten als Talismane, die die Reichlichkeit der Nahrung gewährleistet. Die geweihten Weidenstöcke werden bei der Butterbereitung verwendet.

„Auf einer malerischen Wiese unter dem Schatten der Bäume wird dann ein Mahl bereitet. Die Eier und das Öl, das sie gesammelt haben, werden zusammen gekocht — für sie ein köstliches Gericht.

„Die Knaben ziehen ebenfalls morgens aus. Sie bringen ihre Weidenzweige, welche sie in Wasser frisch gehalten haben, und schmücken sie mit Blumen und Gräsern, indem sie kleine Glöckchen an die Äste hängen: so ist das Banner fertig. Sie gehen damit von Haus zu Haus, um Eier und Öl zu sammeln. Sie lassen sich ihr Mahl trefflich munden, tanzen und singen und sind den ganzen Tag fröhlich und guter Dinge.

„Die Mädchen beginnen nach dem Mahl das Spiel: ein einem Kinde gleichendes Bildwerk wird hergestellt, das von Hand zu Hand geht, während die übrigen Mädchen es singend und spielend umtanzen.

„Mancherlei besondere Lieder, Erzählungen, Sprichwörter sind bei dieser Gelegenheit gebräuchlich und auch bereits mehrfach gesammelt worden.





Armenische Knaben. Zöglinge der Waisenanstalt in Van.

„Sehr oft kommen auch die Dorfbewohner an diesem Platze mit ihren Trommeln und Pfeifen zusammen, um an der Belustigung teilzunehmen.“ —

Ich lasse nun einige armenische Sprichwörter folgen:

„Der Wind starb vor Kälte.“ So würde man z. B. von einem Manne sagen, der über seine schlechten Kleider jammert, aber nie bessere besessen hat.

„Gibst du dem Kamel Wasser mit einem Löffel?“, d. h. „Speisest du einen sehr Hungrigen mit einem sehr kleinen Stück Brot ab?“ oder „Steuerst du in großer Not eine sehr geringe Summe bei?“

„Innen Schimmel (Fäulnis), außen Katholikos“, oder in anderer Form „Außen Priester, innen Satan“.

„Schneidet die Axt ihren Griff?“ d. h. „Wird jemand sich selbst oder seinen nächsten Angehörigen schädigen?“ — „Hund frißt kein Hundefleisch“, entsprechend unserem „Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus“.

Diese Sprichwörter und manche Schwänke, so u. a. die oben S. 86 von den Gadjetern berichteten, erfuhr ich von den Knaben des Waisenhauses, die ich zu abendlichen Beobachtungen der oft sehr interessanten dialektischen Eigentümlichkeiten in den verschiedenen Gauen der Provinz Waspurakan von Zeit zu Zeit auf mein Zimmer kommen ließ. Die Namen Waspurakan und Vantosp für das Gebiet um Van und das Ostufer des Vansees, eine Bezeichnung, die den alten Namen der Stadt (keilinschriftlich Tuspa, griechisch *Θωσπία*, der Vansee: Lacus Thospitis) mit dem neueren kombiniert, sind, beiläufig bemerkt, im Volksmunde nicht mehr lebendig, sondern nur noch literarisch bekannt.

So machte ich bei dieser Belehrung durch die Waisen in Van, deren ich sonst nicht teilhaftig geworden wäre, auf einem neuen Gebiete wiederum die Erfahrung, daß die Folgen der Unruhen für unsere Forschungen eine Förderung bedeuteten.

Gelegentlich waren, gleichfalls zum Zwecke sprachlicher Studien, auch andere Gäste auf meinem Zimmer dort anwesend, z. B. der Chef (Muchtar) der Zigeuner von Van mit einem seiner Stammesgenossen. Von ihrer Anwesenheit hatte ich zuerst durch türkische Hochzeitszüge, denen sie — musizierend und eins ihrer Kinder, ein Mädchen, tanzend — voranschritten, Kunde erhalten. Da ich wußte, daß weiteres Material von den Forschern auf diesem Gebiete dringend gewünscht wurde, so versuchte ich mit ihnen in nähere Berührung zu kommen und möglichst viel von ihrer Sprache zu notieren. Ein zweites Mal habe ich in der Nähe von Erzerum Zigeuner, der Boscha genannten Abart, getroffen. Ich habe die Freude gehabt, daß meine anspruchslosen Aufzeichnungen in beiden Fällen von den Fachleuten als Förderung ihrer Wissenschaft begrüßt wurden.



Die Zigeuner von Van.

Die Zigeuner in Van lernten wir zunächst im Hause ihres Muchtars Schäkir Reschidin Oghlu kennen, und ich zeichnete zunächst ihre Zahlwörter und eine Anzahl von Vokabeln auf. Dabei brachte ich folgendes in Erfahrung: Es waren 80 Familien. Sie haben keine Erinnerung, von anderswoher gekommen zu sein. Sie kennen 32 türkische Padischahs, unter denen sie hier gewohnt hätten, bei Namen, und ihr Muchtar sagt, sie seien seit Muhammed, also seit unvordenklichen Zeiten, dort. Sie nennen sich selbst Midreb. Färädj kennt diese Bezeichnung gleichfalls und spricht „Mitrib“.

Sie kennen die Boschas, betrachten sich aber als von ihnen verschieden; die Boschas seien ‚Kötscher‘, Nomaden, die in den Dörfern arbeiten und den Winter über bleiben, wo sie gerade sind. Die Zigeuner von Van dagegen haben Winterhäuser, sind also sesshaft, und besitzen Vieh und Pferde und Felder. Im Sommer bleibt die Hälfte in den Winterhäusern, die andere Hälfte geht in ihr Sommerdorf Mala-nigisi nahe bei Poganz und dicht bei Kasym Oghlu, das NNW von Van am Marmid-tschai belegen ist. Sie arbeiten Bürsten, Siebe und dergleichen. Einige zeigen Bären und Affen herum.

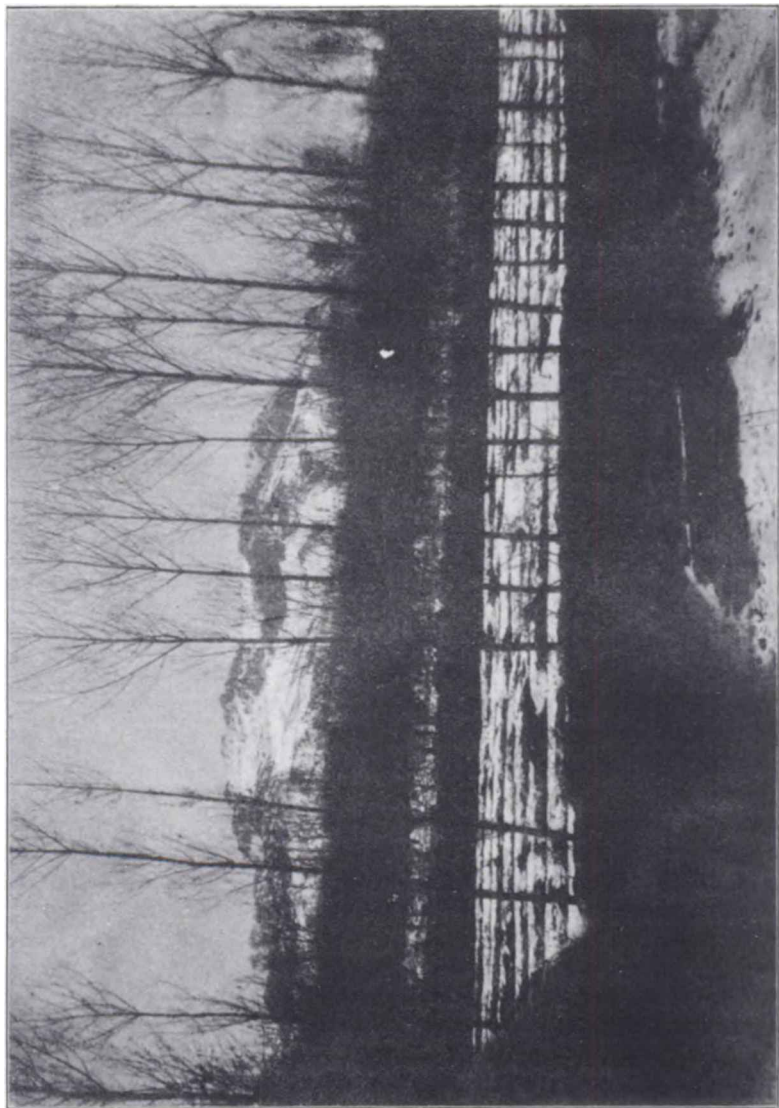
Nachdem sie genügend Sprachliches beantwortet hatten, boten sie an, uns einen Tanz zu zeigen. Ein Junge legte Mädchenkleider an, das war also das „Mädchen“ das ich vor einem Hochzeitszuge hatte hertanzen sehen. Während auf drei Instrumenten, einer Zither in Harfenform, einer Geigenart und einem Tamburin musiziert und dazu gesungen wird, beginnt er den Tanz, dessen Bewegungen etwas vom Bauchtanz an sich haben, dazu gibt er Schnalzlaute von sich, und schlägt die Kastagnetten, hin und wieder die Füße hebend. Manchmal steht er, kaum sich bewegend und schnalzend, mit ausgebreiteten Armen und geschlossenen Augen da. Dann wieder bewegt er sich langsam in derselben Stellung fort. Schließlich beginnt er zu singen, und als er geendet, legt er sich, keineswegs zu unserer Freude, meinem Reisegefährten und mir rückwärts in den Schoß, einen Kuß und ein Geschenk heischend. Natürlich erhielt er nur das Letztere.

Erst später ist mir klar geworden, daß hier aus einem noch heutzutage im Orient weitverbreiteten Laster, über das wir wesentlich strenger denken als beispielsweise im Altertum die Griechen, die Konsequenzen im äußeren Auftreten gezogen wurden. Sonst hätte ich den Muchtar und seinen Gefährten, die freilich wohl auch aus anderen Gründen als keine besonders sicheren und begehrenswerten Gäste betrachtet wurden, schwerlich zu abendlichen Besuchen in die Mission gebeten. Erst nachdem sie ein paarmal dagewesen, erfolgte ein Wink, daß man sie ungern zu oft sähe, ein neuer Beweis von der Langmut unserer gütige Wirte.

Der Winter in Van brachte Schnee und klaren Frost und helle Mondnächte, deren einer die umstehende Aufnahme des Warrak im Winterkleide verdankt wird. Sie wurde vom Balkon des in der Gartenstadt gelegenen russischen Konsulates aufgenommen, in dem wir dank der Liebenswürdigkeit des Ehepaares Majewski und deren beiden Töchter manche frohe Stunde verleben durften. Daß die ältere von ihnen sich lebhaft für unsere Forschungen interessierte und nachmals meinem Reisegefährten, als er im folgenden Sommer allein in Van arbeitete, eine willkommene und tüchtige Helferin wurde, soll nicht unerwähnt bleiben.

Einen Begriff von der winterlichen Landschaft gibt auch die Aufnahme von Aralesk, der Stätte, an der Semiramis, wie die volksetymologische Sage erzählt, ihren Geliebten Ara durch leidenschaftliche Küsse vom Tode erweckt haben soll. Das Dorf ist mehr als eine Stunde in nördlicher Richtung von Van entfernt, gleichwohl ist die Aufnahme unmittelbar vom Fuße des Vanfelsens aus in der Nähe des Täbriz-Tores gemacht worden. Ein weiterer Beweis für die Leistungsfähigkeit des Fernobjektivs.

Im Dezember erfolgte wieder eine Teilung der Expedition. Mein Reisegefährte begab sich nach Toni (oben S. 40f.), um den Transport der in ihrer



Der Warrak. (Photographie bei Mondlicht.)



Aralesk (Fernaufnahme).

dermaligen Lage dem allmählichen Untergang durch Verwitterung ausgesetzten Rusas-Stele nach Van ins Werk zu setzen, während ich für die Verproviantierung sorgte und den Bau eines, wie es zeitweilig schien, nötigen Schlittens zu überwachen. Vergewärtigt man sich nach unserer obigen Schilderung das Gelände in der Umgebung der Rusas-Stele, so wird man ohne weiteres begreifen, welch ein schweres Stück Arbeit namentlich das Heraufziehen des 3000—4000 kg schweren Steines aus der Schlucht bis auf die Höhe darstellte. Es wurde schließlich nur dadurch ermöglicht, daß die Stele vorsichtig von Steinmetzen in zwei Stücke geteilt und dann die beiden Hälften getrennt transportiert wurden. Die Teilung ging glatt vonstatten, nur eine Zeile erlitt dabei unwesentliche Beschädigungen.

Alle Maßnahmen mußten, wenn auch bei herrlichem Wetter, so doch bei bedeutender Kälte vorgenommen werden, und von den einzelnen Stadien des Transportes, bei dem das Drahtseil und der Flaschenzug, die wir aus der Heimat mitgebracht hatten, in Tätigkeit treten, und von allerhand Zwischenfällen ließe sich mancherlei berichten. Ich will hier





Transport der Rusas-Stele.

nur den Beginn des Heraufziehens nach dem Bericht meines Reisegefährten schildern: „Wir wälzten die eine Hälfte der Stele auf eine der Breitseiten der großen Kiste, die ich für den Transport hatte anfertigen, aber noch nicht zusammensetzen lassen. Unter diesen großen Kistenteil wurden auf den Boden Bohlen gelegt. Dann befestigte ich Block und Seil am Stein und am ersten, zu diesem Zwecke eingerammten Pfahle, ließ ich 6 Mann stramm anziehen, und hob dann die Unterlage, auf welcher der Stein lag, hoch, um Rollen unterzuschieben. Alsdann legte ich noch 4 Paar Ochsen vor, und diese sowie 6 Mann am Seil zogen dann den Stein langsam und in vielen kleinen Absätzen bis zu dem 30 m entfernten Pfahl. Unsere Leute stellten sich zunächst außerordentlich ungeschickt an. Es dauerte eine volle halbe Stunde, bis sie den Stein auf der Unterlage hatten und für die 30 m Weg gebrauchten sie 1 Stunde und 10 Minuten. Sie ließen unterwegs den Stein zweimal heruntergleiten und verabsäumten selbstverständlich stets neue Rollen rechtzeitig unterzulegen, so daß wir immer von neuem den schweren Stein zu heben hatten, um neue Rollen unterzuschieben“.

Am Sonnabend den 24. Dezember 1898 kam dann die Rusas-Stele auf zwei von vielen Büffeln gezogenen Wagen vor der Mission in Van an, von wo

sie nach mancherlei Weiterungen nachmals nach Konstantinopel und von dort, nachdem die sie enthaltenden Kisten uns zugewiesen worden waren, nach Berlin geschafft wurde, wo sie jetzt in der vorderasiatischen Abteilung der königlichen Museen zur Schau steht. —

Als ich an diesem Tage beim Weihnachtsmahl, an dem auch der englische Konsul Major Elliot teilnahm, mich zu einer kleinen englischen Ansprache erhoben hatte, in der ich von einem Beitrag zu dem Waisenfonds für die gerade damals neuzubegründende Filiale des Waisenhauses als Zeichen unserer Dankbarkeit für die in der Mission genossene Gastfreundschaft Mitteilung machen wollte, wurde ich, übrigens gerade in einem sehr passenden Moment, an einem Hauptabschnitt, durch Gesang vor der Zimmertür unterbrochen. Armenische Waisenknaben sangen Weihnachtslieder und einer spielte sehr hübsch die metallene Hirtenflöte, die ich schon von dem tatarischen Hüter auf der Anettenwiese (Bd. I S. 130f.) bei Kedabeg her kannte. Diese zum Teil sehr ansprechende Musik ging in verschiedenen Wandlungen fast während des ganzen Mahles weiter. Einmal kamen Mädchen, ebenfalls Waisen, und sangen. Dann wieder Knaben mit einer Laterne, die aus einem ausgehöhlten Kürbis bestand, aus dessen Wänden die Buchstaben Am. Orph. (American Orphans) armenisch und lateinisch ausgeschnitten waren und dem ein Weihrauchduft entströmte.

Nach Tisch machte ich dann noch Herrn Dr. Raynolds von einer Stiftung zum Gedächtnis meines vor 7 Monaten heimgegangenen Bruders (Bd. I S. 65) Mitteilung.

Am ersten Weihnachtstage, Sonntag, den 25. Dezember, gingen wir mit zum Morgengebet ins Waisenhaus. Zu Raynolds' und unseren Ehren prangte an der Wand ein breites violettes Band, auf dem „Ehre sei Gott in der Höhe“ in armenischen Goldbuchstaben stand. Dr. Raynolds hielt dann armenisch, wie stets, eine Ansprache, in der unsere Schenkungen und meine Stiftung eine große Rolle spielten. Mir war das eigentlich nicht ganz recht, aber er hatte seinen guten Grund dafür, den er mir auf meinen Einwand nannte. Er wollte auf die armenische Zuhörerschaft wirken, sie sollten sich sagen, daß solche Gaben zu Festzeiten und zur Erinnerung auch ihrerseits denkbar wären. Als wir dann beim Frühstück saßen, erscholl Gesang. Unten vor dem Hause hatten sich die sämtlichen Knaben des Waisenhauses aufgestellt, und brachten Raynolds' und uns ein Ständchen. Hierauf kamen einige der Lehrer herein und verlasen zwei Adressen. Eine an Raynolds und eine an uns. Für solche Dinge haben die Armenier eine besondere Vorliebe und Befähigung.

Gleich nach dem Frühstück begannen die Besuche. Türken und Armenier aller Arten und aller Grade; alte Bekannte und auch fremdere. Auf



diese Feiertagsbesuche wird großer Wert gelegt. Sie setzten sich am zweiten Weihnachtsfeiertag fort. Als ich einmal, um etwas Abwechslung zu haben, mit einem der Lehrer in die Oberklasse der Mädchenschule gegangen war, wo er mit vier sehr intelligenten und hübschen Schülerinnen das Armenische traktierte, wurde ich sehr bald abgerufen. Djemal Effendi, der Kommandeur unserer Eskorte im Tigrisquellgebiet (und nachmals, wie aus dem ersten Bande bekannt, auf unseren und speziell meinen weiteren Reisen), kam, um zu gratulieren und überbrachte eine feierliche, französisch geschriebene Einladung zu der am folgenden Tage stattfindenden Prüfung in der Militärschule, in der Kadetten für die Hauptschule in Konstantinopel vorbereitet werden.

Am nächsten Tage gingen wir also, oder ritten vielmehr dorthin. Es war eine große Veranstaltung. Der Wali, der Kommandant, die Konsuln und alle türkischen Honoratioren waren anwesend.

Eine Ehrenkompagnie mit Musik war aufgestellt. Oben waren im Empfangsraum die Mollahs (Lehrer) versammelt, unter anderem einer, Sohn eines Derwischs, halb kurdischer, halb arabischer Herkunft, der uns durch seine orientalische Würde auffiel und ansprach.

Nachdem Erfrischungen gereicht und Unterhaltung gepflogen worden war, begab man sich unter Vorantritt des Wali in das anstoßende Zimmer, durch das man schon beim Hereinkommen geführt worden war und wo man die Belohnungen, in blaue, gelbe und rote Gaze gehüllt, auf dem Tisch hatte bemerken können.

Eine eigentliche Prüfung war es nicht, das gilt ja von allen solchen öffentlichen, vorbereiteten Schulexamina, auch bei uns in Europa, aber hier war die Sache auf die Spitze getrieben.

Fragen und Antworten waren nämlich einfach auswendig gelernt, was besonders auffällig zutage trat, als ein etwas stotternder Lehrer ins Stocken geriet. Sonst entwickelten die Schüler, wenn auch eben auswendig gelernt, so doch ganz hübsche Kenntnisse im Arabischen, in türkischer Grammatik, im Persischen. Ein kleiner Wicht, der China hinzeichnete und mit Flüssen und Städten versah, ein anderer etwas größerer, der in mathematischer Geographie (Himmelskunde) nicht übel Bescheid wußte, ein weiterer, der angewandte Mathematik zum Besten gab, und schließlich der kleinere von zwei kleinen Jüngelchen, die eine französische Konversation über die Pflichten und die Bedeutung des Soldatenstandes führten, taten sich besonders hervor.

Am Freitag, den 30. (18.) Dezember 1898 war der Geburtstag des Sultans, zu dessen Feier wir vom Wali eine Einladung für den Abend erhielten. Am Tage war große Gratulationskur beim Wali im Hâkümet (Regierungsgebäude),

um Mittag für die Türken, nach 2 Uhr für die Europäer. Dr. Raynolds und ich kamen gerade in der Zwischenzeit an, die der Wali benutzte, um seinen Besuch beim Kommandanten zu machen. So begaben wir uns dorthin, und trafen den Wali Tahyr-Pascha und seine Suite bei dem Kommandanten Munîr-Pascha, alle in goldstrotzenden Uniformen. Dann verfügten wir uns, einige Zeit nachdem der Wali sich verabschiedet hatte, ins Hâkümet zurück, wo wir dann die ganze europäisch-amerikanische Kolonie zusammentrafen, natürlich bei Kaffee oder Thee und Zigaretten. Außerdem hatte es, wenigstens beim Ferîk Munîr-Pascha, an diesem Tage noch andere süße Getränke gegeben.

Ich machte dann noch verschiedene Besuche und wollte dann heimreiten, um Dr. Raynolds abzuholen. Als ich aber beim Hause des Wali vorbeiritt, schickte er herunter, ich möchte doch gleich heraufkommen; und da waren die Gäste denn auch schon wieder in großer Zahl versammelt, sprachen den Sakusken zu und unterhielten sich lebhaft, soweit das die recht gute Militärmusik zuließ, die auf dem Vorplatz versammelt war, und sich mit ein paar auf einfachen Instrumenten spielenden, manchmal dazu singenden Musikanten ablöste.

Eigentlich hatte es ein Abend mit europäischen Damen sein sollen, die auch früheren Herkommen gemäß sehr gern gekommen wären. Aber unser Bekannter, der russische Vizekonsul Majewski, hatte Schwierigkeiten gemacht und seine Damen verhindert, worauf dann auch die anderen nicht in der Lage waren, zu kommen. Es war schade, namentlich da der Wali, wie man nachträglich vernahm, die Absicht gehabt hatte, seine älteste Tochter mit zu Tisch zu bringen. Ich hörte selbst, wie der Wali anordnete, statt der, wie ihm eben gemeldet war, ausbleibenden Damen eine Anzahl türkischer Herren einzuladen.

Nachdem wir so 1½ Stunden zusammen gewesen waren, hieß es, mein Reisegefährte und ich hätten zu bestimmen, wann zu Tisch gegangen werden sollte, und wir geruhten zu sagen: in einer Viertelstunde. Es gab ein gutes angeregtes Mahl, ziemlich nach europäischer Weise, wenn auch z. T. mit spezifisch türkischen Speisen, auch Wein. Der persische Konsul brachte das Hoch auf den Sultan aus; Majewski und Dr. Belck toasteten auf den Wali. Nach Tisch war es sehr lustig und angeregt. Mein Reisegefährte tanzte verschiedentlich die Grusinka zur Belustigung des Walis und aller Anwesenden und zum großen Gaudium seiner Partner, von denen einer ohnehin im Himmel schwebte, da er, wie mir mein Nachbar bei Tisch, der Dominikaner Père Simon glaubwürdig versicherte, 40 petits verres (vulgo Schnäpse) zu sich genommen hatte.

Von der allgemeinen Illumination sahen wir heimkehrend nur wenig mehr.

Am Sylvesterabend war es nach einem warmen thauigen Tage, der bei bewölktem, im Westen fast gewitterschwerem Himmel ganz ungewöhnlich klare Aussichten auf den See, die südwestlichen Berge und die Insel Aghthamar vor ihnen brachte, wieder eine mondbeglänzte zauberhelle Nacht. Wir waren einige Stunden beim russischen Konsul zusammen, aber meine Gedanken waren zu ernst, — ich ging bald fort, vergangener Zeiten und des letzten frohen Sylvesters gedenkend, und sandte allen Lieben und Freunden die herzlichsten Wünsche für das neue Jahr durch die klarblaue asiatische Winternacht in die ferne Heimat hinüber. — —

Der Januar war bereits größtenteils den Vorbereitungen zur Ausreise nach Assyrien und zur Stele von Sidekân gewidmet, zu der wir uns entschlossen hatten, nachdem die Mittel dazu besonders durch Rudolph Virchows Bemühungen (Bd. I S. 28) bereitgestellt worden waren.

In den letzten Tagen dieses Monats tauchte noch in der Gartenstadt, ganz nahe bei unserer Wohnung, eine Inschrift des Königs Rusas Sardurichinis auf, die wahrscheinlich das fehlende Anfangsstück der Rusas-Stele eröffnete (vgl. oben S. 46). Noch ehe dies erkannt war, mußte der Fund besonders freudig begrüßt werden, denn es war nur noch ein anderes Dokument bekannt, auf welchem Rusas, der Sohn Sardurs, ausdrücklich als Urheber genannt wurde: die Inschrift von Kōlani-Girlan (Bd. I S. 146, S. 162ff.) am Goktscha-See. Bei der Meldung unseres Dieners Abrahamoff, er habe in unserer nächsten Nachbarschaft, im Hause des Baghdasar Vartapetean eine neue Inschrift aufgespürt, hegte ich zuerst starke Zweifel. Als ich ihm schließlich dahin folgte, fand ich seine Angaben bestätigt und den Schriftstein als Bestandteil des Kochherdes verwendet. Eine zur Aufnahme eines Kessels geeignete oder möglicherweise an Stelle eines solchen selbst verwendbare runde Vertiefung war auf der Rückseite des basaltischen Steines angebracht. Auf der nach unten liegenden, wenig beschädigten Vorderseite, die sich trotz einiger Bearbeitung noch als Beginn einer Stele mit Inschrift erkennen ließ, standen meist völlig wohl erhalten in chaldischer Keilschrift die Worte:

„Dem Gotte Teisbas, dem Herrn des Heiligtums(?), hat Rusas, Sohn Sardurs, der Uēdipris genannt wird, diese Inschrift gesetzt.“

Dafür, daß wir es hier mit dem Oberteil der Rusas-Stele vom Keschischgöl zu tun haben, sprechen nicht nur die Gleichheit der Gesteinsart, der Breite der Schriftzeichen sowie die annähernd gleiche Dicke, sondern auch der Umstand, daß gerade Teisbas, der chaldische Sturm- und Wassergott angerufen wird, was zum Inhalt der Rusas-Stele, die die Anlage des Rusas-Sees

(Keschisch-göls) und der damit verbundenen, oben S. 43 f., 46 ff. geschilderten Wasserbauten beschreibt, vortrefflich paßt. Ebenso ruft Rusas am Goktscha-See passenderweise den Wassergott an und noch zutreffender ist die Analogie mit der Inschrift von Djelabi-Baghy, in der Argistis II., der Sohn Rusas' I., gleichfalls von der Anlage eines Stausees im Nordwesten des Vansees berichtet (oben S. 45, 111). Gehört das Fragment zur Rusas-Stele, so wäre damit urkundlich bestätigt, daß Rusas I., der Schöpfer des Rusas-Sees und zugleich der Rusas-Stadt auf und am Fuße von Toprakkaleh, der Sohn seines Vorgängers Sardurs III. oder eines gleichnamigen Angehörigen einer Seitenlinie war (vgl. oben S. 155 f.). Eine etwaige Beschriftung der Rückseite dieses Anfangs vom Oberteil der Stele (oben S. 46) ist endgültig durch die oben geschilderte Bearbeitung vernichtet worden.

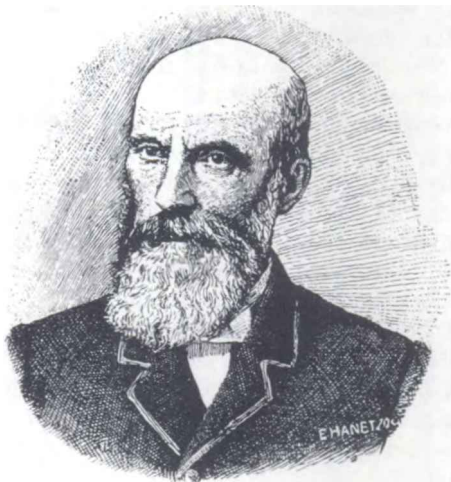
Durch befreundete Vermittlung wurde uns ganz gegen Ende unseres Aufenthaltes die Bekanntschaft des Steuererhebers (Tassiledji) zuteil. Dieser machte uns auf einen Hügel, genannt Schamyram-alty, aufmerksam, der gerade da liegt, wo der Menuas-Kanal, der Schamyram-su, endete (oben S. 44), wo also die älteste, von Menuas gegründete und von Tiglatpileser zerstörte chaldäische Ansiedlung gelegen haben muß. Wir nahmen uns vor, diesen künstlichen Hügel nach unserer Rückkehr bei günstigerer Jahreszeit noch etwas näher in Augenschein zu nehmen. Denn als wir ihn an einem kalten Sonntagnachmittage besuchten, war die ganze Umgegend mit Schnee bedeckt und vom nahen See her blies ein schneidend kalter Wind herüber.

Ich will hier gleich vorwegnehmen, daß mein Reisegefährte, der ja wider unser Erwarten allein nach Van zurückkehrte, nachmals die Untersuchung vorgenommen hat und dabei zu einem ganz unerwarteten Ergebnis gelangte. Es handelte sich keineswegs um eine von Menuas gegründete Ansiedelung, sondern die Ausgrabungen deckten Funde weit höheren Alters auf. Der Hügel von Schamyram-alty erwies sich als eine in ihren untersten Schichten in uralte Zeiten zurückgehende prähistorische, vorchaldäische Begräbnisstätte, in der sich unter anderem ein Stück importierter Thonware zweifellos ägäischer (kretisch-mykenischer) Herkunft aus der Zeit um 1300 v. Chr. fand, während die Anfänge dieses Begräbnisplatzes wahrscheinlich in die spätere Steinzeit, also um viele Jahrhunderte weiter zurückreichen.

An jenem Sonntage waren wir nach diesem Ausflug die Gäste des Steuernehmers, der, als ein wohlhabender Mann im Besitz eines schönen Hauses, es doch vorzieht, im Winter in dem an den Stall anstoßenden uns so wohl vertrauten Raum zu verweilen und seine Gäste zu empfangen.

Es war Ramazan, der Monat, während dessen die Türken, die Mohammedaner überhaupt, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nichts zu sich

nehmen und auch nicht rauchen dürfen. Infolge davon wird die Nacht größtenteils zum Tage gemacht und eine Umkehrung aller Verhältnisse findet statt. Macht man einen Besuch, so findet man die Leute müde, mißgestimmt oder schlafend. Die selbst bei geschäftlichen Besuchen im Regierungsgebäude unerläßliche Tasse Kaffee fehlt. Sehnsüchtig wird täglich der Moment erwartet, wo mit Sonnenuntergang die Kanone auf der Zitadelle gelöst wird und das Fasten aufhört.



Dr. Reynolds.

Auch an jenem Sonntag-abend konnten die fast ausschließlich anwesenden Moslem kaum die Zeit erwarten, bis sie essen durften. Der Tisch, das heißt, die auf einen niedrigen Bock gesetzte stereotype runde große kupferne Platte mit aufgebogenem Rande, war gedeckt. Und der Wirt war so hungrig, daß er, als die Kanone abgefeuert war — wo man das nicht hört, erfahren es die Leute durch Zuwinken von den Dächern — zunächst schleunigst ein Stück Brot verschlang und dann, nachdem er seine Gebete verrichtet, uns zu Tisch bat.

Ein vornehmer Kurde in der malerischen Härtoschi-Tracht war anwesend. Als wir hörten, er sei aus Möks, wurden wir aufmerksam, und als es gar hieß, er sei der Bruder von Murtullah-Beg (oben S. 87 ff.), war unsere Freude groß. Der jetzt anwesende Bruder, Nori-Beg, ist mächtiger als Murtullah-Beg, aber weniger gütig. Etwas Gewinnendes hatte aber auch er an sich.

Auf dem späten Heimwege sahen wir die Lichter, die während des Ramazans an den Minarets der Moscheen angebracht werden, besonders an der Gallerie, von der aus der Mu'ezzin zum Gebet ruft. Es macht ganz den Eindruck eines Leuchtturms, und man ist fast verwundert, drei oder vier solcher Wahrzeichen so nahe beieinander zu sehen.

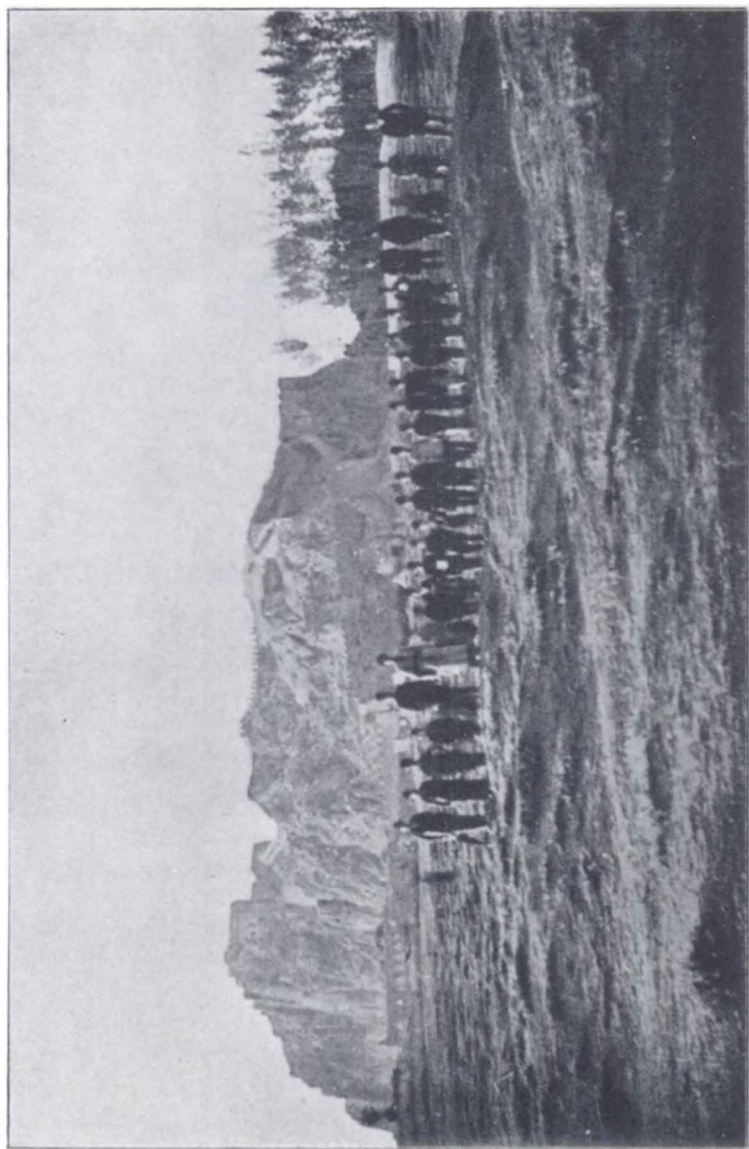
Den Ramazan beendet das türkische Neujahrsfest, der Bairam. Wir hatten eigentlich gehofft, vorher aus Van fortzukommen, aber als sich unsere Abreise-Vorbereitungen doch bis in einige Nähe des Bairam hinzogen,

mußten wir bald erkennen, daß nunmehr an eine Abreise kurz vor dem Bairam nicht mehr zu denken sei.

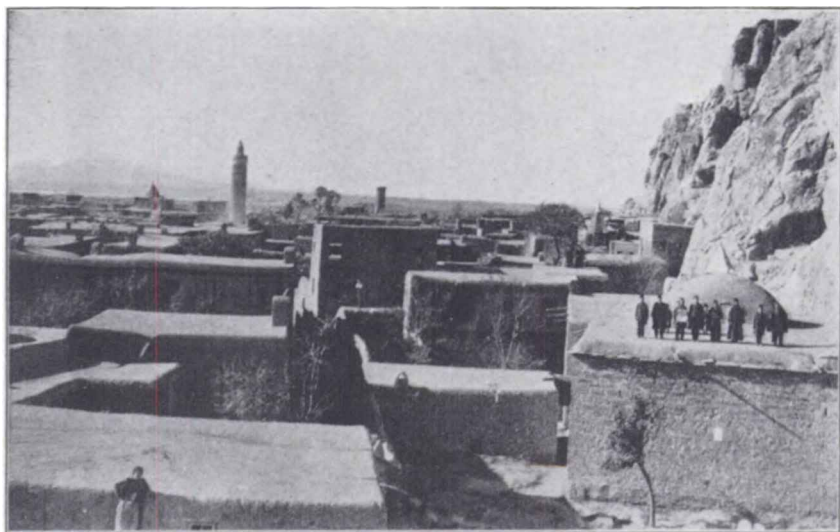
Einen der 3 Leute, die mit unserem Fourgon aus Erivan gekommen war, wollten wir nach Rußland zurücksenden. Er hatte uns als gelernter Zimmermann in Van bei Anfertigung von Schlitten, Kisten und bei Reparaturen recht gute Dienste geleistet, war aber für die weitere Reise wegen seiner Beschränktheit nicht zu brauchen. Als wir zu diesem Behuf ein Pferd (mit dem Eigentümer als Begleiter) mieten wollten, erklärte der Eigentümer: „Jawohl, aber nach dem Bairam.“

Unsere militärische Eskorte stellte sich schon vor dem Bairam als „bereit“ vor. Aber von dem die Eskorte kommandierenden Offizier, unserem Freunde Djemal Effendi, liefen durch Vermittlung unseres Dragomans Andeutungen ein, dahinzielend, daß sie höchst unwillig vor dem Bairam abgehen würden. Der englische Konsul riet uns denn auch dringend davon ab, vor dem Bairam aufzubrechen. Denn wir würden dadurch nur erreichen, so meinte er, daß wir unterwegs auf irgend einem elenden Dorfe zur Bairamfeier für Soldaten und Zapthies 1—3 Tage Halt machen müßten.

So erlebten wir denn, wie den ganzen Ramazan so auch den Bairam, in Van. Eingeleitet wird der Bairam wie der Ramazan durch Kanonenschüsse von der Zitadelle. Als der Ramazan eingeböllert wurde, saß ich nichtsahnend auf einem Dach, ganz in der Nähe der Zitadelle, um mit dem Fernobjektiv die große Xerxesinschrift am Zitadellenfelsen (oben S. 160) aufzunehmen; so hatte ich die 10 Schüsse aus nächster Nähe. Den Bairamschüssen sahen wir fast mit der gleichen Erwartung entgegen wie die gesamte Türkenschaft. Es ist damit ein eigenes Ding. Der Bairam soll beginnen, wenn der neue Monat anfängt, d. h. bei den nach Mondmonaten rechnenden Moslems, wenn der neue Mond sichtbar ist. Da diese Sichtbarkeit des neuen Mondes nach der geographischen Lage wechselt und als modifizierendes Element noch die atmosphärischen Zustände hinzukommen, so könnte theoretisch der Bairam in verschiedenen Teilen des türkischen Reiches verschieden beginnen. Auch wurde uns berichtet, daß nicht etwa ein Telegramm aus Konstantinopel, des Inhalts, die Mondsichel sei dort gesehen worden, das beglückende Ende des Ramazans herbeiführte. Der neue Mond müsse vielmehr in Van oder dessen Umgegend sichtbar gewesen sein. Wer ihn sehe, stürze in die Stadt Van oder zur nächsten Behörde usw. und so werde es bekannt. Andererseits weiß man aber vorher, wann der sogenannte „wahre“, d. h. astronomische Neumond eintritt und weiß, daß die Mondsichel ca. 36—48 Stunden danach sichtbar wird. Daher steht der Bairam-Anfang schon im Kalender, und so oder so fing er diesmal an, wie er im Kalender verzeichnet war.



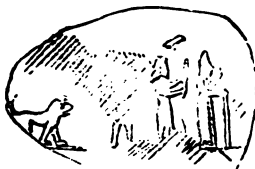
Ein letzter Blick auf Vankalah von Südosten.



Blick auf die Zitadellenstadt von Osten her.  
(Rechts der Vanfelsen, im Hintergrunde der Vansee.)

Schließlich mußten wir noch wegen eines großen Abschiedsfestes, das uns Majewskis im russischen Konsulat gaben, einen weiteren Tag zugeben. Hier versammelten sich noch einmal alle unsere Freunde und Förderer, sowohl Europäer wie Türken und Armenier. Nur die drei Dominikaner-Patres, denen wir ebenfalls mannigfache Förderung verdankten — der Père de France, der gleichzeitig französischer Konsul und eine weit über Van hinaus als Mitglied der Ecclesia militans wohlbekannte Persönlichkeit war, der lebenswürdige Père Simon (S. 192) und der Père Jacques, auf dessen Mitteilungen großenteils die eingehenden oben (Bd. I, S. 288 ff.) gebotenen Nachrichten über den Kirchenstaat der Nestorianer beruhen — hatten sich entschuldigen lassen.

So konnten wir, von vielen guten Wünschen begleitet, endlich am Donnerstag den 16. Februar 1899 die Reise nach Assyrien antreten. Daß es für mich der endgiltige Abschied von Van und der Mission sei, wußte ich damals noch nicht.





## Vierundzwanzigstes Kapitel.

### Durch Schnee und Eis nach Bitlis.

Die Keilinschriften von Norkiugh. — Schneestürme und Schneemassen. — Sorp im Winter. — Kurdische Schutzherrn armenischer Dörfer. — Ein unfreiwilliges Bad im Vansee. — Tadwan. — Erzwingen des Durchmarsches nach Bitlis über den verschneiten Rachowa-Paß. — Schneeschaukeln und -Niedertreten. — Blicke auf den Nimrud-dagh und den Vansee. — Warum die Zehntausend nicht diesen Weg gezogen sein können. — Über das Rachowa-Feld zum Basch-Chan. — Empfang in Bitlis. — Ali Pascha. — Die Abchasen. — Der Chef-Ingenieur Djoyas. — Die Mission und die Waisenanstalt in Bitlis. — Die Stadt Musch. — Zur Geographie und Bewohnerschaft von Sassûn.

Die Verzögerungen durch den Bairam, das Packen und die Festlichkeit im russischen Konsulat hätten leicht verhängnisvoll werden können. Von sämtlichen von Van nach Mosul führenden Routen war schließlich nur die allerweiteste, die über Bitlis, passierbar geblieben, und wie sich zeigen wird, wären wir bei einem Haare auch hier nicht mehr durchgedrungen. Der Wali selbst hatte sich mit dem lebhaftesten Interesse bemüht, uns zuverlässige Nachrichten über den Zustand der nach dem Süden führenden Wege zu verschaffen. Er hatte den Telegraphen spielen und Gewährsmänner, die in den betreffenden Gebieten Bescheid wußten, zu sich rufen lassen, um sie in unserer Gegenwart auszufragen.

So erwies sich, daß der Weg über Baschkala-Dizâ-Nêr nach Rowandûz und von da zur ersehnten Stele von Sidekân, wie ihn nachmals mein Reisegefährte auf der Rückkehr nach Van benutzt hat, infolge der Schneeverhältnisse vollständig außer Frage war. Aber auch die Route über Merwanê-Djulamerik, auf der wir wenige Monate zuvor (oben S. 75) so weit vorgeschritten und unserem jetzigen Ziele verhältnismäßig so nahe gekommen waren, wurde uns am 31. Januar als bedenklich erklärt, und sie hätte allenfalls

nur „genommen“ werden können, wenn wir damals, Anfang Februar, unmittelbar hätten abreiten können. All dies bezeugte u. a. der Mudir der Tabaksregie Skander-Beg, der diese Gegenden genau kennen mußte, weil der beste Tabak aus der Gegend von Djulamerk kommt. So galt es denn zunächst um das Südufer des Vansees herum nach Bitlis zu gelangen. Dieser Weg war uns noch am letzten Tage vor unserer Abreise durch den neuen englischen Konsul Mr. Maunsell als sicher passierbar bezeichnet worden.

Es war kein leichtes Stück Arbeit, die Expedition, zu der als Eskorte noch 17 Mann regulärer Kavallerie, befehligt von einem Feldwebel Jussuf Effendi, unter Djemal Effendis Kommando hinzutraten, auf den Weg zu bringen. Das Gepäck mit der nötigen Bedeckung war bereits am Dienstag, den 15. Februar nach dem Uferhause des Klosters Aghthamar vorausgesandt worden, wo es uns erwarten sollte.

Am Donnerstag den 16. Februar setzten wir uns nun endgültig um 2 Uhr 25 Minuten auf Artamid (ob. S. 104 ff.) zu in Bewegung, das wir in 1 ½ Stunden erreichten. Von hier aus folgten wir dieses Mal nicht dem Menuaskanal, sondern ritten auf einem näheren Fußpfade quer über die Höhenrücken (auf denen wir den Schnee bis zu 70—80 cm tief voranden) zum Chöschâblusse, den wir noch gerade vor Eintritt der Dunkelheit um 5 ¾ Uhr durchwateten. Dann ging es bei fahlem, schwachem Mondlicht und ziemlicher Kälte, deretwegen wir dreimal absteigen mußten, um unsere Füße zu wärmen, weiter nach Wostan, wo wir, da wir in der Dunkelheit langsam reiten mußten, um 8 Uhr abends eintrafen. Im Häkümet fanden wir, da wir unsere Ankunft durch vorausgesandte Zaptieh hatten anmelden lassen, ein gutgeheiztes Zimmer bereit, dagegen war es mit dem Essen mehr als mangelhaft bestellt. Der Kaimmakam, ein Kurde, der eine Viertelstunde weiter hoch oben an der Lehne des Ärtoschgebirges wohnte, fand sich erst nach langem Verhandeln bereit, unseren Leuten wenigstens einen Mann mitzugeben, der ihnen beim Einkauf behilflich sein sollte. So erhielten wir wirklich nachts um 12 Uhr 6 Eier für 6 Menschen.

Trotz frühen Weckens wird es am nächsten Morgen (Freitag, 17. Februar) bei unseren langsamen Leuten 8 Uhr, ehe die Lasttiere fortkommen.

Ein 2 ½ stündiger Ritt brachte uns nach dem Uferhause des Klosters Aghthamar, wo wir als alte Bekannte von Daniel Wartapet (S. 91) sehr gut aufgenommen und mit einem sehr zufriedenstellenden Mittagessen begrüßt wurden. Nachmittags 2 Uhr ritten wir weiter bis zum 2 Stunden entfernten Dorfe Norkiugh, in dem mein Reisegefährte vor 7 Jahren zwei neue Keilinschriften gefunden hatte, deren eine sich jetzt auf der Klosterinsel Aghthamar befindet. Die andere steht auf einem in der dortigen Kirche in die Wand eingelassenen Stein. Diesen ließen wir jetzt auf der einen bisher eingemauerten

Seite freilegen und entdeckten dort eine weitere kleine Inschrift. Leider gestattete die Kürze der Zeit und der Mangel an geübten Arbeitern es nicht, den Stein zwecks Kopierens herauszunehmen. Dagegen berichtete uns der dortige Priester Ter Oannes, daß auf dem Kirchhofe des nur ca. 3 km entfernten Dorfes Muchrapert sich eine andere Keilinschrift befände. Mein Reisegefährte ging darauf zu Fuß mit ihm dorthin; der Priester von Muchrapert wurde gerufen, um den Inschriftstein zu zeigen, aber der von ihm angegebene Stein enthielt auf der unteren, auf dem Grabe liegenden Seite nur eine kurze, ganz junge armenische Inschrift.

Am Morgen des nächsten Tages (Sonabend, 18. Februar) setzten sich unsere Lasttiere um 7½ Uhr, wir selbst 1 Stunde später in Bewegung, ritten das Tal des Taschmants-tschai aufwärts, in dem nur wenig Schnee lag, und erklommen dann einen ziemlich steilen Hang, auf dessen Paßhöhe wir unsere Lastpferde antrafen, die wegen allzu tiefen Schnees (ca. 1½ m) nicht weiter konnten. Da wir keine Schaufeln bei uns hatten, um den Weg zu säubern, blieb nichts weiter übrig als die Lasten abzuladen und sie über die unpassierbare Stelle, die nur ca. 150 m breit war, hinüberzutragen. Dann führten wir die leeren Pferde hinüber, was auch schon ziemlich schwierig war, da die Tiere bis zum Bauch und tiefer in den Schnee einsanken. Danach wurde wieder aufgeladen und es ging weiter. Aber von diesem Paß an begann unser Kampf gegen den Schnee, der sich von Tag zu Tag schwieriger gestalten sollte. An diesem Tage war 0,5—0,7 m tiefer Schnee etwas Gewöhnliches, aber es gab auch noch schlechtere Stellen. Wir ließen Peli links liegen und zogen durch Nannikas, wo wir die vier Leute, welche wir aus Norkiugh zur Hilfe bei den Lastpferden mitgenommen hatten, nach Hause entließen und vier Mann aus diesem Dorfe dafür mitnahmen. Wir ritten jetzt mit den Soldaten voraus (unsere Karawane war an diesem Tage 37 Mann und 39 Pferde stark), um den Weg zu bahnen, und gelangten nach einer Stunde 20 Minuten auf eine Paßhöhe, von der aus wir den seit Norkiugh unsichtbaren Vansee wieder dicht zu unseren Füßen erblickten und am Fuße eines sehr steilen Hanges dicht am Seeufer das Dörfchen Bag bemerkten. Hier wurde der am Hang entlang führende schmale Weg außerordentlich schwierig und gefährlich. Wir trafen auf ganz enorme Schneeverwehungen, sodaß wir zuweilen den Weg umgehen mußten. Mehr als einmal strauchelten die Pferde, und Mann und Roß versanken im Schnee. Die Gefahr eines Absturzes nach der Seeseite zu war namentlich für zwei unserer Lastpferde besonders groß. Dank den vielen Leuten und ihrer Aufmerksamkeit kamen wir aber auch über diese schlechte Stelle ohne ernstlichen Unfall hinweg und kehrten ca. 1¾ Stunde später (4 Uhr) in dem in einer großen Ebene belegenen armenischen Dorfe Göllü (1830m) ein.

Am Sonntag, 19. Februar, früh um 6½ Uhr erschienen Farädj und

Abrahamoff, um zu berichten, daß draußen Sturm und Schneegestöber wüteten, so daß es unmöglich sei, weiter zu gehen. Der Sturm ließ gegen 10 Uhr etwas nach, aber der Schnee fiel weiter, und unsere Zaptieh und Soldaten meinten, man könne in solchem Wetter nicht marschieren. Das war im allgemeinen wohl richtig, aber auf der anderen Seite hatten wir die angenehme Aussicht, in diesem elenden Dorfe bei längerem Verweilen und andauerndem Schneefall festgehalten zu werden und weder vorwärts noch auch rückwärts zu können. Es mußte versucht werden, bis zum 20 km entfernten, dicht am Seeufer gelegenen Dorfe Sorp vorzudringen, von wo aus wir im äußersten Notfalle im Segelboot nach Van oder Tadwan gehen konnten. Färädj, den wir vorausgesandt hatten, um den Weg etwas auszukundschaften, kam nach einer Stunde zurück mit der Meldung, daß nicht allzu viel Schnee liege; nur stellenweise sanken die Pferde bis an den Bauch ein. Dort müsse der Schnee fortgeschaufelt werden, sonst sei der Schneefall selbst nicht gerade unangenehm, wohl aber der heftige Wind, der uns gerade entgegenwehe. Darauf schickten wir Abrahamoff mit 20 Schneeschauflern voraus, um den Weg passierbar zu machen; alsdann folgte Färädj  $\frac{1}{4}$  Stunde später mit den Lastpferden, wir selbst eine Stunde später. Unser Offizier mit den Soldaten bildete den Schluß. Das Wetter war für Menschen und Tiere sehr unangenehm; oft konnte man bis auf 5 m in dem Schneegestöber nichts mehr erkennen. So gelangten wir bis gegenüber vom Dörfchen Wannik.

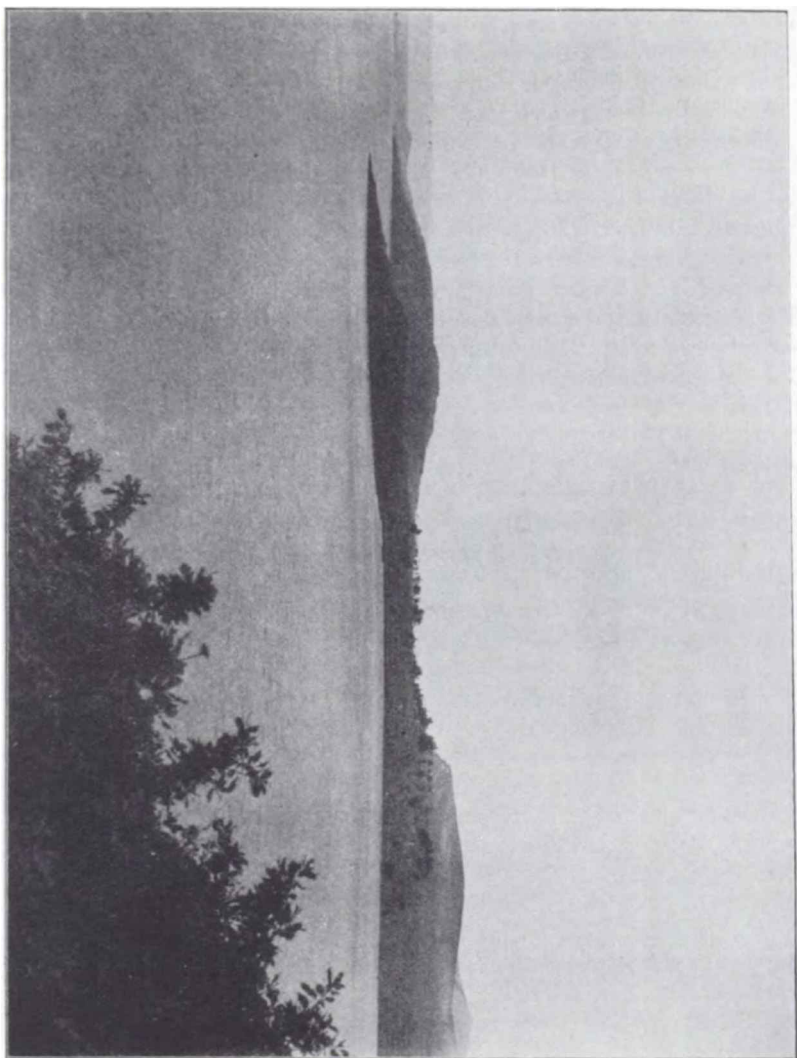
Unsere Soldaten wünschten dort zu übernachten; es gäbe in dem noch ca. 3 Stunden entfernten und bei diesem Wetter äußerst schwer erreichbaren Dorfe Sorp keine Gerste für die Pferde. Darauf wurde Abrahamoff mit einigen Gendarmen nach Wannik geschickt mit dem Auftrage, dort die erforderliche Gerste einzukaufen und auf Schlitten oder sonstwie nach Sorp hinüberzuschaffen. Dann zogen wir weiter. Der Wind ließ zwar an Stärke nach, dafür fiel der Schnee um so dichter, so daß die Spuren früherer Karawanen nicht mehr zu erkennen waren. Gleichwohl brachen wir uns durch den oft 1—1  $\frac{1}{2}$  m tiefen Schnee Bahn, und kurz vor Anbruch völliger Dunkelheit ritten wir ein in das unmittelbar am See gelegene, größtenteils von Armeniern bewohnte Dorf Sorp, das als Rastplatz von Menschen und Tieren gleicherweise freudig begrüßt ward. Trotz der schützenden Burken und Baschliks waren wir stellenweise ziemlich durchnäßt von Schnee und Schneeschlamm.

In Sorp (1840 m) hatte man uns in ein Haus einquartiert, in dem es nur alte und junge Frauen und Kinder gab. Es waren alles Witwen und Waisen, deren Männer, Väter und Brüder während der Unruhen vor 2  $\frac{1}{2}$  Jahren ums Leben gekommen waren. Im übrigen war in dem Dorfe von Lebensmitteln — abgesehen von Brot — fast gar nichts zu haben, und wieder einmal mußten unsere Konserven den Hauptbestandteil unseres Abendessens bilden. Doch hatte

es damit noch gute Wege. Wir waren schon vorher etwas besorgt gewesen über das übermäßig lange Ausbleiben Abrahamoffs mit seinem Transport Gerste. Jetzt, gegen 7 Uhr, stürzte Färädj mit der Nachricht herein, unsere Leute hätten in dem sich jetzt wieder von Minute zu Minute steigenden Schneesturm sicher den Weg verloren; man höre von den weiter westlich vom Dorfe gelegenen Gebirgshängen her fortgesetzt Schüsse, und eine Kugel sei bis ins Dorf geflogen. Wir alle eilten hinaus, ich in Hausschuhen, auch unser Offizier Djemal Effendi mit einigen Soldaten, darunter der Trompeter; zugleich wurden ein Dutzend Dorfbewohner in der Richtung, aus der man die Schüsse bemerkt hatte, den Unsrigen zur Hilfe entgegengeschickt, und es begann ein flottes Zeichen- und Signalgeben. Färädj benutzte die ebenso seltene wie günstige Gelegenheit, sein Gewehr abschießen zu dürfen und 10 Patronen zu verknallen. Einige der Zaptieh unterstützten ihn darin mit ihren Gewehren; dazwischen ließ der Trompeter auf seinem Horn fortgesetzt die durchdringendsten, weithin hörbaren Signale ertönen, und wir alle vereinigten noch die Kräfte unserer Lungen zu einem kräftigen, möglichst weit hörbaren Geschrei. Es dauerte denn auch nicht lange, bis zu unserer Freude von den kaum 2 km entfernten steilen Berghängen, auf welche sich unsere Leute, obgleich sie von zwei des Weges kundigen Zaptieh und acht in der Gegend aufgewachsenen Dorfbewohnern begleitet waren, bei der völligen Dunkelheit und dem herrschenden Schneesturm verirrt hatten, ein Antwortschrei erschallte, der eben noch unser Ohr erreichte. Zwanzig Minuten später hatten unsere Leute glücklich das rettende Dorf erreicht.

Im übrigen hatten wir noch an diesem Abend Gelegenheit, die Gefährlichkeit der Schifffahrt auf dem Vansee zu beurteilen. Denn um 9 Uhr abends steigerte sich plötzlich der heftige Wind zu einem wahren Orkan, der um 11 Uhr ebenso plötzlich aufhörte und einer vollkommenen Windstille Platz machte. Es war eine lehrreiche Illustration für das ebenso schnelle Entstehen wie Vergehen von Stürmen auf diesem Alpensee, welche die Schiffer „auf hoher See“ überraschen, und die für ein solches Wetter ganz ungeeigneten plumpen Kähne sehr leicht zum Kentern bringen.

Obgleich der Schnee im und beim Dorf Sorp sehr tief lag, konnte man doch am folgenden Morgen (Montag, 20. Februar) einige interessante Beobachtungen machen. Das Dorf selbst liegt am Fuße eines höchstens 60—75 m hohen Hügels, der von da aus sich auf einer wohl an 1½—2 km weit nach Westen vorspringenden Halbinsel erhebt. Nördlich wie südlich vom Dorf springen noch weitere Halbinseln in den See hinein, auf diese Weise dort einen sehr geschützten Hafenplatz schaffend. Daher betreiben denn auch die Dorfbewohner ziemlich rege Schifffahrt, wie die vielen großen Segelboote, die man in der Hauptbucht bemerken konnte, bewiesen.



Sorp am Vansee.

Da der Weg von Bitlis und Tadwan her, am Südufer des Sees entlang, in allernächster Nähe von Sorp vorbeiführt, so ist es natürlich, daß der erwähnte Hügel schon frühzeitig für die Anlage einer Burg benutzt wurde, deren Ruinen man dort bemerken konnte. Ob letztere chaldischen Ursprungs ist oder erst späterer Zeit entstammt, war zur Zeit natürlich nicht festzustellen. Jedenfalls konnte durch eine hier vorhandene größere Burg die Passage am Südufer des Sees entlang in wirksamer Weise geschlossen werden. Wenn man ferner erwägt, daß der Ausgang dieser Gebirgsrouten im Osten bei Norkiugh durch zahlreiche, zu beiden Seiten des Weges angelegte, gleichsam als Sperrforts dienende Burgen (von denen einige sicher chaldischen Ursprungs) geschlossen werden konnte, so gewinnt die Annahme, daß auch die Burg von Sorp bereits von den Chaldern angelegt worden ist, erheblich an Wahrscheinlichkeit.

Mein Reisegefährte hat nachmals Sorp (vgl. Bd. I S. 30) bei guter Jahreszeit besucht, und seine S. 218 wiedergegebene Aufnahme bringt den Gegensatz der lieblichen Frühlingslandschaft gegen die winterliche Unwirtlichkeit eindrucksvoll zur Geltung.

Es war unsere Absicht, an diesem Tage womöglich bis zu dem ca. 30 km entfernten Dorfe Chan-Almaly vorzudringen, zu welchem Zwecke wir Abrahamoff aufgetragen hatten, aus einem ca. 1 Stunde weiter westlich in einer kleinen Seitenschlucht gelegenen Dorfe weitere 15 Arbeiter zu requirieren. Mit dieser Arbeiterschar kamen wir trotz des unaufhörlichen Schneefalls und des heftigen Windes, der sich stellenweise bis zum Sturm steigerte und dann solche Massen des frischgefallenen Schnees aufwirbelte, daß man kaum auf 2 m Entfernung irgendetwas unterscheiden konnte, doch ziemlich rasch vorwärts. Der Weg führte hier ca. 1 Stunde weit unmittelbar am steil in den See abfallenden, bald 10—20 m, mitunter aber auch 30—40, selbst 50 m hohen felsigen Ufergestade entlang. Als Dr. Belck im Jahre 1891 dieselbe Strecke passierte, existierte hier nur ein sehr schmaler, nicht ganz ungefährlicher Fußpfad; inzwischen ist hier durch den deutschen Ingenieur, Herrn Sester, früher Chefingenieur des Wilayets Van, nachmals in Konstantinopel, ein ca. 1—1½ m breiter, im allgemeinen bequemer Weg angelegt worden, dessen Beschreitung jetzt nur durch die stellenweise bis zu 2 m Höhe zusammengewehrten Schneemassen etwas gefährlich war. Strauchelte eins der Reitpferde nach der Seeseite zu, so war ein kaltes Bad für den Reiter so gut wie sicher.

Diese ganze Wegstrecke konnte erforderlichenfalls durch einige, auf der Höhe des wohl an 500 m relativ steil aufsteigenden Bergrückens aufgestellte Soldaten gegen jeden von Westen heranrückenden Feind mit Leichtigkeit gesperrt werden. Die Verteidiger hatten nur nötig, von oben herab große

Steine herunterrollen zu lassen und auf diese Weise die Feinde in den See zu werfen.

Diese und andere Wegschwierigkeiten veranlaßten die Assyrenkönige deshalb auch, stets am Nordufer des Sees entlang zu ziehen, wenn sie ihre Einfälle in die Na'ri-Länder, aus denen sich späterhin das Reich Urartu-Chaldia entwickelte, unternahmen (vgl. oben S. 75 ff.).

So gelangten wir nach ca. 2 Stunden an den Ausgang der Gûseldârâ („schönen Schlucht“), durch die mein Reisegefährte 1891 auf einem sogenannten Richtwege über die Gebirge weg nach Bitlis gezogen war. Er hatte auch dieses Mal vorgeschlagen, jenen Weg zu wählen, indessen unsere Zaptieh erklärten dies übereinstimmend als unmöglich wegen des tiefen Schnees. So zogen wir denn nach Tadwan weiter.

Trotz mannigfacher und keineswegs unberechtigter Befürchtungen ging alles im allgemeinen glatt. Wie mein Reisegefährte es vorausgesagt hatte, ließ der Sturm mit Eintritt in die Gebirgsschluchten fast völlig nach. Zugleich hellte es sich mehr und mehr auf, die Flocken fielen weniger reichlich und schließlich begann die Sonne zu scheinen.

Auch die befürchteten Schneeverwehungen fanden sich im allgemeinen nicht vor; nur an einer Stelle mußten wir uns durch 2—2½ m tiefen Schnee hindurcharbeiten, was aber mit Hilfe unserer Arbeiter schnell geschehen war. Sonst war der Schnee dort ziemlich gleichmäßig gelagert, meist 0,6 bis 0,7 m hoch, selten 1—1,25 m. Da aber der Schnee weich, nicht festgetreten war, unsere Pferde also tief einsanken, selbst wenn wir, wie es meist geschah, zu Fuß gingen, so war die Partie sehr anstrengend für Tiere und Menschen, so daß wir abends wieder einmal mit Befriedigung in unserem Tagebuch notierten: heute hatten wir den „schwersten“ Tag! Bewundernswert war übrigens die Sicherheit, mit welcher der uns führende kurdische Zaptieh den Weg in dem alles bedeckenden und verdeckenden Schnee auffand. So gelangten wir schließlich bei verhältnismäßig gutem Wetter gegen 4 Uhr nach Pascha-Almaly. Chan-Almaly konnten wir nicht mehr erreichen.

In Pascha-Almaly wurden wir als Gäste im Hause eines Kurden, Terlan Agha, der zugleich Hamidieh-Jûzbaschy (Hauptmann) war und uns in der Uniform eines solchen empfing, aufs Freundlichste aufgenommen. Unser Wirt, ein sehr liebenswürdiger alter Herr, war ein besonders charakteristischer Vertreter einer speziellen Gattung von kurdischen Aghas. Er war nicht der „Herr“ oder „Besitzer“ des Dorfes, bezeichnete es aber trotzdem als sein „eigenes“, d. h. er ließ sich von den armenischen Dorfbewohnern, die selbst blutarm waren, mit seiner ganzen Familie ernähren, wofür er ihnen Schutz gegen andere Kurden angedeihen ließ.

Terlan Agha tat alles, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen.



Er duldete auch nicht, daß wir irgend etwas von unseren Vorräten verbrauchten, und als einer unserer Leute etwas von unserem Zucker für den „Leute-Tee“ herausnehmen wollte, wurde er förmlich böse. Bald nach Sonnenuntergang begann es wieder kräftig und andauernd zu schneien. Wir verabredeten deshalb gleich mit Terlan Agha, daß morgen früh 30 Arbeiter bereit sein sollten, um, wo erforderlich, einen Weg durch den Schnee zu schaufeln.

Mit großen Schwierigkeiten war der Weitermarsch am nächsten Tage (Dienstag, den 21. Februar) verknüpft. Das schlimmste Schneegestöber mußten wir abwarten, Als wir uns dann gegen 12 Uhr auf den Weg machten, fanden wir im Dorfe mehrfach den Schnee bis zu 2 m tief. Die von den vorausgesandten Leuten geschaufelte Rinne wurde vom Winde mit großer Schnelligkeit wieder zugeweht. In der Nähe des Seeufers hatte der Schnee seine „normale“ Höhe von 0,60 m. Dann aber mußten wir wieder hinein in das Gebirge mit seinen Schluchten und Spalten, die hoch mit Schnee zugeweht waren, so daß Rinnen von 1—1½ m Tiefe zu graben waren. Die Eintönigkeit der zu überwindenden Schwierigkeiten wurde dabei häufig dadurch unterbrochen, daß unsere Pferde in dem grundlosen Schnee gänzlich verschwanden und dann bei ihrem Bemühen, sich aus den Schneesümpfen wieder herauszuarbeiten, stürzten und ihre Reiter in den weichen Schnee hineinwarfen. Das passierte uns allen, so daß sich keiner über Zurücksetzung nach dieser Richtung hin zu beklagen hatte.

So kamen wir nach angestrengten 2½ Stunden schließlich vor dem Dorfe Chan-Almaly an. Gegen 4 Uhr zogen wir weiter durch eine tief ausgeschaufelte, aber immer noch mit sehr viel Schnee angefüllte kleine Schlucht, um bald darauf auf unsere Lastpferde zu stoßen, die dort bereits über eine Stunde lang hielten, weil der Weg durch eine ungeheure Schneeverwehung gesperrt war. Da die Lastpferde in dem hindurchgeschaukelten Wege immer noch viel zu tief eingesunken wären, so übernahmen wir den Vortrab und ritten durch den von unseren Leuten mit großer Mühe geschaffenen Paß, der oben etwa 2, unten etwa 1 m breit war und eine Tiefe von 3—3½ m hatte. Zu Pferde sitzend, sahen wir die Schneewände noch hoch über unseren Köpfen, und dabei ritten wir noch auf einer Schneeschicht von unbekannter Tiefe dahin, in der unsere Pferde fortgesetzt bis zum Bauch einsanken, dabei aber auch den Schnee für die nachfolgenden Lasttiere festdrückten und traten. Allmählich verloren die Schneeschichten, die an einigen Stellen 4 m hoch gewesen waren, an Mächtigkeit. Schließlich stiegen wir von den letzten Höhenzügen wieder zum See, und zwar zu seiner Südwestecke herab und ritten nun in nördlicher Richtung auf einer kleinen Uferebene durch Schnee von „normaler“ Höhe weiter. Dann aber gelangten wir an ein bis zu drei Meter tiefes Schneefeld, das hart an den Seestrand herantrat. Doch konnten wir

es zum Glück umgehen, indem wir hart am Wasser entlang hinritten, rechts den See, zur Linken die hohe Steilwand des Schneefeldes, die mir als eine sehr merkwürdige Bildung erschien: man hätte erwarten sollen, daß das Schneefeld allmählich in den See übergegangen wäre. Der vom See herwehende Wind und der Salzgehalt des Sees haben wohl beide ihren Anteil an diesem Phänomen. Das Schneefeld erstreckte sich wohl eine deutsche Meile weit nach Norden. Die letzten  $2\frac{1}{2}$  km mußten wir dabei, da nunmehr die Schneewand bis unmittelbar an den See herantrat, durch das zum Glück ganz seichte Wasser des Sees hindurchreiten. Dabei bot sich eine gute Gelegenheit, den großen Salzgehalt des Vansees zu beobachten, denn natürlich wurden wir bei diesem Reiten vom Wasser tüchtig bespritzt und jeder Tropfen hinterließ alsbald einen dicken weißen Salzleck. Doch sollte ich das Seewasser noch näher kennen lernen. Mein Reisegefährte, der mir um einige Schritte voraus an der Spitze voranritt, rief mir plötzlich etwas mir Unverständliches zu. Gleich darauf stürzte mein Pferd, und Mann und Roß nahmen ein gründliches kaltes Bad, welches Beispiel die zunächst Folgenden treulich nachahmten. Es war Tribsand, dem der Warnungsruf gegolten hatte, zum Glück keine von den an Breite und Tiefe ausgedehnten Stellen, denen niemand, der einmal hineingerät, entrinnt.

Der Abhärtung durch die Strapazen der Reise und dem langen Aufenthalt in der Alpenwelt des Vansees habe ich es wohl zu verdanken, daß ich nach diesem kalten Bade keinerlei störende Folgen verspürte, obgleich ich noch eine geraume Zeit in der Winterkälte weiterzureiten hatte, bis wir im Dorfe Tadwan (1740 m) anlangten.

Hier mußte es sich entscheiden, ob es möglich sein werde, über den wegen seiner Schneeeverhungen berühmigten Rachowa-Paß nach Bitlis durchzudringen. Es wurde uns allseitig als unmöglich bezeichnet, aber mein Reisegefährte hielt es nicht für ausgeschlossen, und so brachen wir denn am Mittwoch, den 22. Februar von Tadwan auf und waren gegen 12 Uhr alle auf dem Marsche. Da sich uns außer einem Armenier aus Van, der unter unserem Schutze zu Pferde nach Söört reiste, in Tadwan noch 65 Karawanenreisende zu Fuß angeschlossen hatten und wir 35 Wegearbeiter zum Wegschauflern des Schnees sowie 11 von 22 Leuten begleitete Schlitten requiriert hatten, so kamen wir auf 160 Mann, nebst 37 Pferden und 11 Schlitten. Als sich 1 km hinter Tadwan wieder ungeheure Schneeeverhungen zeigten, so daß Djemal Effendi am Weiterkommen verzweifelte, übernahmen wir wiederum die Vorhut, um den Weg in der nun bereits bekannten Weise für die Nachfolgenden vorzubereiten. Voran ein Soldat auf einem unserer stärksten Pferde, dann, zu Fuß — die Pferde, die fortwährend stürzten, knapp am Zaume

geführt — mein Reisegefährte und ich, dahinter die Soldaten und unsere Diener mit den Lastpferden.

Abgesehen von dem schwierigen, Menschen und Tiere aufs äußerste ermüdenden Marsch, war unsere Wanderung von hohem Interesse und großer Schönheit. Zur Linken hatten wir fortgesetzt den blauen Spiegel des Sees und späterhin die Bergketten seines Ufers vor uns, auf deren Hängen wir uns während der letzten Tage nach Tadwan durchgekämpft hatten. Zur Rechten aber erhob sich mit verhältnismäßig sanftem Abfall eine Kette großer, jetzt erloschener Vulkane, die in dem, seiner höchst eigentümlichen geologischen Formationen wegen berühmten Nimrud-dagh ihre höchste Erhebung aufweist. Dieser Vulkan zeichnet sich aus durch seinen riesigen Krater, in welchem sich eine große Anzahl kleiner Seen befindet und zahllose heiße und kalte Quellen nebeneinander hervorsprudeln. Im vorigen Sommer hatten Lynch und Oswald (Bd. I S. 31) den Krater besucht und während eines längeren Aufenthaltes seine geologischen Verhältnisse genau untersucht.

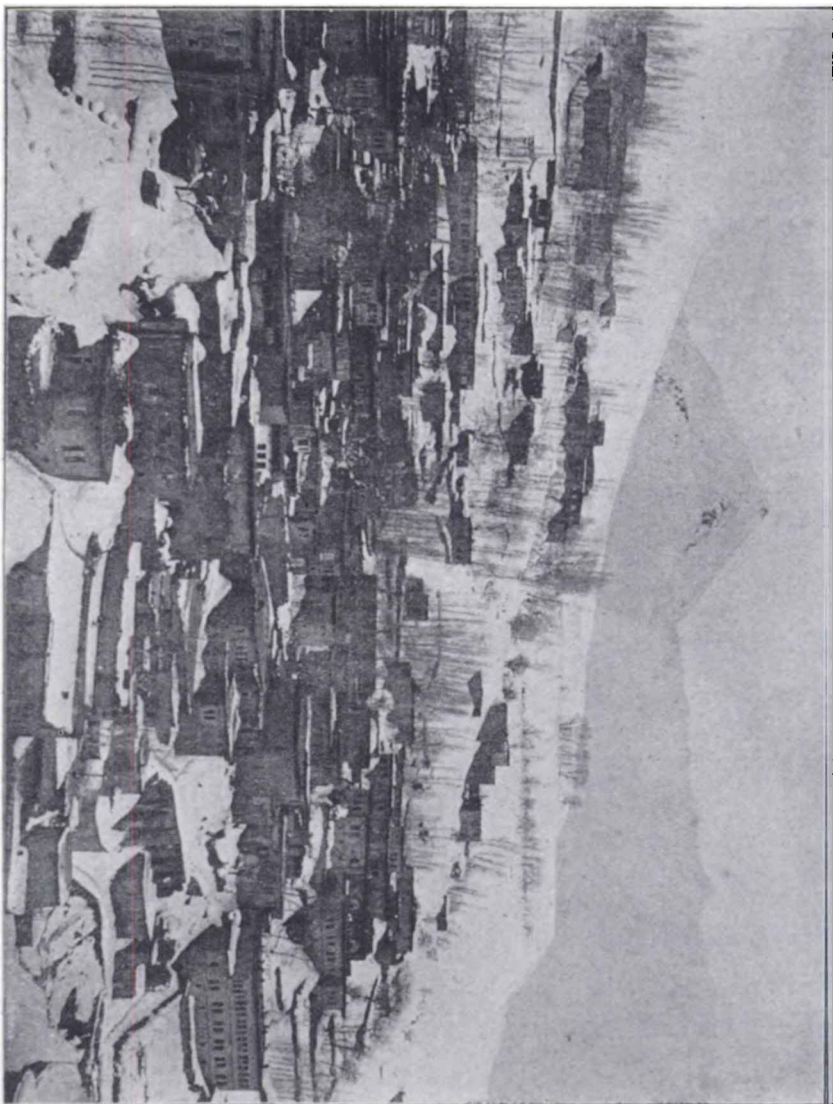
Nach zwei Stunden Wegs erreichten wir den Beginn des Rachowafeldes, das wegen der kolossalen Schneemassen, welche die Stürme dort auf der ziemlich ebenen Fläche zusammenwehen, so gefürchtet ist. Tatsächlich ist aus diesem Grunde die Stadt Bitlis etwa fünf Monate lang von jedem Verkehr zu Pferde abgeschnitten und für Lasttierkarawanen unerreichbar; der während dieser Zeit auf das Nötigste beschränkte Gütertransport findet ausschließlich auf Schlitten statt.

Zu unserer angenehmen Überraschung fanden wir jedoch, daß auf dem Rachowafelde weniger Schnee lag, als auf der bis dahin zurückgelegten Strecke, so daß wir verhältnismäßig schnell vorwärts kamen, auch hier natürlich zu Fuß.

So gelangten wir gegen 3½ Uhr an den verfallenen Alaman-Chan — so genannt nach einem kleinen, in der Nähe gelegenen Kurddorfe —, wo wir uns und unseren erschöpften Tieren eine viertelstündige Rast gönnten. Hier, kurz vor und hinter dem Chan, trafen wir auf ungeheure Schneeverwehungen. Sie boten die einzige wirklich schwere Stelle auf dem ganzen Rachowafelde an diesem Tage, und auch die einzige Stelle, an der unsere 35 Leute irgend etwas Nennenswertes für den Weg getan hatten.

Von hier schickten wir nun die uns gehörigen Lastpferde, die es bisher, weil am Ende der berittenen Karawane marschierend, am leichtesten gehabt hatten, mithin noch verhältnismäßig frisch waren, an die Spitze, während wir selbst mit den Soldaten am Ende marschierten und dadurch in der Lage waren, auf kurze Strecken, wo der Weg etwas fester getreten war, zu reiten.

Unser Tagesziel war der sogenannte Basch-Chan; während des weiteren Marsches verrann aber Stunde auf Stunde, ohne daß er in Sicht kommen wollte,



Bitlis im Schnee.

und als wir gegen Sonnenuntergang ihn endlich und gleichzeitig links unten in einer kleinen Schlucht, kaum  $1\frac{1}{2}$  Werst entfernt, ein kleines Dorf erblickten, da atmeten wir erleichtert auf, und steuerten sofort auf dieses zu. Daß es in der Nähe des Weges ein Dorf gäbe, in dem wir auf halber Strecke zwischen Tadwan und Bitlis übernachten könnten, hatte man uns in Chan-Almaly mitgeteilt. Aber die Tadwaner hatten es — sie wußten schon warum — stets nachdrücklich in Abrede gestellt. Erst daraufhin hatten wir dann den Basch-Chan als Nachtquartier ins Auge gefaßt und alle Vorbereitungen dafür getroffen, von denen sich nunmehr manche als überflüssig erwiesen, denn es gab sowohl Holz wie auch Häcksel, Eier und Hühner in jenem Hachreff genannten Dorfe.

Nur an Gerste fehlte es, so daß uns der mitgenommene Vorrat für die Fütterung unserer Pferde sehr zugute kam. Der Schulze (Muchtar) des Dorfes, ein sehr verständiger Mann, schaffte alles heran, was wir wünschten; aus Eiern und Hühnern und einer unserer Kalbfleischsuppenkonserven stellten wir uns ein vortreffliches Abendbrot zusammen.

Nachdem am Morgen des 23. Februar die Schneeschaufler und die Lasttiere in verschiedenen Abteilungen auf den Weg gebracht worden waren, begab sich mein Reisegefährte nach der Kirche von Hachreff, um dort Inschriften, die die Dorfbewohner als unlesbar bezeichneten, zu prüfen, natürlich wieder mit dem Ergebnis, daß es sich nicht um Keilinschriften, sondern um gewöhnliche armenische Texte handelte, die den Bauern, die überhaupt nicht lesen konnten, als etwas „für Niemanden Lesbares“ erschienen. Ich zog es vor, mich zu Fuß auf den Weg zu machen, in der Annahme, daß unser Diener Moses mit dem ihm anvertrauten Schlitten, der die photographischen Apparate trug, und meinem Pferde folgen werde. Dies geschah jedoch zunächst nicht; daher drang ich ganz allein in dem Schnee und dem Winde vor, der den von Färädj und seinen 120 Leuten gebahnten Weg schon zu gutem Teile zugeweht hatte. So konnte ich mir sehr gut vorstellen, wie es einem einsam vom Schneesturm Überraschten zumute ist, namentlich als ich auf eine falsche Fährte geriet, und um nicht zurückzustapfen, es wagte, quer durch den tiefen Schnee nach links zur richtigen Spur vorzudringen. Die falsche, rechts südwärts abführende Fährte war wohl die der Schneeschaufler aus Tadwan, von denen ein großer Teil sich heimlich, ihr Peschesch (Trinkgeld) im Stiche lassend, verzogen hatte, nur um nicht etwa weiter mitgehen zu müssen, was ihnen schließlich nicht zu verdenken war.

Als der Schlitten und mein Pferd mich einholten, saß ich auf; Wind und Schneesturm erwiesen sich aber als höchst unbehaglich. Mehrfach stürzte das Pferd, und ich lag im Schnee, noch öfter mußte ich wegen kalter Füße absteigen, dann hieß es jedesmal die für den Fußwanderer viel zu schwere

Burka abnehmen, um sie beim Aufsitzen wieder anzulegen; ein Vergnügen eigener Art. Als wir schließlich auf dem Wege anlangten, von dem wir am Abend zuvor abgebogen waren, waren Schneesturm und Kälte auf solcher Höhe, daß an ein Photographieren des Nimrud-dagh und des Kûrkûr nicht zu denken war.

Von der Höhe des Rachowafeldes wurde alsbald auch der Vansee wieder als schmaler, tiefblauer Streifen sichtbar und blieb es bis hinter Basch-Chan, d. h. noch weit über den Punkt hinaus, wo der Weg Bitlis—Musch von dem Wege Bitlis—Tadwan abzweigt. Die Tatsache, daß man auf diesem Wege unbedingt den Van-See sieht, namentlich an den ganz klaren Tagen zu Ende Oktober bis Ende November, hatte meinen Reisegefährten schon 1891 zu der Überzeugung gebracht, daß Xenophon mit seinen zehntausend Griechen hier nicht vorbeigezogen sei. Denn sicher würde er den mächtigen Alpensee, in dessen unmittelbarer Nähe er vorbeigekommen wäre, gesehen und auch erwähnt haben, um so mehr als seine Führer ihn sicher auf den See und seine romantischen Ufergestade, die Fruchtbarkeit der ihn begrenzenden Ländereien usw. aufmerksam gemacht haben würden. Die Nichterwähnung des Sees war eben ein Beweis, daß Xenophon westlich von Bitlis vorbeigezogen sein müsse; das hat sich nachmals bestätigt, wie bereits in Bd. I Kapitel XI (s. bes. S. 331 ff.) auseinandergesetzt.

Gegen 1 Uhr kamen wir beim Basch-Chan an, Der einst sehr schöne und stattliche Bau war arg im Zerfall begriffen, ein Teil der gewölbten Decken war bereits eingestürzt, anderen drohte in naher Zukunft dasselbe Schicksal.

Vom Basch-Chan ab senkte sich dann der Weg, dem Flußlaufe des Bitlis-tschai folgend, langsam und stetig bis nach Bitlis herab. Auf dieser Strecke fanden wir durchweg weit mehr Schnee vor, als auf dem Rachowafelde; namentlich in den engeren Teilen der Schluchten waren ganz erhebliche Schneemassen vom Winde zusammengeweht worden. Man mußte unseren Leuten heute in der Tat nachrühmen, daß sie fleißig und gut gearbeitet hatten, denn wir holten sie trotz alledem nicht mehr bis Bitlis ein, obgleich wir ihnen zuletzt bis auf ca.  $\frac{1}{2}$  km nahe kamen.

Um 3 Uhr endlich erblickten wir vor uns tief unten im Tal die ersten Häuser von Bitlis (1550 m), was allseitig mit einem freudigen Hurrah begrüßt wurde, in das unsere vor uns her marschierende Arbeiterschar vergnügt mit einstimmte. Wir hatten indessen noch volle 70 Minuten zu marschieren, bis wir die ersten Gärten der Stadt und bald darauf auch die ersten von deren durchweg aus Stein gebauten Häusern erreichten.

Hier erwartete uns eine vom Wali zur Begrüßung entgegengesandte Deputation, bestehend aus einem Polizeikommissar, mehreren Zaptiehs

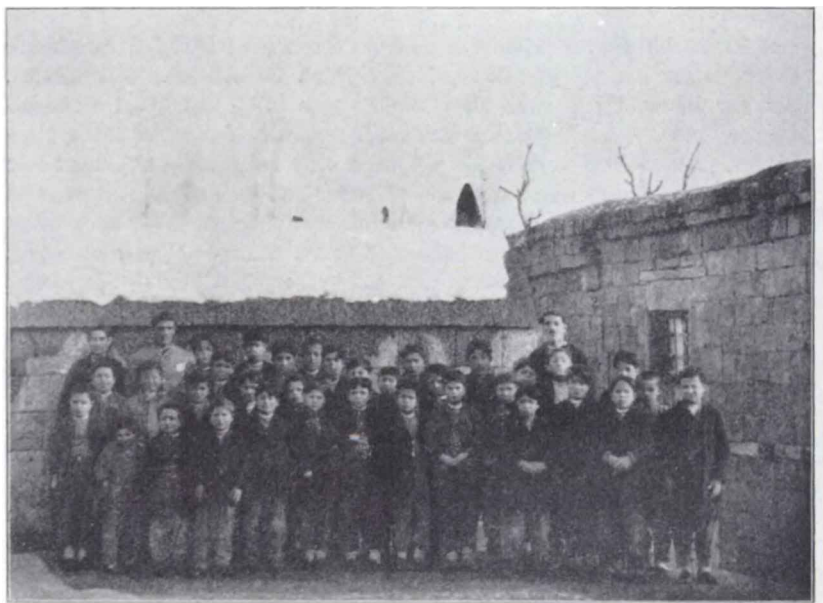
und 10 Fußsoldaten; die Honneurs machte der sehr gut französisch sprechende Chefindgenieur des Vilajets Bitlis, Herr Djoyas, ein Albanese von Geburt, der vier Jahre lang in Paris seine Studien über Weg- und Brückenbau betrieben hatte. Diese Deputation hatte hier bereits zwei Stunden auf uns gewartet. Auf dem Weitermarsche schlossen sich noch zweimal Trupps von Soldaten und Gensdarmen unserer Begleitung an, so daß schließlich etwa 25 Mann an der Spitze unseres Zuges einhermarschierten, denen dann noch unsere eigenen Soldaten und Zaptieh folgten, also eine ganz stattliche Eskorte. Die halbe Stadt hatte sich auf das unglaubliche Gerücht, eine Reiterkarawane käme zu dieser Jahreszeit auf dem Rachowawege herangezogen, auf die Beine gemacht.

So waren denn die von uns zu passierenden Straßen gedrängt voll von Leuten, auch auf allen Dächern der benachbarten Häusern hatten sich die Neugierigen versammelt.

Man führte uns feierlichst auf das erst vor wenigen Monaten vollendete neue Rathaus, ein Werk des Herrn Djoyas, wo man uns auf Befehl der Regierung Zimmer für uns und unsere Diener eingerichtet hatte. Alsbald stellten sich zur Begrüßung im Namen der Stadt der Bürgermeister ein, während der Kommandant Ali Pascha den Obristen Ismael Bey zu diesem Behufe entsandt hatte. Der kranke Wali hieß uns durch seinen Sohn willkommen. Man erklärte uns, daß wir Gäste der Stadt und der Regierung seien, die sich beide außerordentlich freuten, einigen Angehörigen der befreundeten großen deutschen Nation Gastfreundschaft erweisen zu können und bat uns, das Stadthaus als unser eigenes zu betrachten.

Es wurden Ehrenposten aufgestellt; zwei Soldaten am Eingange des Hauses, ein dritter auf dem Flur unserer Zimmer im ersten Stock. Herr Djoyas wurde als Cicerone zu unsere ständigen Verfügung gestellt und hat uns durch seine große Zuvorkommenheit zu großem Dank verpflichtet.

Kaum eine Stunde später machte der Kommandant uns selbst seinen Besuch; er lud uns für den nächsten Vormittag bei sich zum Frühstück ein und erwies sich überhaupt während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes als ein bezaubernd liebenswürdiger Wirt. Er ist Abchase von Geburt, und da ich etwa zehn Jahre zuvor nahe daran gewesen war, auf Rudolf Virchows Veranlassung nach Suchum-Kaleh zu gehen, einen Breitengrad nördlich von Poti, um die Abchasen in ihren Wohnsitzen aufzusuchen und ihre Sprache zu studieren, so interessierte er mich besonders. Der größere Teil der Abchasen hatte seither, wenn ich mich recht erinnere, ihre Wohnsitze in jenen sumpfigen Niederungen am Ostufer des Schwarzen Meeres und dem sie begrenzenden Gebirgslande verlassen: sie waren, gleich den Tscherkessen



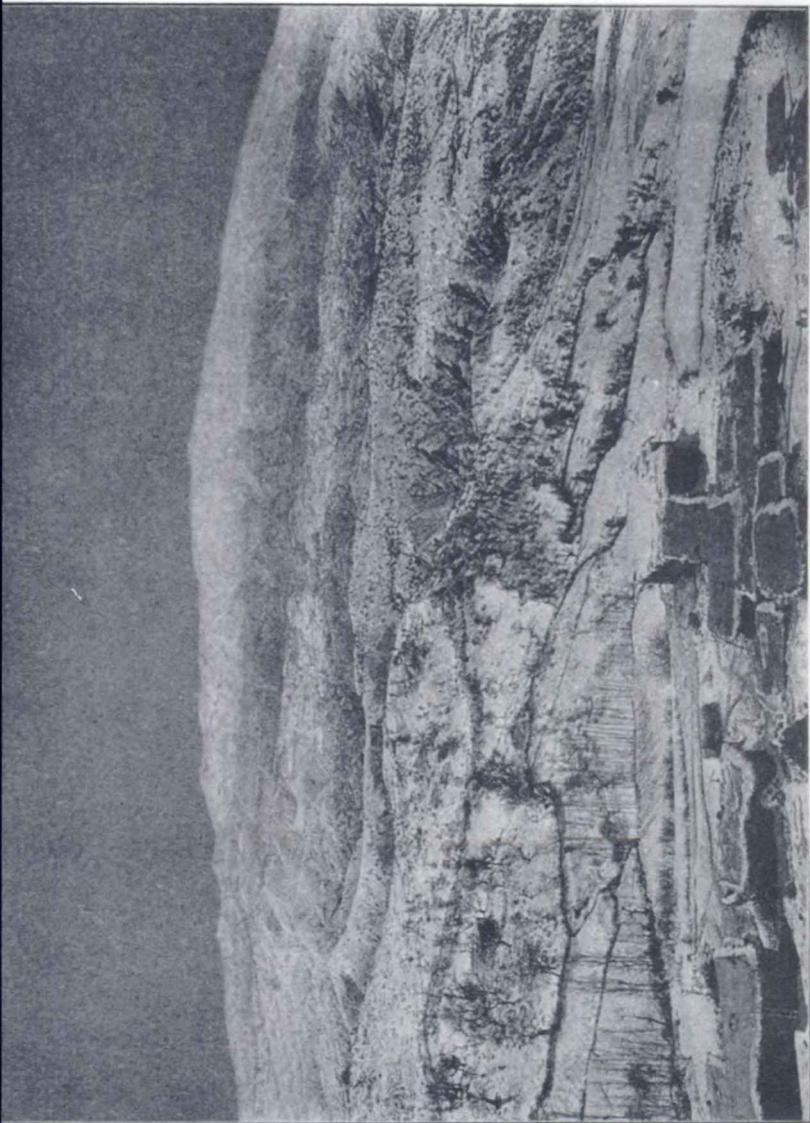
Armenische Waisen (Amerikanische Mission Bitlis).

und anderen kaukasischen Stämmen mohammedanischen Bekenntnisses, in die Türkei übersiedelt.

Ali Pascha war offenbar mit Leib und Seele Soldat, und daß er nicht bloß von ungewöhnlicher Tatkraft beseelt war, sondern auch das Herz auf dem rechten Flecke hatte, hat er in entscheidender Stunde bewiesen. Vor etwa 2½ Monaten hatte die Ankunft einer Gruppe armenischer Revolutionäre aus Rußland die Behörden und die Bevölkerung von Bitlis in Unruhe versetzt. Das gesamte Militär war zur Verfolgung der Fedaïs aus der Stadt ausgerückt, und die minderwertigen Elemente unter den Mohammedanern wollten sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, sich an den Waren der armenischen Kaufleute plündernd zu bereichern, wobei es ohne Blutvergießen nicht abgehen konnte.

Als Ali Pascha, der allein in der Stadt zurückgeblieben war, vernahm, was sich auf dem Bazar ereignete, eilte er ohne jede Begleitung, nur die Reitpeitsche in der Hand, dorthin, jagte die Plünderer nach Hause und verhinderte so den Ausbruch ernsterer Unruhen. Auf Ali Paschas Wunsch nahm ich seinen Sohn in der Tracht der Härtoschi-Kurden (S. 66f.) auf. Er trägt (S. 216) die charakteristische Pelzweste (Kezaga), nur daß der breite Gold-





**Bitlis: Nördlicher Teil bei bewölktem Himmel und unsichtbarem Vollmond photographiert.**  
(Expositionsdauer : 30 Minuten.)

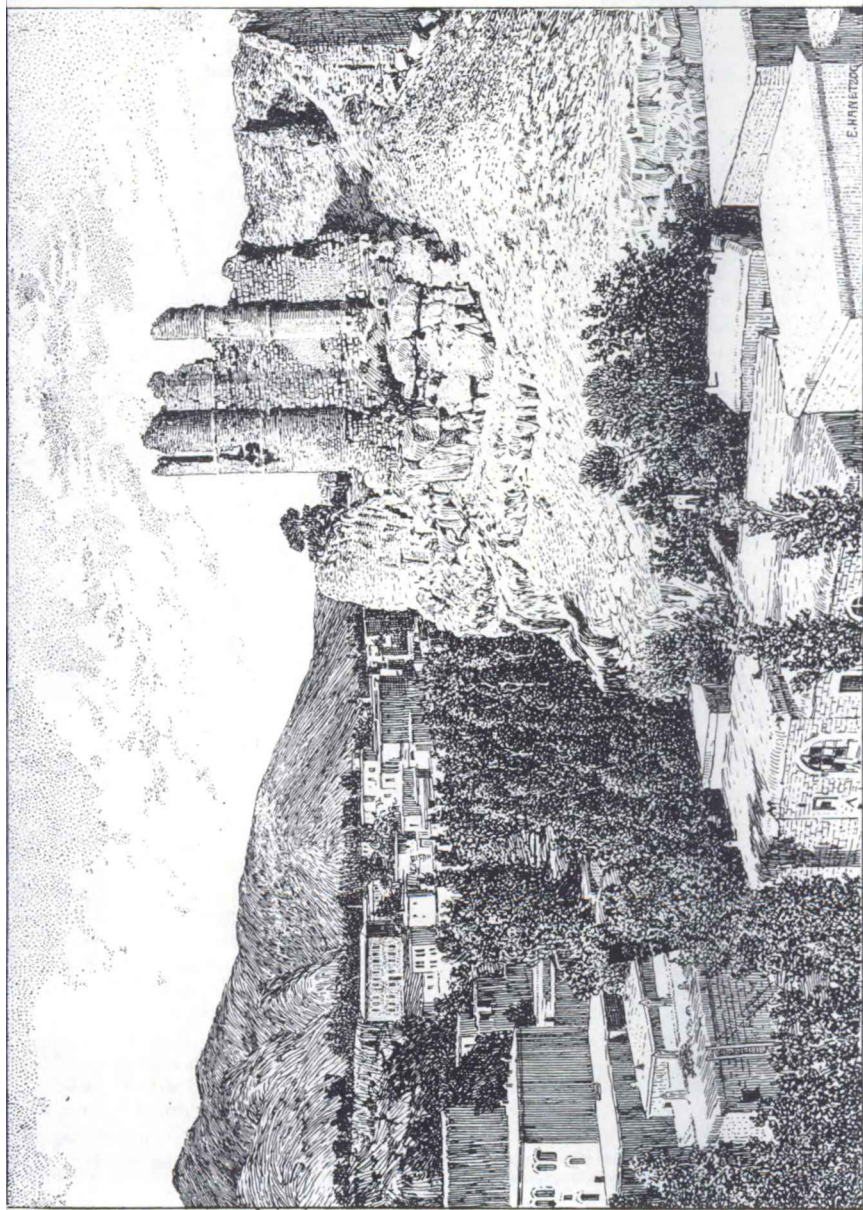


Ali Paschas Sohn in der Tracht der Härtoschi-Kurden.

streifen mit der bunten Auflage fehlt, vermutlich weil dafür bei der jugendlichen Gestalt kein Raum blieb.

Eine mehrtägige Ruhe war nach der Anstrengung der vorausgehenden Marschstage, als für die Leute und für die Tiere unerlässlich, von vornherein in Aussicht genommen. Wir hätten aber auch gar nicht weiter können, denn gleich am Abend unserer Ankunft setzte ein gewaltiger Schneefall ein, der fast ununterbrochen drei Tage und drei Nächte lang fort dauerte, so daß wir erst am fünften Tage nach unserer Ankunft die Weiterreise antreten konnten. Einige photographische Aufnahmen ließen sich trotzdem ermöglichen (S. 214, 215).

Archäologisch war der Aufenthalt in Bitlis (armenisch Baghêsch, arabisch Badlis) ziemlich ergebnislos. Die volksetymologische Sage über die Entstehung des malerisch gelegenen Schlosses von Bitlis: „Alexander der Große sei hier durchgezogen“, er habe einen Feldherrn namens Leas gehabt, dieser sei mit ihm in Feindschaft gewesen; er habe dieses Schloß gebaut, und es heiße nach ihm ‚bäd Leas‘, ‚der böse Leas‘, ist kläglich in der Erfindung und nur von Wert, weil sie wiederum zeigt, wie lebendig das Gedächtnis Alexanders des Großen im Osten fortlebt (vgl. Bd. I S. 159). Dagegen konnte ich hier in der Nachbarschaft von Musch und Sassûn, als den Ursprungsorten



der Unruhen, die für ganz Armenien verhängnisvoll werden sollten, mancherlei Nachrichten sammeln, von denen ich die bedeutungsvollen geographischen Ermittlungen über dieses wenig bekannte Gebiet hier mitteilen will.

„Die Stadt Musch liegt etwa 65 Kilometer westlich des Vansees am nördlichen Abhange der Berge, die die nach ihr genannte Ebene im Norden begrenzen, und von denen aus man eine herrliche Aussicht auf die fruchtbare, vom Murad-tschai durchflogene Ebene genießt. Bei dieser Lage und bei dem reichlichen Zufluß von Wasser, sollte man erwarten, daß Musch besonders reinlich und gesund wäre, während es gerade eine der schmutzigsten, fieberreichsten Städte der Türkei ist.

„Die Gaue Sassûn und Dalwori liegen direkt südlich von Musch. Um sie zu betreten, muß man erst einen Steilanstieg bis zu einem 3500 Fuß über Musch und 8200 Fuß über Meereshöhe belegenen Punkte erklimmen. Von hier aus blickt man zurück auf ausgedehnte Ebenen, durch die sich der Fluß gleich einem Silberfaden windet. Der Schneegipfel des Bingöl-dagh (Berg der 1000 Quellen) erscheint im Nordwesten in der Richtung auf Erzerum, während im Nordosten der Sipan-dagh am Nordufer des Vansees über den mehr im Vordergrund belegenen ungeheuren Krater des Nimrud-dagh hinweg sein weißes Haupt erhebt. Ein wenig weiter, und der Reisende gewinnt den ersten Blick nach Süden. Zu seinen Füßen ruht das ausgedehnte, fruchtbare Tal, in welchem die beiden Dörfer Semal und Schenik gelegen sind, jenseits derer das Auge nur ein Chaos von Bergspitzen und -zügen erblickt. Der Andok rechts und der Zovasar-Berg zur Linken schließen ein gebirgiges Gebiet zwischen sich ein, das zu rauh erscheint, als daß es bewohnt werden könnte, während in nebliger Ferne das niedrigere, nordöstlich der mesopotamischen Ebene belegene Hochland erscheint. Beim Abstieg wird die landschaftliche Schönheit des Tales immer deutlicher. Die diesseitigen Abhänge sind mit den Schafherden von Semal wie besät, während jenseits das Dorf mit seiner Kirche liegt. Da sie aus Stein gebaut und daher nicht entzündlich war, so war die Kirche das einzige Gebäude, das noch ein Dach trug, als die Unruhen vorüber waren.

„Weiter nach Westen liegt in demselben Tale Schenik, während man zwischen und jenseits der nächsten Berglinie bei geduldigem Suchen die zerstreuten Weiler finden kann, welche das Dorf Gelli-goan (Walnußtal) bilden. Wenn man den Strom jenseits des Dorfes kreuzt (im Frühling ist er ein reißender Gießbach), kommt man in das völlig alpine Gebiet von Dalwori. Diese ganze Gegend besteht aus holperigen Bergketten, die von tiefen Abgründen, in allen Richtungen durchquert werden. Durch diese stürzen im Frühjahr die geschmolzenen Schneemassen in wütenden, schäumenden Gießbächen mit rasender Geschwindigkeit dem Tigris zu, der ihre erfrischende Kühle dem Persischen Golf zuführt. Der Pfad, den der Reisende verfolgt, erklimmt die steilen Anhöhen der Berge und windet sich auf und nieder an den steilen Hängen dieser felsigen Bergkette, oder umgeht die unübersteigbaren Klüfte in hufeisenförmigen Kurven, oder folgt dem Kamm der Bergketten, von welchem aus man sei es in tiefe Abgründe schaut, deren senkrechte Wände nur die Bergziege zu überschreiten imstande ist, sei es in Täler, deren

etwas weniger steile Ränder für menschliche Wohnungen und bebaute Felder Raum haben.

„Bis dahin bestehen die Bergketten hauptsächlich aus Talk, der, mehr oder minder stark mit anderen Substanzen vermischt, vielgestaltige Formen und Farben zeigt und in glitzernden Körnern, Stufen und zerbröckelnden Platten auftritt. Hier und da bricht Kalkstein von verschiedener Färbung durch die darübergelagerten Schichten hindurch. Aber jetzt, in dem südlichen Teile des Gebietes, spielt Kalkstein die Hauptrolle, jedoch nicht der weiche und weiße, wie man ihn näher der mesopotamischen Ebene antrifft, sondern in verschiedenen Schattierungen von grau, hart und oft kristallinisch. Die südlicheren Teile bieten ihrer geographischen Breite und Höhenlage nach der Feige und dem Granatapfel in den tieferen Tälern ein angemessenes Fortkommen.

„Die Abhänge sind minder steil und genügend mit Erdreich bedeckt, jedes Stückchen Land wird zum Ackerbau verwertet. Kleine Felder werden terrassiert und so das Pflügen, ohne daß der Bauer und die Ochsen in die Tiefe stürzen, ermöglicht. Aus den mit unendlicher Mühe an den Bergabhängen angelegten Kanälen wird das Wasser in schwachen Rinnsalen auf diese Felder geleitet, da es sonst die kostbare Erde hinwegschwemmen würde, anstatt sie zu befruchten, und so wird die Mühe der Bodenbearbeitung stark gesteigert. Von einem großen Teil der Felder können die Erträge nur als Trägerlasten auf rauhem Pfade fortgeschafft werden. Für ihre Häuser suchen sich die Bauern möglichst ebene Stellen aus.“

In einem Dorfe, wo einer meiner Gewährsmänner übernachtete, erwies sich als der einzige Platz, an dem ein kleines Zelt errichtet werden konnte, eine Tenne, welche dem Berghange mühevoll abgewonnen war. „Um das Dorf zu betreten und zu verlassen, mußten den Pferden die Lasten abgenommen werden und die unbeladenen Tiere konnten ihren Weg nur langsam und behutsam finden; bald geht es in großen unregelmäßigen Schritten über die Felsen, bald über harte glatte Erde, die in einem Winkel verläuft, der zuweilen schärfer ist als ein gotisches Dach. Auf den sogenannten Wegen muß man sich vielfach besonders in Acht nehmen, da diese oftmals einen Baum oder Felsen hinaufzuführen scheinen: oder der nichtsahnende Reisende befindet sich plötzlich am Rande eines gefährlichen Abhanges oder am Fuße eines senkrechten Felsens und hat kaum Platz genug, um sich herumzudrehen und die richtige Fahrte wieder zu gewinnen. Die kleinen, zerstreuten, aus 5 bis 15 Häusern bestehenden Weiler, von denen mehrere ein Dorf ausmachen, befinden sich oft an den gegenüberliegenden Seiten der Bergketten oder Täler. In der Luftlinie sind sie nicht mehr als 10 Minuten voneinander entfernt, aber um zueinander zu gelangen und sich einen freundschaftlichen Besuch abzustatten, müssen die Nachbarn lange ermüdende Auf- oder Abstiege in steilem Gelände zurücklegen. Auf die Frage, weshalb nicht zum mindesten in der Nähe des Dorfes diese abscheulichen Straßen verbessert würden, antwortete man, daß diese ein äußerst wichtiges Verteidigungsmittel bilden gegen die Einfälle der allgegenwärtigen Feinde, der Kurden, die mit ihrer Beute nicht so schnell wie die Dorfbewohner selbst diese Wege überschreiten können.

Manche dieser Weiler liegen höchst malerisch. Mein Gewährsmann verbrachte mit seinen Gefährten einige Tage in Purk, wo sie ihre Zelte



„auf einem Feld oder einer Terrasse aufschlugen, und wo bereits einer der zurückgekehrten Flüchtlinge sich niedergelassen hatte. Sein Wohnraum war eine kleine Bude aus den belaubten Zweigen, die von einem in der Nähe stehenden Sykomorenbaum geschnitten waren. Als Küche und Speisezimmer diente ihm der freie unbedachte Erdboden davor, während sein Schlafzimmer aus einer Plattform bestand, die zehn Fuß über dem Boden zwischen den Ästen eines Baumes errichtet war, über die sich die kräftigen Ranken eines Weinstockes hinschlängten und ihre purpurnen Trauben verführerisch zwischen den Blättern hindurchblicken ließen. In einiger Entfernung befand sich die kleine Kirche, deren Steindecke dem Feuer getrotzt hatte, während die Mauern stark beschädigt und das Innere eine Wüstenei war. Die Kirche war auf der Spitze eines Felsens erbaut, der nur an einer, noch dazu äußerst schwierigen Stelle erklommen werden konnte.

„Von der Kirchentür aus genießt man eine herrliche Aussicht. Das Auge blickt in östlicher Richtung über den steilen Abhang hinab auf das tausend Fuß tiefer belegene Flußtal und auf einen sehr passend als Teufelsbrücke bezeichneten Steg, der mehr als 100 Fuß über dem Flußbett die einander an 20 Fuß nahe kommenden senkrechten Kalksteinwandungen des Ufers ohne Geländer oder sonstigen Schutz verbindet.

„Über dieses in schwindelnder Höhe angebrachte Brett läuft die einzige Verbindung zwischen den von hüben und drüben her zum Fluß führenden Wegen. Wenn man sich zwischen den Ästen der Sykomoren zum Flusse herunterwindet, so findet man das Wasser von seinem rasenden Sturz ausruhend in einem von ihm geglätteten Felsbassin, das zu erfrischendem Bade einladet, während zahlreiche Fische in der klaren Tiefe der Angelschnur harren.

„Doch kehren wir zur Kirche zurück und wenden unser Auge nach Süden: wir folgen dem Lauf des Flusses durch die enge Schlucht, die ihm Durchlaß gewährt, und gewinnen so einen Ausblick auf das offene Land gen Dijârbekr. Im Westen krönt ein altes Schloß die waldige Höhe mehrere hundert Fuß über uns; im Vordergrund haben sich üppige Fruchtbäume zwischen dem Geröll festgesetzt. Im Norden erhebt sich eine graue senkrechte Mauer von Kalkstein, einige 500 Fuß hoch die ‚Turfur Felsen‘: aus Öffnungen nahe deren Gipfel, die mit natürlichen, in die Tiefe führenden Schächten in Verbindung stehen, sollen dort Seufzer ertönen, wenn der Wind hindurchfährt. Gerade gegenüber dem Zelte jenseits der Schlucht sah man einen lieblich mit Moos bewachsenen, von Bäumen beschatteten Winkel, wo das herabsickernde Wasser es jedem kühl und behaglich machte. Aber um Baumaterial zu gewinnen, hatten sich die Dorfbewohner gezwungen gesehen, die wertvollen Bäume zu fällen, und am frühen Morgen wurden die Insassen des Zeltes durch das Geschrei eines Trupps Männer geweckt, die bei der Arbeit waren, die gewaltigen Bäume auf ihre Schultern zu laden, um sich dann langsam ihren gefährlichen Weg an den glatten Hängen entlang zu winden, jeder auf seinen Stock gestützt, damit er nicht gleite und den ganzen Trupp und alles Bauholz mit sich in die Tiefe reiße.

„In diesen Bergen trifft man Adern von wunderbar reinem Eisenerz, welches die Dorfbewohner mit ihren äußerst primitiven Vorrichtungen zu bearbeiten und zu schmelzen gewohnt waren. So besaß jedes Dorf seine kleine



Stockung im Schnee hinter Bitlis.

Schmiede, in der die Werkzeuge, die die Bewohner zu ihren verschiedenen Hantierungen benutzen, angefertigt wurden.

„Eines Tages führte“, so sagt mein Gewährsmann, „unser Weg oberhalb einer solchen Stätte, wo das Erz gewonnen wird, vorbei, weshalb wir hinunterschlüpften, um sie uns anzusehen. Die Trümmer waren derart gefallen, daß sie die Adern selbst bedeckten, jedoch Bruchstücke von Erz waren reichlich vorhanden und wir bedauerten nur, daß der lange schwere Aufstieg, den wir noch vor uns hatten, es unratsam erscheinen ließ, uns mit mehr als ein paar kleinen Bruchstücken zu beladen. Wahrscheinlich werden noch andere wertvolle Mineralien in dem Innern der Berge verborgen sein, und wenn dereinst eine Regierung am Ruder sein wird, die Wirtschaftlichkeit und Unternehmungslust im Volke fördert, und somit auch die Verwertung der mineralischen Schätze des Bodens betreibt, so wird man, nachdem die Folgen der verhängnisvollen Unruhen überwunden sein werden, eine überraschende Entwicklung in dieser Richtung zu gewärtigen haben.“

Der Rest der Winterreise von Bitlis nach Söört und weiter nach Djezreh, die wir am 28. Februar 1899, gefördert von Ali Pascha, Herrn Djoyas und den amerikanischen Missionaren antraten, wurde bereits im ersten Bande S. 327 bis 367 geschildert. Die unerwarteten Schwierigkeiten, die uns die Reise gleich hinter Bitlis wieder bereitete, indem der Schnee und die Zerstörung der Straßen wiederholt die gesamte Expedition auf längere Zeit ins Stocken brachte, ruft die vorstehende Abbildung ins Gedächtnis zurück.

Wir wenden uns nun der Schilderung der weiteren Reise von Djezreh aus zu, die uns auf chaldischer Spur ins Osttigrisland auf größtenteils altassyrisches Gebiet brachte.





**VIERTES BUCH.**

**IN NORD-ASSYRIEN.**



## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

### Nach Niniveh und Mosul.

Karatschok- und Zacho-Gebirge. — Skulpturen und Inschriften Sanheribs im Djûdi-Gebirge. — Zügellosigkeit der kurdischen Hamidijeh im Wilayet Mosul. — Über den Tigris nach Feschchabur. — Der Zacho-Paß und seine Umgebung. — Die Ruine Simel und das bei Xenophon erwähnte Schloß. — Marmorbrüche die das Material für die Skulpturen von Niniveh geliefert haben. — Niniveh. — Kojundjyk und der Chauser. — Kaffeehäuser am Tigrisufer. — Die Pontonbrücke. — Über den Tigris nach Mosul. — Die syrischen Sekten. — Das französische Konsulat. — Nägel von der Arche Noah. — Umgegend von Mosul reich an Mineralien. — Fehden der Kurden untereinander. — Die Dominikaner. — Assyrische Altertümer. — Besuch der Ruinen von Niniveh mit Bedri-Bej. — Layards und Rassams Grabungen, wie zu unterscheiden. — Der „Südostpalast“ Sanheribs. — Skulpturen und Bibliothekszimmer daselbst. — Die Stätte der großen Kojundjyk-Bibliothek nebst Archiv im „Nordwestpalast“ Assurbanabals. — Nasenschmuck eines Arabermädchens. — Torskulpturen im Nordwestwall. — Nebi Junus. — Skulpturenwerke. — Der neue Wali. — Typhus-Epidemie in Mosul. — Färâdj krank in Mosul zurückgelassen. — Schnelle Genesung.

In Babil südwestlich von Djezîreh, wo wir die „Subnatquelle“ der assyrischen Inschriften und die an ihr errichteten Stelen assyrischer Könige auffanden (Bd. I S. 365 ff.), hatten wir uns eigentlich, wenn auch nicht auf dem direktesten Wege, der Übergangsstelle über den Tigris gegenüber Feschchabur schon um ein gutes Stück genähert, und hätten recht wohl von Babil direkt dorthin gelangen können. Doch war die Rückkehr nach unserem Hauptstandort Djezîreh aus vielen Gründen nicht zu vermeiden.

Auf dem Wege von Djezîreh nach Babil (und zurück) ergaben sich interessante und malerische Beobachtungen über die Konfiguration der die nordmesopotamische Ebene teils durchziehenden, teils begrenzenden Gebirge und Höhenrücken (vgl. Bd. I S. 368). Besonders fein gezeichnet heben sich das Zachogebirge jenseits des Tigris und der Karatschok-Dagh, der letzte Ausläufer des südlichen Armes des Taurus-Masius (Bd. I S. 508 f., S. 513), vom Horizonte ab. Letzterer streicht diesseits bis zum Tigris gegenüber Feschchabur, und obgleich so beide Gebirgszüge durch den Tigris und weite

Landstrecken geschieden sind, erscheinen sie doch aus der Ferne in dieser Gegend mehrfach so, als ob die Zachoberge die unmittelbare Fortsetzung des Karatschok bildeten. Der Saklan, der, etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden hinter Djezîreh, durchschritten werden muß, ist ein bescheidenes rechtes Nebenflüßchen des Tigris, das jedoch nach Regengüssen gewaltige braunrote Fluten zum Teil in tiefeingeschnittenem Bette dahinwälzt.

Von Djezîreh aus hätten wir, außer den großen Stelenfragmenten an der Subnatquelle zu Babil, bei besserer Ausnutzung unserer Information noch andere wichtige assyrische Altertümer auffinden können. Ich ersehe aus meinen Notizen unter dem 16. März, daß uns in Manbûriyeh (Bd. I S. 363) der protestantische syrische Priester Kascha-Johanna — der gleich uns nahe, wenn auch andersgeartete Beziehungen zur amerikanischen Mission in Urmia hatte — auf das Bild des „römischen Kaisers“ (Kaisa-Rûm) aufmerksam machte, das im Djûdi-Dagh (arab. Djebel Djûdi Bd. I S. 365) beim Dorfe Schach 4 Stunden von Djezîreh sich befinde. Wir maßten damals dieser Nachricht für unsere Zwecke keine Wichtigkeit bei, da es sich danach eher um ein sassadinisches Relief zu handeln schien. Tatsächlich aber ist bei eben diesem Dorfe an einer sehr versteckten Stelle des Djûdi-Gebirges eine Gruppe höchst wichtiger Inschriften und Skulpturen in acht verschiedenen Nischen durch König Sanherib in die Felsen gehauen. Ihre Entdeckung ist L. W. King vorbehalten geblieben. Er verdankte seine Information einem amerikanischen Missionar, der wiederum durch einen kurdischen Bewohner des Dorfes Schach auf die richtige Fährte geleitet wurde. Jüngst (1913) ist dann dieser Fund von dem Entdecker in musterhafter Weise veröffentlicht worden.

In Djezîreh, das wir mit doppelter Eskorte betreten hatten (Bd. I S. 363), nahmen wir Abschied von Djemal Effendi und seinen „suaris“, die nach den erhaltenen Ordres nach Van zurückkehren sollten, da sie uns nicht über den Bereich ihres Korpsbezirkes — Van, wie alle von uns bis zu jenem Zeitpunkt berührten Teile der Türkei unterstehen dem Kommando des 4. Korps (Erzingian) — begleiten sollten. Die vom 6. Korps (Bagdad) gestellte, von Riza Effendi befehligte neue Eskorte bestand aus zwölf Mann auf prächtigen Araberpferden.

Von Djezîreh ging es nach der Rückkehr von Babil in möglichster Eile weiter. —

Da sich im ersten Bande an die Beschreibung der Reise bis nach Djezîreh und Babil gleich die Schilderung der Rückreise durch Mesopotamien von Djezîreh anschloß, so sind, woran hiermit erinnert sei (vgl. Bd. I S. 29), die im folgenden Buche geschilderten Erlebnisse und Ergebnisse chronologisch vor S. 367 Abs. 2 v. u. des ersten Bandes einzuordnen.

Wo nicht der durch Regengüsse aufgeweichte Boden die häufigen ziemlich tiefen Erdlöcher und die mehrfach über die Ebene verstreuten Steinfelder uns hinderten, ließen wir, froh uns einmal wieder auf freiem Gelände zu bewegen und der Hauptstadt Assyriens nahe zu sein, unseren Pferden die Zügel schießen. Dieser Freude gaben wir auch durch den Gesang deutscher Lieder Ausdruck, die über die weite mesopotamische Ebene dahinhallten. Der Saklan und einige andere in den Tigris sich ergießende Bäche wurden unfern ihrer Mündung durchritten, und im Dorfe Zeghat angesichts der von jenseits herübergrüßenden Zachokette und des Karatschok um 6 h 30, drei Stunden nach dem Abtritt aus Djezîreh, Quartier genommen. Das Rauschen des Tigris dringt zu uns herauf.

In Zeghat erreichte uns ein Bote von Fetha-Agha, er habe Djemal Effendis Gewehr gekauft und bäte um 50 Patronen. Wir schreiben zurück: wir hätten selbst so wenig Patronen, daß wir unserem besten Freunde außer den 10, die Djemal Effendi hätte, keine geben könnten. Eigentlich war es ganz gegen die Abrede, daß Djemal Effendi das Gewehr, das ihm mein Reisegefährte um ein billiges überlassen hatte, veräußerte und nun gar an einen notorischen Räuber. Nominell hat Fetha-Agha, der uns ja fortwährend um unsere Gewehre bestürmte, die Waffe für seinen Bruder Tahyr-Agha, den wir gar nicht kannten, gekauft. In Wahrheit hat aber sicher der allgebietende Mustafa-Pascha ihm den Auftrag gegeben, ein solches Gewehr, wie er bei meinen Reisegefährten gesehen, zu kaufen. Wieder ein Beleg für die Leidenschaft der Kurden für moderne Feuerwaffen neuesten Systems.

Am Mittwoch, den 22. März, verließen wir Zeghat um 7 h 25, durchritten den Zeghatfluß um 7 h 58 und genossen eine Stunde später den ungewohnten Anblick eines kleinen Rudels flüchtiger Gazellen. Bald darauf (9 h 17) sehen wir plötzlich die Zachoberge ganz nahe vor uns, mit einem Vorplateau nach dem Tigris zu; der hier unseren Blicken verborgene Tigris ist etwas mehr nach Süden sichtbar, während man links an der Nase des Vorplateaus vorbei dem Flusse Chabûr auf eine ziemlich weite Strecke hin mit den Blicken aufwärts folgt. Natürlich darf dieser kleine linke Nebenfluß des Tigris nicht mit seinem bedeutenderen Namensvetter, dem mächtigen, einen großen Teil Mesopotamiens bewässernden linken Euphratnebenfluß, verwechselt werden, an dessen einem Quellenarm Nisibis liegt.

Kurz darauf (9 h 39) führt unser Weg über ein Hügelland mit mehreren einander nahezu parallelen, zum Tigris hin verlaufenden Gesteinsreihen senkrechter Verwerfung; die Schichten, die horizontal aufeinander gelegen haben, stehen jetzt vertikal nebeneinander. Ganz ebensolche Reihen sieht man drüben zum Tigris hinunterlaufen, sie liegen diesseits und jenseits in einer auf geologischen Zusammenhang deutenden Verlängerungslinie.

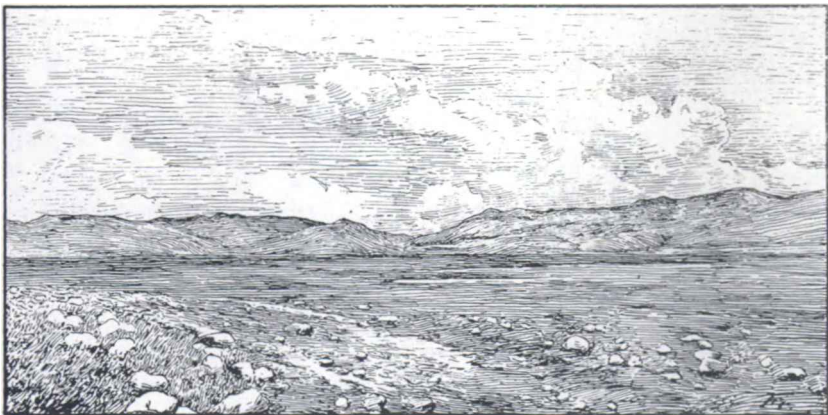


Syrer in Feschchabur, in der Mitte auf sein Verlangen der Kommandeur unserer neuen Eskorte, Riza Effendi.

Wenig später befinden wir uns dem nach diesem Tigrisnebenflusse benannten Dorfe Feschchabur gegenüber, das jenseits äußerst malerisch belegen ist. Wir halten (10 h 18) direkt an und ca. 6 Meter über dem in einer Breite von 200—300 Metern prächtig dahinströmenden Tigris. Ein wenig flußaufwärts blickend sehen wir jetzt zum ersten Male die Zacho-Kette von der Südseite.

In einem der altertümlichen großen, Kajyk genannten Boote wurde nunmehr der Tigris überschritten und in dem ausschließlich von syrischen Christen, Chaldaern, bewohnten, auf einem Hügel in fruchtbarer Ebene belegenen und begüterten Dorfe Feschchabur (390 m) unter anderem die alte Kirche und die dort bewahrten syrischen Handschriften betrachtet.

Unsere erste Station,  $\frac{5}{4}$  Stunden nach Feschchabur, war Bäbezin (500 m). Den Gedanken Mosul über Zacho zu erreichen, hatten wir, weil es ein zu großer Umweg gewesen wäre, aufgegeben. Auf dem Wege nach Bäbezin sehen wir eine halbe Stunde hinter Feschchabur die Zachokette nur etwa 2 Werst von uns entfernt, die ihrerseits wiederum solche senkrecht verworfenen Steinzüge zu uns herab sendet, wie wir sie kurz vor Feschchabur auf beiden Seiten des Tigris beobachtet hatten. Hier wurden wir von dem Kurden Mehemet-Agha besonders freundlich aufgenommen. Vor 14 Tagen hatten hier Mustafa-Pascha's Leute alles ausgeräumt: also Kurden gegen Kurden. Er ist die Geißel der ganzen Gegend. Von Zacho und Djezireh waren Beschwerden durch den französischen Konsul an die türkische Regierung gerichtet worden. Selbst Riza Effendi, der Kommandeur unserer Eskorte, bittet uns, die Sache dem neuen Wali von Mosul vorzutragen, der übrigens, da er bisher Moawin des früheren Gouverneurs von Mosul war, den Stand der Dinge vermutlich recht wohl kennen muß. Jedenfalls ist es charakteristisch, daß auch hier die reguläre Armee uns bittet gegen die Hamidijje einschreiten zu helfen. Die Räuber, die Bäbezin

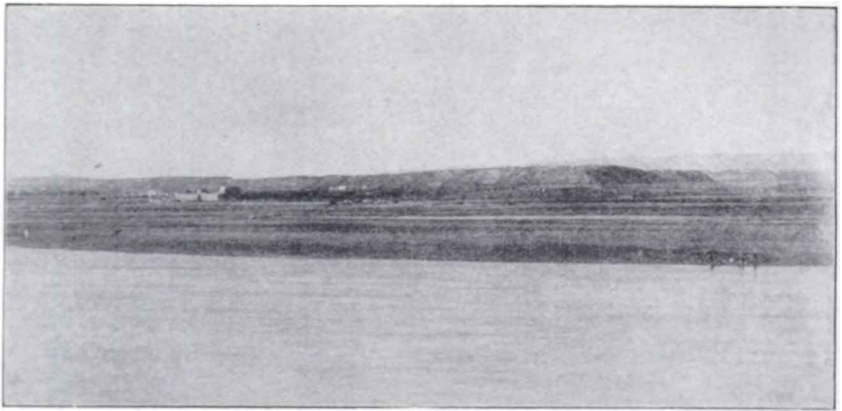


Der Zacho-Paß.

überfleden, gehören zum Stamme der Koscher und werden nach ihrem Dorfe Taian auch Taianly genannt. Ihr Führer ist ein übelbeleumundeter Hauptmann (Jüzbaschy) in dem von Mustafa Pascha kommandierten Hamidijje-Regiment. Er wird gewöhnlich kurz Hadji Agha Koscher genannt, unterschreibt sich aber selbst, wie ich nachmals beim französischen Konsul in Mosul hörte, Hadji Akî Ben Mustafa Hamidijeh Kaimmakam. Vor kurzem hatte er 120 Leute vom Stamme der Dostiki gewöhnlich kurz Doski genannt, im Gebiet des Kaza Mosul getötet. Wir sollen morgen an der Stelle vorbeikommen. Unsere Soldaten, die ohne speziellen Befehl nichts tun dürfen, würden eine Räuberei, selbst einen Raubmord der Hamidijje ruhig mit ansehen müssen, sofern nicht etwa wir als ihre Schutzbefohlenen gefährdet wären. Daß Zeki Pascha in Erzingian Schuld und letzte Ursache aller dieser Dinge ist, wissen die Leute hier auch. Es war nicht das letzte, was wir über Hadji Agha Koscher vernahmen. Auch die Befürchtungen, die unser Wirt für die Zukunft hegte, sollten sich als nur allzu gerechtfertigt erweisen (Kap. 28).

Der Wunsch und das Bestreben, möglichst schnell nach Mosul zu gelangen, war bei allen derartig rege und lebendig, daß wir am 23. März den Weg von Bäbezin bis Tell Adas, ca. 79 Werst = 84 km, in 14 Stunden zurücklegten, die größte Marschleistung, die die vereinigte Expedition zu verzeichnen hat. —

Hinter Bäbezin hatten wir die Zachokette längere Zeit in einer Entfernung von 2—2½ Werst an unserer Seite: sie stellt sich dar als ein kahler, scharfer, schön gezackter und gegliederter Kamm von ziemlich gleichmäßiger Höhe (etwa 200 m über uns).

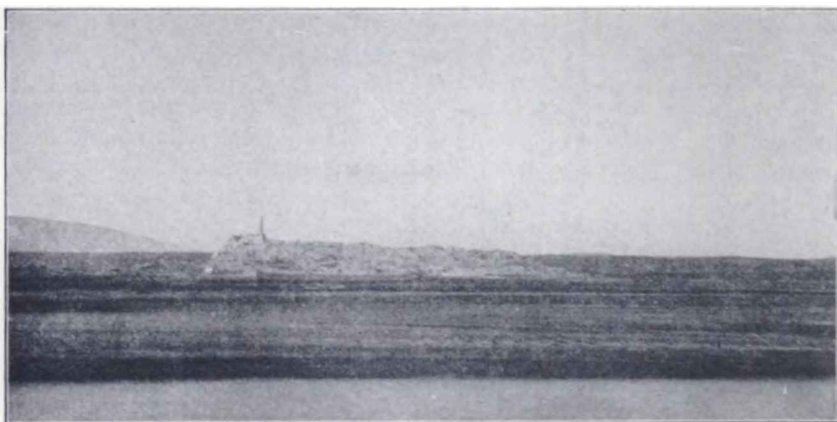


Kojundjyk, von Mosul aus aufgenommen.

Davor die Anschwemmungen des Tigris. Im Hintergrunde das Gebirge Maqlûb.

Nach einem Ritte von 8 km sahen wir uns dem durch die Zachokette führenden Passe gegenüber — einem tiefen Einschnitte, durch den s. Z. die zehntausend Griechen nach Xenophons Bericht von Niniveh (Mespila) herkommend unter mannigfachen Schwierigkeiten schließlich gegen die Truppen des Tissaphernes den Durchmarsch erzwungen hatten (Anabasis III, 4). Das von den Zehntausend durchzogene Gebiet zwischen Djezîreh und diesem Passe ist mir, da ich es zweimal, auf der Hin- und größtenteils auch auf der Rückreise, durchmessen habe, wohl bekannt. Wie genau Xenophons Schilderung des Geländes wiederum den Tatsachen entspricht, wird die Wiedergabe meines Routiers, die ich mir für eine geeignete Stelle dieses Bandes vorbehalte, zeigen. Die Stätte des von Süden her weithin sichtbaren hochgelegenen Schlosses, in dessen fruchtbarer Umgebung die Griechen drei Tage lang ruhten, ehe sie den Paß forcierten, war, wenn nicht alles trügt, unsere Mittagsstation. Etwa 48 km von Bäbezin erreichten wir um 1 h 36 den Fuß des Hügels, auf dem Semil, auch Smil und Simel gesprochen, belegen ist. Es war zur Zeit unserer Anwesenheit nur noch eine Telegraphen-Kontrollstation. Das früher von Tai-Arabern bewohnte Dorf war seit 15 Jahren verlassen, seit der Zeit, da der jetzige Telegraphist Sami Effendi seine Stelle antrat. Auch habe es hier eine Haida (Postzaptieh-Station) unter einem Hauptmann (Jüzbaschy) gegeben. Ehe die Araber kamen, sei Semil eine alte Jezidenfestung gewesen. Die Überreste der Mauern und Befestigungen sind noch vorhanden. Da Schlösser und Festen ähnlich wie Kultstätten vielfach ihre Stätte bei allem Wechsel der Herrschaft und der Bevölkerung zu behalten pflegen, so ist auch dies eine Bestätigung für unseren





Nebi Junus von Mosul aus aufgenommen.  
Davor der Tigris und dessen Anschwemmungen. Im Hintergrunde links das  
Ende des Maqlûb-Gebirges.

Schluß, daß der von Süden her weither sichtbare Hügel von Simel einst das von Xenophon erwähnte Schloß getragen habe.

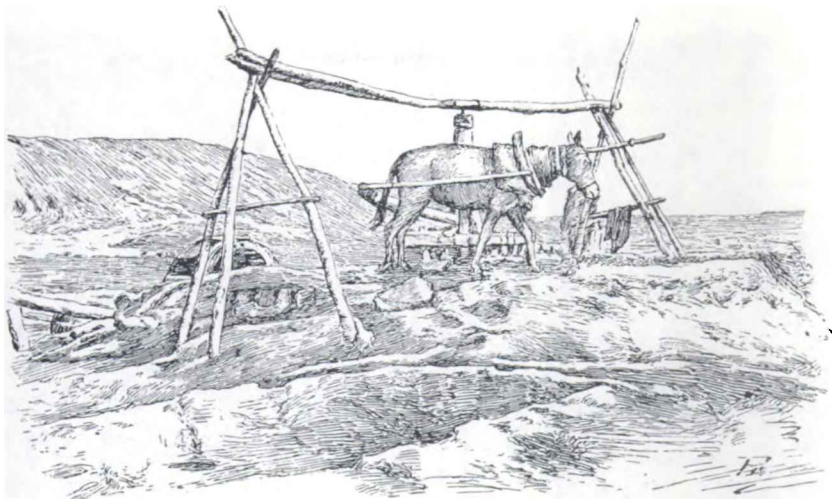
So hatten wir auf unserer bisherigen Fahrt vier entscheidende Punkte der Route Xenophons berührt und teilweise zum ersten Male festgelegt: es sind in der Reihenfolge, die sich aus unserer, der der Zehntausend entgegengesetzten Richtung, ergibt: die Durchgangsstelle durch den Kentrites bei Mutyt (Bd. I S. 353ff.), Manburijeh, wo die Griechen vom Tigris ins Karduchenland abbogen (Bd. I S. 363), der Paß durch das Zachogebirge und das Königsschloß an der Stelle des heutigen Semil. Dazu sollten dann in den nächsten Tagen noch Niniveh (Xenophons Mespila) und Kalach (heute Nimrûd, bei Xenophon Larissa) treten. —

Von Tell Adas (320 m) früh aufbrechend, sahen wir dann am 24. März gegen Mittag Mosul mit seinen Kuppeln und Minarets am rechten Tigrisufer weit und malerisch aufgebaut daliegen, während wir selbst, auf dem geheiligten Boden des alten Niniveh, der die beiden Tigrisufer zwischen Niniveh und Mosul verbindenden Brücke zustrebten. Geraume Zeit, ehe wir Mosuls und Ninivehs ansichtig wurden, war uns auf der langen Strecke unseres Weges der frei zutage liegende weiße, graugeäderte Marmor aufgefallen. über den wir auf weite Strecken hin geradezu hinwegzureiten hatten, während ebenso oft die Böschung der uns begleitenden Hügel dieses Gestein aufwies, oder aber in der Gestalt von Steinbrüchen Kunde davon gab, daß man den Marmor auch hier gewonnen hatte. Unsere Vermutung, daß es sich hier um das für die Skulpturen von Niniveh und Nimrûd verwendete Material handele,

haben wir bei nachmaligem Besuch dieser Stätten bestätigt gesehen. Vielleicht erregt es Verwunderung, daß ich mich so ausdrücke, da doch Skulpturen von Niniveh in Europa aus den Sammlungen aller größeren Museen genügend bekannt sind. Aber diese in den Museen verwahrten Kunstschatze sind durch den nordischen Himmel an ihrer Oberfläche derartig verändert, daß man die Struktur des Gesteines nicht mehr richtig erkennen kann, und die bräunliche Farbe, die die Kunstwerke angenommen haben, hat zu der vielfach begnennenden, aber irrigen Bezeichnung des Materials als Alabaster Anlaß gegeben. In Niniveh und Nimrūd selbst zeigen die zutage liegenden Skulpturen noch heute die ursprüngliche helle Farbe des weißen graugeäderten Marmors.

Niniveh besteht bekanntlich aus zwei, durch den in den Tigris mündenden Chausser getrennten, aber gemeinsam umwallten Teilen, dem nördlicheren mit der heute Kojundjyk („Schafhügel“) genannten Aufschüttung und dem südlicheren, dessen erhöhter Teil heute das Grab und die Moschee des Propheten Jonas trägt und nach ihm Nebi Junus genannt wird. Wir ritten in den am rechten Chausserufer belegenen Hauptteil von Niniveh durch das alte Nordtor ein und nahmen gleich eine vorläufige Besichtigung von Kojundjyk vor. Diese riesige künstliche Aufschüttung, die einst die Burg und einen großen Teil der Paläste von Niniveh trug, hat jetzt durch deren von der Erde bedeckte Ruinen eine weitere Aufhöhung erfahren. Der gesamte Trümmerhügel war von einem Teppich kleiner, goldgelber Blumen und wildwuchernder Gräser bedeckt. Wir gewannen sofort den Eindruck, daß die Ausgrabungen Layards und Rassams nicht entfernt die hier vorhandenen antiquarischen und inschriftlichen Schätze gehoben haben könnten. Eine wirklich systematische Ausgrabung hat nicht stattgefunden, nur eine mehr oder minder methodische Durchwühlung. Zu wichtigen Beobachtungen über die ursprüngliche Anlage Ninivehs und die Veränderungen des Tigrislaufes, die wir später vertiefen und ausgestalten konnten, wurde schon jetzt der Grund gelegt. Das Tigrisalluvium vor Kojundjyk wird dem Ackerbau dienstbar gemacht. Wir sahen zur Berieselung höher gelegener Felder das Schöpfrad (arab. schaddûf) in Tätigkeit, nicht viel anders als es bereits in babylonisch-assyrischer Zeit verwendet wurde, und wie es Herodot schildert.

Die Verbindung der beiden Tigrisufer bei Mosul ist sehr eigentümlich. Vom östlichen Ufer läuft — von Kojundjyk  $1\frac{1}{2}$ —2 km entfernt — unterhalb der Einmündung des Chausser in den Tigris bis etwa in die Mitte des Flusses eine wohlgebaute steinerne Brücke. Sie besteht aus einer großen Zahl von engen, mehr wie Fenster anmutenden Bogen. Von ihrem Ende bis nach Mosul führt eine Schiffbrücke (vgl. Abbildung auf S. 234), die jedoch bei sehr



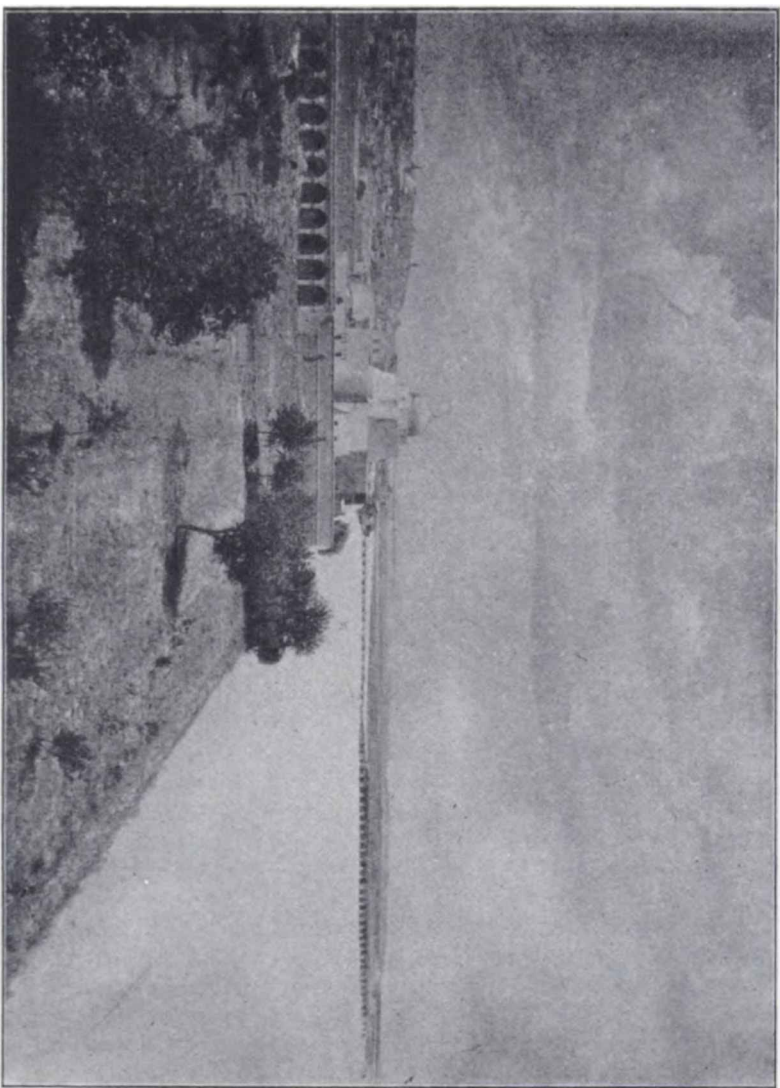
**Schöpfrad, das das aus dem Chausser abgeleitete Wasser auf höher gelegene Felder bringt.**

**Im Hintergrunde links Kojundjyk.**

hohem Wasserstande, wie er gegenwärtig, zur Zeit der Frühlingschwelle, bestand, ans Land gezogen wird. Mann und Roß mußten also mit Kaïk über den Tigris geschafft werden.

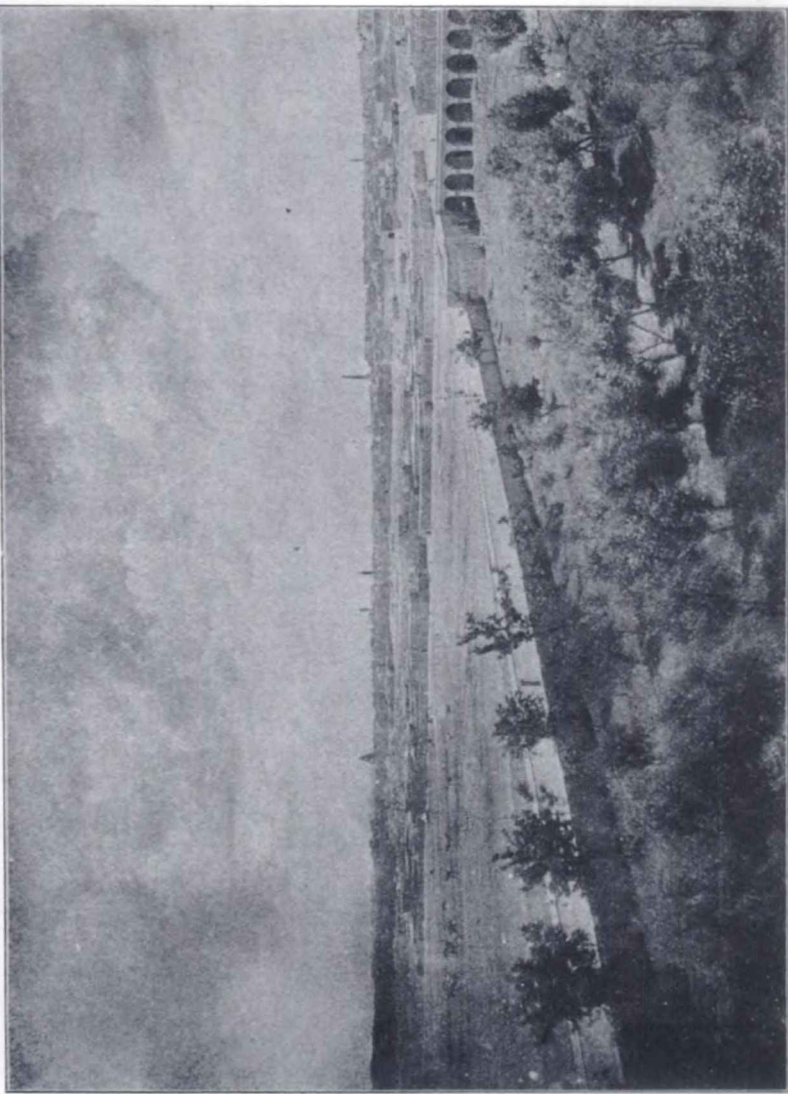
Wie immer liegt die Überfahrtsstelle erheblich stromaufwärts im Verhältnis zur Ankunftsstelle. Außerdem aber wird zunächst das Kaïk nach Möglichkeit stromaufwärts dirigiert, um dann mit geschickter Benutzung der Strömung die Landungsstelle zu erreichen. Hier, wo der Tigris mit Hochwasser sich in rasender Gewalt einherwälzt, gehörte, nachdem zu unserer Rechten der schützende Damm der Steinbrücke fortgefallen war, die volle Kraft und die ganze Erfahrung der erprobten Schiffer dazu, das Boot nicht zum willenlosen Spielzeug des Stromes werden zu lassen. Immerhin ist diese Art der Überfahrt einem Übersetzen über einen wilden Strom mit dem Kellek, wie wir es ja noch öfters genießen sollten (vgl. Bd. I S. 350, 377, 467), erheblich vorzuziehen. Beim Ein- und Ausschiffen ging es, gelinde gesagt, sehr lebendig zu. Schiffer und Lastträger rissen sich um uns und unsere Habe, was natürlich in keiner Weise eine Vereinfachung bedeutete.

Ein größerer Gegensatz als ihn die Aufnahme, die wir in Mosul (299 m) fanden, gegen den Empfang von Bitlis und selbst von Sö'ört und Djezreh bildete, läßt sich schwer denken. Es war hier wieder einmal dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Man wußte überhaupt gar nichts



**Mosul mit der von Niniveh (Kojundjyk) herüberführenden Brücke und Schiffsbrücke vom Dache der Senta  
aus aufgenommen (Anfang Mai 1899).**

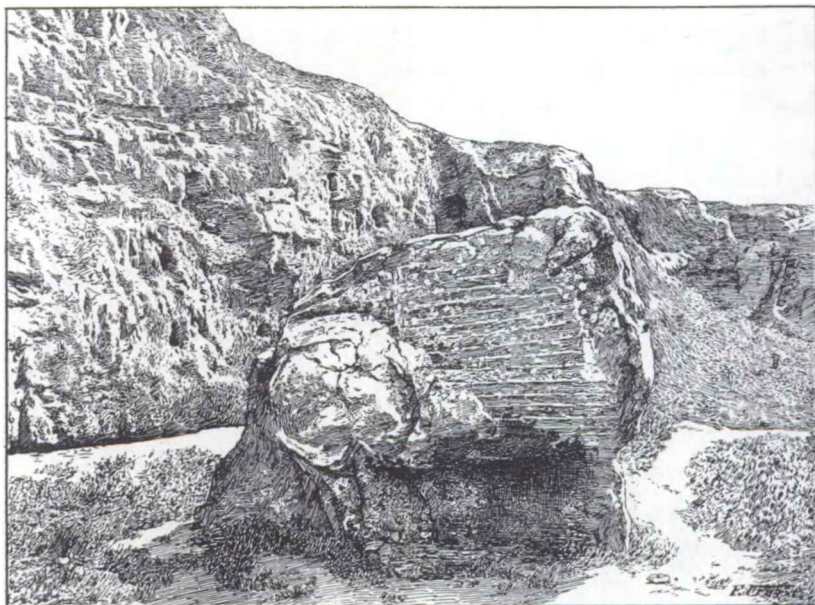
(Die Abbildung auf S. 235 bildet die Fortsetzung links.)



**Mosul vom Dache der Verwaltung der Sultansgüter (Senfa) aus aufgenommen (Anfang Mai 1899).**

(Die Fortsetzung rechts bildet die Abbildung auf S. 234.)





Verstümelter Kerub (geflügelter Stierkoloß) in Koyundjyk aufgenommen, wie er bei den englischen Ausgrabungen in situ stehen geblieben ist. Das Bild gibt zugleich einen Begriff von der Höhe der Aufschüttung über den Ruinen der Paläste.

von unserer Ankunft. Der Kaimmakam von Djezireh, der übernommen hatte, nach Mosul zu telegraphieren, hatte es einfach unterlassen; ein von einer anderen Station von uns abgesandtes Telegramm war nicht eingetroffen, und man bemühte sich sehr wenig, das so Versäumte nachzuholen. An einem offiziellen Empfang war uns natürlich gar nichts gelegen, wohl aber hätten wir gewünscht, daß man uns zu einem menschenwürdigen Obdach für unsere sehr müden Glieder wenigstens für die ersten Stunden oder den ersten Tag und zu Speise und Trank verholfen hätte, wie das sonst überall geschehen war.

Der Umstand, daß kein Wali vorhanden war — der neue Gouverneur (S. 244) wurde erst am nächsten Tage erwartet — spielte hierbei mit. Im übrigen war aber auch deutlich zu erkennen, daß wir den Korpsbereich Zeki Paschas, der seit dem Überfall am Sipan-dagh mit ganz besonderer Sorgfalt über unsere Sicherheit und unsere Bequemlichkeit wachte, verlassen hatten.

Das Quartier, welches gewöhnlich zur Aufnahme von Fremden vorbereitet ist, war vermietet. Wir fanden unsere Unterkunft in den leeren Räumen eines verfallenen, von geschwundener Pracht zeugenden Gebäudes. Eingangstür und Fassade „unseres“ Hauses zeigte gleich vielen anderen Häusern der Stadt architektonische und ornamentale Besonderheiten. Für die Möblierung hatten wir selbst zu sorgen. So legten wir denn unsere Burka, die uns während aller Strapazen der vergangenen Tage ein treuer Beschützer gewesen war, auf die Steinfliesen unseres öden Prunkgemaches und hielten zunächst hungrig einen Nachmittagsschlaf, der durch die Ankunft der beim französischen Konsulat für uns aufgespeicherten Briefe angenehm unterbrochen wurde. Daß es keinerlei deutsche Vertretung in Mosul gab, haben wir mehrfach zu bedauern gehabt. Jetzt ist das anders geworden.

Mosul konnte und durfte uns nur als Durchgangsstation gelten, es sollte nicht mehr Zeit verbraucht werden, als nötig war für die Erholung der Pferde, für die Ergänzung unserer Habseligkeiten und die Erledigung der wichtigsten Post. Immerhin genügten die 6 Tage unseres Aufenthaltes zu einer nicht ganz flüchtigen Bekanntschaft mit Mosul und den Ruinen von Niniveh, die ich dann noch auf meiner Rückreise vertiefen konnte. Viel von unserer Zeit wurde auch durch den Besuch von Altertumshändlern ausgefüllt, die neben Echtem auch außerordentlich viele Fälschungen heranbrachten, darunter für den Fachmann alte, liebe, durch warnende Veröffentlichungen längst bekannte Freunde.

Von den echten Fundstücken, die wir erwerben konnten, nenne ich namentlich eine Backsteininschrift des altassyrischen Königs Tukulti-Ninib und das Fragment einer assyrischen Steleninschrift, das aus Dehök, etwa 120 km nördlich von Mosul stammt, und einen König Argistû, also einen chaldäischen König nennt. Beide Inschriften werden uns noch näher beschäftigen.

Von dem angesehenen Kaufmann Dawûd-Effendi, der sich uns vielfach gütig und hilfreich erwies, erhielt ich ein Tontäfelchen zu Geschenk, das offenbar aus der Bibliothek und dem Archiv von Niniveh stammte, und folgendes besagte:

„An den König, meinen Herrn, Dein Diener Istarnadinabli, Astronom (?) von Arbela. Heil dem Könige meinem Herrn! Nebo, Marduk, Istar von Arbela mögen den König meinen Herrn segnen! Am 29. Tage hielten wir Wache: den Mond sahen wir nicht. Monat Marcheschwan Tag 1 Eponymat des Naîr-Aia.“

Es handelt sich hier um einen der bekannten Berichte, in denen ein Hof-astronom die Ergebnisse seiner Neumondbeobachtungen dem Könige mitteilt. Am letzten Tage des Mondmonats, wo theoretisch der Mondwechsel statt-

finden soll, wird auf der Sternwarte — hier offenbar der von Arbela — beobachtet, ob die neue Sichel sichtbar gewesen ist und dem Könige darüber am ersten Tage des neuen Monats Bericht erstattet. Das zeigt deutlich, daß der Kalender von dieser Beobachtung unabhängig war, und daraus folgt weiter, daß auch in Assyrien ein Zyklus existiert haben muß, der zum Ausgleich der Abweichungen des Kalenders von dem Gange der Gestirne diente. Von einer Bestimmung des Monatsanfanges nach dem eigentlichen astronomischen Neumond — dem unsichtbaren Eintritt der Konjunktion — ist selbstverständlich hier, so wenig wie irgendwo sonst im Altertum, die Rede.

Der Bericht stammt aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. Er ist an König Assurbanabal gerichtet (668 bis 626), er sichert den Namen des Eponymen Naßir-Aia, der bisher nur undeutlich überliefert war; das Jahr, dem dieser Beamte den Namen gibt, ist wahrscheinlich 649 oder 639 v. Chr. Von demselben Astronomen ist noch ein weiterer Bericht, aus dem Eponymat des Bêl-harrân-sadûa, vorhanden, der nach der Eponymenliste der unmittelbare Vorgänger des Naßir-Aia ist. Niniveh vor Augen und Arbela zustrebend, fühlte ich mich durch dieses unscheinbare Dokument besonders lebhaft in die assyrische Vergangenheit versetzt, ohne der modernen Analogien, wie sie uns beim Bairamfeste nahegetreten waren (oben S. 197), zu vergessen.

Unter denen, die uns, und später mir allein, hilfreich zur Seite standen, nenne ich außer dem französischen Vizekonsul Mr. Santi und seiner Gemahlin die Patres der französischen Dominikanermission, vor allem den père Sebastian, den Bruder des bekannten Assyriologen Fr. V. Scheil, der damals die ungeheuer erfolgreichen, auf die Wiedergewinnung der Geschichte Elams hinauslaufenden, Ausgrabungen in Susa betrieb, und ferner einen polnischen Arzt Dr. Lenk, einen Flüchtling aus der Zeit des polnischen Aufstandes 1863, der seine Heimat, an der er, wie die Mehrzahl seiner Landsleute mit ganzem Herzen hing, nie wieder gesehen hatte noch wiederzusehen hoffen durfte (vgl. Bd. I S. 38). Er hatte ein Jahr in der Schweiz, dann 9 Jahre in Paris, danach in den verschiedensten Gebieten der Türkei gelebt und sich schließlich in Mosul mit einer Chaldäerin verheiratet und niedergelassen.

Daran, daß Mosul und seine Umgebung einen der Hauptsitze der syrischen Christen bildet, wurden wir auch durch den Besuch des Vertreters (Procureur) je eines der drei die verschiedenen Sekten beherrschenden Kirchenfürsten erinnert.

Es sind dies:

1. der Patriarch von Babylon (Patriarque des Chaldéens). Diese



„Chaldäer“ haben sich, wie oben Bd. I S. 287 auseinandergesetzt, im 16. Jahrhundert von den Nestorianern getrennt und sich schließlich mit der katholischen Kirche vereinigt, so daß der Patriarch als Haupt dieser „unierten chaldäischen Kirche“ eigentlich nur ein Bischof der römisch-katholischen Kirche ist. Der damalige Patriarch hieß Abdišô. Seine Visitenkarte, die mir Dawûd-Effendi zeigte, lautet: „Georges Ebed-Jésus V. Khayyath, Patriarque de Babylone des Chaldéens.“ Er war damals in Bagdad, wurde aber in Mosul, seinem Domizil, zurückerwartet.

Die beiden anderen Patriarchen residieren beide in Mardin:

2. der alt-jakobitische Patriarch (Bd. I S. 294 und 370) und

3. der Patriarch der zum Katholizismus übergetretenen Jakobiten (Bd. I S. 370), der sogenannten „Syriens Catholiques“.

Im Treiben der Anschaffungen, Besichtigungen und Beobachtungen in Mosul war das französische Konsulat mit seinem anmutigen Hofe ein Friedensport. Namentlich erinnere ich mich eines Abends, den ich als Gast dort verbrachte, wo sich die Stille des tropfenden Wassers im Filter, das durch die umgebenden Häuser gedämpfte Licht des Vollmonds und der Duft der Hyazinthen vereinigten, um eine Stimmung erquickender Ruhe hervorzubringen, die zu dem Hasten der Tage in wohlthuendem Gegensatz stand und mir deshalb unvergeßlich geblieben ist.

In der Unterhaltung erfuhr ich eine Menge interessanter Einzelheiten, freilich vielfach wenig friedlicher Natur.

In der Nähe von Djezireh wollte ein Mann Nägel von der Arche Noah gefunden haben, die ja nach einer Tradition auf dem Djebel Djudi gestrandet sein soll, er überbrachte sie einem chaldäischen Bischof; als dann ein europäischer Reisender dieses Wunder näher besah und den Rost abkratzte, fand sich die Inschrift „Patent“.

Schöne, wertvolle Edelsteine im Besitz von Privatleuten sind früher eine Spezialität von Mosul gewesen. Seither hatten die Besitzer sie verkauft — wie denn Mosul überhaupt den Eindruck gesunkener Größe, in dieser Hinsicht Venedig vergleichbar, hervorrief. Der verstorbene französische Konsul Giles habe eine schöne Sammlung besessen.

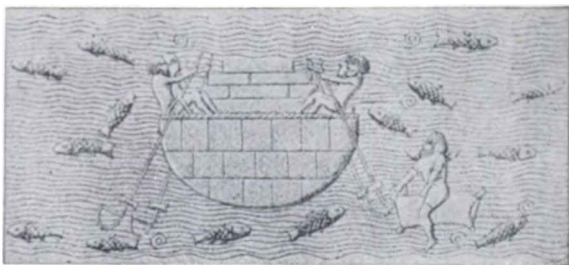
Die Umgegend von Mosul scheint reich an Mineralien zu sein. Bei Hammam-Ali sei eine heiße Quelle (50°), 3 Stunden von Mosul auf dem Wüstenwege nach Bagdad eine kalte Schwefelquelle, sowie 2 Stunden von Mosul Petroleum, das man wie aus einer Quelle schöpfen könne und das die Leute brauchten, ohne es zu reinigen: zur systematischen Ausbeutung hatte die Regierung die Erlaubnis versagt (vgl. oben S. 221). Auch Minen, die Quecksilber enthalten, gebe es in der Nachbarschaft, und eine Quecksilber führende Quelle sei nur 1½ Stunden von Mosul entfernt.

Reichlichen Gesprächsstoff boten die zweifelhaften Sicherheitsverhältnisse im Wilajet Mosul. Die Zaptieh, die den französischen Gelehrten Fossey nach Hatra begleiteten, nahmen Reißaus, als sie Schammar-Beduinen begegneten. Die Araber überfielen ihn denn auch, befriedigten aber lediglich ihren Hunger.

Gerade an diesem Tage, 27. März 1899, war die Nachricht gekommen, daß in einem weitem Kampfe zwischen den Taianli oder Koscher mit den Doski dem Führer der ersteren, Hadji Agha, der Hals abgeschnitten worden sei. Ob sich das bestätigt hat, weiß ich nicht und möchte es bezweifeln. Hadji Agha Koscher war jedenfalls ein geschickter Führer. Seinen ersten Sieg über die Doski, bei denen diese 120—150 Mann, verloren (oben S. 229), hat er gegenüber den viel zahlreicheren Gegnern durch eine wohlberechnete Taktik gewonnen, indem er seine geringe Truppenzahl auf ein Zentrum und zwei Flügel verteilte, und so den Eindruck einer Übermacht hervorrief. Durch dieses Manöver ließen sich zuerst die Frauen der Doski täuschen und rieten ihren Männern zur Flucht. Um sich an den Taianli-Koscher zu rächen, sahen sich die Doski nach Bundesgenossen um, und fanden einen solchen in Nûr-Muhammed, der vormals in Dehök als Scheich aller Stämme der Umgegend residierte. Da seine Anwesenheit für die Christen und Muhammedaner gleich gefährlich war, so wurde er nach Schemamok unweit Arbela (s. unten S. 253, 270) gleichsam verbannt. Er war es, der mit 2000 (?) Mann vom Stamme der Schwan aufgebrochen war und sich in Dehök mit den Doski vereinigt hatte, um dann — und nach der obgedachten Nachricht mit Erfolg — gegen die Koscher zu ziehen. Als Bundesgenossen der Doski wurden mir außerdem die Zizeh genannt, ob diese zum Aufgebot Nûr-Muhammeds gehörten, weiß ich nicht.

Am Tigris entlang liegen, ein gutes Stück unterhalb der Brücke, eine Anzahl Kaffeehäuser, von deren Balkonen aus man, ebenso wie von der Post und vom Dache der Senia, der Verwaltung der Sultansgüter, die Ruinen von Niniveh, den Lauf und die Ufergestaltung des Tigris davor mit Bequemlichkeit studieren kann, eine Gelegenheit, die ich mir mehrfach und an der Hand der bisherigen Veröffentlichungen zunutze machte. Hier an klassischer Stätte sah ich auch Türken oder Araber auf einem einzelnen Burdjuk den Tigris von Mosul nach Niniveh durchschwimmen, in derselben Weise, wie es an assyrischen Monumenten (s. die beifolgende Abbildung und vgl. z. B. Bd. I S. 40) mehrfach dargestellt ist: den Vorgang in unseren Tagen veranschaulicht die Schlußvignette von Band I.

Das Leben in solchen arabischen Kaffeehäusern bei dieser einzigen Gelegenheit kennen zu lernen, war mir natürlich von großem Interesse. Manche der Gäste spielten Schach. Einmal saß ich zwischen einem Araber



Assyrische Darstellung eines Rundschiiffes, genau entsprechend der Beschreibung, die Herodot von den schildförmigen Fahrzeugen macht, bei denen der Schiffskörper aus Häuten besteht, die über ein Gestell gespannt sind und so das Holz vertreten.

sympathischen Äußerens, der mich anredete und mir später seine Pfeife zum Rauchen anbot, und einem französisch sprechenden Luftikus.

Das Zahlen war in den Kaffeehäusern und bei den Einkäufen mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, denn es herrschte eine alle Vorstellungen übersteigende Verwirrung, weil so wenig Silber und so viel Kupfer vorhanden war, daß das türkische Pfund in kleinem Gelde (Kupfer und Silber mit Kupferbeimischung) statt auf 100 Piaster oder Gurusch (von „Groschen“) auf 140 stand.

Von der Post aus beobachtete ich, wie die Pontonbrücke wenige Tage nach unserer Ankunft an ihre Stelle gebracht wurde. Sie lag entlang dem Mosuler Ufer und ihr eines äußeres Ende wurde nun von Männern, die inmitten des Tigris auf dem Ende der Steinbrücke standen, an Tauen zu dieser herüber gezogen. Das schwere und lange Tau wurde während der Zeit durch Burdjuks schwimmend erhalten. Dieser Vorgang hatte natürlich eine Menge Zuschauer angelockt: arabische Kaufleute im Turban, Türken im Fez und Araber in der charakteristischen Kopftracht der Beduinen, dem hellen Tuche, das durch einen Kranz aus ineinander geflochtenen Stricken (Agal) festgehalten wird. So entwickelte sich bei schöner abendlicher Beleuchtung ein buntes Leben. Mit dem Ufer ist die Pontonbrücke durch eine schwere, sie ganz umziehende Kette verbunden.

In Mosul suchte uns auch Bedri-Bej auf, der türkische Kommissär für die Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft in Babylon, der sich auf der Durchreise nach seinem Bestimmungsorte hier aufhielt. Wir verabredeten mit ihm einen Besuch in Niniveh. Als ich ihn abholte, zeigte er mir ein ca. 8 m hohes galgenartiges Gestell auf einem Hausdach, das zum Aufhängen der Wasserkrüge, um sie zu kühlen, diene. In ganz Mosul sah

man nämlich tönerner poröse Krüge, in denen sich das Wasser erquickend frisch und kühl erhält, auch wenn und gerade wenn das Gefäß selbst der Tages- und der Sonnenhitze ausgesetzt ist. Durch den zur Brücke führenden Tordurchgang gelangten wir auf die Pontonbrücke und lernten dabei auch den Übergang von der Schiffs- zur Steinbrücke kennen, der durch wacklige Bretterüberlagen hergestellt wird. Bedri-Bej wurde, wie er uns sagte, hier „Kojundjyk-Tatary“ (Postreiter) genannt, weil er von der Brücke bis nach Kojundjyk galoppiert war, um durch die Hitze möglichst schnell hindurchzukommen. Bedri-Bej schlug mir, was besonders erwähnenswert, aus eigenem Antriebe vor, mir durch den Wali einen Brief an den Kaimmakan von Rowandûz geben zu lassen, der uns autorisiere, die Stele von Sidekân(-Topzauä), wenn es sich verlohnte, nach Konstantinopel ins Museum zu schaffen und die Lokalbehörden auffordere, uns darin zu unterstützen. Im Chausser (Chosser) wird gewaschen und die Wäsche hängt auf dem Trümmerhügel Kojundjyk.

Wir begaben uns zu dem uns zunächst gelegenen, von Sanherib gebauten Südostpalast. Bedri-Bej zeigte uns, wie man die von Layard und die später von Hormuzd Rassam in englischem Auftrage gemachten Ausgrabungen unterscheiden könne. Die Tunnels und die von oben in den Hügel getriebenen Schächte rührten von Layard her, während die breiten offenen Gräben, die jedoch niemals ins Niveau der Ebene herunterreichen, Rassams Werk sind. Layard machte einen Plan, auf dem jeder Schacht numeriert war und ordnete dann an: es sei in Schacht Nummer so und so mit so und so viel Arbeitern zu graben.

Der wahrscheinlich zum Nordtor des Palastes gehörige geflügelte Stier mit Menschenantlitz (Kerub), der dort in situ verblieben ist (Abb. S. 236), trägt auf der Außenseite die bekannte „Stierinschrift“. Auf der inneren Seite in vier Zeilen die Worte: „Palast Sinacheribs, des großen Königs, des Königs der Welt, des mächtigen Königs von Assur, des Beherrschers aller Fürsten.“ Der Wortlaut dieser Inschrift war bereits bekannt, aber soviel ich weiß, nur von Nebi Junus, dem anderen Stadtteil der Hauptstadt, in dem Sanherib gleichfalls einen Palast hatte. Über dieser Inschrift befanden sich vier ovale nach oben zu etwas stärker vertiefte Löcher unregelmäßig verteilt. Vielleicht zur Aufnahme von Balken (für den Tordurchgang?). In einem der Räume des Südostpalastes stellt ein wohlerhaltenes Relief zwei Krieger und Weinstöcke mit Trauben dar. Auch das Bibliothekszimmer dieses Palastes, wo ein kleinerer Fund von Tontafeln gemacht worden war, zeigte uns Bedri-Bej.

Die mit einem Archiv verbundene große Bibliothek von Kojundjyk aber war bekanntlich von Assurbanabal angelegt, und sie wurde in dem von diesem Könige erbauten Nordwestpalast gefunden, dem wir uns nunmehr zuwandten. Hier sah man besonders deutlich, wie Layards mit Licht-

öffnungen versehene Tunnel durch die breiten Rassamschen Gräben rechtwinklig durchkreuzt wurden. Was weder von diesen Gräben und Tunneln, noch von den Schächten getroffen wird, ist als unausgegraben zu betrachten.

Kojundjyk wird auch als Tel-Arnúsijje bezeichnet. Den Namen Arnús führt die in der Nähe gelegene Mühle: früher habe hier ein Dorf gelegen; von diesem rührt also die zweite Bezeichnung des Trümmerhügels her. Diesen verlassen wir nun, nachdem wir an dem aus Ziegeln gebauten Häuschen des Wächters, der englischerseits hier die Aufsicht führt, vorbeigekommen, und reiten auf dem nach Chorsabad führenden Wege — offenbar einer alten Straße, nicht aber, wie Billerbeck will, dem alten Bett eines Kanals — in nordöstlicher Richtung den Wällen zu, die wir in 20 Minuten erreichen.

Von dem alten Tore sind an beiden Seiten noch Steine zu sehen. Der Weg durch das Tor ist jetzt breiter als er früher war, man sieht nur noch Teile der alten inneren Böschungsmauer.

Wir begegnen hier einem Arabermädchen, das an der Stelle des Nasenrings Blumen durch die Nase gesteckt trägt, und das an Kinn und Armen tätowiert ist.

In dem Zuge des Nordwestwalles, der, mehrfach unterbrochen wie die gesamte Umwallung, 10—15 m hoch und 20—30 m breit nahezu senkrecht zum Tigris verläuft, und an dem der außen entlang laufende Hauptgraben besonders gut zu erkennen ist, wird eine starke Erhöhung bemerklich.

Hier sieht man eine kolossale Gruppe in Hochrelief: einen ungeheuren Keruben, daneben eine geradeaus blickende männliche Gestalt, die häufig wiederkehrende Figur des Genius, der in der Rechten den männlichen Blütenkolben der Dattelpalme, mit dem die Blüte der weiblichen Bäume befruchtet werden soll, in der Linken ein Henkelgefäß trägt. Die Kopfbedeckung ist — zum Zeichen der Göttlichkeit — mit Hörnern versehen; daß sie hier vierfach erscheinen, ist ungewöhnlich. Die Gestalt hat vier Flügel. Der Stier ist 5 m lang, der Block, aus dem die Göttergestalt gebildet ist, zeigt diese in einer Breite von 2 m, er ragt 2 m, der Stier  $2\frac{1}{2}$  m über den Boden heraus. Die Beine stecken bei beiden in der Erde. Der Koloß ist grobenteils durch Feuer verletzt und geplatzt, wie Kalk, wenn er verbrennt. Offenbar gehören diese Skulpturen gleichfalls zu einem Torgebäude. Der beschriebene Stier würde von außen gerechnet der linke Torwächter gewesen sein. Ihm gegenüber befindet sich rechts 6 m entfernt ein parallel verlaufendes Mauerstück, das einst der rechten Torwächtergruppe als Stütze gedient haben wird. —

Unsere wichtigsten Beobachtungen bezogen sich, wie oben bereits an-

gedeutet, auf den Tigrislauf. Wir gewannen die Überzeugung, daß dieser sich stark verändert haben, und daß der Tigris unmittelbar an den Wällen Ninivehs vorbei geflossen sein muß. Somit erhalten die Nachrichten bei Nahum und die schwachen Andeutungen in klassischen Berichten, die darauf hindeuten, daß der Tigris und sein Fluß-System an dem Untergang Ninivehs seinen Anteil hat, ihre Bestätigung.

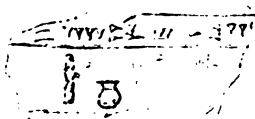
Da die hierher gehörigen Ermittlungen über Mosul sich nicht auf Mosul und Niniveh beschränken, sondern bis über Nimrūd hinausreichen, und einen gewissen Abschluß erst bei meiner zweiten Anwesenheit in Mosul fanden, so werde ich sie größtenteils erst später im Zusammenhang vorlegen. Erwähnen will ich noch, daß nach den Aussagen eines Gewährsmannes, der es wissen mußte, des damals 79jährigen Schammir, der schon unter Layard Arbeiteraufseher gewesen, Rassam eine große Anzahl von Skulpturen in Kojundjyk vergraben und eine Elle tief mit Erde bedeckt habe, weil er sie vor den französischen Forschern, die ein Jahr lang dort gruben, verbergen wollte. Es seien sehr große darunter, die Rassam später nicht mehr forttransportiert habe, weil sie in gewisser Weise schon vertreten waren; speziell erwähnt wurde unter anderem eine Kampfszene zwischen Assyryern und Ägyptern. Schammir war auch mit Lobdell am Kelischin gewesen und kannte die Stele bei Sidekân.

Als wir uns am späteren Nachmittage nach Nebi Junus begaben, sahen wir den neuen Wali, der sich auf der Straße, die durch eine Lücke im Walle dorthin führt, zur Moschee begab, um dort zu beten. Ihr Minaret erglänzt von brauner, dunkel- und hellblauer Majolika. Die Ruinen bergen mindestens drei Paläste, den Tiglatpilesers IV., Sanheribs und Assarhaddons. Hinter der Moschee, deren Vorhandensein ein Hindernis für systematische Ausgrabungen bildet, liegt ein Kirchhof. Ein Grabstein zeigt die Abzeichen eines Schmiedes oder Metallarbeiters: Hufeisen, Plättisen, Halskette. Neben einer mächtigen Zisterne sah ich Skulpturfragmente assyrischer Herkunft: zwischen Schilfreihen, die als hintereinander stehend gelten sollen, aber etagenförmig übereinander dargestellt sind, sieht man drei schreitende Männer; von einem war fast der ganze Körper, von einem nur das hintere, vom anderen nur das vordere Bein erhalten. Ein anderer, zu derselben Darstellung gehöriger Stein zeigt den Kopf eines Kriegers, ebensolche Schilfreihen,  $\frac{3}{4}$  m breit, und darüber Palmen. Es hieß, die Skulpturen seien in einem Tor der Außenwälle gefunden worden (vgl. den Plan Kap. 28).

Als wir nach Abschluß aller Reparaturen und Ankäufe und durch die Vermittlung der Dominikanerpaters mit vortrefflichen neuen Notizbüchern als wichtigem Rüstzeug versehen, am 30. März zur Weiterreise aufbrechen wollten, machte uns Färädjs Befinden einen bedenklichen Strich durch die

Rechnung, er erkrankte an heftigem Fieber. Nun herrschte damals in Mosul — außer dem endemischen Geschwür, dem Mosulknoten — eine Typhus-epidemie und auffallend viele Leichenzüge verkündeten die Zahl der Opfer. Da Färädj trotz allen Warnungen von dem Wasser des Tigris getrunken hatte, so war Schlimmes zu befürchten.

Wir ließen ihn in der Obhut der Dominikaner und des Dr. Lenk zurück in der Hoffnung, ihn bei unserer Rückkehr wieder hergestellt zu finden. Diese Erwartung wurde noch übertroffen: wenige Tage nach unserer Ankunft an der Stele in Topzauä kam unser Färädj wohlgemut und völlig gesund angeritten.



## Sechszwanzigstes Kapitel.

### Ins Quellgebiet des großen Zab.

Jarymdja und die Veränderungen des Tigrisufers. — Näsrollah. — In Jarymdja gefundene Backsteine Tukulti-Ninibs I. — Tukulti-Ninib der erste assyrische Beherrscher Babyloniens. — Sein Tod in der von ihm gegründeten Stadt Kar-Tukulti-Ninib. — Diese Stätte das heutige Tulul-Akir gegenüber Assur (Kala'at Schergat. — Jezidendörfer. — Arabische Beduinen. — Nimrûd die Stätte des alten Kalach. — Der Stufenturm von Salmanassar III. gegründet. — Der Tigris einst unmittelbar an Kalach vorbeigeflossen, nähert sich Nimrûd jetzt wieder. — Kalach und Niniveh bei Xenophon. — Larissa und Mespila. — Erklärung dieser Bezeichnungen aus dem aramäischen. — Die Ruinen-Stätte von Skulpturen übersät. — Der Nebo-Tempel von Kalach, eine Gründung der historischen Semiramis. — Die historische Semiramis, eine Babylonierin, Schwiegertochter Salmanassars III., Gemahlin Samsi-Adads V., Mutter Adadniraris IV., Zeitgenossin der Chalderkönige Ispuinis, Menuas, Argistis I. — Politische und kulturelle Bedeutung der Einführung des vorher auf Babylonien beschränkten Nebokultus in Assyrien. — Die Entwicklung der Semiramis-Sage erklärt. — Entstehung bei den Medern. — Verschmelzung mit den Zügen der Istarsage. — Übernahme ins Zweistromland. — Verbreitung in Vorderasien mit der Meder- und Perserherrschaft. — Das Fortleben der Semiramis-Sage bei den Armeniern. — Der aus dem großen Zab nach Kalach geleitete Kanal. — Eine altassyrische Kriegsstraße. — Der Ngûb-Tunnel als Ableitungsstelle des Kanals. — Deren Anlage durch Assurnasirabal III. — Bau des Tunnels durch Assarhaddon. — Dessen Inschrift. — Über den großen Zab nach Gwär. — Inschrift Sanheribs. — Tell Gasyr. — Die Ebene von Arbela. — Erbil noch heute die Gestalt des alten Arbela bewahrend. — Altertümer in Arbela. — Wechsel der Eskorte. — Wieder bei den Kurden. — Nächtliches Schießen. — Die fünf Rowandûz vorgelagerten Bergketten. — Frühlingsgrün. — Die Skulptur von Herir-Batas. — Der Engpaß in der fünften Bergkette als natürliche Grenze zwischen Urartu und Assyrien. — Für Heere unpassierbar, daher der Weg über Rowandûz und den Kelischin-Paß nicht als Heerstraße von Assyrien her verwendbar. — Rowandûz: Lage, Kopfschmuck der Frauen. — Kor Mohammed Pascha, der einstige kurdische Beherrscher von Rowandûz. — Über Badleian nach Sidekân zur Stele von Topzauâ.



Unsere Weiterreise, die uns über Kalach-Nimrûd zum großen Zab und jenseits desselben über Arbela und Rowandûz in dessen geographisch wenig bekanntes Quellgebiet führte, glich in dieser Hinsicht der im zwanzigsten Kapitel beschriebenen Erforschung des Osttigris-Quellgebietes, unterschied sich aber von dieser sehr wesentlich durch die Fülle zum Teil ganz unerwarteter archäologischer, historischer und geographisch-historischer Ermittlungen, die vielfach in engster Beziehung zu unserer Hauptaufgabe, der Aufklärung der chaldischen und ihrer Beziehungen zur assyrischen Geschichte, standen.

Infolge von Färädjs Erkrankung konnten wir erst am späten Nachmittage über den Tigris setzen, und als wir an den Wällen von Niniveh entlangritten und dabei das alte, zum Teil auch jetzt nicht ganz trockene Bett des Tigris verfolgten, wurden wir vom Regen überrascht, und nahmen im Dorfe Jarymdjá, das nur eine Stunde von der Mosuler Brücke entfernt ist, Quartier. Das Dorf liegt hoch auf einem aus Konglomerat bestehenden Felsen, an dem der alte Tigrislauf besonders gut erkennbar ist. Er zeigt, Helgoland vergleichbar, deutlich die Spuren der Wasserfluten, die jahrhundertlang an ihm genagt haben. Einst hat sich der Tigris an ihm gebrochen und ist zu einem Knie und einer großen Schleife um den Felsen herumgezwungen worden. Jetzt liegt der ganze Felsen in dem trockenen Gebiet am linken Ufer des ca. 1 km entfernten Tigris.

Hier gewannen wir in Nâsrullah, dem Sohn des oben erwähnten Jeremiah Schammir (welch letzterer übrigens früher Nestorianer, dann katholischer Chaldäer gewesen und jetzt Protestant war), einen vorläufigen Ersatz für Färädj. Nâsrullah, der einst Noldes Begleiter gewesen war, hat uns und speziell mir eine Zeit lang gute und treue Dienste geleistet.

In Jarymdjá (240 m) selbst legte er uns einen Backstein mit einer Inschrift des Königs Tukulti-Ninib vor. Farbe, Form und Inschrift zeigen nächste Verwandtschaft mit dem oben (S. 237) erwähnten und einem weiteren nachmals in Mosul erworbenen Ziegel desselben Königs. Nach Nâsrullahs Angaben, die er mir, wie ich aus meinen Notizen ersehe, später nochmals ausdrücklich erhärtet hat, stammt dieser Backstein aus Jarymdjá. Er zeigte uns die Stelle, wo er beim Lehmgraben für die Ziegelfabrikation tief unter dem Niveau des angrenzenden Ackerlandes gefunden sei, und zwar in den oberen Schichten von Jarymdjá, die einer auf dem Felsen errichteten künstlichen Aufschüttung, einem Tell angehören.

Diese Aufschüttung würde dann von Tukulti-Ninib herrühren, der auch am Istartempel in Niniveh gebaut hatte, und die in Niniveh befindlichen Backsteine mochten dann gleichfalls aus Jarymdjá stammen. Sie können aber auch aus dem Palaste des Königs in Assur (Kala'at Schergat)

stammen, wo seither durch die deutsche Orientgesellschaft Ziegel mit verwandten Inschriften gefunden sind.

Interessanter als dies war die Beantwortung der Frage, welcher altassyrischen Stätte Jarymdjâ entspräche. König Tukulti-Ninib um 1300 v. Chr. war einer der mächtigsten assyrischen Herrscher. Er hat u. a. zum erstenmal den Versuch gemacht, Babylonien zur assyrischen Provinz herabzuwürdigen, indem er die Statue des Gottes Bêl-Marduk (oder deren wichtigste Abzeichen), von deren Anwesenheit in Babylon die Existenz des babylonischen Königtums abhing, nach Assyrien verschleppte, wie es 600 Jahre später seinem Beispiel folgend und mit ebenso ungünstigen schließlichen Ergebnissen Sanherib getan hat (689 v. Chr.).

Die sogenannte babylonische Chronik P, die uns dies mitteilt, berichtet weiter, daß Tukulti-Ninib 7 Jahre nach der Eroberung Babyloniens von seinem Sohne und den Großen seines Reiches vom Throne gestoßen und in der — von ihm begründeten — Stadt Kar-Tukulti-Ninib „Uferburg (Kai) Tukulti-Ninibs“ in „einem Hause“ oder „im Tempel“ eingeschlossen worden und mit der Waffe getötet worden sei.

Inzwischen hat im Jahre 1904 L. W. King die Annalen des Königs veröffentlicht. Diese schließen mit dem Bericht über den Bau von Kar-Tukulti-Ninib und besagen, daß das Dokument, auf dem sie verzeichnet seien — eine Backsteintafel —, als eine Bauurkunde in der Mauer der neugebauten Stadt in der bei den Assyriern üblichen Weise niedergelegt worden sei.

Der Fundort der Urkunde wurde von King nicht mitgeteilt. Im Text selbst stand, daß die Stadt gegenüber (ebirtu) der Stadt Assur, d. h. da diese am rechten Tigrisufer liegt, auf dem linken Ufer des Flusses und, wie man schließen muß, in Sichtweite gegründet worden sei. King vermeidet aber diese Übersetzung hier, wiewohl er als sie auf die übliche verweist und gibt an — offenbar auf Grund dessen, was ihm über den Fundort des Dokumentes mitgeteilt worden war — die Stadt habe zwischen Kojundjyk und Kala'at Schergat (Assur) nahe dem Tigris gelegen.

Diese Bestimmung trifft nun für Jarymdjâ, wo Tukulti-Ninib wirklich gebaut hat, und das auf dem Kala'at Schergat entgegengesetzten linken Tigrisufer nahe dem Flusse belegen ist, so auffallend zu, daß ich kaum umhin konnte, Kar-Tukulti-Ninib dort zu suchen, umsomehr als ja der Felsen von Jarymdjâ in alter Zeit tatsächlich eine Uferburg unmittelbar an dem ihren Fuß bespülenden Tigris gebildet hat. Jarymdjâ ist aber gleichwohl nicht Kar-Tukulti-Ninib. Der Schluß, den man — abgesehen von Kings Andeutungen — aus den Annalen gezogen haben würde, daß Kar-Tukulti-Ninib gegenüber und in Sichtweite von Assur belegen gewesen wäre, war doch der richtige.

Gegenüber Kala'at Schergat (dessen Rauch an hellen Tagen in Jarymdjâ sichtbar sein soll) liegt die assyrische Trümmerstätte Tulul-Akir. Hier hat die deutsche Orientgesellschaft neuerdings Grabungen angestellt, bei denen Texte, besonders ein mit den Kingschen nahe verwandter, zutage getreten sind, die zeigen, daß Tulul-Akir die Stätte von Kar-Tukulti-Ninib ist. Da die Stadt ihren Begründer nicht überdauert hat, so gibt sie ein sehr „reinliches“, einheitliches Bild altassyrischer Architektur und Kultur. Als eine Eigentümlichkeit vermerkt der Ausgrabungsbericht, daß im dortigen Assurtempel alle Türen vermauert vorgefunden wurden. Dies ist jedoch lediglich, worauf ich alsbald hinwies, eine weitere Bestätigung für die Identifikation mit Kar-Tukulti-Ninib: der Befund stimmt genau zu dem Bericht der Chronik P und erläutert ihn; wir sehen nun, daß der König im Assurtempel eingemauert und dann mit der Waffe getötet wurde. Man hat dann den Leichnam entfernt und den Tempel ausgeraubt. So ist wohl die Zumauerung erst nach der Untat vervollständigt worden.

Von Jarymdjâ aus lassen sich die Ruinen, die Wälle von Niniveh und der einstige und jetzige Lauf des Tigris davor besonders gut beobachten, was ich mir am nächsten Morgen vor der Weiterreise ausgiebig zunutze machte.

Dann ging es nach Kalach-Nimrûd oder, um mit Xenophon zu reden, nach Larisa weiter. —

Daß unter den Trümmerstätten Larisa und Mespila, die die Zehntausend an zwei aufeinanderfolgenden Tagen erreichten (Anabasis III 4 § 7—12), Kalach und Niniveh zu verstehen sind, unterliegt keinerlei Zweifel. Diese Bezeichnungen aber waren völlig unaufgeklärt. Sie lassen sich jedoch, meiner Überzeugung nach, aus dem Aramäischen verstehen, der semitischen Sprache, die, wie u. a. auch die Erlasse persischer Könige an die Juden in den Büchern Esra und Nehemiah und die in Elephantine gefundenen Papyri zeigen, dem allgemeinen Verkehr im persischen Reiche diente und die die Führer der Griechen und die Sprachkundigen unter ihnen verwendet haben müssen. Die beiden Ruinenstätten wurden, wohl nach ihrer Lage am Tigris, als die „nach oben hin“ (lâ-rêšâ) belegene und die „untere“ (mešpilâ) bezeichnet.

Hinter Jarymdjâ (ca. 10 Uhr) war zunächst noch eine Zeitlang das alte linke Tigrisufer zu sehen.

In Jarymdjâ wie in den Dörfern, durch die wir jetzt kamen, besteht die Bevölkerung nach Nâsrullah zum Teil aus Turkomanen, mit deren islamischer Rechtsgläubigkeit es schwach bestellt sei und die deshalb ihre Volksangehörigkeit nicht gern betonen — in Wahrheit sind es Jeziden (sogenannte „Teufelsanbeter“).

Unser Weg geht auf dem linken Tigrisufer aber nicht unmittelbar am Flusse fort.

Nachdem wir in einer Entfernung von ca.  $1\frac{1}{2}$  Werst das Jezidendorf Karfache 10 h 36 und das von Arabern und Jeziden bewohnte Dorf Schämsijje passiert haben, dem gegenüber das jenseitige Tigris-Ufer aus 30—40 m hohen steil abfallenden Felsen besteht, wird rechts vor uns Ym Gazir (QaBr) („die Mutter des Palastes“), die Ruine eines alten Palastes, sichtbar, von dem ein Stück stehen geblieben ist. Die von einem Dorfe umlagerte Ruine ist recht malerisch unweit des Tigris belegen. Bald darauf überschreiten wir eine Hügelkette (11 h 40); danach erscheint das rechte Tigrisufer erheblich flacher.

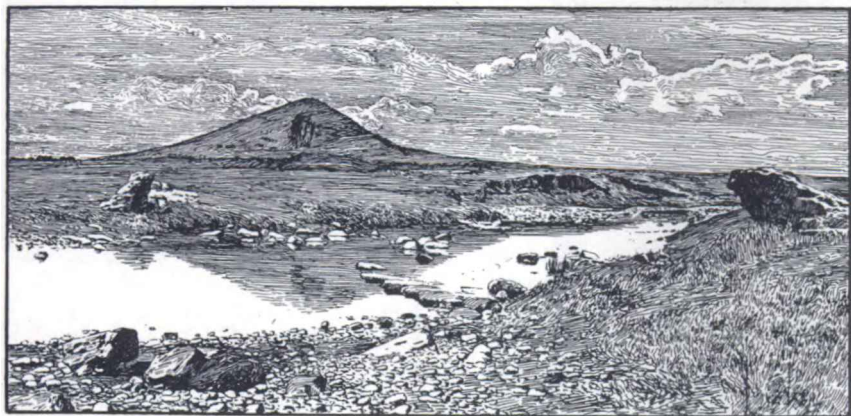
Ganz wie es bei Niniveh der Fall, kündigt sich die Nähe von Nimrûd, das um 1 h 16 sichtbar wird, schon längere Zeit vorher (12 h 32) durch anstehenden grauweißen Marmor an, seine Böschungen vielfach von Wasser eingerissen.

Um 12 h 40 wird ein kleiner Tell passiert, bei einer kolossalen Tigrisbucht, die der Strom völlig ausfüllt; das gestern aus Dijârbekr gemeldete Hochwasser ist jetzt hier unten, es brauchte 36 Stunden. Im Süden tritt (1 h 2) der Karatschok mehr hervor. An seinem Fuße liegt das Senfadorf Machmûr.

Gleich darauf wird Nimrûd mit seiner charakteristischen Erdpyramide im Südsüdosten sichtbar.

Bald danach begegneten wir zum erstenmal arabischen Beduinen auf ihren schnellen Pferden mit den ungeheuer (bis ca. 4 m) langen hölzernen Lanzen. An zwei alten Marmorbrüchen vorbeireitend und bei einer Wegscheide uns rechts wendend ge'angen wir zu dem großen Dorfe Sâlamijje. Die Häuser, von denen eine kleine Anzahl auf einer Anhöhe unweit des Tigris (einem Tell?) liegen, sind größtenteils verlassen wegen der durch die Dürre im ganzen Wilajet Mosul herrschenden Hungersnot. Während man hier darbt, vertrocknete das überreiche Getreide in den nördlichen Wilajets, wie ich mich nachmals überzeugte, zum Teil auf dem Halm — es fehlt eben an den notwendigsten Verkehrsmitteln. Die Bagdadbahn wird auch hier Wandel schaffen. Der Muchtar trug nicht den schwarzen Agal (S. 241), sondern einen braunen, mit roten und silbernen Zwischensätzen. Nach kurzer Rast ging es weiter, zunächst zum Tigris, um mein Pferd zu tränken. Ein gewaltiges Hochwasser, mit ungeheurer Geschwindigkeit dahinbrausend, füllt das jetzige Bett des Stromes vollauf aus. Die Anwohner fischten Reisig, das er mitführte, heraus.

Unmittelbar vor Nimrûd bemerkt man eine alte Uferböschung und das Uferplateau eines älteren, weiter im Osten und nahe an Nimrûd vorbeiführenden Tigrisbettes. Das jetzige ist von Nimrûd 1—2 km entfernt. Nimrûd selbst liegt so da, wie die englischen Ausgrabungen es gelassen haben.



Blick auf die den Stufenturm von Kalach bergende Pyramide von Nimrūd.

Prächtige Stierkolosse, die den Eingang zu den Zimmern der Paläste bilden, Götter- und Kriegsstatuen, Platten mit Inschriften liegen, man kann sagen zu Hunderten, frei, von schützender Erde unbedeckt, den Unbilden der Witterung ausgesetzt herum. Mit geringer Mühe könnten sich hier ganze Museen mit assyrischen Skulpturen und Inschriften auf das reichhaltigste versorgen. Die Stätte ruft so einen recht melancholischen Eindruck hervor. Besonderes Interesse erweckte bei uns die Erdpyramide im Nordwesten des Tell, die den Stufenturm von Kalach birgt. Solcher Stufentürme, die dem Kultus und wohl zugleich als Observatorien dienten, hat jede babylonische oder assyrische Stadt in der Regel nur einen, zu ihrem Haupttempel gehörigen. Der Haupttempel von Kalach, das anscheinend von Salmanassar I. um 1320 v. Chr. gegründet und von Assurnaßirabal III. 884—860 (Bd. I S. 365 ff.; oben S. 21 ff.), dem Erbauer des dortigen Nordwestpalastes, erneuert wurde, war dem Kriegsgotte Ninib heilig. Durch beschriebene Backsteine, die wir selbst an Ort und Stelle an verschiedenen Stellen der Erdpyramide entnahmen, konnten wir feststellen, daß Assurnaßirabals III. Sohn Salmanassar III. (860—825) — der Erbauer des Zentralpalastes, in dem auch der berühmte schwarze Obelisk mit der Darstellung der Tribute unterworfenen Fürsten und Völker, u. a. Jehus von Israel gefunden wurde — auch den Stufenturm von Kalach in seiner letzten Gestalt errichtet hat.

Dies war vorher nicht bekannt gewesen, da die entscheidende Stelle nicht richtig gelesen werden konnte: erst durch unsere Exemplare und Duplikate derselben, die von Scheil und uns in Mosul gesehen und kopiert wurden, wurde der Wortlaut klar. Die 7-, 5- und 4zeiligen Fassungen, die sich nur durch

größere oder geringere Ausführlichkeit in der Titulatur unterschieden, schreiben alle gleichmäßig den Bau (riḫiptu) der Tempelpyramide (ziqquratu) der Stadt Kalach Salmanassar, dem Sohne Assurnaḫirab als III. und Enkel Tukulti-Ninibs II. zu.



Salmanassar III.,  
der Erbauer des Pyra-  
midenturms von Kalach  
und Schwiegervater der  
Semiramis.

Xenophon (Anabasis III 4, 9) hat den Stufenturm noch von Erde unbedeckt gesehen; er beschreibt ihn als steinerne Pyramide von ca. einem Plethron (29,7 m) Breite und zwei Plethren Höhe.

Die Pyramide hat an der Nord- und an der Westseite riesige Grundmauern aus Steinen: Es war deutlich zu erkennen, daß hier der Tigris ganz nahe vorbeigeflossen und bei Hochwasser die Fundamente der Pyramide und der westlichen Stadtmauer bespült haben muß. Das alte linke Tigrisufer ließ sich deutlich von Sālamijje her verfolgen, während das jetzige Ufer etwa einen Kilometer entfernt ist. Von den Mauern von „Larisa“ (S. 249) sagt Xenophon, sie sei aus Ziegeln gebaut, darunter aber sei eine *κρηπίς* aus Steinen. Dieser Ausdruck, der sich bei Niniveh (s. unten Kap. 28) wiederholt, kann an sich „Fundament, Grundlage“ oder aber „Ufermauer“ heißen.

Daß letzteres gemeint sein muß, zeigte der Befund an Ort und Stelle. Nach der Heimkehr sahen wir dann, daß schon Layard für Niniveh nicht minder wie für Nimrūd entsprechende Beobachtungen gemacht hatte. Er schreibt: „Der Tigris fließt, in diesem Teile seines Laufs und bis er Samarrah an der Grenze von Babylonien erreicht, durch ein Tal, welches an manchen Stellen eine, an anderen zwei englische Meilen breit ist und an beiden Seiten von niedrigen Hügeln von Kalksteinen und Konglomerat begrenzt wird. Sein Bett unterliegt einer beständigen und regelmäßigen Veränderung. Wenn er die Hügel an einer Seite erreicht, prallt er von dieser Wand zurück und wendet sich allmählich nach der anderen Seite hin, einen reichen Alluvialboden zurücklassend, der sich schnell mit Schilf bedeckt. Seit undenklichen Zeiten ist dieser Prozeß vorwärts und rückwärts gegangen und wird sich solange wiederholen, als der Fluß die Gewässer aus dem großen Hochlande Armeniens herabführt. Bei Nimrūd kehrt er jetzt allmählich nach dem Fuß des Hügels zurück, den er vor mehr als 3000 Jahren verließ; aber noch Jahrhunderte werden vergehen, ehe er den weiten Weg zurücklegt.“

Von den Monumenten, die meine besondere Aufmerksamkeit erregten, erwähne ich einen schmalen Stierkoloß, an dem sich die ihn völlig bedeckende gelbe Farbe so gut wie ganz erhalten hatte. Seltsam bewegte mich im Abendschimmer auf dieser Stätte ein anderes, wohl zum Zentralpalast gehöriges Paar von Keruben, die an der Stelle, wo sie einst als Torhüter aufgestellt waren, umgestürzt sind und in besonders eindrucksvoller Weise zueinander und zu uns von der Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit zu sprechen scheinen (S. 261).

Die Nacht verbrachten wir unter dem Schutze und zum Teil als Gäste der Araber vom Stamme der Schmamok, bei deren Nimrüd benachbarten Zelten wir das unserige aufschlagen ließen. Das Zeltlager ist umgeben von blökenden Schafen; ihm zur Rechten sehen wir eine Reihe von Tells (Gazir, ursprünglich Qaßr, „Burg, Feste“ genannt), die äußere Umwallung oder die Vorwerke des alten Niniveh darstellend. Am Abend begann es zu regnen, zum erstenmal seit 51 Tagen: seit 3 Jahren hatten Regenfälle zu den Seltenheiten gehört.

Am nächsten Tage nahm ich zunächst vom Lager aus die Turmpyramide, die sich in wuchtiger Massivität aus der Ebene erhebt, auf. Dann stattete ich Nimrüd einen zweiten Besuch ab, indem ich wieder den im Nordwesten nahe der Pyramide belegenen Haupteingang benutzte und mich dann bald dem Südostrande der großen Stadtruine zuwendete.

Dort hatte ich tags zuvor eine Statue aus der Erde ragen sehen und erkannte nun, daß ich in ihr ein an Ort und Stelle verbliebenes Wahrzeichen des Wirkens der historischen Semiramis zu erblicken hatte.

Von dieser hatte man nahezu seit Beginn der Ausgrabungen in Kalach-Nimrüd Kunde durch Inschriften auf Statuen des Gottes Nebo (Nabû), die in dem auf Semiramis' Veranlassung gegründeten Tempel dieses Gottes aufgestellt waren. Diese Inschrift lautete im wesentlichen: „Dem Gotte Nebo, dem Gewaltigen, Erhabenen, dem Sohne von Esaggil“ (d. i. der Haupttempel des Marduk in Babylonien) . . . , der da wohnt im Tempel Ezida in Kalach,



Nebostatue  
mit Inschrift, die Semiramis  
nennt.

hat diese Statue ‚für das Leben‘ Adadniraris, Königs von Assyrien, und für das Leben der Sammuramat, der Frau des Palastes, seiner Herrin, Bêl-tarši-iluma, der Statthalter der Stadt Kalach wie der Länder Chamidi, Sirgana, Temeni und Jaluna, (zugleich) für das Leben seiner Seele, die Länge seiner Tage, die Mehrung seiner Jahre, den Frieden seines Hauses und seiner Leute und auf daß ihn keine Krankheit betreffe, anfertigen lassen und geweiht. Wer immer Du später sein mögest, auf Nebo verlasse Dich, auf einen anderen Gott vertraue nicht.“



Statue im Nebotempel zu Kalach-Nimrûd.  
(Vorderansicht).



(Rückansicht).

Hieraus ergab sich, daß die geschichtliche Semiramis ungefähr um die Zeit, der sie auch Herodot zuweist (s. u.), eine hervorragende Rolle als Mitglied des assyrischen Herrscherhauses gespielt hatte, und auf Grund dieser Tatsache war mir bereits vier Jahre vor Antritt unserer Forschungsreise der Nachweis gelungen, wie aus dieser historischen Herrscherin sich die Sagenfigur entwickelt hatte.

Der Nebotempel, der auf ihr Betreiben erbaut wurde, war mit zahlreichen teils beschriebenen teils inschriftenlosen Statuen des Gottes ausgestattet. Man meinte, sie seien alle in die europäischen Museen verbracht worden. Aber trotz ihrer Verwitterung ergab sich die Statue, vor der ich stand, als eine Wiederholung der wohlbekannten oben S. 253 abgebildeten Nebostatue zu erkennen. So befand ich mich hier im Südostbau der Stadtruine von Kalach auf historisch geweihtem, mir besonders vertrautem Boden.

Ehe ich meine Erklärung der Sage, die wegen ihres Fortbestandes im heutigen Armenien für uns von besonderem Interesse ist, gebe, muß ich



des in Assur bei den Ausgrabungen der Deutschen Orient - Gesellschaft gefundenen Monumentes gedenken, das inzwischen die Bedeutung der Schammuramat - Semiramis als Herrscherin bestätigt und ihre Stellung innerhalb des assyrischen Herrscherhauses geklärt hat.

In Assur sind zwei Stelenreihen gefunden worden, die eine zu Ehren assyrischer Herrscher, die andere für Statthalter und Großwürdenträger errichtet. Eine der Stelen der monumentalen Königsreihe trägt die folgende Inschrift:

Säule der Schammuramat,  
 Der Frau des Palastes Samsi-Adads,  
 Des Königs der Welt, des Königs von Assyrien;  
 Der Mutter Adadniraris,  
 Des Königs der Welt, Königs von Assyrien;  
 Der Schwiegertochter Salmanassars, Königs  
 Der vier Weltgegenden.

Sie war also die Mutter Adadniraris (811—783 v. Chr.), Gemahlin seines Vaters Samsi-Adad (825—811), Sohnes Salmanassars III. (860—825). Sie hat nach neuesten Funden 5 Jahre lang für ihren unmündigen Sohn regiert und blieb, wie die 787 gesetzte Inschrift der Nebostatuen (S. 259) zeigt, „Frau



Zwei Königstelen aus der Stelenreihe von Assur.

des Palastes“ noch lange darüber hinaus. Die Fortdauer eines außergewöhnlichen, weit über das Frauengemach hinausreichenden Einflusses auf die eigentlichen Regierungsmaßnahmen, wird ihrem Sohne schwerlich immer willkommen gewesen sein. So spiegelt sich Historisches auch in der Sage wieder, wie sie uns Ktesias berichtet: Semiramis' Sohn Ninyas habe durch einen Eunuchen einen Anschlag auf das Leben der Semiramis versucht. Sie aber habe ihrem Sohne nach dessen Entdeckung nicht nur nichts Übles zugefügt, sondern ihm die Herrschaft übergeben und die Statthalter angewiesen, ihm zu gehorchen. Sie selbst aber habe sich das Leben genommen, als sei sie in Erfüllung eines Orakelspruches zu den Göttern entrückt. Andere behaupten, sie sei in eine Taube verwandelt worden.

Wir wenden uns nun zu meiner Erklärung der Semiramis-Sage.

Die Semiramis der Sage ist in erster Linie eine große Kriegerin. Die Zeit, in der die geschichtliche Semiramis lebte, war an kriegerischen Unternehmungen besonders reich, und nicht nur das: sie richteten sich in hervorragendem Maße gerade gegen die beiden Völkerschaften, die in dem sagenhaften Berichte bei Ktesias besonders hervortreten, im Osten die Meder, im Norden die „Armenier“.

Mit den Medern, dem ersten arischen Volk, das von Norden her im Osttigrislande erschien, ist zuerst der Schwiegervater der Schammuramat in feindliche Berührung gekommen; ebenso hat ihr Gemahl einen, ihr Sohn dagegen, nach der „Verwaltungsliste“, acht Feldzüge gegen sie richten müssen.

Daß unter Ispuinis und unter Menuas, den Zeitgenossen des Schwiegervaters, des Gemahls und des Sohnes der Semiramis, fortwährende Kämpfe zwischen Assyrien und Urartu-Chaldia stattgefunden, anfangs auf armenischem Boden, später namentlich in den Gebieten um den Urmia-See, haben wir bereits gesehen (Bd. I S. 220f.; oben S. 33).

So sind denn auch die Kämpfe mit den Bewohnern des späteren Armeniens ein der Sage von Ninos und Semiramis besonders fest und zäh anhaftender Zug; er begegnet uns noch in einem neuerdings auf einem Papyrus in Ägypten gefundenen Ninos-Roman wieder, der im übrigen die Personen und Motive der Sage gründlich umgestaltet. Namentlich ist aus Ninos ein tugend- und empfindsamer Jüngling, aus seiner Erwählten, die schlechtweg als „die Maid“ ohne Namensnennung bezeichnet wird, das Musterbild einer sittigen Jungfrau geworden. Trotzdem aber läßt der Dichter, der offenbar gar keine Vorstellung von den ungeheuren Schwierigkeiten hat, die ein Kriegszug von Assyrien aus gegen das armenische Bergland mit sich brachte, den Ninos mit seinen 150 Elefanten gegen Armenien ziehen. Ktesias aber läßt nicht nur — eine im Grunde gewiß richtige Beobachtung — die Semiramis

das Steinmaterial zu den assyrischen Stelen den armenischen Gebirgen entnehmen, sondern er berichtet auch, daß Ninos, ehe er gegen die Meder zog, die Bewohner Armeniens und ihren König besiegt, dann aber diesem die Herrschaft großmütig belassen habe. Darin spiegelt sich in eigentümlicher, aber deutlicher Weise die geschichtliche Wahrheit wieder, daß von allen Völkern und Reichen Vorderasiens in der Tat nur ein zu den Zeiten der Semiramis im armenischen Berglande blühendes Reich den Assyriern nachhaltig widerstanden und ihnen gegenüber seine Selbständigkeit bis zu Ende aufrecht erhalten hat.

Das wichtigste Erfordernis für die Bildung der Sage, eine nachdrückliche und achtungsgebietende kriegerische Betätigung der Assyrier besonders gegenüber den Medern und den Bewohnern des späteren Armeniens in der Zeit der geschichtlichen Semiramis, ist somit vollauf erfüllt.

Daß damals eine Frau die Geschicke des Reiches lenkte, mußte überall auffällig erscheinen und zur Legendenbildung auffordern. In verstärktem Maße war das der Fall, wenn etwa Semiramis gleich anderen Herrscherinnen des Altertums, so der Schwestergemahlin Ptolemaios' IV. von Ägypten, ihren Gemahl bei seinen zahlreichen Kriegszügen ins Lager begleitete und durch ihre Gegenwart den Kampfesifer der Truppen hob.

Den entscheidenden Wegweiser für die Entstehung der Semiramislegende aber gibt der Umstand, daß Semiramis und ihr lediglich nach Niniveh benannter sagenhafter Gemahl Ninos in der Sage als erste Herrscher Assyriens gelten, während in Wahrheit zu ihrer Zeit das Königtum bereits auf ein mindestens 800jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Eine solche Vorstellung kann unmöglich auf assyrischem oder babylonischem Boden entstanden sein sondern nur bei einem Fremdvolk von primitiven Sitten, das zur Zeit, da die Schammuramat an der Leitung der Geschicke Assyriens so bedeutsam beteiligt war, zum ersten Male mit den kriegerischen Assyriern in nähere Berührung kam und von dem Reichtum und der Pracht seiner Städte hörte; nur so erklärt es sich vollauf, daß diese Herrscherin als Begründerin der assyrischen Macht und Herrlichkeit betrachtet wurde. Das trifft im besonderen Maße zu für die Meder, deren erste nachdrücklichere Zusammenstöße mit den Assyriern, wie wir hörten, gerade unter Adadniraris Regierung fielen, in die Zeit, da in Wahrheit Semiramis, seine Mutter die Geschicke des Reiches lenkte. Und medisch-persische Volksesänge und Legenden waren es, wie betont, denen Ktesias seine Kunde der älteren Zeit vorwiegend entnahm.

War aber aus der Lieblingsgemahlin eines Assyrierr Königs dergestalt die Reichsbegründerin geworden, so ergab sich damit die weitere sagenhafte Entwicklung von selbst.

Die Lenkerin und Begründerin des kriegerischen Reiches verschmolz mit der Göttin Istar (Astarte), in deren Namen die Kriegszüge der Assyrier vornehmlich erfolgten. Ohnehin war diese Gottheit in den Gebieten östlich des Tigris lange vor dem Einrücken der Meder eine wohlbekannte Gestalt. Davon legt noch heute ein dortiges Felsrelief Zeugnis ab, das ein uralter vor-medischer König im 3. Jahrtausend v. Chr. dieser Kriegskönigin, der Förderin seiner Siege, gewidmet hat. Die Frauengestalt, die einen unterworfenen Fürsten, dem eine ganze Anzahl seiner Untergebenen gebunden folgen, an einem durch die Lippe gezogenen Ringe herbeiführt, konnte den Medern ohne weiteres als eine Darstellung der Semiramis gelten.

Die Istar war aber gleichzeitig Kriegs- und Liebesgöttin. Im babylonischen Nationalepos weist dessen Held Gilgamesch ihre Werbung ab und wirft ihr dabei ihre Liebschaften und die Behandlung, die sie ihren Liebhabern hat angedeihen lassen, vor: „Tammuz, dem Buhlen seiner Jugend, Jahr für Jahr bestimmtest du ihm Weinen. Als du den bunten Hirtenknaben-Vogel liebtest, schlugst du ihn und zerbrachst seinen Flügel. Im Walde steht er und ruft: mein Flügel!“ . . . „Du gewannst lieb den Hirten der Herde, der dir beständig Asche streute, täglich dir Zicklein schlachtete. Da schlugst du ihn und verwandeltest ihn in einen Wolf? Es verjagen ihn seine eigenen Hirtenknaben und seine Hunde zerreißen ihm das Fell.“ Ebenso schlimm ist es dem Ischullanu ergangen, „dem Gärtner deines Vaters, der dir ständig einen Strauß brachte, täglich erstrahlen lassend deinen Tisch,“ und Gilgamesch schließt: „Und jetzt gewannst Du mich lieb und willst mich wie jene behandeln.“ So wären aus der bloßen Verschmelzung mit der Istar auch die Liebesabenteuer, die der Semiramis in der Sage zugeschrieben werden, erklärlich, selbst wenn die geschichtliche Semiramis dazu etwa keinen Anlaß bot.

Andererseits ist es ein im alten Orient seit den ältesten babylonischen Zeiten immer wiederkehrender Zug, daß der Begründer einer Dynastie — man denke an Cyrus — im Verborgen, von einem Hirten oder Gärtner erzogen, aufwächst; so ist es nur natürlich, daß dieses ständige Merkmal der Königsberufungssage nebst anderen verwandten Elementen auch der mythischen Semiramis anhaftet.

Von den Medern und Persern ist die Sage, vielleicht schon ehe das Zweistromland unter ihre Herrschaft geriet, dorthin zurückgelangt und mit weiteren Elementen einheimischer Tradition ausgestattet worden. Zu diesen gehört, wie früher schon vermutet, aber erst jetzt durch eine neugefundene, in der Hauptsache historische Herrscherliste klar geworden, die Legende von einer altbabylonischen Dynastiegründerin, die, ursprünglich eine Schenkin, im vierten Jahrtausend hundert Jahre lang geherrscht haben soll.

Diese in das chronologisch-historische Dokument aufgenommene sagenhafte Tradition war förmlich dazu prädestiniert, mit der Semiramis-Sage verschmolzen zu werden.

Woher aber stammte die Semiramis? Auch diese Frage läßt sich befriedigend beantworten: sie war eine Babylonierin. Herodot gedenkt ihrer als einer Königin von Babylon in einer nüchternen, von sagenhafter Beimischung völlig freien Weise, wiewohl ihm erweislich auch Elemente der Semiramis-Sage zu Ohren gekommen sind. Er bestimmt ihre Lebenszeit ungefähr richtig, und schreibt ihr zu, was jedem babylonischen Herrscher, der es ernst mit seinen Regierungspflichten nahm, oblag: erfolgreiche Bemühungen um die Regulierung der Bewässerung. Ebenso hat der babylonische Priester Berossos, der — ein Zeitgenosse Alexanders und seiner Nachfolger — auf Grund seiner Kunde der heimischen Keilschriftdenkmäler eine babylonische Geschichte in griechischer Sprache schrieb, ihrer in der Reihe der Beherrscher Babyloniens gedacht und dabei gegen die von den Griechen unter Ktesias' Führung verbreiteten Sagen, soweit sie Babylonien betrafen, energisch Front gemacht.

Weit deutlicher aber ergibt sich die babylonische Herkunft der Semiramis aus der Tatsache, daß auf ihre Veranlassung der babylonische Gott Nebo, der bis dahin in Assyrien ganz unbekannt war, dort eingeführt wurde; in einer chronikartigen assyrischen Liste heißt es zum Jahre 787 v. Chr.: „Nebo zieht in den neuen Tempel ein“ (an dessen Stätte ich mich befand), und zwar sollte er als oberster Gott gelten; wie der Schluß der Inschrift der Nebo-Statuen (oben S. 254) zeigt.

Scheinbar nur dem Kultus angehörig, war diese Maßregel in Wahrheit hochpolitischer Natur. Sie sollte die staatsrechtliche Vereinigung Babyloniens mit Assyrien anbahnen. Die Assyrer erstrebten seit langem die Herrschaft über das durch Fruchtbarkeit und Handelsbeziehungen gleichermaßen reiche Babylonien. Aber einer Einverleibung stellte sich der lebhaft nationale Sinn der Babylonier entgegen.

Schon Salmanassar III. hatte in babylonische Thronwirren mit ordnender Hand erfolgreich eingegriffen, König Samsi-Adad zwei aufeinanderfolgende Babylonierkönige bekämpft, den zweiten nach Assyrien entführt und keinen anderen an seine Stelle gesetzt, sein Sohn Adadnirari die Gefangenen nach Babylonien zurückgeführt und „unter Freude und Jubel“ gleich seinem Vater den babylonischen Göttern geopfert. Es bestanden also sehr rege Beziehungen zwischen Assyrien und Babylonien.

War Sammuramat königlichen Geblüts — was aus der Form ihres Namens nicht ersichtlich ist —, so bedeutete die Vermählung den ersten Schritt zur Legitimierung der tatsächlichen Herrschaft ihres Gatten über

Babylon. Selbst dann aber — und noch mehr, wenn sie keine Beziehungen zum babylonischen Herrscherhause hatte — mußte der Vereinigung der beiden Reiche eine staatsrechtliche Grundlage gegeben werden.

Babylonischer König konnte von Rechts wegen nur sein, wer zum Neujahrsfest im Nisan die Hände des Gottes Bêl-Marduk in Babylon erfaßt hatte und diese Zeremonie alljährlich wiederholte (s. o. S. 248, vgl. 118). So sind die späteren Assyrierr Könige tatsächlich verfahren; als erster Pulu (Phul), der als assyrischer Usurpator den Thronnamen Tiglatpileser (745—727) annahm. Dieser uns in seinen Beziehungen zu Urartu bereits wohlbekannte vierter Herrscher dieses Namens behielt als babylonischer König seinen ursprünglichen Namen und tritt daher mit beiden Namen im Alten Testament auf.

Sollte aber ein einheitlich assyrisch-babylonisches Reich begründet werden, in dem der Nachdruck auf Assyrien lag, und der Assyrerkönig der demütigenden und lästigen Verpflichtung überhoben sein, alljährlich zu Neujahr nach Babylon zu pilgern, so war die Einführung eines für das babylonische Staatsrecht maßgebenden Kultus das zweckdienliche Auskunftsmittel. An Bêl-Marduk selbst, den babylonischen Hauptgott, durfte man nicht denken; den älteren Bêl in Assyrien einführen, hieß den eigenen Hauptgott, Bêl-Assur, entthronen und das Ziel der Maßregel verfehlen. Aber Nebo — nach älterer, auch in der Semiramis-Inschrift der Nebo-Statue vertretener Auffassung der Bruder, nach späterer der Sohn des Marduk — wurde aus seinem Haupttempel in Borsippa, heute der Trümmerstätte Birs-Nimrûd, alljährlich zum Neujahrsfest nach Babylon gebracht, und war so gegenwärtig bei und mittelbar beteiligt an der Krönungszeremonie des Handfassens und ihrer jährlichen Wiederholung. Die Einführung seines Kultus nach Assyrien bot daher den gegebenen und wirksamen Ausweg. Der Haupttempel des Nebo in Borsippa trug ebenso wie seine Kultkapelle im Tempel Esaggil den Namen Ezida: so wurde zum Zeichen der engen inneren Zusammengehörigkeit auch der neue Tempel in Kalach benannt.

Zu alledem fügt es sich aufs beste, daß in der neuen Inschrift von Assur (S. 255) der hinter Adadnirari genannte König Salmanassar nicht wie die beiden anderen den Titel „König von Assyrien, König des Alls“, sondern den uralten Titel der Babylonierkönige, „König der vier Weltgegenden“, und nur diesen erhält. Salmanassar III., der Schwiegervater der Semiramis, sollte dadurch als der große Eroberer gekennzeichnet werden, der auch in die babylonischen Thronwirren nachdrücklich ordnend eingegriffen und so die neue Lage der Dinge vorbereitet hatte.

Semiramis war sich gewiß von vornherein im klaren darüber gewesen,

daß schließlich der Gewinn dieser von ihr geförderten religiös-staatsrechtlichen Verschmelzung den Babyloniern als den in jeglicher Kultur Höherstehenden zufallen würde.

So betrachtet stellt sich, ganz entgegen den Absichten der Assyrer, die Einführung des Nebo - Dienstes als eine friedliche babylonische Eroberung dar. In der diplomatischen Umgehung der Anstöße, der Schonung der



„Sic transit gloria mundi“ (Keruben, Nimrûd).

nationalen  
Empfindlich-

keit wie der Babylonier so der Assyrer, der scheinbaren Anerkennung der assyrischen Obmacht verrät sich deutlich das Wirken einer klugen und umsichtigen, zur Herrscherin geschaffenen Frau.

Da Semiramis Babylonien nicht minder wie Assyrien angehörte, so konnte sie, vom Standpunkt der Sage aus, mit einem Schein von Berechtigung als Schöpferin Babylons und seiner Bauten gelten. Fördernd wirkte dabei freilich die Tatsache mit, daß Darius, als er um 520 v. Chr. die Verwaltung und Besteuerung des persischen Reiches neu ordnete, Assyrien und Babylonien zu einer Satrapie vereinigte, wodurch einer Vermengung und Verwechslung beider Begriffe Tür und Tor geöffnet wurde. So wird denn das große Babel Nebukadnezars bei Ktesias, der die Einzelheiten vielfach zutreffend schildert, durchweg der Semiramis zuerteilt — mit einer sehr merkwürdigen Ausnahme freilich.

Gerade die hängenden Gärten, die in der landläufigen Vorstellung der Neueren am engsten mit der Semiramis verknüpft sind, werden auch bei Ktesias ausdrücklich nicht der Semiramis zugeschrieben, sondern der Gemahlin eines späteren Königs. In Wahrheit wurden sie nach dem Zeugnis des Berossos von Nebukadnezar für seine medische Gemahlin erbaut, um ihr die bergige Landschaft der Heimat im Abbilde nahe zu bringen, was nicht ausschließt, daß Anpflanzungen auf Dächern oder Terrassen nach Art solcher hängenden



Bronzene Henkelfigur.: Weibliche Sonnengottheit in geflügelter Sonnenscheibe.  
(Berliner Museum.)

Gärten in kleinerem Maßstabe schon vor Nebukadnezar öfter ausgeführt sein mögen. Daß mitten in der Sage dieser auf medische Dinge bezügliche rein historische Zug sich erhalten hat, kann als eine weitere Bestätigung für die Entstehung der Semiramis-Sage bei den Medern gelten.

Auf die Meder weist noch ein anderer Zug dieser Sage. Nach Ktesias soll Semiramis bei ihren Feldzügen im Osten eine Kleidung erfunden haben, die unmöglich macht, zu unterscheiden, ob der Träger ein Mann oder eine Frau sei. Diese Tracht sei so kleidsam gewesen, daß später die Meder und nach ihnen die Perser sie angenommen hätten. Die Hose, als deren Erfinderin somit den Griechen die Semiramis galt, ist tatsächlich zuerst bei den Medern nachweisbar.

Erst die spätere Weiterentwicklung der Sage hat dann auch die hängenden Gärten der mythischen Semiramis zugesprochen. Ihre Fundamente werden in Babylon auf dem Gelände des großen Palastes Nebukadnezars, ihres Erbauers, oder in deren Nachbarschaft zu finden sein.

Ein merkwürdiges Problem liegt vor in dem lebendigen Fortleben der Semiramis-Legende bei den Armeniern.

An den Semiramis-Fluß, den Menuas-Kanal und an jenen steinzeitliche Überreste bergenden Hügel Schamiramalty (S. 194f.) braucht nur erinnert zu werden. Ebenso haben wir gesehen, daß Van selbst, die Gründung des Menuas, als Schamiramakert, die „Semiramis-Stadt“ bezeichnet wurde. Über das Semiramis-Tor hinter Bitlis — das wahrscheinlich eine moderne Sprengung ist — wurde Bd. I S. 328f. gehandelt. Die chaldischen Fels- und Steleninschriften, so auch der Kelischin, werden der Semiramis zugeschrieben.





Rückseite der S. 262 abgebildeten Henkelfigur, den Sonnenring und das Gefieder des Schwanzes zeigend.

Es wurde bereits (s. S. 60) darauf hingewiesen, daß die Armenier sich die Taten und Schöpfungen der von ihnen verdrängten Vorbewohner ihres Landes zuschreiben, ein bemerkenswerter, aber verständlicher Vorgang.

Daß dagegen ihre nunmehrige Heimat einst gegen die Assyrer als die ärgsten Feinde ihres Landes und ihrer „Vorfahren“ hat verteidigt werden müssen, ist den Armeniern sehr wohl bekannt. Sie rechnen Aram, den ältesten Urartäerkönig, den Gegner Salmanassars III., unter ihre eigenen Nationalhelden. Um so befremdlicher erscheint es, daß die Armenier gerade die Bauten und Anlagen des Menuas und seiner nächsten Nachfolger der Semiramis zuschreiben, die deren Errichtung tatsächlich als Zeitgenossin des Menuas erlebt hat, aber nicht als Förderin, sondern als dessen Gegnerin.

Es ist ferner bemerkenswert, daß die aus etwas späterer Zeit stammenden chaldäischen Anlagen, namentlich der Rusas-See und was mit ihm zusammenhängt, im Volksmunde nicht mit der Semiramis in Verbindung gebracht wird; außer der Bezeichnung „Priestersee“ ist noch das S. 114f. Bemerkte dazu zu vergleichen.

Dies verdient um so mehr Beachtung, als andererseits weit ältere und ganz junge Anlagen gleichfalls der Semiramis zugeschrieben werden und als aus Ara, der nach Moses von Chorene ihr erbitterter Gegner war, im Volksmund auf Grund volksetymologischer Erwägungen ihr Geliebter

geworden ist (vgl. S. 186 vorletzter Abs. und die Anmerkung dazu am Schlusse des Bandes).

Es sind dies Wucherungen, wie man sie an so vielen Sagen, sobald sie einmal festen Fuß gefaßt haben, bemerkt. Um so bedeutsamer mag es erscheinen, daß diese Weiterentwicklung doch die Unterscheidung der späteren chaldischen Schöpfungen von denen, die aus der Zeit des Menuas und seiner Gegnerin, der Semiramis, stammen, nicht hat verwischen können.

Daß hier eine bloße Zufälligkeit vorliegt, ist freilich nicht ausgeschlossen.

Wie dem auch sei, die gesamte Sachlage lediglich literarischer Tradition, der Verwertung des Ktesias und späterer die Semiramis-Sage behandelnder klassischen Autoren zuzuschreiben, geht nicht wohl an.

Die Wirksamkeit solcher literarischen Tradition soll keineswegs geleugnet, sondern es muß anerkannt werden, daß gerade bei dem lebhaften Interesse, das auch der Durchschnitts-Armenier an der Vergangenheit seines Landes und Volkes nimmt, ihre Bedeutung keineswegs zu unterschätzen ist.

Eine fernere Erklärungsmöglichkeit liegt in der Annahme, daß sich die Semiramis-Sage von den Iraniern aus schon vor und mit (vgl. S. 150ff.) den iranischen Eroberungen Armeniens, der medischen, die der Urartäer-Herrschaft das endgültige Ende bereitete, der persischen, die erfolgte, nachdem die Armenier die Chaldeer verdrängt hatten, nach Armenien ausgebreitet hat. Wenn kurz vor Christi Geburt der Kleinasiate Strabo betont, daß außerhalb des Zweistromlandes in vielen Gebieten Asiens Bauten der Semiramis gezeigt werden, so wird er dabei, und nicht an letzter Stelle, auch Armenien im Auge haben.

Aber schwerlich ist es lediglich der werbenden Kraft und der Wucht, die allerdings gerade der Semiramis-Sage innewohnt, zuzuschreiben, daß die Semiramis aus einer Feindin zur Förderin der großen Werke wurde, die die Armenier in ihrer neuen Heimat vorfanden und bewundern.

Viel leichter würde sich diese die Tatsachen umkehrende Verschmelzung erklären, wenn wirklich Fraueneinfluß und Frauenklugheit auf urartäischer Seite ihren Anteil an der Schöpfung der großartigen Felsen- und Wasserbauten gehabt hätte.

Nun muß in der Tat bei den Chaldern die Frau eine bedeutende Rolle gespielt haben. Sonst würde nicht in der geflügelten Sonnenscheibe, die überall — bei den Ägyptern, von denen sie ausgegangen ist, bei den Assyriern und bei den Persern — stets das Bild der obersten Gottheit trägt, bei den Chaldäern eine Frau erscheinen, zum Beweise, daß bei ihnen zum mindesten die Sonnengottheit — wie bei den Hetitern — als weiblich aufgefaßt wird. So wird die geflügelte Sonnenscheibe dargestellt in den Henkelfiguren (Abb.

S. 262f.) großer Bronzegefäße, die mehrfach in Armenien (und zwar wahrscheinlich auf Toprak-kaleh) zutage getreten sind.

Ebenso ist in diesem Sinne die Darstellung der von unserer Expedition auf Toprak-kaleh ausgegrabenen goldenen Medaille bemerkenswert, die in getriebener Arbeit zwei Frauengestalten zeigt, mag man sie, wie ich es für richtig halte, als eine Göttin mit ihrer Anbeterin oder für eine chaldische Königin mit ihrer Dienerin ansehen: eine Bevorzugung der Frau, wie wir sie auch in Kreta finden, bezeugen sie für das Urartäertum in jedem Falle, und es darf nicht vergessen werden, daß gerade Menuas seiner Gemahlin eine Anlage widmete (oben S. 107f.), die in nächstem örtlichem und technischem Zusammenhange mit der seines großartigen Aquäduktes steht, der heute den Namen der Semiramis führt.



Medaille aus getriebenem Gold,  
von der Expedition ausgegraben auf  
Toprak-kaleh bei Van.

Die Armenier vernahmen also bei ihrer Einwanderung in das Quellgebiet des Euphrat und Tigris, daß bei den Chaldern, die sie verdrängten, damals wie zu den Zeiten, da die großartigen Felsen- und Wasserbauten, die sie in den neubesetzten Gebieten vorfanden, der Frau im Kultus, im Leben und in der Herrschaft eine überragende Rolle zuerkannt wurde. Damit ergab sich die Einsetzung der Semiramis, die bei den benachbarten Medern und den Persern als größte Herrscherin und Bauherrin der Vorzeit gepriesen wurde, naturgemäß und ungezwungen. Es ist dabei zu bedenken, daß die Armenier, wenn nicht gleich bei, so alsbald nach ihrer Einwanderung unter die Oberherrschaft der Meder gelangten und von den Persern abgelöst wurden (vgl. oben S. 264 Abs. 6).

In diesem Zusammenhange sei schließlich noch der meist an uralte assyrische Anlagen sich knüpfenden Legende gedacht, wonach solche Burgen in einer Nacht von einem Mädchen gebaut sein sollen (Bd. I, S. 247f.). Bedenkt man, daß schon im Ninos-Roman aus der Semiramis die namenlose Jungfrau geworden ist, so ist der Schluß nicht abzuweisen, daß in diesem bauenden Mädchen die letzte verblaßte Erscheinungsform der großen Bauherrin des Ostens zu erblicken ist, in der sie bei den Mohammedanern fortlebt.

Von Kalach-Nimrûd und der Stätte des dort von Schammuramat begründeten Nebotempels, den ich in sehr früher Morgenstunde besucht hatte, wandten wir uns nunmehr (Sonabend 1. April 9 h 25) ostwärts dem großen Zab zu, den es zu überschreiten galt, um nach Arbela zu gelangen.

Auf dem Wege zu dem alten Flußübergange (auf dem wir anfänglich den Karatschok ca. 6—8 Werst entfernt zu unserer Rechten hatten, während uns von links in etwas größerer Entfernung (8—10 Werst) der Maqlûb sichtbar war), fanden wir einerseits eine alte assyrische, auch für Kriegswagen verwendbare Heerstraße auf, die an einer Stelle mittels einer in Trümmern noch vorhandenen Brücke über eine Schlucht geleitet war, andererseits folgten wir dem uralten Kanal, der das Wasser des Zab bis nach Kalach-Nimrûd führte.

Diesen Kanal verfolgten wir mehrere Kilometer weit bis zu seinem Beginne am Zab, den berühmten Tunnel „Ngûb (Yngûb)“ — das Wort ist dasselbe wie das uns von den Inschriften des Tigristunnels her bekannte assyrische Wort naqâbu (s. Bd. I S. 456f.).

Die Untersuchung dieser merkwürdigen Anlage ergab mancherlei Interessantes und Schwieriges. Unter anderem mußte ich, um von der Tunnelanlage eine für die technische und wissenschaftliche Beurteilung einigermaßen hinreichende Aufnahme (S. 268) zu gewinnen, bis über die Knie in das jetzt stagnierende Wasser des Tunnels hineinwaten, in dessen schlammigem Grunde — der Kanal ist durch Aufschwemmung versiegt — das Stativ nur sehr schwer zum Stehen zu bringen war.

Im Hintergrunde schimmert noch das Wasser des großen Zab hindurch. Es wird durch zwei Felsschranken mit je drei brückenbogenartigen Öffnungen hindurchgeführt. Diese Schranken entstehen dadurch, daß in den im übrigen nach oben geschlossenen Tunnel von oben her Lichtschächte eingelassen wurden, die wohl eine bessere Regulierung des Durchlasses ermöglichen sollten. Auf der vorderen Schranke hatte sich während der Aufnahme einer der Bewohner des benachbarten Dorfes niedergelassen. Das Gestein, ein Konglomerat (Andesit?) war an sich nicht schwer zu bearbeiten. Dagegen erforderte die Schonung und Sicherung dessen, was stehen bleiben sollte, technische Fertigkeit und Vorsicht.

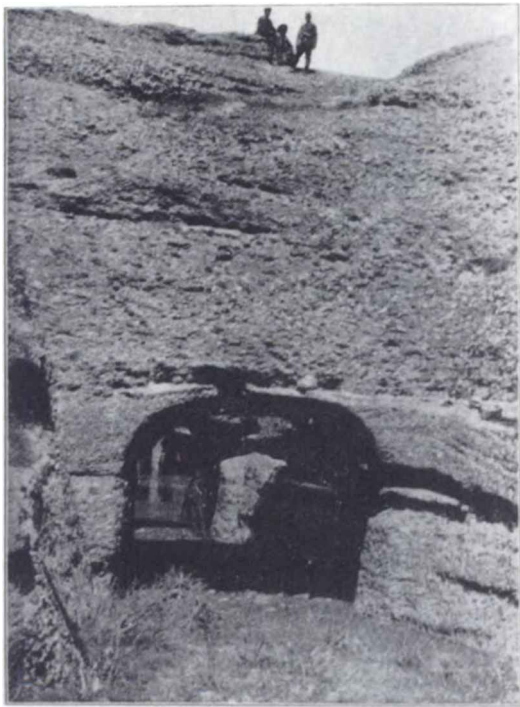
Auf diese Anlage bezieht sich eine Felsinschrift, die Layard seinerzeit offenbar hier an Ort und Stelle gefunden und veröffentlicht hatte. Über ihren Verbleib war lange Zeit nichts bekannt, bis Fr. V. Scheil 1894 wieder durch eine erneute und verbesserte Veröffentlichung die Aufmerksamkeit auf sie lenkte, nachdem er sie bei den Dominikanern in Mosul gesehen hatte. Bei ihnen hatte auch ich das wichtige Dokument studiert, das, wie ich hier gleich vorweg nehmen will, mir nachmals von den

Dominikanern zum Geschenk gemacht wurde und das sich jetzt in der vorderasiatischen Abteilung des Königlichen Museums befindet (VA. 3315).

Diese Inschrift ist von Assarhaddon (681—668) gesetzt und bezieht sich auf die Restauration des von Assurnâbirabal III. geschaffenen Kanals.

Die jetzige Anlage rührte also von Assarhaddon her. Seine Restauration lief, wie sich uns an Ort und Stelle ergab, auf eine Veränderung des Durchstichs hinaus.

Der alte Durchstich Assurnâbirabals ist noch deutlich vorhanden. Man muß ihn sich auf dem Bilde (S. 268) ziemlich direkt rechts von meinem Standort (S. 266 Abs. 4) denken. Hier gehen vom großen Zab aus senkrecht zur Flußrichtung und beim damaligen Hochstande des Stromes nur wenig über dem Wasserspiegel hervorragend ein oder mehrere Durchstiche in das Ufergebirge, die das Wasser ungefähr dahin führen, wo jetzt der Ausgang des Tunnels, also



Der Felsen mit dem Ausgang des Tunnels „Ngûb“.

der Beginn des eigentlichen Kanals ist. Man kann am Ufer zu der Stelle des alten Ausganges gelangen; die Dorfbewohner wußten auch von einer unter dem Wasser noch vorhandenen Inschrift zu erzählen; ohnehin wäre es der Mühe wert, dort bei niedrigem Wasserstande nach der für die ursprüngliche Anlage zu erwartenden Inschrift Assurnâbirabals III. zu forschen.

Auch vom gegenüberliegenden Ufer bei Gwär läßt sich der alte Tunnel-  
eingang genau erkennen.

Die Fehler der alten Anlage waren: die zu große Kürze des Durchstichs



**Ngûb-Tunnel zur Ableitung des Kanals nach Kalach aus dem großen Zab.**  
(Vorn stagnierendes Wasser des Kanals, im Hintergrunde Durchblick zum großen Zab.)

und seine Richtung direkt senkrecht zum Flußbett sowie die zu geringe Erhebung des oberen Teils der Durchlässe über den Wasserspiegel. Durch all das wurde einer Verschlammung und Verstopfung vorgearbeitet.

In der neuen Anlage waren diese Fehler vermieden. Im spitzen Winkel wurde das Wasser durch einen hochgewölbten Tunnel resp. Schrankendurchlaß von genügender Höhe sehr allmählich aus dem Flusse dem eigentlichen Kanallaufe zugeführt.

An der Stelle des alten Durchstichs kommen im Wasser „Naphta“ und kleine schwarze Stücke Asphalt in die Höhe.

Daß das Wasser des großen Zab in dieser Weise nach Kalach geleitet wurde, obgleich doch der Tigris ganz nahe an der Stadt vorbeifloß, könnte wundernehmen, wird aber, wie schon Nolde hervorgehoben hat, durch die Niveauverhältnisse zur Genüge erklärt.

Nimrūd (200m) und seine Umgebung liegen höher als der Tigris. Die Felder und Gärten der Stadt konnten daher bequemer aus dem Zab bewässert werden. Da die Vorteile der Lage nahe der Spitze des von den beiden Flüssen gebildeten Winkels gewiß für die Wahl der Örtlichkeit bei der Stadtgründung mitgesprochen haben, so wird man kaum fehlgehen, wenn man auch Assurnaširabal III. nicht als den Schöpfer des Kanals ansieht, sondern annimmt, daß sein Durchstich bereits die Verbesserung einer älteren primitiven Anlage aus den Zeiten Salmanassars I., des Begründers von Kalach, darstellte.

Wenig oberhalb der Stelle, wo der Tunnel am Zab seinen Anfang nimmt, springt ein mächtiger Felsen vom diesseitigen Ufer aus in den Fluß vor, durch den das Gewässer des Stromes gestaut wird. So waren hier die natürlichen Vorbedingungen für die Anlage eines Kanals gegeben und so erklärt sich, wie Nolde wohl richtig beobachtet hat, die Wahl der Ableitungsstelle wenigstens durch Assarhaddon. Ob die Assyrer hier von den Chaldern, als den Meistern des Wasserbaus im Gebirge, gelernt hatten? Sind sie doch auch auf anderem Gebiete, so in der Verwertung des Eisens als des üblichen Gebrauchsmetalls, deren Schüler gewesen (Kap. 29).

Etwas unterhalb der Einmündung des Großen Zab befand sich im Bette des Tigris eine mächtige Felsenbarre, die im Volksmund als der Unterbau einer vom Heros Nimrod angelegten Brücke bezeichnet wurde. Da diese der Schifffahrt im Tigris, der hier zudem eine bedeutende Krümmung macht, hinderlich war, so hatte die türkische Regierung die Anlage eines das Hindernis umgehenden und zugleich die Krümmung vermeidenden Kanals geplant.

Nolde, der die Felsbank noch gesehen hat, hörte später, daß überraschen-

derweise der Tigris selbst die Barre gesprengt habe. Daß das tatsächlich der Fall war, wurde mir in Mosul wiederholt bestätigt.

Wir setzten an der alten Übergangsstelle nach Gwär (220 m) über, wo wir bei dem Mudîr der Senîa, dem Verwalter der Sultansgüter, einem Kaukasier, in dessen schön gebautem neuem Hause freundliche Aufnahme fanden.

Das Kajyk wird von der Senîa verpachtet und zwar zu einem vorgeschriebenen Preise. Noldes Vorschlag, hier ein Seil über den Zab zu spannen und so das Übersetzen besonders bei Hochwasser zu erleichtern, wurde seinerzeit zwar erörtert, aber nicht befolgt. Der Mudîr war im Besitz einer Backstein-Inschrift Sanheribs, die in ihrer guten Erhaltung den bisher auf anderen Exemplaren nicht völlig lesbaren Text herzustellen und historisch zu würdigen ermöglichte:

„Sanherib, der König der Welt, König von Assyrien,  
hat Mauer und Außenmauer der Stadt KAK. ZI,  
wie früher, neu erbauen lassen“.

Von dem Feldlager von KAK. ZI aus unternahm Assurnaßirabal III. (Annalen Col. I 22ff.) u. a. drei „Feldzüge“ (in Wahrheit kleine Razzias) gegen den Scheich Nûr-Adad von Dagara (in den Arbela benachbarten Bergdistrikten). Der Backstein stammte, wie das früher bekannte Exemplar, aus einem assyrischen Tell, der heute „Tell Gasyr“ (Qaßr Schemamok) genannt wird, dieser bezeichnet somit die Stätte des alten KAK. ZI. Er bildete den wichtigsten Markstein auf unserem Wege von Gwär nach Arbela, den wir am folgenden Tage, Sonntag, den 2. April, zurücklegten.

Der Tag begann für mich um 5 Uhr mit einem wunderbaren Farbenspiel der Morgenröte: erst hellgrünrot goldig, dann rosig und immer rosiger, schließlich erschienen eine ganze Anzahl rosiger Parallelstreifen — richtige „Rosenfinger“.

Der Weg von Gwär (ab 7 h 45) nach Arbela Erbil (oder Erwil wie ich mehrfach sprechen hörte), dessen ich um 5 h 7 ansichtig wurde, und das ich um 6 h 30 erreichte, führt durch eine weite Ebene, die als Kernlandschaft des alten Assyrien mit Tells aus altassyrischer Zeit förmlich übersät ist. Tell Gasyr (200 m) ist, wie bemerkt, der bedeutendste von denen, die wir unmittelbar berührten. Es ist eine große Ziegelplattform; die Ziegel liegen an einer Stelle im Südosten, wo (wohl durch Layard) gegraben worden ist, zutage.

An der Ostseite oben (an 12 h 47) ein Damm, nach innen zu ein Graben, auf dem Damm Reste einer alten Lehmziegelmauer; diese führt bis zum Zugange der Plattform (in N—NO), der durch eine natürliche Schlucht geführt ist und jenseits dessen sich die Mauer fortsetzte: gerade der Anfang der jenseitigen Mauer ist erhalten. Da sich der Damm und die Mauer auf ihm natur-



gemäß zum Zugang in die Tiefe erheblich senken, so liegen die beiden, in der Tiefe befindlichen Maueranfänge beiderseits verhältnismäßig geschützt. So kann es sich erklären, daß gerade sie sich erhalten haben.

Vor und hinter Tell Gasyr (ab 1 h 53) hatten wir 12 h 15 und 1 h 59 den Kordarafluß zu passieren, der in vielfachen Windungen dem Großen Zab zuströmt. Er ist zur Zeit ein schwaches Wässerchen. So nimmt es Wunder, eine Brücke mit Spitzbogen im persischen Stile dicht unterhalb der zweiten Furtstelle zu bemerken. Der Fluß muß also bei stärkerem Hochwasser bedeutender sein und die Brücke deutet darauf, daß Tell Gasyr in neuerer Zeit als persische Festung benutzt sein muß; daher erklärt es sich auch, daß die erhaltenen Mauern großenteils nicht aus Ziegeln, sondern aus Lehm bestehen, in den alte Ziegel- und Steinfragmente eingemischt sind.

Der Ritt durch die weite Ebene mit den über sie verstreuten Erhebungen, den schwarzen Zelten der Araber und Kurden, und den sie im Osten begrenzenden Bergen, war bei dem herrlichen Wetter äußerst stimmungsvoll. Blütenbäume grüßen gelegentlich aus der Ferne, Vogelsang erschallt, und verstummt, als ein weißköpfiger Falke herabschießt. Zierlich gebaute Wasservögel, die langen Beine, der spitze Schnabel und die Flügel rot, der Körper weiß, werden sichtbar. Karawanen mit zahlreichen Kamelen begegnen uns oder werden von uns überholt auf dem Wege nach und von Kerkuk; Akanthus umblüht die modernen und älteren Gräber ausgedehnter Friedhöfe, zu deren Anlage vielfach babylonische Brennziegel mit Asphaltspuren und selbst ganze unversehrte Luftziegel verwendet worden sind. Zeitweilig ist der ganze Boden goldgelb von blühenden Papilionazeen.

Etwa eine Stunde vor Arbela werden die ersten von zahlreichen ringförmigen, links des Weges befindlichen kleinen Tumuli (von 4—5 m Durchmesser) sichtbar. Sie haben alle oben in der Mitte eine Vertiefung, die manchmal nachträglich zur Anlage einer Zisterne verwendet worden ist. Sie sind sämtlich nicht voll geschlossen, sondern haben alle einen offenen Zugang. Von welchen Völkerschaften diese Kurgane — ursprünglich offenbar Grabhügel, die aber, wie so oft, später als Schanzen, Befestigungen, gedient haben mögen — herrühren, würde erst die Untersuchung ihrer Schichtung und ihres Inhalts ergeben können (vgl. unten).

Arbela (Erbil) selbst ist die einzige Stadt, die aus assyrischer Zeit gleichsam lebendig geblieben ist. Sie liegt noch heute, gleich der altassyrischen Stadt, auf der für sie aufgeworfenen künstlichen Plattform (Abb. auf S. 273). Das Aussehen der Stadtmauer, in deren Linie sich die Häuser zum Teil hineinschieben, kann zu assyrischer Zeit nicht wesentlich anders gewesen sein als heutzutage, und als ich die große Hauptmoschee besuchte und deren Minaret bestieg, mußte ich mir sagen, daß ich an der geheiligten Stätte des

alten Istar-Tempels von Arbela stände. Für eine große Tempelanlage ist kein zweiter Platz in Erbil vorhanden. Auch haben wir ja oft genug gesehen, daß die Kultusstätten dieselben zu bleiben pflegen, auch wenn das Bekenntnis sich mehrfach ändert.

Arbela ist jedenfalls eine der ältesten assyrischen Städte. Die sie umgebende Landschaft (Arbelitis) bildet das Kernland Assyriens. Sie wird daher bei den Persern und den sie bekämpfenden Macedoniern und Griechen speziell mit dem persischen Namen für Assyrien „Aturia“ bezeichnet. In Aturia fand nach Arrian die Entscheidungsschlacht bei Gaugamela statt, in der Darius III. endgültig von Alexander dem Großen besiegt wurde, und die ihm das Reich und in der Folge das Leben kostete.

Bezeichnete die Anlage der Stadt Assur auf dem rechten mesopotamischen Tigrisufer programmatisch ein Bestreben nach Ausdehnung in westlicher Richtung über den Tigris hinaus? Und war die Gründung von Niniveh und Kalach in demselben Lichte zu betrachten? Hatte die Göttin Istar ursprünglich ihren Hauptsitz in Arbela? Als Niniveh, wo sie gleichfalls verehrt wurde, sich zur mächtigen Hauptstadt entwickelte, wäre dann der Nimbus der alten Verehrungsstätte erhalten geblieben, wofür auch die Priester gesorgt hätten. So könnte es sich erklären, daß die Istar von Arbela (S. 237f.) und die Istar von Niniveh im assyrischen Pantheon stets unterschieden und meist neben einander genannt wurden. Ursprung und Ausgangspunkt des assyrischen Volkes und Staates bedürfen noch der Klärung. Als eigentliche Gründer von Assur erweisen sich die am mittleren Euphrat heimischen Mitannäer. Diese vermischten sich also mit Semiten, deren letzte Station das Osttigrisland gewesen sein könnte.

Während der wenigen Abend- und Morgenstunden, die wir in Arbela (470 m) selbst in einem recht düsteren Raume verbrachten, konnte ich Altertümer prüfen, die mir ein Händler vorlegte; sie waren zum Teil von hohem Interesse und es war mir schmerzlich, daß unsere Mittel ihren Ankauf nicht erlaubten.

Zwei von ihnen will ich nennen: eine kleine nach den Enden zu sich verjüngende Walze aus schönem hellroten Karneol, 7 cm lang, in der Mitte  $\frac{3}{4}$ , am Ende  $\frac{1}{2}$  cm dick, trägt folgende Weihinschrift des altbabylonischen Königs Dungi: „Der Göttin Nin-lil, seiner Herrin, hat Dungi, der mächtige König, der König der Ur, König von Sumer und Akkad (dies) für sein Leben geweiht.“

Vor dem keinerlei Gottesnamen enthaltenden Namen Dungi steht das Gottesdeterminativ: die altbabylonische Apotheose des lebenden Herrschers, auf die ich 1893 unter lebhaftem Widerspruch zuerst hingewiesen hatte, und die jetzt eine allgemein anerkannte Tatsache ist.



Arbela (Erbil): Skizze der Stadt mit den Bergen dahinter.  
Im Vordergrunde links das Minaret.

Ferner eine Art Siegelzylinder aus gleichem, aber dunklerem Material. Die eingegrabene Darstellung von hoher griechischer Kunst, aber mit zwei Zeilen aramäischer Inschrift, was auf Entstehung im Perserreiche oder im hellenistischen Vorderasien deutet. In der oberen Reihe sieht man 4 Reiter beschildet, mit eingelegter Lanze linkshin aufwärts stürmen, hinter ihnen der Anführer, rechtshin zurückblickend nach 6 Hoplitern, die den Reitern folgen, während er den Arm nach links, nach den Reitern zu, erhoben hat. In der unteren Reihe 2 Gruppen, links ein Reiter und ein Pferd ohne Reiter, von Lanzenträgern verfolgt und angegriffen, rechts ein Knieender, ein Lanzenträger, hinter ihnen zwei Pferde. Das Ganze eine Kampfdarstellung von außerordentlicher und wirkungsvoller Lebendigkeit, die auf dem engen Raume doppelt zu bewundern ist. Es steht zu hoffen, daß dieses eigenartige und erfreuliche Kunstwerk früher oder später seinen Weg in eine europäische Sammlung nehmen wird.

Die Stadt Arbela hat sich übrigens nicht immer auf den altassyrischen Umfang und den Tell beschränkt. Sie ist wohl schon in älterer und jedenfalls in islamischer Zeit in die Ebene hinabgestiegen, und diese äußere Stadt ist durch mehrfache Umwallungen, von denen vielfache Reste vorhanden sind, verteidigt gewesen.

In der Ebene vor der Stadt, nach Westen zu steht die Ruine eines großen Minarets. Eine Prophezeiung besagt, wie man uns mitteilte, daß, wenn dieses Minaret fiele, „hinweggenommen würde“, die Stadt zugrunde ginge. Mein, übrigens gelungener Versuch, Arbela von Westen aus zu photographieren, wurde von der fanatischen Bewohnerschaft als ein Attentat auf dieses Minaret betrachtet. Es wurden Steine gegen mich und meinen Apparat geworfen, und von einer mehr und mehr anwachsenden Menge verfolgt, die die Zaptiehs, die mich unbewaffnet aus der Stadt begleitet hatten, nur mit Mühe von mir abhalten konnten, mußte ich mich schleunigst auf Arbela zurückziehen, wo die zu unserem Abmarsch bereitstehende Eskorte und mein Reisegefährte mich empfangen.

Hinter Arbela beginnen die Berge des türkisch-persischen Grenzgebietes, das wir seinerzeit auf persischer Seite recht gründlich und nicht allzu freund-

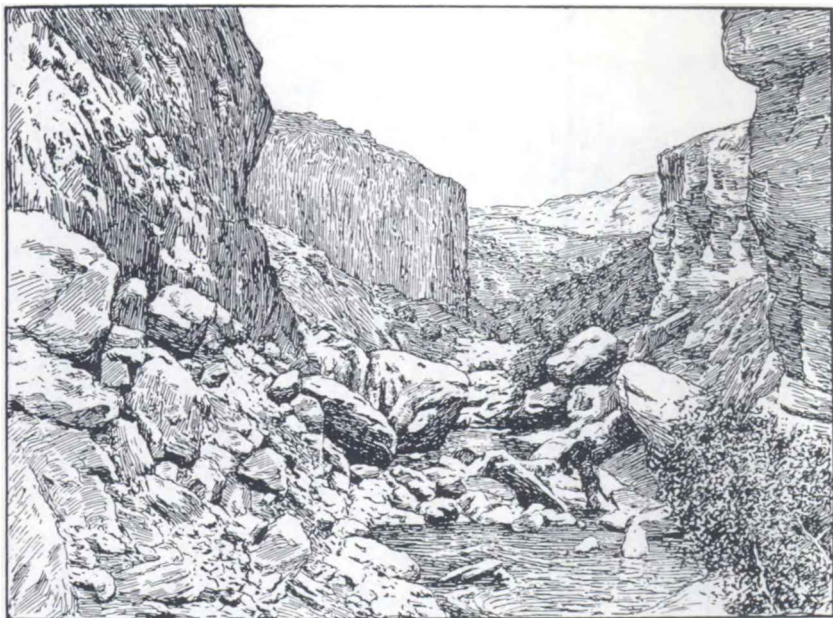
lich kennen gelernt hatten. Alte, liebe Erinnerungen wurden gleich im ersten Nachtquartier Beherka (Byherka, 530 m), nicht viel über eine Stunde hinter Arbela, wach.

Montag, 3. April 1899. Die Tracht der Kurden (vom Gerdi-Stamme) war dieselbe wie jenseits der Grenze, das Kopftuch, wie dort, von blau- und weißer Farbe. Der kurdische Agha, dessen Gäste wir waren, war, wo er ging und stand, selbst in den Räumen seines Hauses, von einer bis an die Zähne bewaffneten, mindestens sechs Mann starken Eskorte begleitet, was uns mit den Feindseligkeiten der benachbarten Kurden-Dörfer erklärt wurde. Und ganz in alte Zeiten zurückversetzt fanden wir uns, als plötzlich Schüsse fielen, die zu beiderseitiger Gefechtsvorbereitung Anlaß geben. Zwei von den Kurden unseres Wirtes hatten auf Soldaten unserer Eskorte, die sich ins Freie begeben hatten, geschossen, weil sie dieselben für feindliche Kurden hielten. Zum Glück hatten sie nicht getroffen, sonst wäre Kampf und reichliches Blutvergießen unvermeidlich gewesen.

Der in der Nacht niederfallende Regen wird allseitig begrüßt. Näsruallah meinte, wenn noch ein Jahr solcher Mißernte hinzugekommen wäre, so würden die betreffenden Gegenden von allen Bewohnern verlassen worden sein, da die Armen sich nicht erhalten und die Reichen mit Recht Übergriffe der Ärmern befürchtet hätten. Vor Jahren kostete ein Wozna (= 10 Oka) Gerste in Erbil 1, in Mosul 1½ Piaster. Heute hatten wir in Erbil 16¼ Piaster Kupfer = 12 in Silber) bezahlt, also den zwölf- bis achtfachen Preis.

Kag Abdullah Agha war wißbegierig und mittheilsam. Das Kochbarometer ließ er sich erklären und fragte, dann was daran liege zu wissen, ob diese Gegend höher oder niedriger läge als Stambul. Nach der Schießerei in der Nacht, wo zunächst niemand schlafen konnte, will er wissen, wie viele Reiche (Daulets) es gäbe. Dasjenige, in welchem, wie er vernommen, eine Frau herrsche, müssen wir ihm besonders nennen. Ob sie keinen Mann habe, keine Söhne? Er kann absolut nicht begreifen, warum eine Frau herrscht, solange irgend männliche Mitglieder der Dynastie verfügbar sind. Die Gerdi hätten im ganzen 180 Dörfer: im Bezirk Rowandúz 4, in Choi Sandjak 14, im Gebiet von Erbil 6, im Gebiet von Nêr 110. Dreiviertel von diesen sind nicht Dörfer des Stammes, sondern Dörfer der Senîa, in denen sie angesiedelt worden sind, nach deren Prinzip, die Nomaden, namentlich die Araber, sesshaft zu machen, damit weniger Räubereien vor- und mehr Abgaben einkommen.

Die drei nächstfolgenden Tage (Dienstag den 4. bis Donnerstag den 6. April) brachten uns auf wilden, zum Teil höchst romantischen Pfaden über fünf einander parallele Bergketten nach Rowandúz. Die kleine ehemalige Kurdenfeste Dêr (11 h 10 bis 1 h 17) 2½ Stunden hinter

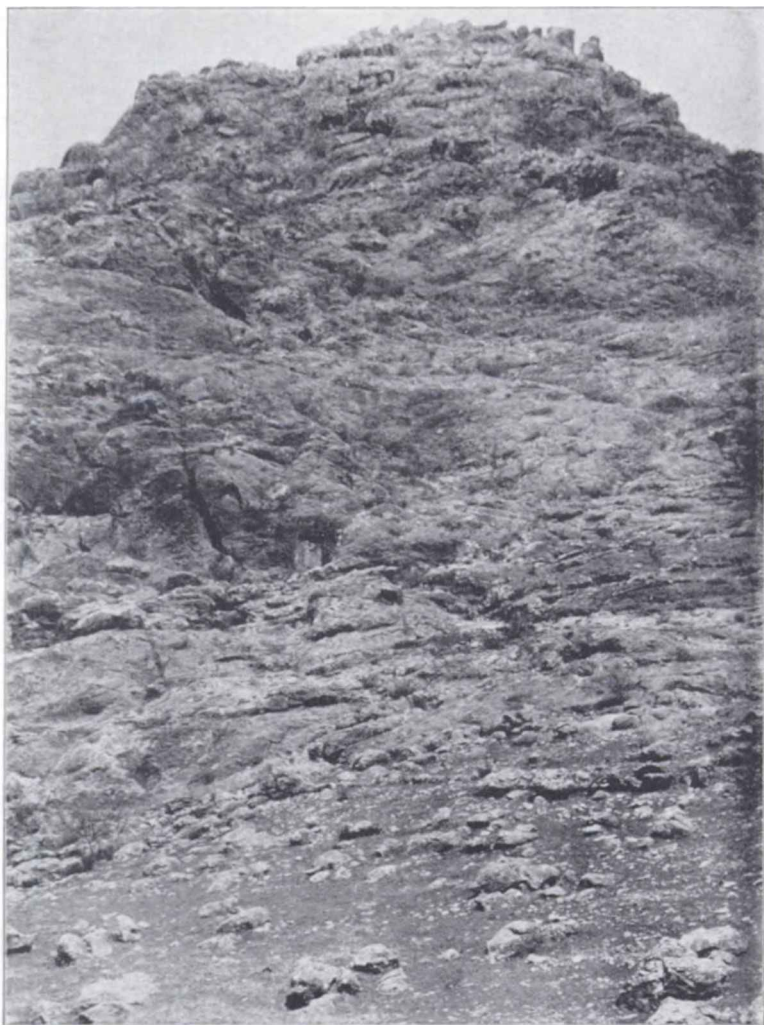


Felsentor (Eintritt in die zweite Bergkette zwischen Arbela und Rowandûz).  
Skizze.

Beherka ist auf einem künstlichen assyrischen Tell angelegt. Der dort wohnende Mudîr erquickte uns mit saurer Milch und Syrup, es gab auch „Sack-Sauermilch“ (Kisâ-Joghurt); das ist saure Milch die im Tuch geschwenkt und ausgedrückt und dadurch fester und zu „Dickmilch“ wird.

Das verfallene Syrer-Kloster Dêrâburuscha (3 h 1) liegt inmitten einer grasigen Senkung. Nachdem ein Fluß überschritten (3 h 30), geht es an seinem hohen rechten Ufer entlang, auf die eine längere Zeit sichtbare zweite Bergkette zu: drüben auf dem sanften linken Ufer am Berghange schönste Alpenwiesen.

Der Eintritt in die zweite, schon lange sichtbare Bergkette erfolgt 4 h 3 durch eine mächtige Porta Westfalica: beiderseits total verworfener Kalkstein, vergilbt, mit grauer Oberfläche und wie in regelmäßige Platten zersprungen. Links läuft unmittelbar (60 Schritt) vor dem Eingang in diesen Engpaß, eine der linken Felslinie parallele Vormauer. All dies völlig natürlich, aber im ersten Moment künstlich anmutend, als sei es zur Verteidigung



**Die Nische mit der Skulptur am Felsen von Herfr-Batas.**  
(Etwas links unterhalb der Mitte des Bildes.)

angelegt; ganz der Eindruck, dem Xenophon beim Durchgang durch den Kentrites mit den Worten „wie mit der Hand gemacht“, „ὥστε χειροποίητος“ wiedergibt (Bd. I S. 353).

Gleich danach erweitert sich das Tal und nach Überschreitung der dritten Bergkette kommen wir 4 h 50 in dem Dorfe Babagigik oder Babadjidjik (680 m) an, wo wir viel Mohn in Blüte finden, während Bäume und Sträucher, vielfach mit Raupen besetzt, eben ihre Knospen öffnen. Wir ritten gerade in den wenig verlockenden Chan ein, als vom offenen Balkon der Moschee der blinde Mollah zum Gebete rief. Das Dorf liegt am Hange einer Hügelkette, die der vierten von uns nunmehr zu überschreitenden Bergkette, dem Kara-dagh, vorgelagert ist.

Das mir ständig obliegende Geschäft des Weckens besorgte ich am Mittwoch den 5. April, um 4 Uhr. Das ausnahmsweise erst dann herausgelegte Minimalthermometer zeigt für die Morgenstunden den hohen Betrag von 10½ Grad. Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß die Pferde gefüttert worden, legte ich mich, da ich in der zweiten Hälfte der Nacht schlecht geschlafen hatte, noch auf kurze Zeit nieder, aber nur auf den Boden, damit Kasten und Bett (oben S. 102) zum Aufladen bereit wären.

Wir ersteigen (ab 7 h 4) die Vorberge und sehen unter uns eine Ebene, jenseits deren sich ein höchst charakteristischer Paß öffnet, aus dem der Kara-tschai hervortritt. Auf unerfreulich steinigem Weg begeben wir uns zunächst in die Ebene hinab, um dann am Hang des Kara-dagh bis zu dem Passe entlang zu reiten, von dem sich beiderseits endlose Bergketten hinwegziehen, und auf denen das Grün der Matten, die eben hervorsprossenden zarten Blätter der Bäume und das glitzernde Wässerchen Auge und Herz erfreuen. Das Gelände jenseits der so passierten Bergkette ist weniger eine Ebene oder Talsohle als ein hügeliges Plateau, das sich zwischen der 4. und der 5. Bergkette hinzieht.

Wir erreichen zunächst 9 h 12 das Dorf Almanah und dann in östlicher Richtung weiterreitend das Dorf Batas, gelegen im Gaue Herîr. Das hügelige Tal des Kara-tschai erweitert sich infolge gegenseitiger Ausbuchtung der 4. und 5. Kette so, daß schließlich ein fruchtbarer Gau mit reichlichen Ackerfeldern entsteht, der sich 12—15 km weit nach Südosten erstreckt. Die Gegend mutet etwa an wie die von Salmas (Bd. I S. 319). Und es bestehen denn auch die gleichen absonderlichen Verhältnisse betreffs der geographischen Bezeichnung. Der Gau heißt Herîr, und es scheint auch ein Dorf dieses Namens zu geben; aber auch die übrigen Ortschaften werden, außer an Ort und Stelle selbst, meist als Herîr bezeichnet.





**Die Skulptur von Herir-Batas.**



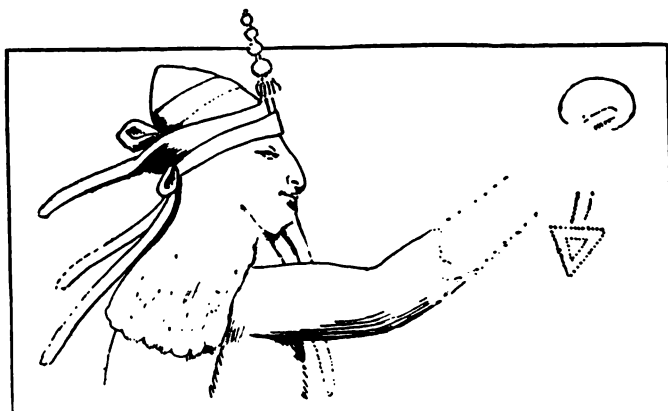
Vom Tell ging es zum Dorf Batas (660 m), an einem Bache gelegen, in dem eine Menge Kinder vergnüglich baden. Und dann fanden wir  $1\frac{1}{2}$  Werst vom Dorfe entfernt in einer hohen Hügelskette das ‚Surat‘, das Bildwerk, eingegraben, von dem wir verschiedentlich hatten sprechen hören, und das sich als einer der interessantesten unter all unseren Funden erweisen sollte. Seine Lage in dem Massiv des Hügels, veranschaulicht die Abb. S. 276.

Die mehrfach umrahmte Nische erinnert zunächst an chaldische Arbeit. Die Skulptur selbst aber widerstreitet dem. Denn die dort in  $1\frac{1}{2}$ -facher Lebensgröße dargestellte Gestalt eines Mannes weicht in Kleidung und Haltung von allem ab, was



Die Skulptur von Herir-Batas.

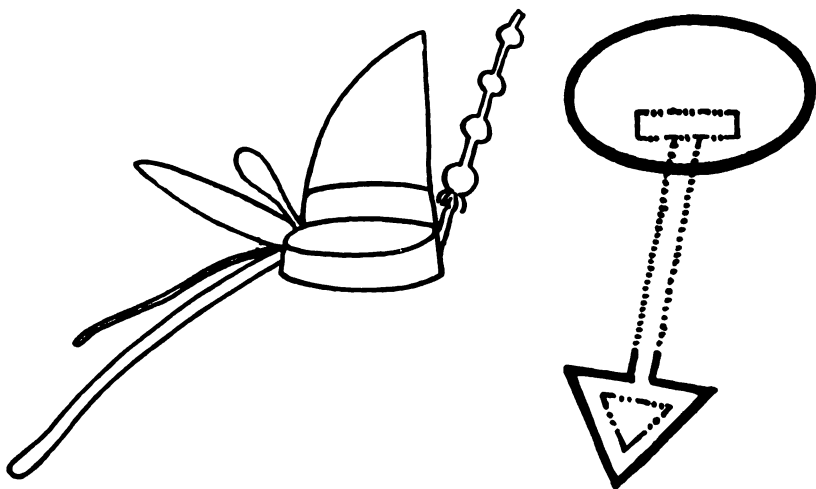
uns in Armenien begegnet war. Um so wichtiger erschien die Gewinnung möglichst genauer photographischer Aufnahmen. Das war aber leichter gesagt als getan, denn es war eigentlich gar kein Standort zu finden, der nah und doch weit genug zurück lag, um die Nische aufzunehmen, und was die Aufnahme von der Talsohle aus höchstens leisten könnte, zeigt die obige Abbildung (S. 276).



Oberteil der Skulptur von Herfr-Batas (Skizze).

Es ist mir aber dann doch gelungen, während dieses Aufenthalts und eines zweiten Besuchs auf der Rückreise, eine Anzahl befriedigender Aufnahmen herzustellen, von denen zwei hier wiedergegeben werden (S. 278/9). Außerdem nahm ich genaue Messungen sämtlicher Dimensionen und aller Einzelheiten vor, von denen ich hier nur wenige anführe. Die innere Nische bildet ein Rechteck 2,56 m hoch, 1,56 m breit; die Hauptnische (2,56 m hoch) und die sie umrahmende Vornische (3,026 m hoch) sind Trapeze (Breite unten 2,06 und 2,36). Höhe der Gestalt von der Spitze der Kopfbedeckung bis zur Sohle: 2,55 m.

Mit alledem ist es aber noch nicht getan; denn die Einzelheiten der Kopfbedeckung und eines Gegenstandes (Schrift-Zeichens?), auf den der rechtsgewandte Mann hinweist, konnten, da sie stark verwittert waren, in der Photographie unmöglich deutlich hervortreten. So habe ich sie denn an Ort und Stelle bei beiden Besuchen (beim ersten Mal gegen den Widerspruch meines Reisegefährten, dem das zu lange dauern wollte) genau studiert, und zu wiederholten Malen in mein Notizbuch eingetragen; die Ergebnisse sind zunächst in der beifolgenden Gesamtskizze des Oberteils wiedergegeben, die Lucy du Bois-Reymond danach gemacht hat. Man sieht zunächst die Einzelheiten der Kopfbedeckung — die Gesichtszüge sind dabei natürlich Nebensache — besonders den merkwürdigen, über die innere Nische hinausgehenden Schmuck mit den vier sich verjüngenden Kugeln (?) und den Fransen unten, der auch auf der Photographie (S. 279) in schwachen Spuren erkennbar ist. Die Möglichkeit, daß es sich um einen, in der linken Hand getragenen Gegenstand handle, dessen Spitze links neben dem Kopfe hervor-



Skulptur von Herlr: Kopfbedeckung.

Skulptur von Herlr: Das Zeichen.

trete, habe ich an Ort und Stelle erwogen, aber dem Befunde nach verworfen. Sodann das Zeichen, auf das der rechte, am Ende leider verwitterte, Arm hinweist. Absolut sicher ist das Oval; auch das Dreieck, wenigstens die äußere Umrahmung, ist klar, und hätte (auf S. 280) unpunktiert wiedergegeben werden können, ebenso die parallelen Linienansätze, die mir als Ende eines, das Oval mit dem Dreieck verknüpfenden Verbindungsstriches erschienen. Die Frage, ob es sich um ein Zeichen handelt, auf das die Gestalt weist oder um einen Gegenstand, den sie in der Hand hält, läßt sich, wie so oft selbst bei besser erhaltenen Skulpturen, nicht sicher entscheiden. Im unteren Teile des Ovals ist eine Linie zu bemerken, die, wenn sie zum Zeichen gehörte, dessen Ergänzung vervollständigen würde. Diese schräge Linie könnte allenfalls zum Zeigefinger gehören, doch ist dies nicht wahrscheinlich. Kopfbedeckung und Zeichen sind außerdem noch nach der bestgelungenen meiner Einzelskizzen gesondert beigelegt.

Alles in allem erinnern der Stil der Darstellung und die Tracht am nächsten an die hetitischen Felsskulpturen. Von ihnen erscheinen auch mehrere, so unter anderem die in der Nähe des alten Magnesia am Sipylus gelegenen, die im Altertum fälschlich als Niobe und als Sesostriß bezeichnet wurden, in der Form von Nischen, die freilich weit weniger regelmäßig geformt sind. Das Zeichen, so weit es erkennbar ist, stimmt freilich, so weit ich sehe, nicht mit einer der bekannten hetitischen Hieroglyphen überein. Näheres in den Anmerkungen.

Es ist dies ja nicht der einzige Fall, wo Kleinasiatisches im Osten, jenseits Armenien, erscheint. Der Felsentempel von Fachrîqâh gibt ähnliche Fragen auf (Bd. I S. 224ff.). Wir kommen darauf zurück.

Immerhin wird man im Auge zu behalten haben, daß dem dieser Skulptur gegenüber liegenden Tell eine besondere Bedeutung zukommt, weil er, wie sich zeigen wird, zusammen mit dem von Dêr (S. 302) die letzten vorgeschobenen Posten der Assyrer gegenüber dem Gebiet von Chaldia und Mußafir bezeichnet. Sie liegen nämlich unmittelbar vor einer natürlichen Grenzscheide, dem nach Rowandûz durch unsere fünfte Bergkette führenden, für eine Heeresmacht völlig unpassierbaren Engpaß, den wir am übernächsten Tage kennen lernen sollten.

Der Tell selbst, südöstlich vom Surat gelegen, ist besonders wohl erhalten. Er macht einen stattlichen und trotzigem Eindruck. Ich erkletterte ihn auf der äußerst steilen und glatten, mit Gras bewachsenen SO-Seite. Die außerordentliche Steile (70—75 Grad) und Höhe (15—20 m) ist auch nach NW und W dieselbe. Ringsherum läuft ein Wall aus Stein und auch die oberste Schicht des Tells besteht nicht wie sonst aus Ziegeln, sondern aus Hausteinen. Die Oberfläche bildet ein Quadrat von ca. 90 m Seitenlänge mit abgerundeten Ecken; sie ist keine horizontale Ebene, sondern ein abgeschrägtes Plateau, und zwar erfolgt die Abdachung nach O und NO zu, d. h. nach den Bergen, die höchstens 2 km entfernt liegen. Hier war also die Böschung niedriger, und wohl auch etwas minder steil. Jetzt zeigen sich außerdem verschiedene Senkungen und in der Mitte ein Einsturz von ca. 30 cm Tiefe. Ziegelbruchstückem mit Asphalt und bearbeitete Steinstücke liegen umher.

Der heutige Tag führte uns (ab Batas 3 h 10) bereits durch die der fünften Kette vorgelagerten Hügel und Schluchten nach Kaniotman (an 6 h 9), das auf einer erhöhten Ebene gelegen ist, die im Osten von den Bergen der fünften Kette überragt wird, vor allem dem Koräk, mit seinem Massiv und der charakteristischen Einsattelung. Der steinige Weg ging schließlich ziemlich eben unter ergrünenden Bäumen, aus denen entzückender Vogelsang ertönte, hindurch, an einem starken Quellfluß des Zab, entlang, der später in den Rowandûz-tschai mündet. Das beste Quartier in Kaniotman (930 m) war von einem türkischen Leutnant, der mit seiner Gemahlin und seinen Kindern einem neuen Bestimmungsort zustrebte, besetzt. Wir waren ihnen und ihrer Sänfte, die die Kinder trug, schon tags zuvor begegnet.

Unvergessliche Eindrücke sollte uns der folgende Tag bringen, an dem wir durch ein abgeschlossenes Gebirgstal von unvergleichlicher Wildheit und Großartigkeit und sodann über einen schwierigen, steinigen Paß die fünfte Bergkette überschreitend, nach Rowandûz gelangten.

Dem erwähnten Quellflusse des Zab folgend, gelangten wir etwa 4½ km von Kaniotman entfernt an eine riesige, nur 20—22 m breite Felsenspalte mit fast senkrechten Felswänden, die bis zu einer Höhe von fast 500 m aufsteigen. Auf beiden Seiten dieser Spalte, dem einzig möglichen Zugang nach Rowandûz von Westen her, sind auf isolierten, anscheinend kaum erklimmbaren Felsenklippen steinerne Burgställe chaldischer Art errichtet, die die Straße völlig beherrschen und sperren. Dieses Felsentor führt uns in eine Talschlucht, deren großartige Wildheit teils an die Darialschlucht (Bd. I S. 50), teils an den Deringela-tschai erinnert. Eine mächtige Bergwand, die in ihren Abstufungen an den Zerela-dagh (S. 84) unweit Schatach gemahnt, bildet eine Art Talschluß (vgl. Bd. I S. 255). Hier biegt der Fluß nach links (NO) um, an der schroffen Wand dieses Felsens entlang, so daß dahinter gleichsam ein neues, in östlicher Richtung verlaufendes Tal entsteht. Statt dem Flusse hier zu folgen, steigen wir auf gestuftem und zum Teil gepflastertem Wege bergauf. Wir schneiden so die durch die Wand gebildete Ecke ab (10 h 53 bis 11 h 26) und nun geht es weiter ungeheuer steil in Windungen hinauf auf demselben schmalen Wege, immer wieder mit den wundervollsten Blicken in die Tiefe und auf die umgebenden Berge. Die Anlage dieses Bergpfades, die dem einstigen Emir von Rowandûz Kor Mohamed Pascha (S. 287) zu danken ist, muß ein gewaltiges Stück Arbeit gewesen sein. Um 12 h 20 erreichen wir die Höhe (980 m, etwa 400 m über der Talsohle) und beginnen den Abstieg, der, da er außerordentlich steinig und schlüpfrig ist, und zuletzt, bei schwül stechender Sonne, über glatte Schieferwände führt, vielfach zu Fuße zurückgelegt werden muß. Unser Weg führt 2 h 22 in etwa 150 m Entfernung an einer links von uns, also im Norden, belegenen, grauen Schieferwand vorbei, in der sich ein Durchbruch von ähnlicher Form wie das Felsentor, das wir passiert haben, befindet; es läßt sich erkennen, daß diesseits einstmals ein See gewesen ist, der dann dem Zab zu durch den Tonschiefer in dieser Weise hindurch gebrochen ist. Nicht lange danach, 3 h 10, und wir befinden uns am Anfange von Rowandûz, wo wir an Gärten mit blühenden Bäumen vorbeireiten und Mädchen begegnen, die Gold- und Silbermünzen — oft dicht gedrängt, so daß sie eine Kappe bilden — als Kopfschmuck tragen.

Dieser Weg nach Rowandûz war nicht nur einer der schönsten, sondern auch einer der lehrreichsten Reisemärsche. Bisher hatte man allgemein angenommen, daß man von Niniveh und Arbela her mit größeren Heeresmassen nach Rowandûz gelangen könnte, und hatte somit den von Uschnu nach Rowandûz führenden Kelischin-Paß als eine Verbindungsstraße vom Urmia-See nach Assyrien betrachtet. Wir waren jetzt eines Besseren belehrt. Es ist ganz

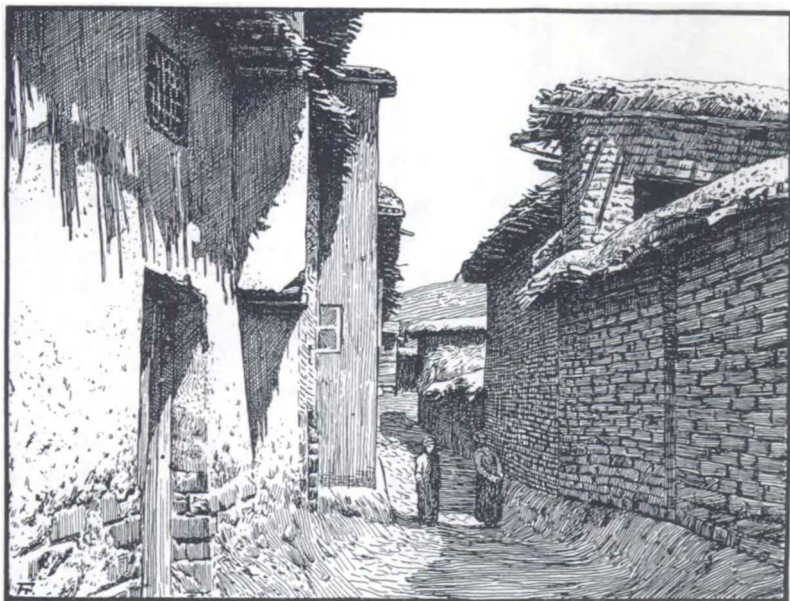
unmöglich, den Engpaß nach Rowandûz hin mit Heeresmassen zu überschreiten. Und damit ergibt sich eine für die Geschichte der chaldisch-assyrischen Beziehungen grundlegende Erkenntnis.

Der Kelischin-Paß bildet eine Verbindung zwischen Armenien; Route: Van—Baschkala—Dêr (Surb Bartolomeos)—Dizâ—Nêr—Rowandûz (vgl. S. 1f. und S. unten S. 307ff.) und dem Urmia-See, dagegen ist er als Verbindungsstraße von und nach Assyrien über Rowandûz nicht, auf anderem Wege nur mittelbar verwertbar. So ist es nicht zu verwundern, daß das Gebiet westlich des Kelischin-Passes—die Landschaft Mußaßîr (Bd. I S. 246, unt. Kap. 27) im weiteren Sinne —, trotz seiner Entfernung von Van und seiner nahen Nachbarschaft zu Assyrien, von Chaldern besetzt und besiedelt wurde und unter chaldischer Oberherrschaft stand. Die natürliche Grenze zwischen chaldischem und assyrischem Herrschaftsgebiet bildet jenes Felsentor, das wir vor Rowandûz passierten. Die Assyrer schlugen, wenn sie an den Urmia-See gelangen wollten, den von Arbela direkt nach Osten, nach Choi-Sandjak über Derben-Gomespan führenden Weg ein, und gelangten von dort, den Kurd-dagh-Paß (Bd. I S. 234) überschreitend, auf verhältnismäßig leichtem Wege nach Sautschbulaq und an den See.

Und so ist es von besonderer Bedeutung, daß diese Enge auf alle Fälle chaldischerseits durch jene Wachttürme geschützt ist, während die letzten assyrischen Sperrfortstore bei Dêr und Herîr-Batas zu finden sind, d. h. die Assyrer sind zwar bis über die vierte der dem Gebiet von Rowandûz westlich vorgelagerten Bergketten vorgedrungen. Die fünfte aber blieb für sie unpassierbar (S. 310).

An den Urmia-See kann man von Armenien aus noch auf der Route 1) Van—Baschkala—Dêr—Salmas usw., wie wir sie in umgekehrter Richtung zurückgelegt hatten, oder 2) Van—Ertscheksee—Serai—Salachanâ—Kotur—Choi oder 3) noch nördlicher Bajazed—Choi—Salmas gelangen. Wem aber diese Straßen nicht zur Verfügung stehen, für den ist der Urmia-See erst von Süden her zu erreichen: von Babylonien her auf den Routen Babylon—Bagdad—Suleimanijeh—Kurd-dagh—Sautschbulaq (Bd. I S. 243) oder Suleimanijeh—Bane-Paß—Sakyz, von Assyrien her auf der vorerwähnten Route Erbil—Choi-Sandjak—Kurd-dagh—Serdascht—Sautschbulaq. Mit anderen Worten: das Ostufer des Urmia-Sees liegt mehr im chaldischen als im assyrischen Herrschaftsbereich.

Bei den Bewohnern von Kaniotman machte sich eine starke Neigung zum Lispeln bemerkbar; sie konnten z. B. das Wort für Fluß und Tee „tschai“ nicht aussprechen, sondern sagten tsai. Ebenso sagten sie für dj, z. B. in Fâradj, dz. Das erinnert an die Angabe Assurnaßirabals III., daß die Leute von Sipirmina wie Weiber „lispeln“. Sipirmina haben wir nun, wie

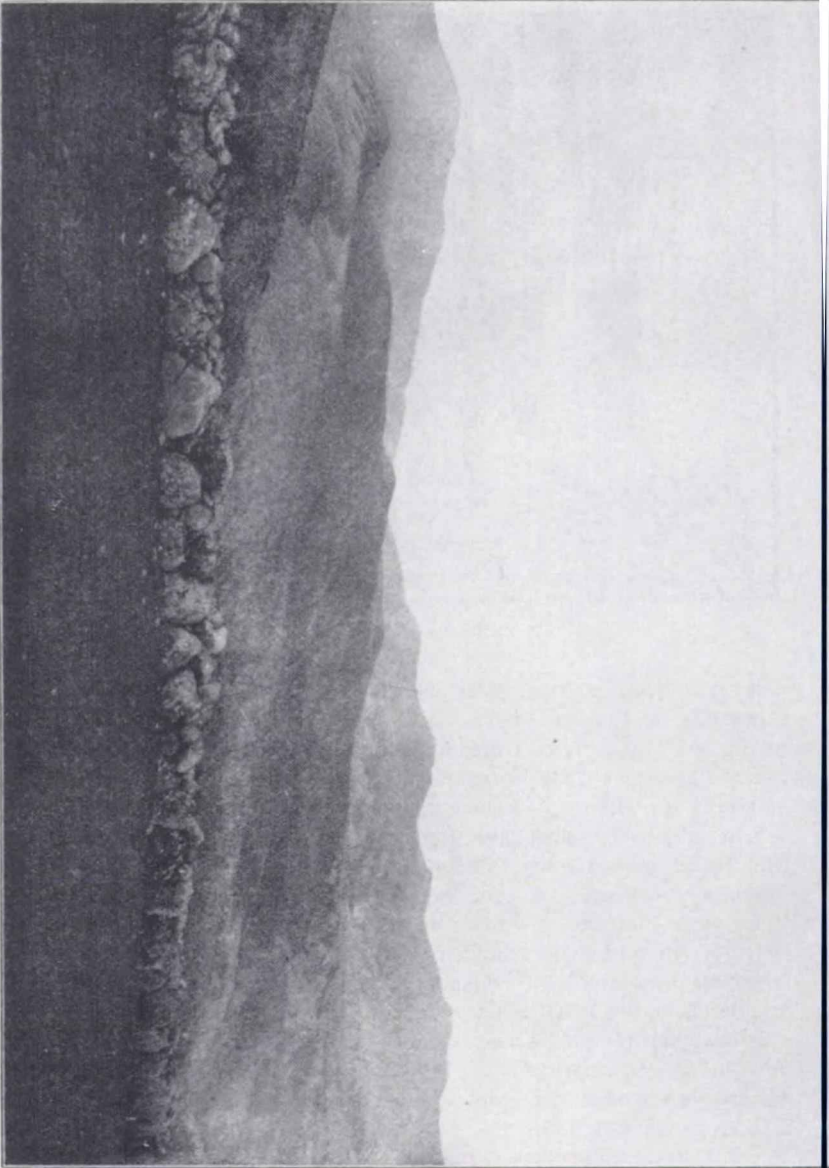


Straße in Rowandûz.

sich zeigen wird, nach den Angaben des assyrischen Königs etwa zwischen Rowandûz im Norden, Choi-Sandjak und der Ebene von Erbil im Süden zu suchen. Aus dieser Gegend stammten auch die uns seit Mosul unter Riza Effendi's (S. 254) Kommando eskortierenden zwölf Angehörigen der „Maultier-Kavallerie“, — einer regulären Truppe in malerischer kurdischer Tracht, die sich selbst als „Bergsoldaten“ (dagh-askeri) bezeichneten. Nun ist es eine ständige Erfahrung, daß derartige Eigentümlichkeiten der Aussprache sich erhalten, auch wenn die Sprachen vielfach wechseln. So ist es von großem Interesse, daß noch heute der ganzen Bevölkerung gerade dieses Gebietes ein solcher Sprachfehler eigen ist. Teils beobachten wir ihn auch ferner an der seßhaften Bevölkerung, teils erwies sich, daß die Lispler unter unseren Soldaten in Ortschaften des genannten Gebietes zu Hause waren.

Rowandûz (690 m) ist hauptsächlich von Kurden bewohnt, denen Armenier und Juden beigemischt sind. Die Stadt erhebt sich in mehreren Staffeln am Berghange über dem hier in einer Schlucht dahinströmenden großen Zab (Rowandûz-tschai).

Daß in diesen vielfach zwischen Persien und der Türkei strittigen Grenzgebieten mit ihrer Abgeschlossenheit und Unwirtlichkeit mehrfach Ansätze



Landschaft unmittelbar vor Rowandz.



zur Begründung kurdischer Sonderherrschaften vorgekommen sind, wurde bereits früher betont. Wir haben (Bd. I S. 292) den zeitweiligen kurdischen Gebieter von Urmia aus der Landschaft um Urmia, Ubaidullah kennen gelernt. Hier in Rowandûz begrüßte uns Jahja-Beg, der Sohn Sulaiman-Begs, ein Neffe des berühmten Räubers und Kurdenchefs, Kor Mohammed Pascha (S. 283). Den Beinamen „Kor“, der Blinde, hatte dieser, weil er einen Nebel auf dem einen Auge hatte. Er hatte seiner Zeit die „Herrschaft“ dadurch erlangt, daß er seinen Vater absetzte, mit der Begründung: „Du bist ein Mollah, du kannst nicht regieren.“ Als er der türkischen Regierung trotz ihrer ständigen Nachsicht kurdischer Unbotmäßigkeit gegenüber zu mächtig geworden war, hatte man ihn vor „50 Jahren“ mit Gewalt nach Konstantinopel gebracht und dort getötet. Sein Neffe Jahja-Beg weiß von einem „Surat“, einem Bildwerk, zu erzählen: 7 Stunden von Rowandûz, auf einem Steine, unter dem (wie immer) ein Schatz vergraben liege. Diesen Schatz soll Juamir, der berühmte Räuber vom Stamme der Hamawand-Kurden, gefunden haben.

Die Hamawand waren, wie Nolde des näheren berichtet, im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts aus Persien herübergekommen und hatten sich in der Gegend von Suleimanijeh angesiedelt. Als sogar die türkische Post von Bagdad nach Mosul vor ihnen nicht mehr Ruhe hatte, wurde türkischerseits ein förmlicher Kriegszug gegen sie eröffnet, die unter Juamir aufs tapferste Widerstand leisteten. Als sie schließlich unterlagen, floh Juamir nach Teheran, wo er mehrere Jahre lang den persischen Schutz genoß, bis er, als die türkischen Reklamationen nicht aufhören wollten, zwar nicht ausgeliefert, wohl aber bei einer Zusammenkunft im Zelte des persischen Thronfolgers (Şill-es-Sultân) zwischen diesem und einem türkischen Truppenkommandeur, Mohammed Pascha, ermordet wurde.

Nachdem wir am nächsten Tage (Freitag den 7. April) Abrahamoff nach Sidekân vorausgesandt hatten, verließen wir Rowandûz (2 h 10 p. m.). In der malerischen Stadt begegneten uns wieder auffallend schöne Frauen mit dem schon geschilderten Kopfschmuck und einem Nasenschmuck besonderer Art, sowie u. a. ein ganz blondhaariges Kind.

Nachdem wir zu Beginn des Weges ein Zuflüßchen des Zab überschritten hatten, passierten wir eine geländerlose Brücke, die hoch über den Zab, der sich in tiefer Schlucht windet, hinüberführt. Von drüben bietet sich ein herrlicher Rückblick auf die malerisch gelegene Stadt. Rechts vor uns liegen (2 h 42) auf 60 m hohem Hügel die Ruinen der Burg, von der aus Kor Mohammed Pascha die Gegend beherrscht und unsicher gemacht hat. Nun zeitweilig in nördlicher Richtung über eine Höhe auf eine herrlich weite Bergwiese. Rechts von Rowandûz aus ein großer Seitentalschluß mit zurzeit schneebedeckten Bergen, geradeaus, in südwestlicher Richtung, ein Tal-

schluß, der den Eingang in die neuen Bergketten bildet. Bald begegnen wir dem Agha der Harki (sprich Härkji, beinahe Härtschi)-Kurden in Begleitung vieler Fußsoldaten vom Bataillon Rowandüz. Von diesem Bataillon begleitet uns von Rowandüz aus außer unserer berittenen Eskorte neun Fußsoldaten unter Führung eines Basch-tschaosch und eines Tschaosch (oben S. 48). Das Wort Tschaosch aber bringen wieder mehrere von unseren aus der Gegend von Erbil stammenden Kavalleristen nicht heraus, es wird Tsaos daraus.

In dem Dorfe Badelian (Badleian), 4 h 23, wo mir eine Frau mit dunklem Haar, aber blauen Augen auffällt, hätten wir nicht zu übernachten brauchen, wären wir nicht, nachdem wir es hinter uns gelassen hatten, vollständig in die Irre gegangen. Wir passierten fälschlich und mit ziemlichen Schwierigkeiten einen recht stattlichen Fluß — einen Quellarm des Zab — und sahen uns zur Rückkehr gezwungen. Das Dorf liegt innerhalb der Vorhügel zu der schneebedeckten Hauptkette, die uns von Sidekân trennt.

Um den Zeitverlust einzubringen, stehe ich um 2 Uhr nachts auf (Sonabend, den 8. April) und fange zu wecken an. Über den dunklen Bergen im Osten und Süden, die noch näher erscheinen, als sie tatsächlich sind, wölbt sich ein herrlich klarer Sternhimmel; aber auf Mondschein ist, wie mir allmählich klar wird, nicht zu rechnen. Wir stehen ganz nah am Neumond; wir hatten ganz unbeachtet gelassen, daß am vorigen Sonntag Ostern gewesen. Also mit einem Nachtmarsche war es nichts.

Immerhin setzten wir uns bereits um 6 Uhr in Bewegung. Von dem Paß über die erste Bergkette eröffnet sich ein neuer Blick auf die riesige Bergkette, eben die, durch die der Kelischin-Paß führt. Ein Flößchen Schiokör wird passiert (10 h 9), das Dorf Kazak (10 h 35, 1170 m) wird von Ch(w)adzä-Kurden bewohnt, denen vor 8 Monaten die Härkji-Kurden von Rowandüz all ihre Habe geraubt haben. Um 1 h 1 treffen wir in Sidekân, unserem vermeintlichen Ziele, ein, einem von einer alten Feste malerisch überragten, am rechten Ufer des Sidekân-tschai in einem Talkessel belegenden, an blühenden Obstbäumen reichen und stattlichen Dorfe. Hier erreicht uns ein Brief von Abrahamoff, der uns mitteilt, die richtige Station für die Stele sei das Dorf Topzauä, wo wir bei Hassan Agha unterkommen würden.

So reiten wir weiter (1 h 18) an der Vereinigung zweier Quellflüsse des Sidekân-tschai, nämlich des Topzauä-tschai und des Borä-tschai, vorbei und treffen auf einem Wege, der mir besonders wohl vertraut werden sollte, um 1 h 40 an der ersehnten Stele ein.



## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

### Die Stele von Topzauä.

Entdeckungsgeschichte der Stele. — Ihre Bezeichnung als Kel-i-gaur, „graue Stele“. — Chaldischer und assyrischer Text. — Schwierigkeiten des Abklatschens und der Entzifferung. — Aufstellung der Stele an einer alten chaldischen Kriegstraße. — Deren Verlauf. — Landschaftliche Umgebung der Stele. — Urzana von Mußaßir und Rusas I. im Kampfe mit Sargon II. von Assyrien. — Erfolge Rusas' I. im Jahre 715 v. Chr. — Die Stätte des alten Mußaßir der Stele gegenüber. — Sargon II. überfällt Mußaßir 714 nach seinem Siege über Rusas I. in der Nachbarschaft des Mannäerlands und seinem Einfall in Urartu. — Seine Route. — Uaisi nicht Bitlis, sondern Baschkala. — Siegel und Brief Urzana's. — Lage und Ausdehnung des Landes Mußaßir. — Die Stele wie der Kelischin eine assyrisch-chaldische Bilinguis. — Linguistische und historische Bedeutung dieser Tatsache. — Der Kelischin und seine historische Bedeutung. — Teilung der Expedition in Badleian.

So waren wir nach mehr als einem halben Jahre und auf einem Umwege von etwa 2000 km an der Stätte angelangt, die kaum eine halbe Tagesreise vom Kelischin-Paß gelegen, doch damals, im September des vorigen Jahres, wegen der an der Grenze herrschenden Zustände für uns vollkommen unerreichbar gewesen war.

Die Annahme, daß die an der Peripherie des chaldischen Reiches aufgestellten Monumente ihrem Inhalte nach besonders wichtig wären, und auch weite Umwege und Ausbiegungen lohnten, hat sich hier wie an anderer Stelle als zutreffend erwiesen. Die Stele von Topzauä ist als eins der wichtigsten, ja man kann sagen als das wichtigste der von uns gefundenen Dokumente zu bezeichnen. Sie ergänzt, wie wir voraussahen, die Angaben der Kelischin-Stele in verschiedenen Richtungen und hat mit ihr gewisse bedeutsame Eigentümlichkeiten gemeinsam.

Aber damit war ihre Bedeutung, wie wir zu unserer Freude erkennen mußten, nicht entfernt erschöpft. Gleich beim ersten Blick auf die vierseitig beschriebene, aber verstümmelte Stele (990m) erkannte ich auf der verhältnis-

mäßig am besten erhaltenen, dem Ankommenden zugewandten Westseite, den Namen des Urzana, des Fürsten von Mußabir, der mit Rusas von Chaldia gegen Sargon II. gekämpft hatte. Die Stele konnte also nicht, wie man nach den letzten Nachrichten (s. S. 291) annehmen mußte, von Argistis I. herrühren, während andererseits der schon aus der Kelischin-Stele gezogene Schluß, daß das mehrfach in ihr genannte Land Mußabir in ihrer Nachbarschaft gelegen sein müsse, nun, wo auch die benachbarte Stele sich mit Angelegenheiten von Mußabir befaßte, gesichert erschien. Die stark verwitterte Stele wird von den Kurden passenderweise als graue Stele, Kel-i-gaur, im Vergleich zur grünen oder „blauen“ Stele Kel-ä-schîn (Bd. I S. 256) bezeichnet. Im Munde der Kurden, so weit sie nicht, wie die Mehrzahl der Umwohner, zu den Liplern gehören, wird durch starke Mouillierung des k aus dem Worte „Pfeiler“ Kel ein Kjel und geradezu ein tschel, wir werden, wie beim Kelischin, die ursprüngliche Form beibehalten.

Die Entdeckungsgeschichte der Stele ist eng mit der des Kelischin verknüpft. H. Rawlinson gedenkt bei der Schilderung seines Kelischin-Besuches (Bd. I S. 243) einer ganz ähnlichen Stele, die in einer Entfernung von 5 Stunden sich auf der Höhe eines zweiten Bergzugs befinde, der die Stadt und den Bezirk von Sidek überrage, und die ebenfalls eine lange, weit besser erhaltene Keilinschrift trage.

Als der eigentliche erste Besucher hat H. Lobdell zu gelten. J. Perkins berichtete 1855 im Anschluß an seine Mitteilung über Chanykoffs beide Besuche der Kelischin-Stele (Bd. I S. 245): „Eine in jeder Hinsicht ähnliche Säule entdeckte vor einem Vierteljahre der Arzt der amerikanischen Mission, Dr. Henri Lobdell, bei Gelegenheit einer Besuchsreise zu uns, zwischen Ushnu und der berühmten kurdischen Stadt Rowandüz, etwa 5 (englische) Meilen, nicht weit von dem nestorianischen Dorfe Sidekân (vgl. ob. S. 244). „Sie steht ganz nah an der Straße unter einer Baumgruppe bei einem Begräbnisplatze. Man hat vermutet, die Säule von Kalliaschin bezeichne den Weg, welchen Alexander bei der Verfolgung des Darius einschlug; andere hielten sie für eine Grenzsäule zwischen Medien und Assyrien. Die Auffindung jener zweiten Säule, an einer für die Grenze eines Reiches durchaus unpassenden Lage, einige 30 englische Meilen abwärts von der Bergkette, auf deren Spitze die erstere steht, scheint wenigstens gegen die letzterwähnte Annahme zu streiten.“

Unsere Stele hat dann das Schicksal gehabt, mit der Kelischin-Stele verwechselt und gleichgesetzt zu werden. Als Scheil nach de Morgans Abklatschen die beiden Inschriften der Kelischin-Stele veröffentlichte, nahm er irrigerweise an, daß sie von der Stele von Sidekân herrührten — ein Irrtum, den ich erst durch genaue Erörterung der von dem Reisenden ge-

machten Angaben über die geographischen und topographischen Verhältnisse beseitigen konnte.

Im Jahre 1894 wurden dann Berichte in den Tageszeitungen veröffentlicht, wonach der spanische Forscher Ximenez nicht nur die Kelischin-Stele, sondern auch die von Sidekân besucht hätte. Nach seinen Abklatschen sollte auf ihr das Land Mußabîr genannt sein, was zutraf, und es hieß, daß die Stele Argistis I. zuzuschreiben sei, was falsch war. Über Ximenez' Ermittlungen war damals und auch bis jetzt, so viel ich weiß, nichts weiteres verlautet. So blieb die wissenschaftliche Erforschung der Stele unserer Expedition vorbehalten.

Die Arbeit erwies sich als außerordentlich schwierig und zeitraubend. Sonnabend, den 8. April in Topzauä eingetroffen, verließen wir Topzauä am Mittwoch den 19. April. Während dieser 12 Tage sind beide Expeditionsmitglieder unter besonders schwierigen Verhältnissen abwechselnd oder gemeinsam, so lange es hell war, überwiegend mit der einer Entzifferung gleichkommenden Kopie der auf alle vier Seiten verteilten Keilinschriften beschäftigt gewesen. Danach bin ich noch einmal allein am 20. April nach Topzauä zurückgekehrt und habe der Entzifferungsarbeit noch weitere drei Tage gewidmet.

Daß wir in diesem verrufensten aller türkisch-persischen Grenzgebiete uns der Arbeit der Entzifferung in aller Ruhe widmen konnten, war zunächst unserer starken Militäreskorte, 13 Kavalleristen, 9 Infanteristen, zu denen noch mehrere Zaptiehs aus Rowandûz kamen, zu verdanken. Dazu kam aber noch, daß in dem benachbarten Dorf Sidekân zu der Zeit ein 70 Mann starker Trupp von Soldaten im Quartier lag, die die Schafsteuer von den widerspenstigen Kurden eintreiben sollten.

Die Stele steht unmittelbar auf einem Stück des von Sidekân herbeiführenden Weges, das, wie sich zeigen wird, zu einer alten, von den Chaldern angelegten Heerstraße gehört. Die Straße erfährt hier eine Erweiterung bis zu 6 m. Es entsteht dadurch eine Art Plateau, in dessen Mitte die Stele aufgestellt ist, und das derart angelegt ist, daß man um die Stele herum bequem mit einem Wagen fahren kann. Es sollten also alle vier Inschriften der Stele dem Beschauer bequem zugänglich gemacht werden.

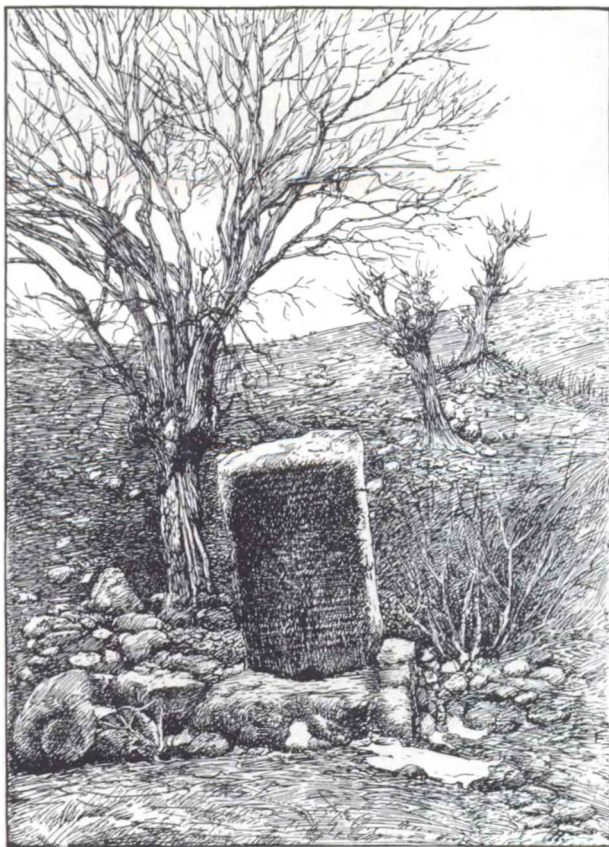
Es ergab sich sogleich, daß wir es wie bei der Kelischin-Stele mit einem chaldischen und assyrischen Texte zu tun hatten. Die Stele ist genau nach der Sonne orientiert und zwar so, daß zur Mittagszeit der Schatten der Stele die genaue Verlängerung ihrer nördlichen Schmalseite bildet. Die nach Westen blickende Breitseite trägt die assyrische, die östliche die chaldische Hauptinschrift, die südliche Schmalseite die assyrische, die nördliche die chaldische Fluchformel.

Die Stele steht zwischen Sidekân und Topzauä, aber näher an letzterem Dorfe (von diesem ca. 1 ½, von Sidekân ca. 2 ½ km entfernt), außerdem kann man von ihr aus die 5—6 Häuser des Kurdendörfchens Topzauä (1000 m) erblicken, nicht aber Sidekân, das durch eine fast im rechten Winkel erfolgende Wegbiegung und dazwischenliegende Bergrücken dem Auge vollkommen entzogen wird. So ist „Stele von Topzauä“ die richtige Bezeichnung.

Die Stele ist, wiewohl sie sich noch heute in dem zu

ihr gehörigen Sockel an ihrem ursprünglichen Standort befindet, nicht vollständig, es fehlt der obere Teil. Und zwar ist sie unter

Anwendung großer Gewalt absichtlich verstümmelt worden. Man hat nach den Beobachtungen meines Reisegefährten zunächst mit großen schweren Spitzhämmern auf jeder Breitseite in ungefährr der gleichen Höhe je drei, auf jeder Schmalseite ein tiefes Loch geschlagen, was wahrscheinlich erfolgte, ohne die Stele aus ihrem Sockel



Die Stele von Topzauä.  
Östliche Breitseite mit der chaldäischen Inschrift.

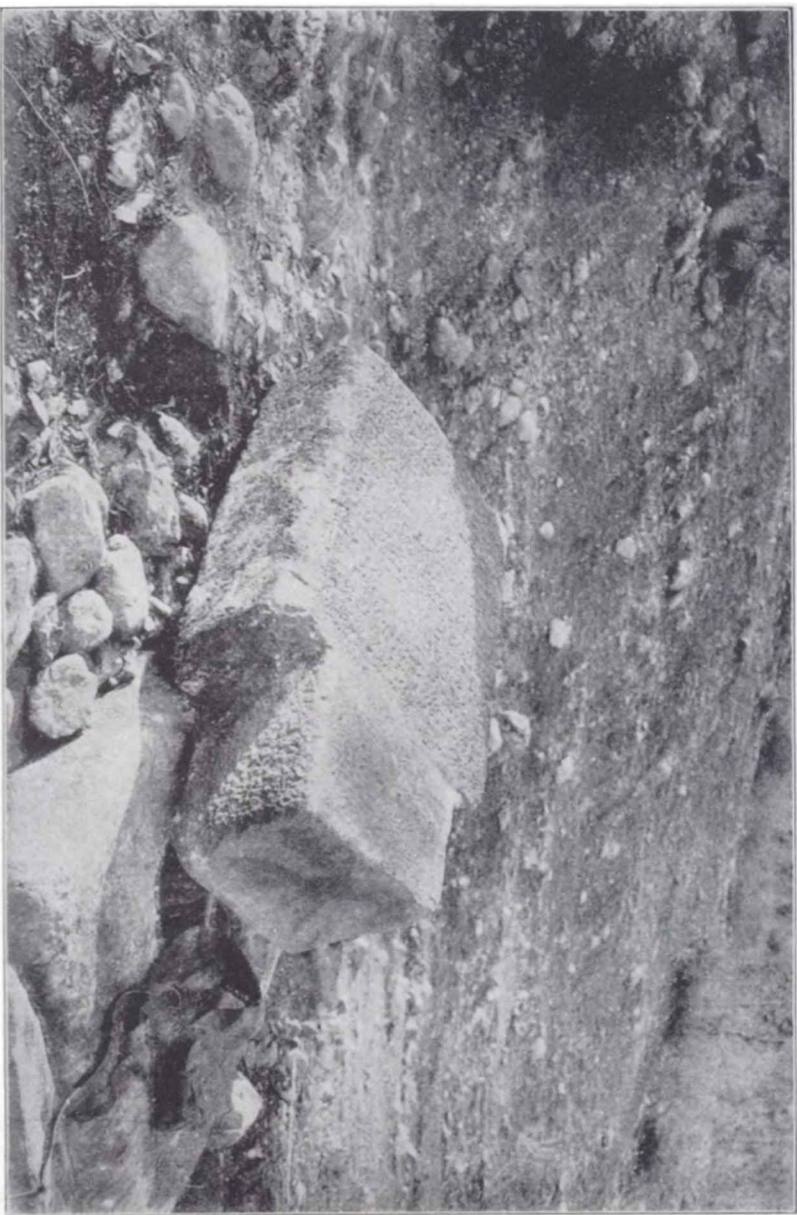
herauszuheben. Das Kopfstück der so geschwächten Steinsäule alsdann abzuschlagen war eine Kleinigkeit. Man sieht noch deutlich überall die Reste der eingehauenen, tiefen, konischen Löcher.

Und das ist nicht etwa in neuerer Zeit geschehen, sondern, was von besonderer Wichtigkeit, vor unvordenklichen Zeiten: „wenn man nämlich eine Steinsäule, die wie der Kel-i-gaur aus härtestem Gestein hergestellt ist, zerbricht, so erhält man sehr scharfe Bruchränder, deren Schärfe sich auf lange Zeit hinaus unverändert erhält, sicher viele Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte lang. So zeigt die Rusas-Stele, deren Kopfstück vor unbekannten Jahrzehnten abgeschlagen worden war (oben S. 42), noch heute haarscharfe Ränder.“ Das Gleiche gilt von der Stele von Sarykamysch im Museum zu Tiflis, die bis in die 90er Jahre hinein im Freien ohne jeden Schutz gegen Wind und Wetter aufgestellt war (Bd. I S. 58). Auch hier läßt sich nicht sagen, wann diese Stele zerbrochen worden ist. „Immerhin mag man annehmen, daß unter dem Einfluß von Wind und Wetter, Frost und Hitze derartige scharfe Bruchflächen hervorragend harter Gesteinsarten vielleicht nach einigen Jahrhunderten anfangen werden, das Scharfkantige allmählig zu verlieren, sich langsam, sehr langsam ein wenig abzurunden.“

Die Stele von Topzauä aber zeigt weder scharfe noch abgerundete, sondern überhaupt keine Kanten mehr, an ihrem Kopfende. Diese sind vollständig verschwunden und an ihre Stelle sind sanfte Rundungen getreten. Ein so weit gehender Abrundungsprozeß erfordert sicher Jahrtausende. Und die Frage wird uns zu beschäftigen haben, wer in alter Zeit ein Interesse an der Zerstörung des Denkmals gehabt haben kann. Die heutige kurdische Bevölkerung wäre, auch abgesehen von der eben gegebenen Zeitbestimmung, ausgeschlossen, denn sie achtet diese Schriftsteine als Talismane, die allein den Zugang zu den verborgenen Schätzen ermöglichen können, und schätzt denjenigen, der ihren Inhalt richtig lesen und verstehen kann, sehr hoch, was freilich sie nicht hindert, daß sie sie gelegentlich als Zielscheibe (s. o.) benutzen.

Mit der Verstümmelung der Stele waren die Zerstörer noch nicht zufrieden gestellt, sie richteten auch auf dem verbleibenden Teil des Monuments die nunmehrigen oberen Abschnitte jämmerlich zu, so daß große Teile entweder völlig verschwunden oder nur noch in den feinsten Spuren erhalten sind — eine Arbeit, zu der die heutigen Kurden wohl zu faul sein würden.

Doch war dies keineswegs die einzige Erschwerung der Entzifferung. Die erhaltenen Keilschriftzeichen waren größtenteils, wie es schien, mit Moos ausgefüllt, und gleichsam zugewachsen. Bei dem Versuch, dieses



Der Keligaur aus dem Sockel genommen am Boden liegend, das Einsatzstück auf dem Sockel ruhend.



hinwegzuräumen, ergab sich, daß die vegetabilische Masse nur die Oberfläche bildete, während die Zeichen tatsächlich durch Gips ausgefüllt waren, der von einem früheren Abgußversuch, wohl dem von Ximenez, herrühren mußte. Zur Lösung wurde nach meinem Vorschlage Salzwasser angewendet und die Stele gleich einem sorglich zu pflegenden Patienten mit heißen Umschlägen erfolgreich behandelt.

Während der Entzifferungsarbeit stellte es sich dann heraus, daß sehr oft die Beleuchtung für die Untersuchung, namentlich der zerstörten Stellen, außerordentlich ungünstig war. Wir machten dabei Erfahrungen ähnlich denen, wie sie sich mir nachmals an den Inschriften des Tigris-Tunnels ergaben (Bd. I S. 438, letzter Absatz). Auch an der Kelischin-Stele hatten wir beobachtet, daß die Ostseite nur bis gegen Mittag und von da ab erst die Westseite mit Erfolg gelesen werden kann. Zu anderen Zeiten verhindert der die Inschrift bedeckende Schatten jedes erfolgreiche Studium. Ein mehr zufälliger Umstand beseitigte beim Kel-i-gaur auch diese Störung. Beim Abklatschen der Stele wurde die folgende, von meinem Reisegefährten ausgebildete Methode angewendet. Nachdem das Papier auf der abzuklat-schenden Inschrift eingeschlagen worden ist, wird Gipsbrei auf die Papierfläche aufgestrichen, wodurch beim Trocknen die Schriftzeichen hart und für den Transport widerstandsfähig wurden. Die Stele stand (Abb. S. 292) nicht mehr senkrecht, sondern ziemlich stark vornüber geneigt, so daß das so beschwerte Papier auf der nach innen geneigten Fläche durchaus nicht haften wollte, sondern immer wieder herunter fiel. Da wir auf den Abklatsch unter keinen Umständen verzichten wollten, so blieb nichts übrig, als die Stele aus ihrem Sockel herauszuheben und umzulegen. Dabei ergab sich eine sehr günstige Beleuchtung für unsere Arbeit, die durch entsprechendes Wenden gegen das Sonnenlicht während des ganzen Tages erhalten werden konnte.

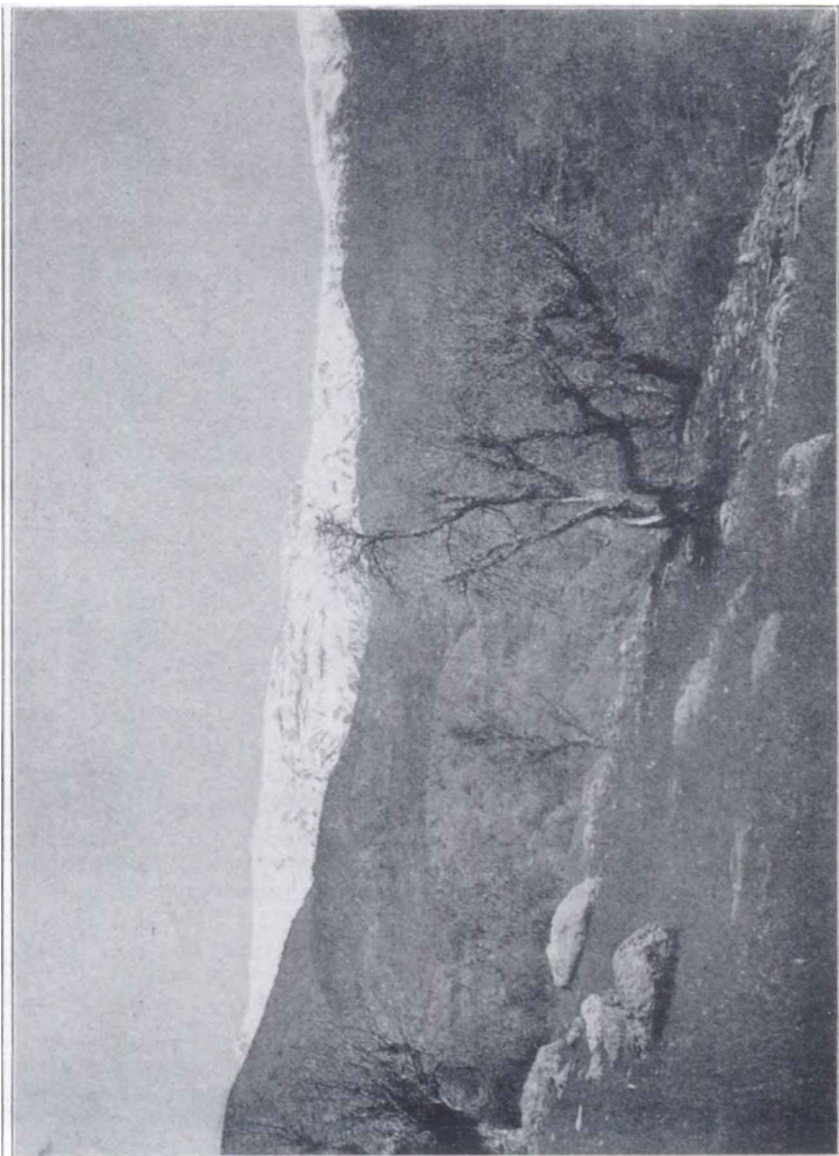
Das war für mich um so wichtiger, als meine Augen infolge der Anstrengungen der Reise und besonders der Entbehrungen, die der Aufenthalt in Topzauä mit sich brachte, astigmatisch zu werden begannen. Und doch war meine Tätigkeit gerade hier besonders nötig, da ich allein des Assyrischen kundig war und bei dem bisherlgen Stande der chaldischen Forschung die genaueren Aufschlüsse über den sachlichen und historischen Inhalt der Stele zunächst von der Entzifferung des assyrischen Textes zu erhoffen oder zu erwarten war. Hassan Agha, Sohn Hussein Aghas, der Herr des Dorfes Topzauä, nahm uns zwar sehr gastlich auf, aber er konnte uns in seinem von Ungeziefer wimmelnden Hause nur einen wenig behaglichen, ziemlich dunklen Raum anweisen und mit der Verproviantierung sah es äußerst mangelhaft aus. Und bei der im Wilajet Mosul herrschenden

Hungersnot gebracht es überall an Zufuhr. So mußten wir uns oft bei der anstrengenden Arbeit mit sehr schmaler Kost begnügen. Dagegen konnten sich Auge und Herz ständig an den herrlichen Landschaftsbildern erfreuen.

Das Gelände, in dem die Stele aufgestellt ist, gleicht einem rings von Bergen umkränzten Talkessel. Ich sage, es gleicht ihm, weil man bei der verhältnismäßigen Höhe der Straße nicht eigentlich von einem Kessel sprechen kann, und auch die Bezeichnung „Hochebene“ wäre unzutreffend, da das tiefeingeschnittene Tal des Topzauä-tschai einen zu großen Raum einnimmt und einen wesentlichen Zug in dem Gesamtbilde darstellt.

Vier Bergmassive sind es namentlich, die in dem Kranze charakteristisch hervortreten und uns als Träger besonderer Namen bezeichnet wurden. Im Süden der Hassanbak, auch Hassanbaek gesprochen, aber gemeinhin, volksetymologisch als Hassan-beg erklärt und uns schon von Sidekân bekannt, mit dem tiefen Sattel zwischen zwei Spitzen ( $199\frac{1}{2}^{\circ}$  und  $203^{\circ}$ ), deren ersterer mir speziell als Säri bezeichnet wurde. Ihm mehr nach Südwesten vorgelagert der Sideka-Asar mit drei Spitzen ( $203$ ,  $217$ ,  $232,4^{\circ}$ ). Im Nordosten sieht man den Eila-dagh, einen breiten, nach Osten zu etwas ansteigenden Rücken mit mehreren Erhebungen ( $55^{\circ}$  bis  $60^{\circ}$ ), dann (bei  $69^{\circ}$ ) die in ihrem nördlichen Teile dem Kelischin-Zuge vorgelagerte, damals schneebedeckte Kette, namens Schäch Barbuzin (bis  $90\frac{1}{2}^{\circ}$ ), deren östlichste, besonders charakteristisch hervortretende, giebel- oder zelt Dach-ähnliche Erhebung als Säkät Chôscha bezeichnet wurde. Die obigen Visierungen wurden in Topzauä vorgenommen; von der Stele aus ist der Eila-dagh nicht zu sehen. Topzauä liegt von der Stele aus in  $39,4$  bis  $45\frac{3}{4}^{\circ}$ , also ungefähr NO.

„Wenn man hier“, so schrieb ich am 21. April in die Heimat, „in diesem idyllischen Tale sitzt, von dem grauen Stein und den schwierigen Schriftzeichen aufsieht und einen Augenblick die Reisepläne vergißt, auf das melodische Rauschen des Waldbachs hört, den Bergen, die zurzeit noch Schnee und daher völligen Hochgebirgscharakter tragen, und dem azurnen Himmel über den blühenden Bäumen einen Blick gönnt, so vergißt man ganz, daß man von der Heimat so weit entfernt an der persischen Grenze sitzt. Es könnte ebensogut ein Tiroler- oder Schweizerdorf sein und die türkisch-kurdische Eskorte sowie die fremdartigen Taleinwohner ist man schon so gewöhnt, daß die einen nicht mehr stören. Freilich, wenn man in die dunkle Bude kriecht, die uns im Palais angewiesen ist, und in die kaum ein Strahl Sonne dringt; wenn man — was uns doch im Leben noch nicht passiert ist — das Brot, die dünnen, Pfannkuchen gleichenden Fladen zählen muß, nachdem man fast den letzten verfügbaren Weizen aufgetrieben hat und das Kochen und Backen ängstlich



**Berglandschaft um die Stele von Topzauä: die Berge im Südosten (Schäch Barbuzin).**  
(Links etwa an die Abbildung auf S. 303 anschließend.)

hat überwachen lassen; wenn man die Pferde hungern sieht, weil es keine Gerste und auch sonst so gut wie nichts gibt — auch nicht um das 28fache vom Normalpreis, wie wir es in Rowandüz bezahlt haben —, so sieht die Sache schon anders aus, und es ist nicht erfreulich, daß wir hier dieses Mangels wegen um 1 bis 2 Tage früher weg müssen, als es für unsere Arbeit an der Stele, um sie gründlich zu vollenden, nötig wäre. In unseren Plänen wird zunächst einiges dadurch geändert, daß Dr. Belck, der sich in Angelegenheiten seines Überfalles zur Verfügung der türkischen Behörde hält, telegraphisch nach Van berufen ist und daher von hier aus direkt nordwärts eilen wird ....“

Was ergab nun die Lesung zunächst des assyrischen Teiles der Steleninschrift? Nach den Annalen Königs Sargon II. von Assyrien (722—705 v. Chr.), die durch die Prunkinschriften ergänzt werden, war dieser König in seinem 8. Regierungsjahre, 714 v. Chr. gegen Urzana von Mußafir, der „den Eid Marduks und Assurs übertreten und sich Rusas von Urartu unterworfen hatte“, gezogen. Urzana war entflohen, Mußafir aber von Sargon mit reicher Beute erobert worden und dabei auch die Statuen der Götter Chaldia und Bagbartu ihm in die Hände gefallen. „Rusas, der König von Urartu, hörte von der Zerstörung Mußafirs und der Gefangennahme Chaldias, seines Gottes, mit seinen eigenen Händen, mit dem eisernen Dolche seines Gürtels beendete er sein Leben. Über Urartu nach seiner Gesamtausdehnung brachte ich Kriegsnot (?), über die Menschen, welche darin wohnen, verhing ich Jammer (?) und Klagen.“

In der Stele von Topzauä heißt es nun, daß Urzana vor Rusas, den Verfasser der Inschrift, „zum Tempel der Götter hinaufgestiegen“ sei. In den nächsten Zeilen werden Urzana, Chaldia und Assyrien leider in sehr dunklem Zusammenhange erwähnt. Klar ist aber, daß Urzana dem Rusas einen Treuschwur leistet. All das scheint in Chaldia geschehen zu sein, denn nun geht es weiter: „Ich Rusas, drang zu den Bergen von Assur ... gleich einem ... vor, nahm Urzana bei der Hand ich brachte ihn wieder an seine Stelle und setzte ihn wieder als König ein. 15 Tage lang opferte ich in Mußafir.“ Damals hat offenbar in der Nachbarschaft Mußafirs Rusas die Stele aufstellen lassen. Wann ist das geschehen?

Da Sargon in seinen Inschriften den Abfall Urzanas als Ursache seines Kriegszuges hinstellt und der Eroberung Mußafirs den Tod Rusas I. unmittelbar folgen läßt, so ist es kaum denkbar, den vorausgehenden, erfolgreichen Zug des Rusas gegen Mußafir noch in dasselbe Jahr zu setzen und es wird dies, wie wir sehen werden, dadurch, daß wir jetzt wissen, daß Sargon auf seinem Zuge gegen Urartu im Jahre 714 bis zum Vansee vorgedrungen ist, vollends ausgeschlossen. Die Ereignisse, von denen die Stele berichtet,

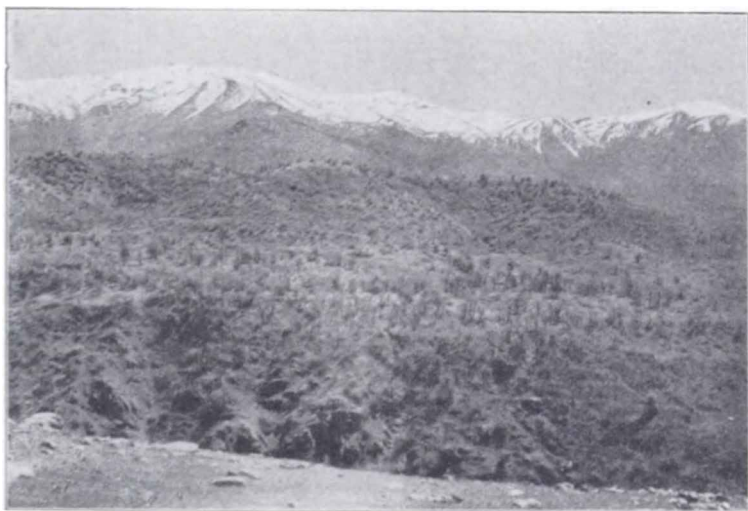
müssen also einem früheren Jahre angehören, und da ist es von Bedeutung, daß das Fragment einer assyrischen Eponymenliste für das vorhergehende Jahr 715 Mußabir und Chaldia zusammen nennt, so daß Sargon also bereits in diesem Jahre nicht nur mit Rusas I., sondern auch mit Urzana zu tun gehabt hat. Der Feldzug vom Jahre 714 war die Vergeltung für die Geschehnisse des Jahres 715. Wir wissen ohnehin, daß Rusas I. als unermüdlicher Gegner Sargons II. — in dessen Annalen er uns zuerst im 3. Regierungsjahre (719) begegnet — im 6. und 7. Regierungsjahre Sargons, 716 und 715 mit Assyrien im Kriege lag, und daß er speziell im 7. Jahr (715), nachdem Sargon zunächst erfolgreich gewesen, gerade im Südosten des Urmiasees gegen das Mannäerland zog, Teile desselben eroberte und somit die Vorherrschaft der Chalder in diesem Gebiete (Bd. I S. 219ff.) wieder herzustellen suchte. Sargons Annalen für das 7. Jahr sind an dieser Stelle verstümmelt; sie berichten von der Wiedereroberung von 22 Festungen, die Rusas den Mannäern genommen hatte, und anscheinend auch von einem „erfolgreichen“ Vorstoß in urartäisches Gebiet. Eine Erwähnung Mußabirs ist nicht ganz ausgeschlossen, wahrscheinlicher aber, daß die Mußabir betreffenden Angelegenheiten, da sie für Assyrien ungünstig verlaufen waren, stillschweigend übergangen wurden.

Die Vorgänge, deren die Stele gedenkt, können auch in ein früheres Jahr fallen. Jedenfalls ist also die Stele spätestens 715 aufgestellt worden, und wir können nun auch mit Bestimmtheit Sargon II. als denjenigen bezeichnen, auf dessen Veranlassung die Stele, die Rusas und Urzana als erfolgreiche Gegner Assyriens rühmte, im Jahre 714 bei der Eroberung Mußabirs verstümmelt wurde.

Er allein hatte ein wirkliches, lebendiges Interesse daran, und es stimmt dazu auch, daß ein Passus, in dem der Gott Chaldis mit dem für den Gott Asur beanspruchten Titel šar kiššati, als „Herr der Welt“ bezeichnet wurde (oben S. 21), besonders sorgfältig zerstört ist. Ebenso eine Stelle, an der wahrscheinlich der Name des Assyrierkönigs, der in dem abge schlagenen Teil der Stele und sicher in höchst feindseligem Sinne vorgekommen sein wird, wiederholt wurde.

Wo aber lag Mußabir? Jedenfalls diesseits, westlich des Kelischinpasses, und in dessen nächster Nähe, da beide Stelen seiner gedenken. Das Ländchen Mußabir hat mehrere Städte gehabt. Im Westen könnte es höchstens bis Rowandûz, nach Süden hin schwerlich weit über das Topzauätal hinaus gereicht haben, nur nach Norden hin über Badlian hinaus wäre eine weitere Ausdehnung allenfalls denkbar.

Die Stadt Mußabir selbst würde man in nächster Nähe der Rusas-Stele, mit deren Inhalt sie aufs Innigste verknüpft ist, vermuten. Nun liegt



#### Topzauä.

Blick von der Stele auf die Hügel mit der Kuppe, auf der der Tempel und der Palast von Mußabir belegen waren, und die Berge im Hintergrunde.

der Ostseite der Stele unmittelbar gegenüber jenseits des Topzauä-tschai ein von einer kleinen Kuppe gekröntes Plateau — ein Ausläufer, so kann man sagen, der schönbewaldeten Berge, die das Topzauäthal hier begrenzen (speziell etwa des Schäch Barbuzin). Auf jener heute von den Kurden Schkenna benannten Kuppe liegen die Ruinen einer wenig umfangreichen Burg, in der Luftlinie kaum  $1\frac{1}{2}$  km von der Stele entfernt. Der Burghügel hebt sich unter einem Winkel von 30 Grad bis zu einer Höhe von 25—30 m aus dem Plateau heraus. Man bemerkt dort bis fast zum Boden zerstörtes Festungsgemäuer, bestehend aus lose aufeinander geschichteten kleinen Fels- und Rollsteinen. Daneben aber erblickt man deutlich die Fundamente der alten, chaldisch-mußabiräischen Burganlage, nur stellenweise aus dem Boden hervorragend, aber doch überall so weit freiliegend, daß man die Mauer verfolgen kann.

Die innerste Mauer auf der Kuppe der Burg ist aus mächtigen, kaum oder nur wenig behauenen Felsstücken, nach chaldischer Art ohne Mörtelverband, und 3,40—4 m dick hergestellt. Sie umschließt ein quadratisches Gebiet von  $36 \times 32$  m Größe, in dem der königliche Palast und der Tempel des Chaldis Platz finden konnten. Die Tempelbauten der Chalder sind durchweg auffallend klein. Das gilt selbst von dem nationalen Haupttempel auf Toprakkaleh.

In dem Innern des Mauervierecks von Mußabir — um gleich diese Bezeichnung, die sich alsbald als zutreffend erweisen wird, anzuwenden — bemerkt man heutzutage die Trümmerstätten vieler Wohnhäuser, bestehend aus niedrigen Vierecken von kleinen Rollsteinen, die im Innenraum fast gar keine Steine enthalten. „Auch außen an den Mauern entlang, den neuen wie den alten, ziehen sich ebensolche Steinhaufen-Vierecke hin. Weiter unten auf dem Plateau bemerkt man die Reste von langgestreckten Festungsmauern, die aber, da meist nur aus kleineren Steinen hergestellt, einem belagernden Heere schwerlich auf längere Zeit haben widerstehen können. Das Plateau selbst und der dicht an seinem Südabhange befindliche Burghügel fallen außerordentlich steil, anfänglich unter 45°, zuletzt unter reichlich 70° zum Borä-Flusse hinunter; der Abfall nach Norden zum Topzauätschai ist zwar auch recht steil (etwa 45°), aber immerhin doch noch, wenn auch mit einiger Anstrengung, erklimmbar.

„Der ganze Augenschein lehrt, daß Mußabir keinesfalls ein stark befestigter Platz gewesen ist, seine Bewohner vertrauten weit mehr auf die rauhe Natur ihres Gebirgslandes und die dadurch gegebenen natürlichen Verteidigungsmittel.“ Auch in dieser Hinsicht scheinen sich die Dinge wenig verändert zu haben. „Auch die neueren kurdischen Burgen in Sidekân, Badleian, Rowandûz sind ungewöhnlich klein und „nicht imstande, einem heranrückenden Belagerungsheer einen irgend nennenswerten Widerstand zu leisten. Für einen Eroberer bot ja auch das rauhe Gebirgsland mit seiner freiheitsliebenden, nomadisierenden Bevölkerung wenig Reiz, nur schwerwiegende politische Gründe konnten zu einem Kriegszuge dorthin veranlassen, wie bei Sargon II.“, der, wie wir alsbald sehen werden, die Eroberung nur durch einen plötzlichen, mit besonderen Schwierigkeiten verbundenen Überfall vom Kelischin-Paß her bewerkstelligen konnte, und wie in neuerer Zeit bei den Türken, die tatsächlich erst seit dem Kriege gegen Kor Mohammed Pascha, den Emir von Rowandûz“ (S. 313) „die Herren dieses bis dahin so gut wie unabhängigen Gebietes geworden sind.

Ausgrabungen sind auf der Stätte der Burg oder der des ehemaligen Stadtgebietes von Mußabir bisher nicht gemacht worden, wie uns unser Wirt Hassan Agha sagte, der dieses Plateau nebst allen angrenzenden Liegenschaften von den vielen früheren kleinen Besitzern für 200 Lira türkisch gekauft hatte und somit jetzt Herr von Topzauä und Mußabir geworden war.

Daß wir es tatsächlich mit einer altchaldischen Anlage und geradezu mit der Stadt Mußabir selbst zu tun haben, wird ferner bewiesen und bestätigt durch zwei weitere bedeutungsvolle Umstände: das Vorhandensein chaldischer Straßenbauten und die Erklärung, die der Name



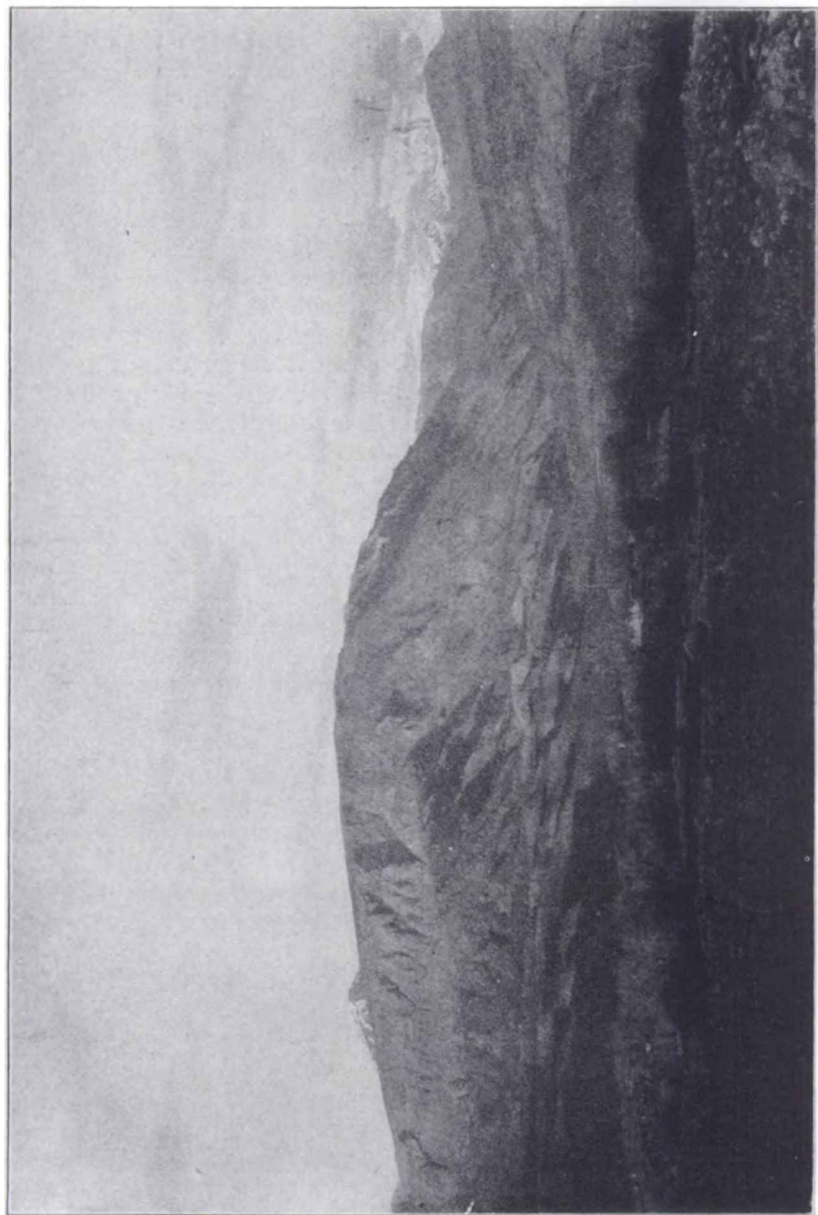
Frühstück mit Hassan-Agha, dem Herrn von Topzauä und Mußafir,  
(unter dem Baum) bei der Stele, die im Vordergrunde, links neben dem als  
Tisch dienenden Sockel, liegt.

Mußafir — wenigstens so, wie die Assyrer ihn verstanden — durch die Geländebildung findet.

Daß die Stele von Topzauä an einer alten chaldischen Straße steht, wurde bereits erwähnt. Tatsächlich ist es die alte Hauptverbindungsstraße, die von Van nach Mußafir und zum Kelischin-Paß führt. Das süd-südöstliche Ende derselben von Sidekân ab ist vielfach deutlich erhalten und am besten an den Böschungen erkennbar, einesteils an den durch Mauern aus Steinen und Feldblöcken gestützten Böschungen, andererseits an den in den felsigen Boden gegrabenen Einschnitten, wie sie ja auch in Griechenland neben Resten von Steinbrücken noch heute das Vorhandensein alter „mykenischer“ Straßen erkennen lassen.

Die Straße ist noch so gut erhalten, daß sie noch heute auf große Strecken hin befahren werden kann. Sie war nämlich nicht nur für Fußgänger und Reiter, also für marschierende Truppen bestimmt, sondern diente auch als Fahrstraße, zur Beförderung von Kriegswagen und anderen Transporten. Die wichtigsten Merkmale dafür sind zunächst schon die Breite des Weges, die selten unter  $2\frac{1}{2}$ —3 m beträgt, ferner die Vermeidung aller stark fallenden oder steigenden Flächen, vor allen Dingen aber der Umstand, daß die Straße auch über sanft ansteigende Hügel, die dem Marsche von Reitern und Fuß-





**Topzauä und die zum Kelischin weiterführende Straße, von der Stele Keli-gaur aus aufgenommen.**

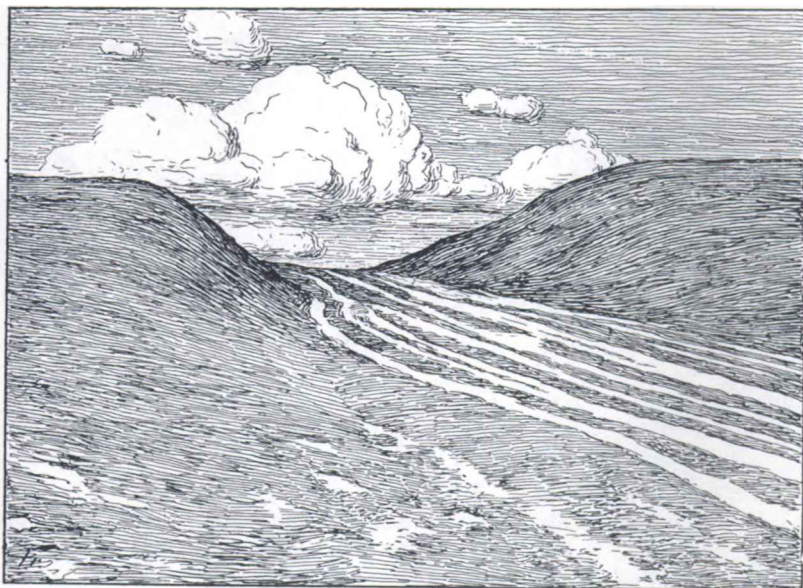
19. Die schließt ungefähr die Abbildung auf S. 107 an.

gängern kaum irgendwelche Schwierigkeiten darbieten, nicht hinweg-, sondern durch dieselben hindurchgeführt ist, sie durchschneidet. Selbst leichtes Gefährt könnte diese Hügel anstandslos passieren, ebenso die hier üblichen Gebirgskanonen, und niemals würde die heutige Bevölkerung oder selbst die Regierung daran denken, einen Weg nicht über die Hügel hinweg, sondern durch sie hindurch zu legen. Anders, wenn es sich um schweres Fuhrwerk handelt, um große vierrädrige Wagen, wie solche auf den auf Toprakkaleh von uns gefundenen Tonsiegeln (s. z. B. Bd. I S. 261) abgebildet sind. Für deren bequemen Transport war ein glatter, möglichst ebener oder nur langsam ansteigender bzw. fallender Weg eine Notwendigkeit. Natürlich ist der Weg in diesen Defileen, von denen wir einige besonders interessante und instruktive photographierten, bedeutend schmaler, nur gerade so breit, wie es für die Passage der Kriegswagen erforderlich war. Die schmalsten Wegstellen hier zeigten eine Breite von 1,70 m an der Sohle der Straße, was einen Schluß auf die Breite der chaldischen Kriegswagen gestattet.

Mindestens zwei solche Durchstiche lassen sich zwischen der Stele und Topzauä deutlich erkennen. Die Stele selbst steht (wie schon bemerkt) auf und inmitten der mit Steinen eingeböschten Straße auf einem abgegrabenen kleinen Hügel oder Rondell, wie es besonders nach Osten zu zu erkennen ist. Zum Topzauä-tschai geht es nämlich von der Stele terrassenförmig herunter. Diese Terrassen sind vermutlich auch künstlich angelegt, denn die vorletzte von ihnen zeigt eine Einböschung aus Stein, dazwischen Felsblöcke in situ.

Wie läuft nun die Straße von Sidekân bis zur Stele? Bei Sidekân überschreitet die Straße den Borä-tschai nach seiner Vereinigung mit dem Topzauä-tschai. Man kann ihn teils durchfurten, teils ist auch eine wacklige Brücke verfügbar. Bald danach gabelt sich der Weg. Der eine Zweig führt geraden Wegs zum Burghügel von Mußaîr und dann am Borä-tschai aufwärts nach dem etwa 2 ½ Stunden entfernten Dorfe Borä. Der andere dagegen läuft an dem Hügel, der das Plateau von Mußaîr krönt, und zwar am Rande von dessen Nordabhänge, der hier steil zum Topzauä-tschai abfällt, entlang. Der Weg erreicht den Topzauä-tschai fast genau östlich von der Stele, macht dann aber eine große Schleife rückwärts und überschreitet, so rückwärts umbiegend, den Bach. Knapp 100 m südlich, oberhalb der Stele, biegt er dann wieder um, um beiderseits an ihr vorbei nach Topzauä zu führen, zuerst in nördlicher Richtung, die bald in nordöstliche Richtung übergeht (siehe das Nebenkärtchen auf der Kartenskizze Djezîreh bis Topzauä).

Das hohe Alter des nach Borä führenden erstgenannten Weges ist



Chalderstraße.  
Durchhau durch den Felsen am Burghügel von Mußabir.

absolut sichergestellt durch den auf beifolgender Abbildung dargestellten Durchhau durch das Felsgestein des Berges, der sich gerade am Fuße des Burghügels als Bestandteil des Weges hinzieht. Er ist etwa 80 m lang, bis zu 4—5 m tief und an der Sohle 1,80 m breit. Er war für das Befahren der Straße mit schweren Wagen, und nur für diese, erforderlich. Im Osten ist das Plateau von Mußabir begrenzt durch eine kleine Schlucht, die fast von Norden nach Süden verläuft und jenseits deren sich ein steil abfallender hoher Bergrücken erhebt. Vom Burghügel aus führte ein großer Fahrweg auf dem Grunde dieser Schlucht entlang, zum Topzauä-tschai hinab, um sich dort mit der Hauptroute zu vereinigen, so daß also die Chalderkönige, ob von Van kommend, ob vom Urmiassee, über den Kelischin-Paß auf kürzestem, direktem Wege nach Mußabir gelangen konnten.

Nun zur Bestätigung durch Namen und Gelände. Mußabir kann assyrisch gedeutet werden als Ausgangsort der Schlange (*mûša-širi*), und daß das tatsächlich geschehen ist, dafür spricht ein besonders interessantes Dokument, das Siegel Urzanas, des Königs von Mußabir, das im Münz-



Siegel Urzanas von Mußaßir.

kabinett im Haag aufbewahrt ist. Es ist ein Siegelcylinder assyrischer Form. Darstellung und Inschrift zeigt beifolgende Abbildung. Die Inschrift lautet: „Siegel Urzanas, des Königs der Stadt Mußaßir, der Stadt . . . . deren Mund wie der einer Schlange in den bösen Bergen geöffnet ist.“

Wenn auch die auf Mußaßir folgenden Worte, die eine nähere Bestimmung von Mußaßir zu enthalten scheint, nicht sicher gedeutet werden können, so ist doch klar, daß hier ein Vergleich der Stadt mit einer Schlange in den Bergen vorliegt.

Nun erstreckt sich von dem Hügel, der das Plateau mit den Ruinen von Mußaßir trägt, eine ungeheure Felsenzunge weit hinaus, bis fast nach Sidekân hin. Und diese nimmt sich sowohl von der Höhe von Mußaßir wie im Rückblick von Sidekân aus wie eine riesige Schlange aus, die aus der tiefen Schlucht des Borä-tschai bei oder hinter Mußaßir hervorkriecht. Der Kopf der Schlange liegt unweit Sidekân, da wo der Borä-tschai und der Topzauä-tschai zusammenfließen. Die Vereinigung der beiden würde eher erfolgen, wenn der Fels sie nicht so lange trennte. Leider sind meine Aufnahmen dieses Phänomens, dessen Wichtigkeit mir sofort einleuchtete, nicht gelungen.

Aus all diesen Gründen steht die Lage von Mußaßir völlig fest. Es gewährte einen eigenen Reiz, an der Stätte von Mußaßir zu verweilen und sich zu vergegenwärtigen, daß an dieser Stelle eine der wichtigsten Entscheidungen in dem großen Kampfe zwischen Assyrien und Urartu-Chaldia gefallen ist.

Es erübrigt uns nur noch zu zeigen, wie Mußaßir als die südlichste, unmittelbar an Urartu anschließende und zugehörige Landschaft, wie schon öfters betont, von Van her, unmittelbar auf der Westseite der heute Persien von der Türkei trennenden Hauptketten, erreicht werden

kann. Mit anderen Worten, wir müssen zeigen, wie die mit dem beschriebenen Stücke Sidekân-Topzauä-Kelischin endigende, große chaldische Heerstraße, von Norden her oder umgekehrt nach Norden hin, verlief. Daß wir dazu einigermaßen in der Lage sind, ist einem Umstande zu verdanken, der ursprünglich als eine starke Störung unserer Pläne empfunden wurde. Schon am Tage nach unserer Ankunft in Topzauä erreichte meinen Reisegefährten das mehrerwähnte Telegramm aus Van, das ihn ersuchte, sobald als möglich zu persönlicher Besprechung in Van zu erscheinen. So war die gemeinsame Entzifferungsarbeit an der Stele, auf die wir keinesfalls verzichten wollten, von Anfang an mit den schwierigsten Verhandlungen über diese „Heimreise“ meines Reisegefährten, die Beschaffung einer geeigneten Eskorte usw. verbunden. Mein Reisegefährte hat nun über diese seine Nordreise im Hinblick auf den Verlauf der chaldischen Heerstraße einen Bericht erstattet, den ich im folgenden nahezu wörtlich wiedergebe:

„Über die spätere Wegrichtung der chaldischen Heerstraße läßt sich nur wenig sagen; die Zeit war einerseits zu kurz, um in dieser Beziehung viel konstatieren zu können, andererseits wäre, wenn anders man hierüber sichere Resultate erlangen will, eine Spezialuntersuchung erforderlich. So mußte ich mich auf einige Hauptdaten beschränken, um so mehr, als mein Ritt nach Norden bis nach Van hin leider infolge der ungünstigen Verhältnisse nicht von Topzauä oder Sidekân aus beginnen konnte, ich vielmehr gezwungen war, zunächst nach Rowandüz zurückzukehren, um dann von dort in fast genauer Nordrichtung nach Van zu marschieren.

„Die Chalderstraße kommt von Norden bzw. von Nord-Nordosten herunter bis nach Sidekân, wo sie dann nach Osten umbiegt, um über Topzauä und Banä nach dem Kelischin-Paß zu laufen. Es besteht“ — hier beginnt die eigentliche Schilderung der in umgekehrter, nördlicher Richtung verlaufenden Reiseroute — „für den Marsch von etwa 75 km in Nord-Nordost-Richtung keinerlei Schwierigkeit auf diesem Wege, der durch ein mäßig hügeliges Gebirgsland führt, in dem sehr oft auch heute noch die vorhandenen Straßen den Verkehr von Wagen (Araba) gestatten würden, wäre nicht ein solches Transportmittel absolut unbekannt in diesen rein kurdischen Distrikten. Späterhin freilich führt der Weg, den wir verfolgten, zum Teil durch sehr wildes Gebirgsland, an den Steilhängen gigantischer Berge entlang und über die reißenden, sehr wasserreichen Quellströme des großen Zab hinweg, die man einen großen Teil des Jahres hindurch nicht anders als auf Brücken passieren kann. Die interessanteste derselben, interessant sowohl durch die großartig wilde Romantik der Gegend wie durch die Gefährlichkeit der Passage, ist die über den brausenden Haruna-tschai hinwegführende Brücke, die gerade am Westfuße des Audekiu-Dagh angelegt ist, dort, wo dieser bedeutende Quellstrom des Zab aus enger Felsenspalte herausschießt. Die aus drei, viel zu dünnen Baumstämmen mit darübergelegtem weitmaschigem Flechtwerk bestehende Hängebrücke schwankt beim

Passieren so hin und her, daß die Moslem — und so auch die mich begleitenden 9 Zaptieh — erst zum Gebet niederknien und den Schutz Allahs anrufen, ehe sie die gefährliche Passage antreten, und daß sie, am anderen Ufer glücklich angekommen, dann abermals niederknien, um Gott für die Errettung aus Lebensgefahr zu danken. Nicht viel besser konstruiert sind alle Brücken in jenem Gebiet, die übrigens augenscheinlich seit uralten Zeiten an den mit großer Sorgfalt ausgewählten Übergangsstellen existiert haben müssen.

„Unser Weg führte ständig parallel mit der persisch-türkischen Grenze, von ihr etwa 45 bis 50 km entfernt, nach Norden. Ich weiß nicht, ob näher nach der Grenze zu noch die Möglichkeit einer anderen Passage existiert, konnte darüber auch von den von mir befragten Kurden nichts Sicheres in Erfahrung bringen. Es muß also einstweilen dahingestellt bleiben, ob auch die Chalderheere auf dem von mir zurückgelegten Wege gezogen sind. Meine speziell auf die Existenz von Spuren alter Wegebauten gerichtete Aufmerksamkeit war meist resultatlos; es kann ja auch nicht weiter überraschen, daß der Weg dort, wo er an den Steilhängen der Berge entlang führte, mithin besondere Konstruktionen erforderte, in den etwa 2500 Jahren, die seit der Vernichtung des Chalderreiches verstrichen sind, durch die mit furchtbarer Gewalt von den Berglehnen niederstürzenden Regenwässer, durch Wolkenbrüche usw. allmählich vollständig, meist spurlos verschwunden ist, um so mehr, als späterhin sicherlich nicht mehr das geringste für die Unterhaltung dieses durch den Untergang des assyrischen Reiches überflüssig gewordenen Kriegsweges getan worden ist.

„Wenn überhaupt, so kann man demnach nur an besonders günstig gelegenen, geschützten Stellen derartige Spuren alten Wegebaues erwarten, sofern, was ich allerdings für sehr wahrscheinlich halte, die Chalder überhaupt hier gezogen sind. Eine derartige Stelle befindet sich z. B. unmittelbar beim Dorfe Kaniresch, etwa 2 Stunden (10 bis 12 km) nord-östlich von der Brücke über den Haruna-tschai, wo nicht nur der bis dahin oft kaum 0,6 bis 0,7 breite Fußpfad plötzlich in eine mehr als 3 m breite, gut angelegte Straße übergeht, die allerdings bei der nächsten Wegebiegung, wo ungünstige Verhältnisse für die Erhaltung des Weges vorherrschen, ebenso plötzlich wieder verschwindet, sondern auch mehrere niedrige, der Passage von Reitern und Fußgängern nicht die geringste Schwierigkeit darbietende Hügel von dem Wege in derselben Weise und fast genau in derselben Breite, wie bei Topzauä, durchschnitten werden. Stellenweise bemerkt man dort am Wegrande noch Stützmauern, aus cyklopischen Steinen hergestellt.

„Bei erträglichen Terrainverhältnissen läuft dann der Weg etwa 50 km weiter nach Norden, bis in das Tal des an Neeri vorbeifließenden Zerzan-tschai, wo auf einer Strecke von 35 bis 40 km die Anlage einer fahrbaren Straße in dem engen wilden Gebirgstal häufig sehr großen Schwierigkeiten begegnet sein muß, um dann auf gutem, oft ganz ebenem Terrain durch die Gauwa-Ebene nach Diza und nach Überschreitung der letzten großen Bergrücken nach Basch-Kalah zu führen. Von hier aus, der breiten Talebene des Zab Albag, des bedeutendsten und längsten aller Zab-Quellströme, der etwa 50 km weiter nördlich in den Ketten des Chotur-Dagh entspringt, gelangt man zur Überschreitung des etwa

2750 m hohen Tschuch-Passes in die Talebene des Choschab-tschai und an ihm entlang ohne besondere Wegschwierigkeiten nach Van. Bei diesem Aufstiege zum Tschuch-Paß hinauf findet man noch überall deutliche Spuren und Reste des alten bequemen Fahrweges, und 7 1/2 km südlich von der Paßhöhe passiert man ein riesiges Felsentor, das in einer Breite von etwa 4 m an 15 m tief durch das Bergmassiv gehauen worden ist. Nur für den Transport von Wagen ist dieses Felsentor unbedingt erforderlich; Fußgänger und Reiter, wie auch Lasttiere können seitlich an den Berghängen entlang passieren, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß wir es bisher mit einem Werke der Chalder zu tun haben. Nebenbei bemerkt ist jener Weg, sofern der Paß von Verteidigern besetzt ist, kaum für ein feindliches Heer zu passieren, was ich für „diejenigen“ hervorheben will, die immer wieder die assyrischen Heere direkt von Süden her gegen Van vorrücken lassen.“ (Vgl. ob. S. 7 u. S. 75, wo Z. 9 v. u. statt „unpassierbar“ zu lesen ist „schwer passierbaren“.)

So sehen wir bestätigt, daß Mußabir geographisch mit dem Chalderreich, als dessen südlicher Ausläufer diesseits der persisch-türkischen Grenzgebirge, organisch zusammenhängt, während es von Assyrien her über Rowandüz militärisch völlig unzugänglich ist. So erklärt es sich denn auch, daß Rusas in der Stele von Topzauä die Wendung gebraucht, „ich drang bis zu den Bergen Assyriens vor“, d. h. er hat ganz Mußabir bis zu der Enge westlich von Rowandüz (S. 283f.), die die Grenze zwischen Urartu-Mußabir und Assyrien bildete, durchzogen. Vielleicht rühren jene oben erwähnten chaldischen Kastelle, die den Engpaß sichern, gerade von Rusas her.

Nun gibt es freilich noch eine andere Möglichkeit, von Niniveh aus Mußabir zu erreichen, auf die Thureau-Dangin hingewiesen hat. Man konnte von Niniveh über Maltaija durch den Paß von Dehök, sodann über das heutige Daudijeh und Amadijeh ins Giawar und schließlich auf dem letzten Teil der chaldischen Heerstraße Van—Mußabir nach Mußabir gelangen. Dieser Weg ist in umgekehrter Richtung z. B. von Argistis I. (s. Kap. 28) benutzt worden, als er Assyrien angriff und Niniveh bedrohte.

Nun wissen wir einerseits aus einem Briefe Urzanas (s. u. S. 314), daß Sargon II. (oder einer seiner Vorgänger) Mußabir früher zum Zwecke von Opfern besucht hat, andererseits betont Sargon II. in dem neugefundenen Bericht über seinen Feldzug im Jahre 714, den Thureau-Dangin vortrefflich veröffentlicht hat, daß der Weg, auf dem er bei seinem Überfall nach Mußabir gelangte, noch von keinem Assyrierkönig beschritten, ja auch nur gesehen worden sei (Z. 328).

Bei seinem Angriff auf Mußabir mußte also Sargon II. entweder auf dem letztgenannten Wege oder vom Urmiasee her über den Kelischin vorgegangen sein.

Wir hatten nun schon an der Stele von Topzauä aus der Gesamtsachlage den Schluß gezogen, daß Sargon bei seinem Angriff auf Mußaßir den Weg über den Kelischin genommen und die schwer zugängliche Stadt Mußaßir durch einen plötzlichen Überfall, einen Handstreich genommen habe.

Sein oder seiner Vorgänger früherer Besuch ist dann auf dem eben erwähnten Wege über Dehök und das Giawar erfolgt.

Da der Kelischin-Paß von Osten, vom Urmiassee her, wie die Schilderung im ersten Bande gezeigt hat, keineswegs bequem zu ersteigen ist, so muß Sargons Überfall eine außerordentlich schwierige Leistung gewesen sein.

Und dies wird in der Tat durch Sargons neuen Bericht schlagend bestätigt. Nach diesem Berichte ist der Assyrikerkönig von Niniveh über Kalach-Nimrud zum großen Zab marschiert, hat diesen und den kleinen Zab überschritten und ist dann „durch die Pässe des Kullargebirges“, d. h. jene östlich von Altyn-köprü, westlich von Billi den Kara-dagh durchschneidende Gebirgspassage, die anscheinend von Assurnaßirabal als Paß von Babite bezeichnet wird und weiter auf der Route Sulaimanijeh—Schiwekel—Paß von Bane—Sakiz—Sautschbulaq zum Urmiassee und im Mannäerlande vorgedrungen. Nachdem er Rusas in Uischdisch, unweit des Sahänt (Bd. I 200, 210, vgl. u. S. 315) geschlagen hatte, ist er alsdann in Urartu ein- und bis an den Vansee vorgedrungen und hat dort verschiedene Städte zerstört, Van selbst aber, da die Rusasstadt auf Toprakkaleh uneinnehmbar war, nicht berührt. Dieser Einfall wird, wie Thureau-Dangin annimmt, auf der Route Täbriz-Sufian-Marand (Bd. I, S. 188f.) -Choi-Kotur-Serai (S. 38 und 77) erfolgt sein. (Näheres unten.)

Auf seiner Rückkehr von Urartu gelangte Sargon nach Uaiais, das als „Grenzfuß“ von Urartu und als Naßri benachbart bezeichnet wird, was zusammen mit anderen Angaben und Andeutungen vortrefflich auf Baschkala zutrifft. Von hier aus geht er nach Naßri und empfängt den Tribut des Königs von Naßri in dessen Hauptstadt Chubuskia. Wie schon früher ersichtlich war, wird der Name Naßri in dieser späteren Zeit speziell für das zu den einstigen Naßristaaten (S. 24) im weitesten Sinne gehörige Gebiet von Chubuskia verwendet, das sich bis zum Urmia-See erstreckt. Dann berichtet Sargon weiter (Zeile 309ff.):

„Während meiner Rückkehr unterbrach Urzana, der Mußaßiräer, der Übeltäter und Verbrecher, der dem Eide der Götter untreu geworden war, und sich keiner Herrschaft beugte, der Bösewicht, der Bergbewohner, der gegen den Göttern Assur, Schamasch, Nebo und Marduk geleisteten Eid gesündigt hatte, das Fortschreiten meines Rückmarsches von der Expedition“ (sc. nach Urartu) „dadurch, daß er mit seinen schweren Geschenken nicht kam, um meine Füße zu küssen, Steuer, Tribut und Geschenke zurück-



hielt und nicht einmal seinen Boten sandte, um mich zu begrüßen. Da ergrimmte ich: ich sandte die Gesamtheit meiner Kriegswagen, meine Reiter, mein gesamtes Lager, auf dem Wege nach Assyrien weiter. Dagegen setzte ich selbst mich mit Hilfe der Götter“ (die einzeln in wortreichen und schwungvollen Wendungen genannt und nach ihren Attributen und der Art ihrer Förderung gekennzeichnet werden), „mit meinem — als dem einzigen — Kriegswagen und tausend meiner ungestümen Reiter, ferner mit den Bogenschützen und den mit Schild und Lanze Bewaffneten, meinen tapferen, im Kampfe erfahrenen Kriegern in Bewegung und schlug die Richtung auf Mußabir ein, einen schwierigen Weg. Den Arsiu, einen mächtigen Berg, der, einer Nadel gleichend, keinen Aufstieg hat, ließ ich meine Truppen ersteigen. Ich überschritt den oberen Zab, den die Leute von Naîri und von Kilchu Elamunia nennen. Zwischen dem Seiak, dem Ardiaksi, dem Ulâiau, dem Alluriu, hohen Gipfeln, unbeschreiblich schwierigen Bergspitzen, zwischen denen sich kein Weg für Fußgänger fand, und von denen mächtige Wasserfälle herabstürzten, deren Fall donnergleich auf eine Meile hin vernehmbar war, während die Berghänge mit Bäumen aller Art, Fruchtbäumen und Weinstöcken, zahlreich, wie das Schilf im Röhrich, bedeckt waren, die bei der Annäherung einen schreckenvollen Anblick darboten, — dahin wagte ich mich, auf einem Weg, den kein (Assyrer-)König noch beschritten hatte, dessen keiner meiner fürstlichen Vorgänger auch nur ansichtig geworden war. Ich ließ die großen Stämme niederhauen, schnitt ihre hohen Masten mit Bronzebeilen ab, ich bereitete einen engen Weg, einen Pfad, wo die Fußgänger in Einzelkolonnen sich fortbewegen konnten, richtete ich zwischen diesen Bergen her. Meinen Kriegswagen ließ ich tragen; zu Pferde führte ich meine Truppen an. Meine Krieger und die Reiter, die mir zur Seite gehen, ließ ich in Reihen zu Einem mit großer Mühe vordringen. Ich sandte den Statthalter meinen Beamten und ihren Truppen Befehl, auf ihrer Hut zu sein, damit sie ihn, Urzana, nicht entkommen ließen.“

Jetzt kommt leider eine Lücke (Z. 334—338), und auch nach dieser sind die Zeilen teilweise verstümmelt. Das ist um so lebhafter zu bedauern, als gerade hier, wenn nicht alles trügt, eben die Ereignisse im Rückblick erwähnt werden, zu deren Verherrlichung die Stele von Topzauä errichtet worden war. Es wird zunächst „der Fürst, der Hirt der Völker Urartu's“, erwähnt und dann ist von Geschenken („Gold und Silber und allen Kostbarkeiten, die er“, offenbar Rusas, „in seinem Palaste aufbewahrt hatte“), und Opfern („wuchtigen Stieren fetten Hammeln“) die Rede, die „sie vor ihm geopfert hatten“ . . . vor wem, sagt uns die nächste Zeile (342). Sie hatten „Chaldia, seinen“ (d. h. des Rusas oder des Urzana) „Gott mit der königlichen Tiara geschmückt, und ihn das Königszepter von Urartu halten lassen“. D. h. der Gott Chaldis von Mußabir war, ganz wie es die Stele von Topzauä berichtet, wieder als urartäischer Gott behandelt und damit die Zugehörigkeit von Mußabir zu Urartu-Chaldia aufs neue zum Ausdruck gebracht worden. Nun geht die

eigentliche Erzählung weiter, wir vernehmen, wie Sargon dafür Vergeltung übte, daß ihm dieses Gebiet, das Assyrien beanspruchte, dergestalt aufs neue entzogen worden war.

„Über diese Stadt ließ ich donnergleich das Getöse meiner Waffen erschallen. Ihre Einwohner . . . jung und alt, die auf die Dächer ihrer Häuser geflüchtet waren, weinten bitterlich . . . Um ihr Leben zu retten, krochen sie vor mir auf allen Vieren. . . .

„Weil Urzana, der König, der über sie herrscht, sich dem Worte Assurs nicht unterworfen, das Joch meiner Herrschaft abgeschüttelt und meinen Dienst verachtet hatte, nahm ich mir vor, die Bevölkerung dieser Stadt in die Gefangenschaft zu führen. Ich ließ den Gott Chaldia, die Stütze Urartus', herausbringen. Als Herr der Stätte schaltend ließ ich ihn vor seinem Tore aufstellen (d. h. aus dem Heiligtum entfernen), die Gemahlin (Urzanas), seine Söhne, seine Töchter, sein Volk, die Mitglieder seiner Familie führte ich in die Gefangenschaft fort. Im ganzen ließ ich, sie eingerechnet, 6110 Gefangene, 12 Maulesel, 380 Esel, 525 Ochsen, 1235 Hammel in mein Lager bringen. Als Herrscher betrat ich in Mußabir die Wohnung des Chaldia, in dem Palaste, der Residenz des Urzana, wohnte ich als Herr“ (Z. 343—350).

Es folgt nun eine genaue Beschreibung der Metallschätze und Kunstwerke und Prachtgewänder und der metallurgischen Kunstwerke, die Sargon in Urartu erbeutet und von dort weggeführt hat, und auf die wir z. T. noch zurückzukommen haben.

Für den Augenblick genügt es, zu betonen, daß darunter auch ausdrücklich „Chaldia, sein (Urzanas) Gott, und Bagbartu, seine Göttin“ (Z. 368), genannt werden. Nachdem zu Ende des Berichtes die Erfolge gegenüber Urartu und den mit ihm verbündeten Gebieten, Zikirtu (unter Metatti), dem Mannäerlande und Mußabir, nochmals hervorgehoben worden, heißt es am Schluß (Z. 425): „Durch die Engen des Andarutta, des schwierigen Berges, gegenüber der Stadt Chipparna, trat ich heraus und kam“ (nebst der zu Mußabir gemachten, nochmals ihrer Summe nach aufgezählten Beute an Menschen und Vieh) „wohlbehalten in mein Land zurück.“

Dieser Bericht Sargons bestätigt nicht nur, daß es sich um einen plötzlichen Überfall handelte, sondern er stimmt auch in allen Einzelheiten vortrefflich zu dem örtlichen Gesamtbefunde. Sargons Bericht ist in poetischer Sprache, man kann direkt sagen, in Versen und unter Anwendung der poetischen Form des ‚Parallelismus membrorum‘ abgefaßt. So ist er besonders hoch gestimmt und an Übertreibungen wohl noch reicher als die assyrischen Kriegsberichte ohnehin der Regel nach sind. Und doch kann die Tatsache nicht verhüllt werden, daß, genau unserem Befunde entsprechend, Mußabir, ein recht kleiner Ort, von unserem Standpunkte aus gesprochen mehr ein Flecken von etwas über 6000 Einwohnern gewesen ist. Und abgesehen von den Reichtümern des Tempels ist auch die Beute, besonders

an Vieh, zum Teil geradezu lächerlich gering. Was wollen 1235 Schafe besagen?

Sodann: der Weg über den schwer zu ersteigenden Berg Arsiu entspricht durchaus dem Aufstieg auf den Kelischin von Ushnu aus. Dann überschreitet Sargon den großen Zab. Von irgend welchen Schwierigkeiten des Überganges, die sicher in höchstem Schwunge geschildert worden wären, ist nicht die Rede, weil es sich offenbar um einen leicht zu durchfurchenden Quellfluß des Zab, eben den Topzauä-tschai handelte, womit es auch stimmt, daß er in dieser Gegend einen abweichenden Namen hatte, wie das bei dem Oberlauf der Ströme im Orient noch heute stetig zu beobachten ist (vgl. Bd. I, S. 438).

Sargon befindet sich dann in einem von Bergen rings umschlossenen, stark bewaldeten und mit Obstbäumen bestandenen Gelände. Topzauä und Mußafir liegen, wie geschildert, gleichsam in einem Talkessel, der rings von hohen, heute noch vielfach bewaldeten Bergen umgeben ist. Und wie wir (ob. S. 296) vier Berge oder Gebirgsstöcke als besonders hervortretend mit speziellen Namen nach den Angaben der Kurden verzeichnet haben, so werden in Sargons Bericht gerade vier Berge besonders namhaft gemacht. Ebenso bilden noch heute die Obstbäume ein charakteristisches Wahrzeichen der Gegend.

Warum aber, wird man fragen, überschritt Sargon den Topzauä-tschai, statt die vom Kelischin her auf dessen rechter Seite verlaufende chaldäische Kriegerstraße nach Mußafir zu benutzen? Auch hier ergibt sich die Antwort leicht aus dem Umstande, daß es sich um einen Überfall handelte. Von der Kuppe von Mußafir aus wäre das Herannahen der Assyrer vorzeitig bemerkt worden, zudem wird auch die Straße von Wachtposten besetzt und eventuell auch verteidigt gewesen sein. So überschritt Sargon den Topzauä-tschai in seinem Oberlaufe, wohl noch weit oberhalb Topzauä, und bahnte sich dann einen Weg durch die schützenden Wälder, am Hange der Berge des linken Ufers. Die zu jener Zeit erheblich größere Dichtigkeit der Wälder erklärt auch den größeren Reichtum an Quellen und Bächen, der aus Sargons Schilderung hervorgeht. Auch hier liegt nur ein gradueller Unterschied vor, denn wasserreich ist die Gegend, wie unsere Beschreibung zeigt, noch heute.

So steht Sargons Bericht vortrefflich im Einklang mit dem Gesamtbefund unserer aus der Stele von Topzauä und im Gelände gewonnenen Ermittlung. Das muß um so nachdrücklicher betont werden, weil der verdiente Herausgeber dieses neuen Sargons-Berichtes abweichender Ansicht ist, worauf wir noch zurückzukommen haben.

Zunächst muß uns Urzana noch etwas beschäftigen. Die Art, wie der Bericht sich zu ihm stellt, ist sehr bezeichnend. Er hat Sargons Rückmarsch

„unterbrochen“: man sollte meinen, durch irgendeine Gewalttat. Aber sein Vergehen besteht lediglich in der Unterlassung jeder Ehrenbezeugung, die dem Herrn vonseiten des Vasallen gebührt.

Und dann, wo ist Urzana geblieben? Unter den Gefangenen ist er nicht, und daß er entflohen ist, wird in diesem ältesten, den Ereignissen nächststehenden Bericht, nicht gesagt, sondern möglichst geschickt verhüllt. Sargon hat seinen Präфекten und ihren Truppen Anweisungen gegeben, Urzana nicht entwischen zu lassen; das genügt. Daß er doch entkommen ist, wird verschwiegen. Erst die Annalen bekennen (Z. 127): „Als Urzana, der Mußabiräer, von meinem Heranrücken hörte, entfloh er gleich einem Vogel und erstieg einen schwer zugänglichen Berg.“

Die schwierige Lage, in der sich Urzana als Fürst eines zwischen Urartu und Assyriens strittigen Pufferstaates oder Städtchens befindet, wird uns unmittelbar vor Augen geführt in einem uns keilschriftlich erhaltenen Briefe von Urzana selbst:

„Brief Urzanas an den Vorsteher des Palastes: Gegrüßet seist Du. Was Dein Schreiben anlangt, nämlich: ‚Ist der urartäische König mit seinen Truppen auf dem Wege zu Dir? Wo ist er?‘ so antworte ich darauf: ‚Der Statthalter von Uasi und der Statthalter des Gebietes der Ukäer, sind gekommen. Sie haben ihre Andacht im Tempel verrichtet, sie sagen: ‚Der König wird kommen, er ist in Uasi. Die anderen Statthalter stehen noch aus, sie werden kommen‘. In Mußabir haben sie (wie gesagt) ihre Andacht verrichtet. Wenn Du mir ferner schriebst: ‚Ohne Bewilligung des Königs darf niemand seine Truppen zu diesen Andachten führen‘ (so antworte ich): Als der König von Assyrien gekommen ist, habe ich ihn etwa verhindert? Was er getan hat, ist jener im Begriff zu tun. Wie sollte ich ihn da wohl verhindern?“

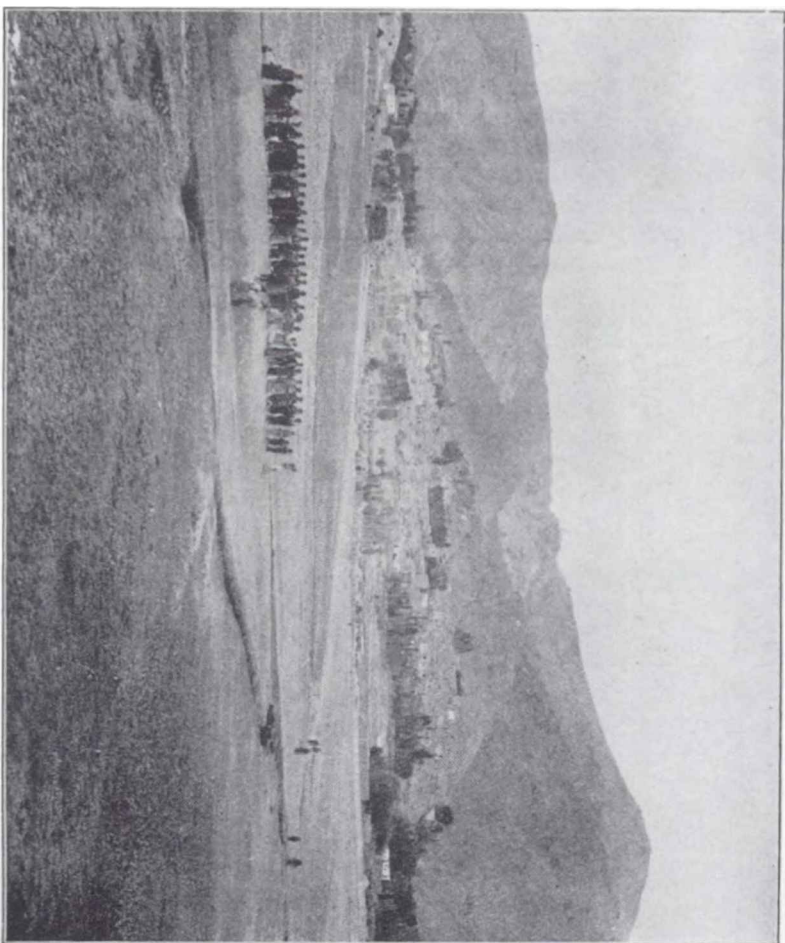
Dieser Brief muß vor der Zeit geschrieben sein, da Urzana zum ersten Male genötigt wurde, seine Zuflucht bei Rusas zu nehmen, also spätestens früh im Jahre 715. Der Assyrerkönig, auf dessen Besuch Bezug genommen wird, ist allem Anschein nach Sargon selbst gewesen. Ganz ausgeschlossen wären auch Tiglatpileser IV. (zu Ende seiner Regierung: 745—727) und Salmanassar V. (722—705) nicht. Möglicherweise hat gerade Urzanas Weigerung dem Assyrer zu Willen zu sein, jene erste Katastrophe herbeigeführt. Assyrische Drohungen können Urzana zur Flucht veranlaßt haben. Diese Drohungen aber wurden wegen der von Rusas im Jahre 715 erungenen Erfolge, die Sargon doch nur teilweise wettzumachen vermochte, nicht in die Tat umgesetzt.

Überhaupt stellen die Kämpfe, die zwischen Rusas I. und Sargon II. um das Mannäerland und die ihm angrenzenden Gebiete geführt wurden,

in Wahrheit ein Ringen zwischen zwei Gegnern von ungefähr gleicher Stärke dar, wie ein Blick auf den Gesamtverlauf der Ereignisse in der folgenden tabellarisch gehaltenen Übersicht zeigt, die gleichzeitig die beiderseitigen Beziehungen zu Urzana und Mußaßir speziell berücksichtigt:

- 719 (Sargons 3. Regier.-Jahr) Sargon kommt Iranzu, dem Könige der Mannäer, der Rusas angegriffen hat, zur Hilfe.
- 717 oder (erheblich) früher Besuch und Opfer des (oder eines) Assyrerkönigs in Mußaßir.
- Spätestens 716 Bagdatti von Uischdisch (westlich des Sahänt [Bd. I, S. 200, 210] zwischem diesem und dem Urmia-See belegen) und Metatti von Zikirtu (südlich und südöstlich des Sahänt) erheben sich auf Rusas' Veranlassung gegen Aza, Iranzu's Sohn und Nachfolger, den König des benachbarten Mannäerlandes. Aza wird getötet. Sein Bruder Ullusunu knüpft mit Rusas an und beabsichtigt von Assyrien abzufallen. Sargon greift ein (6. Regier.-Jahr), läßt Bagdatti schinden und zwingt Ullusunu zur Unterwerfung. Um diese Zeit fällt das soeben besprochene wenig verbindliche Schreiben Urzanas an den assyrischen Obersten des Palastes.
- Spätestens 715 Drohende Haltung der Assyrer. Urzana entflieht zu Rusas, der erfolgreich im Mannäerland gegen Sargon II. kämpft, Urzana in Mußaßir wieder einsetzt, im Tempel opfert, die Abhängigkeit Mußaßirs von Chaldia neu regelt: Aufstellung der Stele von Topzauä. Sargon II. operiert in und vom Mannäerlande aus mit einigem Erfolge gegen Urartu (vgl. oben S. 310). — Kampf mit Daiukku, dem Fürsten des gleichnamigen (medischen) Gebietes.
- 714 Sargon II. läßt sich von Ullusunu huldigen, zieht durchs Mannäerland gegen den König von Andia und gegen Metatti von Zikirtu und wendet sich dann gegen Rusas I., der jenen zu Hilfe kommt und den er im Gebiete von Uischdisch, also zwischen Urmia-See und Sahänt, schlägt. Danach fällt Sargon in Urartu ein und überrumpelt auf dem Rückmarsch vom Urmia-See her Mußaßir: Urzana entkommt.

So sind denn auch, wie wir sehen werden, Sargons schließliche Erfolge 715/4 keineswegs der eigenen Kraft Assyriens zu verdanken,



Basch-kai'ah am Zab Albag.

sondern einer Schwächung, die Urartu unvermutet von einer ganz anderen Seite her, durch den Einfall der Kimmerier, erfuhr.

Wichtig ist in Urzana's Brief die Erwähnung des Präfekten von Uasi. Daß Uasi mit dem Uaiais (U-a-ia-is) von Sargons Bericht identisch ist, steht fest. Urzana's Brief zeigt, daß es verhältnismäßig nahe an Mußafir gelegen haben muß, da der Statthalter von Uasi und der des Gebiets der Ukäer als Vorboten des Königs und der übrigen Statthalter erscheinen. Ebenso eenden die Könige von Andia und von Zikirtu ihren Hilferuf an Rusas, als sie von Sargons Vormarsch hören, gerade nach Uasi. Uasi ist ferner, wie Thureau-Dangin richtig hervorhebt, nach den assyrischen Inschriften eine außerordentlich starke Festung, der Aufenthalt einer bedeutenden Garnison und ein Mittelpunkt der Spionage. Sie wird oft in den Berichten der assyrischen Beamten, die mit der Bewachung der Feste Urartus beauftragt sind, genannt. All das trifft aufs beste zu für Baschkala.

Diese Stadt und Feste ist, wie auch ihr heutiger türkischer Name Baş-qal'ah „Hauptfestung“ zum Ausdruck bringt, militärisch und fortifikatorisch von außerordentlicher Wichtigkeit, weshalb sie auch Hauptstadt des zeitweiligen Wilajets und jetzigen Sandjak Hakk(i)ari ist (S. 5). Sie liegt an dem Treffpunkte zweier wichtiger Straßen von und nach Van, der Hauptstadt Urartu-Chaldias, der eben beschriebenen, über Dizä und Neri nach Rowandüz-Mußafir führenden, und dem, den Urmia-See und Van über den Tschuchpaß verbindenden Wege, der, da er unsere Route vom Urmia-See zum Vansee gebildet hatte, im zehnten Kapitel des ersten Bandes und oben S. 1ff. beschrieben ist. Und diesen letzteren Weg hat Sargon für den Rückweg von seinem Einfall in Urartu als den südlichsten der drei von Armenien zum Urmia-See führenden Wege (o. S. 284), gewählt. Der Tschuchpaß ist zwar, besonders gegen Eindringlinge vom Urmia-See her, leicht zu verteidigen, und daher diese Route militärisch für einen feindlichen Einfall nach Urartu hinein nicht verwertbar (o. S. 309). Das kam aber für Sargon, der als Herr der Situation vom Vansee siegreich zurückkehrte, nicht in Betracht. Ihm mußte daran liegen, von seinem erfolgreichen Einfall aus Urartu möglichst schnell und sicher den Heimweg anzutreten, ehe Rusas seine Kräfte gesammelt hatte und ihm den Rückweg versperren konnte. Daraus ergibt sich dann auch das nötige Augenmaß für die großsprecherischen Schilderungen dieses Siegeszuges in dem neuen Kriegsberichte Sargons.

Uasi wird in diesem Dokumente als „Grenzfuß“ von Urartu und zwar gelegen an der Grenze gegen Nañri-Chubuskia bezeichnet. Der seltsame Ausdruck findet seine Erklärung erst durch den Vergleich mit der entsprechenden Bezeichnung „Grenzhaupt“, die der Stadt Uşqaja beigelegt wird (Zeile 167).



Tabriz von erhöhtem Standpunkte aus (vgl. Bd. I S. 196).

Ich stimme Thureau-Dangin darin bei, daß Uschqaja mit Täbriz gleich zu setzen ist. Aus der Provinz Subi, deren Hauptstadt Uschqaja ist, bezogen die Urartäer nach Sargons Schilderung hauptsächlich ihre Rosse, und es wohnte dort eine mannäische Bevölkerung. Sargon kam vom Mannäerlande, in dessen Nachbarschaft er Rusas besiegt hatte, nach Uschqaja. Chardin, der das Glück gehabt hat, Azärbaidjan nicht wie wir in der sommerlichen Dürre, sondern im Frühjahr zu besuchen, schildert die herrlichen Weiden südlich von Täbriz: „Die schönsten Pferde der Provinz weideten dort, es waren deren etwa 3000“. Ich füge hinzu, daß der Berg Mallan „der Zypressenberg“, auf dem ein Teil der Stadt gleich einem Markstein erglänzte, vermutlich dieselbe Höhe ist, auf dem heutzutage das hochgetürmte Kastell der Ark (Bd. I, S. 196) liegt. Möglicherweise natürlich auch eine der anderen, Täbriz im weiteren Kranze umgebenden Höhen, unter denen namentlich eine (s. die Abbildung S. 346) besonders charakteristisch hervortritt.

Uschqaja-Täbriz Grenzhaupt von Urartu gegen das Mannäerland, Uasi-Baschkalah Grenzfuß gegen Chubuskia: damit wird die Sache klar. Die beiden Städte bilden nach assyrischer Auffassung je die Hauptfestungen im Osten und im Westen der Südgrenze Urartus gegen das zwischen Chaldia-Urartu und Assyrien strittige Gebiet, das Mannäerland im Osten, Naŕi-Chubuskia im Westen. Als Ost- und Westpunkt eines Abschnittes der Südgrenze Urartus hatte auch Thureau-Dangin die beiden Ortschaften betrachtet, dabei aber Uaiais-Uasi viel zu weit nach Westen verlegt.

Es verlohnt sich, Sargons Route noch etwas weiter zu verfolgen. Von Täbriz muß er über Sufian-Marand-Choi in die Nähe des Ertscheksees und an den Vansee gelangt sein. Sargons Schilderung seines Marsches durch die Provinz Sangibutu entspricht, wie der Herausgeber betont, dem dortigen



Befunde durchaus. Namentlich wird Ulchu als eine trockene, durstige Gegend geschildert, die erst durch die Kanalisation, die Rusas die Bewohner gelehrt hatte, befruchtet worden ist. Das trifft genau auf Marand zu, das noch heute eine Oase zwischen öden Hochebenen im Norden Azärbaidjans bildet (Bd. I, S. 186f.). Und wenn uns auf dem Wege nach Marand von Norden her (Bd. I, S. 184) die Bewässerungsanlagen auffielen, und wir die Vermutung aussprachen, daß wenigstens hier im Norden die persischen Wasserleitungen aus Armenien nach Persien übernommen worden sind, so wird dieser Schluß durch Sargons Mitteilungen bestätigt und in seiner Tragweite noch übertroffen. Denn daß diese Anlagen in so alte chaldische Zeit zurückgingen — nicht etwa nur an chaldische Vorbilder anlehnten, selbst aber aus späterer Zeit herrührten — und daß wir geradezu als ihren Urheber einen Chalderkönig namentlich kennen lernen würden, ahnten wir damals nicht. Diese schöne Bestätigung kann nun auch für unsere sonstigen Schlußfolgerungen über den bis heute fortwirkenden Einfluß der chaldischen Bewässerungskunst (S. 111ff.) in Anspruch genommen werden.

Sargon kommt dann ins Gebiet von Choi, das gleichfalls mit seinem Waldreichtum, seiner natürlichen Wasserfülle und seiner Fruchtbarkeit sagemäßig geschildert wird und noch zur Provinz Sangibutu gehört.

Von da gelangt Sargon in ein zwischen zwei Bergen gelegenes Tal, das des Kotur-tschai, und alsdann in die Provinz Aramarili, das Gebiet westlich der persisch-türkischen Grenze zwischen dem heutigen Orte Bazi und dem Ertschek-See, dessen Hauptort heutzutage Serai bildet, und das sich bis nahe an den Ertschek-See oder darüber hinaus erstreckt haben mag. Da der Ertschek-See auffälligerweise nicht genannt wird, so wäre es an sich sehr möglich, daß Sargon nicht den direkt nach Osten und in bedenkliche Nähe von Toprakkaleh führenden Weg, sondern vielmehr den vom heutigen Serai südwärts über Salachanā nach Chôschâb-Mahmudijeh führenden Weg genommen hätte und dann entweder durchs Haioths-dzôr oder wie wir s. Z. (S. 11) über Norkiugh am Südende des Warrak-dagh vorbei in die Ebene von Van vorgedrungen wäre.

Nachdem er Aramarili verwüstet hat, dringt der Assyrikerkönig in die Provinz Aiadi vor, deren Städte teils am „wogenden Meere“, d. h. am Vansee, teils am Hange der Berge belegen sind. Aiadi muß die Ebene von Van umfassen, in die oder in deren nächste Nachbarschaft Sargon, welchen Weg er immer von Serai her einschlug, gelangen mußte. Der Weg von Aramarili führt über den bewaldeten Berg Uizuku, in dem Marmor oder Marmorkalk ansteht.

Die einzige natürliche, einen Bergzug über- oder vielmehr durchschreitende Passage in die Ebene von Van führt auch heute noch durch

jenen Agh-kirpi genannten und von einem Flübchen durchzogenen Spalt (ob. S. 59) im nordwestlichen Teile des Zimzim-dagh in der Nähe des Meher-kapusy, und für diesen Gebirgsstock trifft auch zu, daß er, wie der Zitadellenberg, größtenteils, und in jenem Teile völlig, aus Marmorkalk besteht. Das spräche wieder dafür, daß Sargon doch vom Ertscheksee her die Ebene von Van betreten habe. Jene Passage war immerhin weit genug von Toprakkaleh als dem südöstlichsten Ausläufer des Zimzim-dagh entfernt. Eine sichere Entscheidung ist hier nicht möglich und auch von minderem Belang.

Unter den Festungen der Provinz Aiadi ragen zwei auf den Bergen ArBidu und Machunnia belegene Festen hervor. Die Einwohner der Provinz Aiadi fliehen in diese Festungen, die Sargon sich anzugreifen wohl hütet, der überhaupt auf Belagerungen bei diesem hastigen Einfall in Chaldia keineswegs eingerichtet war. Er plündert statt dessen die übrigen Städte, deren „feste Mauern“ er dem Boden gleich macht, nebst 87 Dörfern. In Wahrheit handelt es sich bei jenen Festungen um verhältnismäßig geringfügige Erhebungen, wie die Höhenangabe 4 Soß = 240 Ellen beweist. An solchen Kuppen ist in der weiteren Umgebung von Van kein Mangel. Außer Ertschek, das wohl besser außer Betracht bleibt, erinnere ich an Anzaff (S. 38), Kaladjyk-Aralesk (S. 201) und Churkum (S. 103).

In keiner von ihnen haben sich freilich bisher Inschriften des Argistis, nach dem die eine Festung benannt war, gefunden, während Zeugnisse der Bautätigkeit des Menuas für sie alle vorliegen. Aber das kann Zufall sein. —

Die einzige Stätte, die noch heute als Schöpfung des Argistis hervorragt, ist der westliche Teil der Vankalah mit den Argistiskammern (S. 121 ff.). Es wäre nicht undenkbar, aber freilich auch keineswegs mehr als das, daß sie gemeint wären, da Tosp-Van ja damals auf und an dem Fuße von Toprakkaleh lag, das als Rusachina bezeichnet wurde, und so der Gegensatz zu Argistichina — oder Argistiuna, wie die Assyrer es wiedergeben — um so deutlicher hervortrat. Und da Sargon diese Festen eben nicht einzunehmen versuchte, so würde sich aus dieser Voraussetzung nicht etwa ein assyrischer Angriff auf Alt-Tosp ergeben.

Dagegen wäre es, selbst wenn Argistiuna nicht mit der Vankalah zu identifizieren wäre, verlockend, das Rätsel jener Nische am Vanfelsen unweit der Argistiskammern, die die später weggemeißelte Inschrift enthielt (ob. S. 153 ff.), so zu erklären, daß Sargon sie habe eingraben lassen und daß sie später durch Argistis II., Rusas' Sohn, oder Rusas II., seinen großen Enkel, beseitigt worden wäre. Die Möglichkeit liegt vor: die Verhältnisse lagen, da der Vanfelsen nicht mehr das Zentrum des Chalderreiches bildete, wesentlich günstiger als für Tiglatpileser IV. (S. 155 f.). Aber es wäre ver-

wunderlich, wenn Sargon diese Großtat nicht verzeichnet hätte. Sein Schweigen bildet eine ernstliche Gegeninstanz.

Für Qallania muß die Lage an oder unweit eines Flusses charakteristisch gewesen sein. — Denn Qallania heißt auch einer der drei Flüsse, die Sargon beim Verlassen des Vansees überschreitet. Das trifft am besten zu für Mahmudijeh (Chôschâb), Haikapert und für Churkum, die alle nahe am Chôschâb belegen sind und von denen die erstere noch heute mit dem Flusse gleichnamig ist. Haikapert und Chôschâb wären die bedeutenderen Festen, aber etwas weiter vom Vansee abgelegen, müssen sie ev. hinter Churkum zurückstehen. In der Umgegend von Artamid, bei Katepanths und in der Nähe des Sommerpalastes der Gemahlin des Menuas sowie an den Abhängen des Warrak, der Stätte des Klosters Yedi Kilissa, wären befestigte Siedlungen gleichfalls denkbar. Aber Sargons Beschreibung paßt besser auf Anlagen auf dem Gipfel einzelner Erhebungen. Unter den Städten von Aiadi ist eine, die als Alt-Uaiais bezeichnet wird. Das ist offenbar die Mutterstadt von Uaiais, das man demnach in nicht allzu weiter Entfernung suchen würde. Und in der Tat gelangt Sargon von der Provinz Aiadi direkt nach Uaiais. Das heißt, er marschiert diesmal durchs Haioths-dzor und am Chôschâb aufwärts und erreicht so in 1—2 Tagen Uaiais-Baschkalah, von wo er dann ins Gebiet Ianzû's von Naîri und zu dessen Hauptstadt Chubuskia, etwa Salmas-Dilman, unweit des Urmiasees gelangt, um dann auf seinem Heimwege in der geschilderten Weise von Urzana „unterbrochen“ zu werden.

Beim Verlassen von Aiadi überschreitet Sargon drei Flüsse: Alluria, Qallania (S. 321), Innâ. Wäre Qallania der Chôschâb, so würde man im Alluria, den Schamiramisu, im Innâ, einen von den linken Zuflüssen zu erblicken haben. Doch ist ja die Gleichung Qallania = Chôschâb nicht sicher, und es hat hiernach eher den Anschein, als ob der Innâ mit dem Chôschâb gleichzusetzen wäre, für die beiden anderen ständen einerseits die übrigen von Osten her in den Vansee mündenden Wasserläufe einschließlich des aus dem Ertsek-See abfließenden Mehmedi-tschai, andererseits die linken Zuflüsse des Zab Albag (S. 308), in dessen Tal Baschkalah liegt (S. 6, 75), zur Verfügung.

Die Frage, warum Sargon von Baschkala aus nicht diesseits der Grenze gegen Urzana gezogen ist, erledigt sich durch zwei Erwägungen. Einmal war dies eine chaldische und immerhin schwierige Kriegsstraße, die in Feindesland nur mit Vorsicht und den nötigen Sicherungen hätte zurückgelegt werden können. Hauptsächlich aber: es war ja von Haus gar nicht Sargons Absicht, Mußafir zu bekriegen. Erst als dem siegreich heimkehrenden Assyrier, der Mußafiräer, als er in nächster Nachbarschaft jenseits

des Kelischin vorbeizog, nicht die übliche Begrüßung über den Paß hernieder sandte, faßte er, wie geschildert, den Entschluß, den unbotsamen, nicht zum erstenmal aufsässigen und, wie Urzanas Schreiben zeigt, auch des Hohnes fähigen „Vasallen“, dem die ganze Freiheitsliebe und Selbständigkeit des Chaldervolkes eigen war, zu züchtigen.

Eine ganz andere, aber sicher irrige Anschauung hat sich Thureau-Dangin von der Lage von Uasi und dem Rückmarsche Sargons gebildet.

Er setzt, ohne nähere Begründung, Uaiais mit Bitlis gleich und richtet danach seine Interpretation der Bewegungen Sargons bis Uaiais ein, den er an der Nordseite des Vansees entlang und dann um den See herum nach Bitlis gelangen läßt. Dies führt ihn zu der Annahme, daß der Assyrikerkönig mit seinem ganzen Heere einschließlich des Trosses von Bitlis nach Söört gezogen sei und von da mit der zum Angriff auf Urzana bestimmten Sonderabteilung am Bohtan-su aufwärts über Moks und Schatach nach Merwané und Kotschanes vorgedrungen und von da durch das Tal des Nihail-tschai, das Giawar oder Gewer (oben S. 308f.), in Mußabir eingerückt sei. Das Giawar hätte danach das Zentrum von Mußabir gebildet, d. h. die Stadt Mußabir würde etwa in der Gegend von Dizä gelegen haben. Von dort hätte sich Mußabir nach Süden erstreckt und Kel-i-schin und Kel-i-gaur wären als eine Art Grenzstelen zu betrachten, die die Südgrenze des Gebietes von Mußabir bezeichnet hätten.

Diese außerordentlich scharfsinnige Aufstellung gibt Mußabir als Gebiet eine zwar recht weitgreifende Ausdehnung, die sich aber mit der Tatsache, daß nur nach Norden hin, wie oben (S. 309, vgl. S. 325) dargelegt, genügend Spielraum für dieses Ländchen vorhanden ist, immerhin vereinigen ließe.

Gleichwohl werde ich mich ihr für die Zeit Sargons II. nicht anschließen können. Das steht aber augenblicklich für mich in zweiter Linie, denn diese geographische Bestimmung des Landes Mußabir ist ganz unabhängig von der Route, zu der sich Thureau-Dangin durch die Gleichsetzung von Uaiais mit Bitlis gezwungen sieht. Ins Giawar hätte Sargon auch, und wesentlich kürzer und bequemer, gelangen können, wenn er die Route Baschkala-Dizä eingeschlagen hätte. Ich lasse daher zunächst die Frage nach der nördlichen Ausdehnung von Mußabir beiseite, um zu zeigen, daß Bitlis für Uaiais nicht in Betracht kommen kann und daß die Route, die Thureau-Dangin für Sargon in Anspruch nimmt, unmöglich ist, weil sie sowohl Sargons Berichten, wie den geographischen Verhältnissen widerstreitet.

Daß die Route von Bitlis nach Söört noch heute keine Heerstraße ist, geschweige denn in alter Zeit war, und daß sie deshalb auch in umgekehrter Richtung nicht von den 10000 Griechen eingeschlagen worden ist, haben

unsere Erfahrungen und meine obigen Ausführungen (Bd. I S. 33) aufs deutlichste gezeigt. Das assyrische Hauptheer hätte, wenn es nördlich und westlich um den Vansee herumkam, eine wesentlich westlichere Route, Musch-Farkin-Hassankéf (Bd. I S. 379f., 386ff., 522f.) einschlagen müssen.

Womöglich noch undenkbarer wäre es aber, daß Sargon mit seiner immerhin beträchtlichen Sonderabteilung von mindestens etwa 2000 Truppen zu Fuß und zu Pferde von Söört am Bohtan-su aufwärts und über Môks—Schatach—Takupaß—Merwanê—Kotschanes ins obere Zab-Tal vorgedrungen wäre. Abgesehen davon, daß von einer für Heeresabteilungen möglichen Verbindung zwischen Söört und Môks überhaupt nichts bekannt ist, zeigt die Beschreibung unserer Reise von Merwanê bis Môks, welche ungeheuren Schwierigkeiten selbst der Einzelne oder eine Karawane von Reisenden dabei zu überwinden hat. Thureau-Dangin standen für diese Route nur Layards wenig eingehende Notizen zur Verfügung, die nur von dem Gesichtspunkte des Einzelnen geschrieben sind, ohne freilich die vorhandenen Schwierigkeiten ganz zu übergehen. Wollte man aber dennoch damit rechnen, daß Sargon Hannibals „Marsch über die Alpen“ vorweggenommen hätte, so müßte man unbedingt erwarten, daß er, der gerade diesen seinen Marsch mit der gegen Urzana detachierten Sonderabteilung so genau beschreibt, diesen schwierigsten Teil des Weges gebührend schilderte. Er läßt aber seine Abteilung sofort den Berg Arsiu übersteigen und dann den großen Zab überschreiten, d. h. der ganzen ca. 1½ Längengrade umfassenden Strecke von Söört bis Merwanê und weiter, mit ihren ungeheuren Schwierigkeiten, würde mit keiner Silbe gedacht.

Diese Einwände sind schon für sich allein entscheidend. Es treten aber noch eine ganze Anzahl anderer Gegengründe hinzu. Schon Sargons Bericht in den vorausgehenden Abschnitten steht entgegen. Er nennt sonst mit der größten Genauigkeit auch in Feindesland alle Namen der Provinzen und ihrer Gaue, so daß man die durchschnittliche Ausdehnung, namentlich der ersteren, ziemlich genau ermessen kann. Diese Genauigkeit in den Einzelheiten von Sargons Bericht verwertet Thureau-Dangin bei seiner sonst meist so glücklichen Argumentation für die Bestimmung der Marschrouten des Assyrikerkönigs (s. S. 318ff.). Von der Nachbarschaft des Ertseksees um den nordöstlichen Zipfel des Vansees herum, dann am Nordufer und östlich um den See herum bis nach Bitlis wären aber eine große Anzahl von Kantonen und mehrere Provinzen zu durchziehen gewesen.

Sargon aber gelangt, wie wir sahen, nachdem er an den Vansee gelangt ist, überhaupt in kein neues Gebiet mehr. Er kommt unmittelbar nach der Überschreitung von drei Flüssen nach Uaiais, d. h. er befindet sich bereits auf

dem Rückzuge, dessen Einzelheiten er nicht mehr in voller Ausführlichkeit zu schildern braucht. Daß die Berge Arbidu und Machunnia bescheidene Kuppen sind, sahen wir schon, so können sie, die zudem dicht nebeneinander genannt werden, nicht mit den viele Tagreisen getrennten Hochgebirgsstöcken des Sipan-dagh und des Nimrūd-dagh (S. 209) gleichgesetzt werden, wie es bei Thureau-Dangin geschieht. Weiter soll Uaiais den Grenzfuß Urartu's gegen Na'ri-Chubuskia bilden. Bitlis ist aber in keiner Weise, wie jeder, der es gesehen hat, zugeben wird, als eine Grenzfeste zu bezeichnen, da es mitten in den Bergen, man kann sagen, im Herzen Armeniens eingebettet liegt, während die natürliche Grenze des armenischen Berglandes gegen Mesopotamien erheblich nach Süden zu suchen ist (Bd. I S. 504). Ferner ist es ganz ausgeschlossen, die Landschaft Chubuskia im Norden und Nordwesten auch nur entfernt an Bitlis heranreichen zu lassen.

Chubuskia dehnt sich im Osten, das wird allgemein und auch von Thureau-Dangin zugegeben, bis an den Urmia-See aus. Im Norden und Nordwesten ist die Ausdehnung zweifelhaft. „Aber sicher steht“, so sagt M. Streck in seiner grundlegenden Studie über „Armenien, Kurdistan und Westpersien nach den Keilinschriften“, „daß man die nördliche Grenzlinie nicht bis ins Bohtân oder gar bis ans Südufer des Vansees vorrücken darf“ und noch einmal wendet sich Streck ausdrücklich gegen Sachaus Annahme: „in moderne Terminologie umgesetzt scheine Chubuskia ungefähr denjenigen Teil des Gebirges zu bezeichnen, der sich von dem Gau Mukus bis Rowandûz erstreckt“. Streck bemerkt dazu: „also bis ans Südufer des Vansees, viel zu weit nördlich“ und stimmt Billerbeck bei, der erkannt hat: nicht im Gebiete des Bohtân, sondern nur in dem des großen Zab sei Chubuskia zu suchen.

Also ist es völlig unmöglich, Uaiais-Uasi mit Bitlis zu identifizieren und dementsprechend den Assyriern die Route zuzuschreiben, die Thureau-Dangin für sie beansprucht. Daß Uasi und der dortige chaldische Gouverneur regelmäßig in Angelegenheiten und Verwicklungen auftreten, die sich im Osten und Nordosten des chaldischen Reiches abspielen, nicht aber in solchen des Südwestens (vgl. S. 314, 317) stimmt dazu durchaus. —

Nun fragt es sich zweitens, da die Verlegung der Stadt MuBaîr in die Gegend von Dizâ von der als unmöglich erwiesenen Route unabhängig ist (S. 322), weiter: kann etwa dieser Teil von Thureau-Dangins Aufstellungen anerkannt werden? Auch das ist zu verneinen.

Wenn man auch den Kelischin, der auf einem Passe und somit tatsächlich auf einer natürlichen Grenzscheide aufgestellt ist, in ge-

wisser Weise als einen Markstein bezeichnen kann, so trifft das für den Kel-i-gaur absolut nicht zu, denn er steht, wie wir sahen, inmitten einer chaldischen Straße, die sich in verschiedenen Richtungen, besonders nach Osten bei Borä, über ihn hinaus erstreckt. Zudem zwingen, wie wiederholt zu betonen, sowohl die örtlichen Verhältnisse (S. 305f.) wie der Inhalt der Inschrift dazu, Mußaßir in der Nachbarschaft der Stele zu suchen. So bleibt es dabei, daß Sargons Rückweg aus Urartu über Baschkala zum Urmia-See führte, und daß er Mußaßir vom Kelischin her überfiel, und so in das Hochtal des Topzauä-tschai und nach Mußaßir gelangte, dessen Schilderung so genau mit dessen geographischen Verhältnissen übereinstimmt.

Hätte sich in der näheren Nachbarschaft der Stele von Topzauä und an der alten chaldischen Straße eine andere Örtlichkeit finden lassen, die der altheiligen Stadt Mußaßir einen etwas stattlicheren Raum geboten hätte, so würden wir ihr den Vorzug von jener der Stele gegenüber gelegenen Kuppe gegeben haben: sie nahezu einen Breitengrad weiter nach Norden, nach Dizä zu verlegen, ist unmöglich.

Eine andere Frage ist es, ob sich das Land Mußaßir so weit nach Norden erstreckte. Für die Zeit Rusas' I. und Sargons möchte ich das bezweifeln. In älterer Zeit scheint der Begriff tatsächlich ein weiterer gewesen zu sein, denn im 31. Jahre Salmanassars III. (831 v. Chr.) eroberte sein Feldherr die Stadt Sapparia und 56 weitere Städte der Mußaßiräer. Der Turtan geht vom Lande Chubuskia nach Sapparia im Lande Mußaßir, von da nach Urartu; das wäre derselbe Marsch, den später Sargon beim Überfall auf Urzana zurückgelegt hatte. Wenn er dabei auf eine Stadt Sapparia trifft, dagegen Mußaßir gar nicht erwähnt, so führt das zu dem Schlusse, daß damals die Stadt Mußaßir noch nicht gegründet war. Das begreift sich besonders leicht, wenn sie eine chaldische Schöpfung war (S. 301), denn damals begannen ja gerade erst die Urartäer in Armenien und die angrenzenden Gebiete — und zwar vom Westen her — einzudringen. Um von Sapparia in Mußaßir nach Urartu und weiter nach Gilzan am Nordostufer des Urmia-Sees vorzürücken, hat dann der Turtan die Route über Nêr-Dizä-Baschkala einschlagen müssen. Sargons Versicherung, daß keiner seiner königlichen Vorfahren auf dem von ihm eingeschlagenen Wege nach Mußaßir gekommen sei, darf man hier freilich nicht ins Feld führen. Denn da es der Oberfeldherr war, nicht Salmanassar III. selbst, so würde Sargon Recht haben, selbst wenn im Jahre 831 die Stadt Mußaßir existiert hätte und berührt worden wäre.

Thureau-Dangin, der den Turtan auch hier auf anderem Wege nach Mußaßir gelangen läßt, weist darauf hin, daß im 3. Jahre Salmanassars III. der Turtan von Kalach-Nimrûd über Arbela durch die Pässe von Kirruri nach Chubuskia gelangt und dabei nach dem keilinschriftlichen Berichte den Zab

mindestens zweimal überschreitet. Das stimmt gut zu unseren Ermittlungen. Zunächst geht es über den Zab beim heutigen Gwär, dann nach Arbela, und dann durch eine der vier Einsenkungen zwischen den fünf Rowandüz vorgelagerten Bergketten nordwärts. Dabei müssen Quell- und Zuflüsse des Zabs, oder dieser selbst überschritten werden. Hier handelt es sich also um den im Zabgebiete belegenen westlicheren Teil von Chubuskia, nicht um den zum Urmia-See sich erstreckenden östlicheren (oben S. 351) und wir erfahren zugleich, daß jene Bergketten westlich von Rowandüz zum Gebiete von Kurruri gehören. Von der Anwesenheit der Assyrer und dem Bedürfnis, die Zugänge dieses Gebiets zu sichern, geben ja die Tells bei Dêr und bei Herîr-Batas Kunde (S. 274, 282).

Was Sargons Rückweg anbelangt, so zog er „durch die Pässe des Andarutta gegenüber der Stadt Chipparna und kehrte wohlbehalten in sein Land zurück“ (Z. 425). Auch wenn die Stadt Mußaßir, wie wir wissen, bei Topzauä und nicht bei Dizä gelegen war, so könnte Sargon doch nordwärts bis ins Giawar (S. 322) gezogen und dann über das heutige Amadijeh und Daudiijeh durch den Paß von Dehök über Maltai nach Niniveh gelangt sein, wie Thureau-Dangin p. XIX annimmt. Daß diese Route im Altertum benutzt worden ist — und zwar von Argistis I., als er Assyrien angriff —, werden wir im nächsten Kapitel sehen.

Es ist dabei noch zu beachten, daß dieser Weg zur Stadt Mußaßir speziell Sargon II. bekannt sein mußte. Denn da wir einerseits aus Urzana's Brief (S. 314) wissen, daß er (oder einer seiner Vorgänger) Mußaßir früher zum Zwecke von Opfern besucht hat, andererseits Sargon betont, daß der Weg, auf dem er bei seinem Überfall nach Mußaßir gelangte, noch von keinem Assyrerkönig beschritten worden sei (S. 311), so erkennen wir, daß dieser frühere friedliche Besuch nicht auf dem Wege über den Kelischin erfolgt sein kann, sodaß für diesen Besuch nur die Route Niniveh—Dehök—Dizä und dann südwärts zur Stadt Mußaßir übrig bleibt. Sargon kann daher, obwohl es für ihn ein Umweg war, diese ihm bekannte Route auch für seinen Rückweg gewählt haben, um so mehr als er auf ihr weit sicherer vor etwaigen Vergeltungsversuchen der Urartäer und ihrer Verbündeten war, als wenn er den Rückweg über den Kelischin her nahm und damit wieder in bedenkliche Nähe des Urmia-Sees und seiner nur notgedrungen Assyrien botmäßigen Anwohner kam. Die Stadt Andarutta wäre dann mit Thureau-Dangin in dem den Skulpturen von Maltai gegenüberliegenden, von mir signalisierten Tell (Kap. 28) zu suchen.

Ganz ausgeschlossen ist aber auch der Rückweg über den Kelischin nicht; der Paß ist in westöstlicher Richtung von Mußaßir anscheinend bequemer zu nehmen, als von Osten her (S. 313). Den Rückweg über



diesen Paß hätte Sargon nicht weiter erwähnt, sondern nur die Passage über den Kurd-dagh (Bd. I S. 233 ob. S. 284), der dann gleich dem Andarutta wäre, während Chipparna eine der zwischen dem Kurd-dagh und Sautschbulaq belegenen Ortschaften darstellen würde. Auf dem Ausmarsche hatte Sargon nicht den Paß über den Kurd-dagh, sondern den von Bane überschritten, den er als den über das Gebirge „Kullar“ bezeichnet (S. 310). Er hätte also Grund gehabt, den nunmehr gewählten Paß zu nennen, so daß sich die Terminologie auch mit dieser Annahme verträge.

Immerhin hat Thureau-Dangin's Annahme in diesem einen Punkte die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Die Gleichung von Uaias mit Bitlis dagegen, die darauf beruhende Annahme, daß Sargon seine Assyrer um den Vansee herum und dann im Tal des Bohtan-su aufwärts geführt habe und die Verlegung der Stadt Mußaßir in Giawar haben wir als irrig erwiesen. —

Durch unseren Befund wird somit bestätigt, daß wenn auch Rusas I. besiegt und außer Aktion gesetzt war (s. unten), Sargon sich doch keineswegs so sicher fühlen konnte, daß er einen Feldzug durch das Herz von Armenien um den Vansee herum hätte unternehmen können, ohne jede Gewähr, daß ihn nicht von den Urartäern der Rückzug abgeschnitten würde. Er hatte vielmehr nur einen verhältnismäßig kurzen, wenn auch sehr wirkungsvollen Einfall bis zum Ostufer des Vansees unternommen.

Immerhin erhebt sich die Frage, wie es mit dem tatkräftigen Rusas so weit hat kommen können. Der neue Bericht Sargons und andere Dokumente geben darüber und über mancherlei damit verknüpfte Fragen wichtige Aufschlüsse, die auch die weiteren Geschehnisse Urzanas und der Stele Keligaur mittelbar berühren. Die Herkunft Rusas I. und sein Tod im Jahre seiner Niederlage bieten sich als Ausgangspunkte der Erörterungen dar.

Wir beginnen mit dem letzteren.

Wie wir sahen, hatte nach den bisher bekannten assyrischen Berichten Rusas I. sich mit eisernem Dolche das Leben genommen (S. 298), weil „seine Götter Chaldia und Bagbartu“ in Mußaßir Sargon in die Hände gefallen waren, d. h. weil er Mußaßir an Assyrien verloren hatte. Beiläufig bemerkt zeigt auch das, von wie geringer Nachhaltigkeit die Folgen und Erfolg jenes Einfalls in Urartu gewesen sein müssen: denn wären sie wirklich von Bedeutung gewesen, so hätte sicher Sargon seine Großtaten in Urartu selbst als Grund angegeben.

Da der Selbstmord des Urartäerkönigs in gar keinem Verhältnis zu den dafür assyrischerseits angegebenen Gründen stand, so war zu vermuten, daß die wahren Ursachen verschwiegen würden, und so habe ich denn bereits im Jahre 1902 die Vermutung ausgesprochen, daß nicht die assyrischen Erfolge,

sondern der Einfall der Kimmerier, deren Ansturm zunächst das Reich Urartu betroffen haben muß, die Ursache für Rusas' Verzweiflungstat gewesen sei. Denn die Kimmerier kamen, wie aus Herodots Berichten hervorgeht, durch die zentralen Kaukasus-Pässe, die heutige grusinische und ossetinische Heerstraße (Bd. I, S. 49, 114) und müssen dann auf der Route Tiflis-Dilijan an den Goktscha-See und ins Gebiet von Eriwan, d. h. in die nördlichen Provinzen des Chalderreiches gekommen sein. Von dort stand ihnen der Weg über Nachitschewan und Djulfa nach Azarbaidjan und an beide Ufer des Urmia-Sees über Marand-Täbriz oder Marand-Choi-Dilman offen. Diesen letzteren, die Richtung auf das Westufer des Urmia-Sees, scheinen die Kimmerier selbst, jenen die Völkerschaften, die sie vor sich her trieben, u. a. die Zikirtu (ob. S. 315), eingeschlagen zu haben, die ebenfalls zu den Neuankömmlingen in der Nachbarschaft des Urmia-Sees gehörten.

Daß dieser Einfall der Kimmerier noch zu Sargons Zeiten, also vor 705, stattgefunden hatte, stand fest durch Berichte, die Sanherib als Kronprinz an seinen Vater Sargon über die Kämpfe zwischen Urartu und den Kimmeriern gesandt hatte.

Dieser Einfall der Kimmerier mußte eine sehr starke Erschütterung der urartäischen Herrschaft mit sich bringen, und konnte es wohl verursachen, daß Rusas sich das Leben genommen hätte. Die Erfolge der Assyrer wären dann durch das Kimmerier-Unglück ermöglicht worden und konnten allenfalls als der Tropfen gelten, der das Faß zum Überlaufen brachte.

Unter den inzwischen bekannt gewordenen einschlägigen Berichten an den König ist ein wahrscheinlich auch von Sanherib herrührender, der als Bestätigung dieses meines Schlusses gelten konnte. Er lautet: „Der und der, zweiter Vorsteher des Palastes, ist vor mich getreten und hat gemeldet: ‚Urzana schreibt mir folgendes: Als der König von Urartu gegen das Land der Kimmerier gezogen war, sind seine Truppen geschlagen worden. Der Statthalter von Uasi ist gefallen‘“. Die Meldung wird durch Urzana als assyrischem Vasallen vermittelt. Die nächstliegende Vermutung ist also, daß unter dem Urartäer König Rusas zu verstehen ist. Uasi ist mit Uaiais identisch. Natürlich kamen bei Ereignissen, die sich zwischen Van und Urmia-See oder mehr nach Norden zu abspielten, die Statthalter der östlichen und nordöstlichen Provinzen in erster Linie in Betracht, nicht aber der im Süden des Zentrums oder des Westens von Urartu belegenen Provinzen, vor allem nicht der von Bitlis (vgl. S. 324).

Daß wirklich dieser Mißerfolg des Rusas gegenüber den Kimmeriern vor 714, das Jahr, in dem Mußaßir fiel, gehört, ist aber erst jüngst durch Thureau-Dangin (p. XIVf.) nachgewiesen worden, der so gleichzeitig meine ihm unbekannt gebliebene Annahme durch seine unabhängigen und über das Stadium

der Vermutung hinausgehenden Forschungen bestätigt. Ein anderer Brief Sanheribs, der gleichfalls den Sieg der Kimmerier über den Urartäerkönig erwähnt, schließt nämlich wie folgt: „Man hat aus Tabal einen Brief des Nabû-li', des Haushofmeisters der Achat-abischa gebracht. Ich übersende ihn dem Könige meinem Herrn.“ Diese Achat-abischa ist die Tochter Sargons, die mit dem Könige von Tabal (dem Lande der Tibarener, die damals im südwestlichen Kleinasien saßen, vermählt worden war. Ambaridi von Tabal, der so durch diese Verschwägerung für Assyrien gewonnen oder gesichert werden sollte, ließ sich dann aber, den Traditionen seines Hauses gemäß, wieder mit den Gegnern Assyriens, vor allem mit Rusas ein, und infolgedessen wurde Tabal gleich im Jahre nach Sargons Sieg über die Urartäer, von Sargon mit Krieg überzogen, zur assyrischen Provinz gemacht, und Ambaridi mit seiner Familie in die Gefangenschaft geführt (713). Jener Brief des Haushofmeisters der Achat-abischa, der Tochter Sargons, muß natürlich vor diese Zeit fallen und spätestens früh ins Jahr 714 gehören. Nachdem er durch die Assyrer besiegt war, ist Rusas sicher nicht mehr gegen die Kimmerier gezogen. Folglich geht der Sieg der Kimmerier den übrigen uns bekannten Ereignissen des Jahres 714 voraus.

Der Gang der Begebenheiten, die zu Rusas' Untergang geführt haben, war also folgender: Erschütterung der nördlichen Provinzen des Urartäer-Reiches durch den Einfall der Kimmerier. Rusas zieht gegen sie und wird geschlagen. Diese Sachlage benutzt Sargon II., um sich auf die Verbündeten Rusas' I. im Süden des Vansees, die Mannäer und Zikirtu, zu werfen, das ihnen gesandte chaldische Hilfsheer zu besiegen und in Urartu einzufallen.

Wenn nun Rusas, wie wahrscheinlich (s. o.), noch im Jahre 715 gegenüber den Assyrn erfolgreich gewesen ist, so muß die Kimmerier-Katastrophe, die die Niederlage durch die Assyrer bedingte, 715/4 erfolgt sein. Das stimmt vortrefflich zu der Wahrnehmung, daß gerade im Jahre 715 Sargon II., trotz jener Erfolge seines Gegners, noch im Verlaufe seines siebenten Regierungsjahres 715/4 einen Teil der von Rusas im Mannäerlande gemachten Eroberungen zurückgewann. Diese überraschende und befremdliche Wendung findet so ihre naturgemäße Erklärung. —

Das Jahr 715 bezeichnet also den Wendepunkt in Rusas' I. Geschick: es zeigt ihn auf der Höhe seiner Macht, von der ihn dann die nordischen Eindringlinge herabstürzen. Ihnen haben die Assyrer die Erfolge zu verdanken, die sie zunächst noch im gleichen (7.) Regierungsjahre Sargons (715/4) und nachdrücklicher in dessen 8. Jahre (714/3) errangen, deren Bedeutung und Dauerbarkeit man aber gleichwohl nicht überschätzen darf.

Daß Rusas angesichts dieses Zusammenbruches in Verzweiflung selbst Hand an sich gelegt hätte, erschiene begreiflich (S. 328), umsomehr da seine ganze Herrschaft auf der Parole und dem Programm der Vergeltung früherer assyrischer Unbill aufgebaut war.

Welches Ende hat aber Rusas wirklich genommen? Der neue Bericht Sargons (Z. 148ff.) gibt eine etwas abweichende Fassung. Als Rusas die Niederlage seiner Truppen im Mannäerlande vernahm, „da schlug sein Herz vor Angst gleich einem Vogel, der vor einem Adler flieht. Wie ein schuld-bewußter Mörder verließ er Turuspa (Van-Toprakkaleh), seine königliche Residenz, wie ein Tier, das vor einem Jäger flieht, erstieg er die Abhänge seiner Berge. Wie eine Frau in Wehen warf er sich auf ein Bett, Speise und Trank verweigerte er und brachte eine unheilbare Krankheit auf sich.“ Dieser Bericht ist unklar, um so mehr, da der Ausdruck „auf seinen Berg gelangen“ auch bedeuten kann, sein Ende finden, sterben“. Auch sind ja Hunger und Durst an sich heilbar. Wenn hier von einer Krankheit ohne heilenden Ausgang geredet wird, so scheint auch hier auf das selbstgewählte Ende (durch Verweigerung der Nahrungsaufnahme) hingedeutet zu werden. Man muß bedenken, daß unser Bericht seiner Datierung nach noch im Jahre der Ereignisse selbst aufgezeichnet worden ist.

So wird man den Gedanken, daß es sich bei dem Selbstmord Rusas I. lediglich um eine Wandersage handle, wohl aufgeben müssen. Er läge nahe, weil auch der letzte der Midas benannten Könige der Moscher und Phryger (Bd. I, S. 467) sich der Sage nach, als sein Reich von den Kimmeriern überrannt wurde, selbst den Tod gab, indem er Stierblut trank. Letztere Tradition ist aber erst bei Strabo (I, 3, 21, C. 61), also im 1. Jahrhundert n. Chr. bezeugt.

Ob der „eiserne Dolch“ der sonstigen Berichte Sargons (S. 298) nur eine Ausschmückung ist, ob er später das Ende beschleunigt oder herbeigeführt hat, läßt sich nicht ermitteln.

Wir kommen zu den Anfängen Rusas' I.

Unter der an Metallschätzen reichen Beute, die Sargon im Chaldi-Tempel zu Mußaßir machte, befand sich auch die bereits oben (S. 155) besprochene Bronzeskulptur, die „Rusas I. mit seinen beiden Rennpferden und seinem Wagenlenker nebst ihrem Sitze in Bronzeguß darstellte, und auf welcher er seinen Hochmut so ausgedrückt hatte: „Mit meinen beiden Pferden und meinem Wagenlenker haben meine Hände das Königreich Urartu erobert““ (Z. 403f.). Aus dieser und einer anderen alsbald zu besprechenden Stelle von Sargons Bericht hatte Thureau-Dangin geschlossen, daß Rusas nicht der Sohn seines Vorgängers Sardur III. gewesen sei, sondern eine neue Dynastie

gegründet habe. Und somit will er Rusas, den Sohn des Erimenas, hier folgen lassen, welcher letzterer selbst nicht regiert zu haben braucht.

Dann würde nicht die Bd. I, S. 532 und oben S. 25 gegebene Königsfolge gelten, sondern sie würde nach Thureau-Dangins Vorschlag lauten:

Menuas-Dynastie: Sardur II. (I.) — Ispuinis — Menuas — Argistis — Sardur III. (II.)

Neue Dynastie: Rusas I., Sohn des Erimenas — Argistis II. — Rusas II. — Sardur III. (IV.) — Rusas III.

Zur Stütze dieses Schlusses weist Thureau-Dangin darauf hin, daß Rusas I. als Schöpfer des Keschisch-göl (des Rusa-Sees) und der Burg auf Toprakkaleh, auch den dortigen Tempel werde angelegt haben, so daß es das Natürlichste sei, ihm auch die bronzenen Weiheschilde mit den Widmungen von Rusas, Erimenas' Sohn, zuzuschreiben. Diese Schlußfolgerung wird schon dadurch hinfällig, daß auf Toprakkaleh Fragmente eines epigraphisch und künstlerisch minder fortgeschrittenen Schildes mit der Inschrift eines Rusas, Sohnes des Argistis, gefunden worden sind.

Die Schilde von Rusas Erimenachinis sind daher jünger als diejenigen von Rusas Argistichinis, und da dieser als Gründer von Toprakkaleh nicht in Betracht kommt, so bleibt es schon danach bei der alten Reihenfolge, Rusas Sardurichinis ist der erste, Rusas Argistichinis der zweite, Rusas Erimenachinis der dritte und letzte Träger des Namens.

Aber hiervon ganz abgesehen! Es ist uns urkundlich bezeugt, daß der Schöpfer des Rusas-Sees, der, wie es auch Thureau-Dangin annimmt, Tempel und Burg auf Toprakkaleh und die Stadt an dessen Fuße anlegte, der Sohn Sardurs III. (II.) war.

Die Inschrift des Rusas, der Uëdipris genannt wird, zeigt — sofern sie das Anfangsstück der Rusas-Stele vom Keschisch-göl darstellt (S. 193f.) — daß Rusas' I. Sohn eines Sardur war, oder als solcher gelten wollte. Es kann sich also unter jener Vorzussetzung nur um die Entscheidung der Frage handeln, ob Rusas I. der Sohn Sardurs III., oder eines anderen gleichnamigen Mannes war. Daß jene Inschrift, die von der Eroberung Urartu's durch Rusas spricht, keineswegs mit der Voraussetzung unverträglich ist, Rusas sei wirklich der Sohn Sardurs III. gewesen, wurde bereits oben (S. 155f.) gezeigt. Er könnte sehr wohl das Reich und den Thron durch seine Energie gegenüber Aufrührern und einem Prätendenten für sich und die Dynastie des Menuas wiedererworben haben. Auch daß Rusas einen thronberechtigten Bruder zu verdrängen hatte, bliebe möglich.

Bleibt noch die andere Stelle in Sargons Bericht, die zu Zweifeln an Rusas' Zugehörigkeit zur Menuasdynastie Anlaß geben könnte.

In der Provinz Armarili, also ehe er den Vansee erreicht, kam Sargon auf seinem Vorbeimarsche nach „Arbu, der Stadt des Vaterhauses des Ursâ (Rusas) und nach Ri-i-a-ar, der Stadt Sardurs. Sieben Städte in der Umgegend, wo seine Brüder, die seines königlichen Blutes waren, wohnten und die stark verteidigt waren, — diese Städte zerstörte ich und machte sie dem Erdboden gleich“ (Z. 279).

Hier zubemerkt der Herausgeber (p. IX n. 3): „es handelt sich entweder um Sardur, den Vorgänger des Ursâ, oder um seinen Vorfahren Sardur, Sohn des Lutipris, den Begründer der ersten Dynastie, die in Turuspa-Van residiert hat. Wie dem immer sei, diese Stelle zeigt, daß Ursâ nicht von Sardur, Sohn des Lutipris, abstammte und eine neue Dynastie gegründet hatte“.

Was den ersten Teil dieser Schlußfolgerung anlangt, so könnte man ihn ruhig gelten lassen. Er enthielte nur die Bestätigung für einen Schluß, den wir ohnehin als wahrscheinlich erkannt haben (ob. S. 24), daß nämlich Sardur, Sohn des Lutipris, nicht mit Sardur, dem Vater des Ispuinis, identisch ist. Aber worauf es ankommt, ist, daß Rusas die Abstammung von Ispuinis und Menuas abgesprochen wird. Ist das notwendig und müssen wir demgemäß die Uëdipris-Inschrift von der Rusas-Stele trennen?

Zunächst wird nicht gesagt, daß der von Sargon erwähnte Sardur König gewesen sei, während in dem ganzen Berichte Sargon einerseits die urartäischen Könige jedesmal mit ihrem Titel König von Urartu belegt — so Ispuinis, so Argistis, von dem er gleichfalls eine Bronzestatue in Mußaßir eroberte (Z. 402) —, andererseits auch Angehörige der Dynastie nennt, die nicht Könige waren, so gerade auch einen Sardur, Sohn des Königs Ispuinis (Z. S. 400, vgl. oben S. 155).

Es fragt sich ferner, wessen Brüder in jenen sieben befestigten Städten wohnten, die Sargon zerstörte: die des unmittelbar vorher genannten Sardur oder die des Rusas? Wenn Rusas die Dynastie seines Vorgängers verdrängt hatte, so wäre es, wie allgemein zugegeben werden wird, nach orientalischen Gepflogenheiten undenkbar, daß die Brüder des entthronten Königs unter dem Schutze des neuen Herrschers in Festungen in seiner nächsten Nachbarschaft wohnen blieben. Also könnten es unter dieser Voraussetzung nicht Sardurs III. Brüder gewesen sein. Andererseits, wenn Rusas ein Usurpator war und die Assyrer das zum Ausdruck bringen wollten, weshalb sollten sie dann seine Brüder ausdrücklich als „aus seinem königlichen Blute“ und ihn selbst somit als königlichen Geblüts bezeichnen.

Die Angaben dieser zweiten Stelle lassen sich mit der Voraussetzung, die Uëdipris-Inschrift gehöre mit der Rusas-Stele zusammen, sehr wohl vereinigen, wenn man annimmt, Rusas sei nicht der Sohn König Sardurs,

sondern eines gleichnamigen Seitenverwandten gewesen — vielleicht eines Enkels, jenes Sardur, Sohnes des Ispuinis. Beide Sardur, der König wie der letztere, wären Urenkel des Ispuinis gewesen. In der Seitenlinie hätte sich der Name des Großvaters auf den des Enkels vererbt. So konnte sich Rusas I. mit vollem Rechte Sardurichinis nennen, was ihm die Befestigung auf dem Throne erleichtert haben mag.

Ein Zwang, Rusas I. aus der Menuasdynastie zu streichen, und die Zusammengehörigkeit der Uëdipris-Inschrift mit der der Rusas-Stele vom Keschisch-göl in Zweifel zu ziehen, liegt also nicht vor. Es bleibt nur die wichtige Tatsache übrig, daß Rusas sich den Thron seines Vorgängers zu erkämpfen hatte.

Der Grund dafür war die Niederlage Sardurs III. durch den Eroberungszug Tiglatpileasers IV. in dessen 11. Regierungsjahr (735), der, im Gegensatz zu dem späteren Sargons II. (714), ernstlich erfolgreich gewesen war. Dadurch wurde, wie bereits mehrfach hervorgehoben, die Vorherrschaft in Vorderasien den Chaldern und ihrem Gotte genommen und für Assur wiedergewonnen. Die Nachrichten über diesen Feldzug Tiglatpileasers III. liegen uns in folgenden Quellen vor.

In den Annalen Tiglatpileasers wird in einer leider stark verstümmelten Stelle berichtet:

In meinem [3.] Regierungsjahre [empörte sich Sardurri von Urartu und] mit Matî'ilu [aus dem Geschlecht] Agus[si] . . . [Suluma]l von Melite[ne], Tarchulara von [Gurgum], [Kustaspi] von [Ku]mmuch (Kommagene) [vertrauten sie] auf ihre gegenseitigen Kräfte. [Mit] der Herrschaft und Macht Assurs, meines Herrn (ausgerüstet) [kämpfte ich] mit [ihnen], befreite ich ihnen eine Niederlage], ihre [Krieger] tötete ich, die Schluchten und Abhänge des Gebirges füllte ich [mit ihren Leichen] an. Ihre Wagen, ihr . . . ohne Zahl führte ich fort. Mitten im Kampfe . . . des [Sar]durri . . . mit meinen Händen ergriff ich. 72950 Leute nebst ihrem [Hab und Gut] mitten aus . . . [schleppte ich fort]. [Sardur]ri, um sein Leben zu retten, entfloh bei Nacht, . . . und nicht wurde gesehen [seine Spur] . . . bis zur Brücke des Euphrat, der Grenze seines Landes, verfolgte ich ihn. Sein Feldbett, . . . sein königliches Ziergerät, sein Halssiegel nebst seinen Ringen, den Wagen [seiner] Königsherrschaft, . . . sein zahlreiches . . . ohne Zahl, seine Streitwagen, Pferde, Maul[esel], seine . . . Handwerker ohne Zahl, führte er fort. Das Zelt, . . . seine zahlreichen . . . verbrannte ich inmitten seines Lagers mit Feuer sein . . . sein Feldbett [weihte ich] der Istar, der Königin von Ninive.

In den Prunkinschriften Tiglatpileasers lesen wir zwei nahezu gleichlautende Berichte, von denen ich den ausführlicheren wiedergebe:

„Sarduri von Urartu empörte sich gegen mich, und mit Matî'ilu, aus dem Geschlechte Agussi, setzte er sich ins Einvernehmen. Mitten zwischen

Kistan und Chalpi, Bezirken von Kummuch, bereitete ich ihm eine Niederlage und nahm ihm sein ganzes Feldlager. Die Macht meiner Waffen fürchtete er, und zur Rettung seines Lebens bestieg er eine Stute und auf das Gebirge Sibak (?), ein beschwerliches Gebirge, flüchtete er bei Nacht und stieg hinauf. Sarduri von Urartu in Turuspa seiner Stadt schloß ich ihn ein und seine zahlreichen Mannschaften angesichts des Tores tötete ich. Ein Standbild meiner königlichen Majestät machte ich und angesichts der Stadt Turuspa stellte ich es auf. 60 Doppelweg-Stunden im ausgedehnten Lande Urartu von oben bis unten zog ich majestätisch einher, einen Nebenbuhler gab es nicht.“

In beiden Berichten der Prunkinschriften wird weiter gemeldet, daß Tiglatpileser die Länder Ulluba und Kilchu am Fuße des Gebirges Nal erobert und zur assyrischen Provinz gemacht und im Lande Ulluba eine Stadt mit Namen Assur-ikisa (Assur hat es geschenkt) gebaut und mit Einwohnern eroberter Gebiete besiedelt habe.

In dem einen der beiden Berichte nennt er dann noch in einer Aufzählung der durchzogenen und eroberten Gebiete u. a. Städte von der Grenze von Kommagene, und fährt fort: „Das Land Enzi (Anzitene), die Städte Anganu, Binzu, Festungen des Landes Urartu, Kallama, seinen Fluß nahm ich in Besitz und fügte sie dem Gebiete von Assyrien hinzu, schlug sie zur Provinz des Turtan (Oberfeldherr) und der Provinz Na'iri.“

Hierzu tritt dann noch das oben (S. 74f.) erwähnte Verzeichnis der von Tiglatpileser IV. eroberten Städte.

Es ist von uns mit genügender Deutlichkeit hervorgehoben worden, daß in den beiden ausführlichen Berichten der strikte Beweis dafür vorliegt, daß Tiglatpileser IV. in beiden Fällen vom Westen her — nicht etwa einmal von Süden her — in Armenien eindrang (ob. S. 75). Der Annalenbericht für das dritte Regierungsjahr (743 v. Chr.) sagt ja ohne weiteres, daß Sardur III. vom Assyrikerkönig bis zur Brücke des Euphrat, der Grenze seines Reiches, verfolgt wurde (Bd. I, S. 482). Der Bericht der Prunkinschriften, die die Summe der Taten des Königs ziehen, hat natürlich den erfolgreichen Zug vom 11. Regierungsjahre (735 v. Chr.) im Auge, dessen Datierung durch die assyrische Verwaltungsliste feststeht, die unter diesem Jahre meldet: „nach Urartu.“ Das tritt auch darin zutage, daß nur noch ein Verbündeter Sardurs genannt wird Mat'i'ilu von Agussi. In diesem Jahre 735 fand die entscheidende Schlacht in Kommagene zwischen Kischtan und Chalpi, den heutigen Ortschaften Küschtam und Chalfat, statt, die 20 bis 30 Kilometer flußabwärts von Samosata liegen, wie oben (Bd I, S. 483) dargelegt.

Dort habe ich jedoch den Fehler gemacht, die beiden Kriegsschauplätze als identisch zu betrachten, ja die Berichte selbst nicht genügend auseinander gehalten. Die Brücke, von der im dritten Regierungsjahre (743 v. Chr.) die Rede ist, braucht daher keineswegs in der Nachbarschaft von Samosata ge-



legen zu haben; die Frage, ob sie nicht vielmehr doch bei Izoly zu suchen wäre, tritt wieder in ihre Rechte, und ihre Bejahung wäre möglich, wenn damals die Schlacht weiter im Norden stattgefunden hätte, d. h. wenn Tiglatpileser IV. seinem Gegner von Arpad (Tell Erfad) aus weiter nach Norden bzw. Nordosten entgezogen war. Der Sieg im Jahre 735, der den Assyrierkönig unmittelbar vor die Feste Tuschpa, die Vankalah, führte, und es ihm ermöglichte, ihr gegenüber sein Königsbild auszustellen, hat dann offenbar zu jener Erschütterung der Dynastie geführt, die Rusas I., Sardurs Sohn, zwang, das Königtum „mit seinen beiden Pferden und seinem Wagenlenker wieder zu erobern“. Mit dieser Tatsache müssen wir uns begnügen, da alle näheren Angaben fehlen. Gegen wen er immer um den Thron zu kämpfen hatte, Rusas hat sich jedenfalls als der denkbar tapferste Vertreter der Dynastie und der tatkräftigste Vertreter der Freiheit und Unabhängigkeit Chaldias Assyrien gegenüber erwiesen. Die Neugründung von Van durch die Anlage des Rusas-Sees und das unausgesetzte und erfolgreiche Bemühen große Koalitionen gegen Assyrien zusammenzubringen, legen dafür beredtes Zeugnis ab. Kein Wunder, daß die durch den unerwarteten Kimmeriereinfall herbeigeführte Katastrophe vom Jahre 714, der Zusammenbruch alles in etwa 20jähriger Regierung Erkämpften und Erreichten, den gewaltigen Herrscher in Verzweiflung enden ließ.

Bisher haben wir lediglich den assyrischen Text der Stele von Topzauä berücksichtigt. Wie verhält sich der chaldische zu ihm? Nach mancherlei Zweifeln und Schwankungen hat es sich herausgestellt, daß beide Mußafir-Stelen — um Kel-i-schin und Kel-i-gaur einmal so zusammenzufassen — Bilinguen sind.

Wäre der Name Mußafir in der chaldischen Fassung zu finden gewesen, so hätte das leichter erkannt werden können. Aber im chaldischen heißt die Stadt „Ardinis“. Der Name ist identisch mit der chaldischen Sonnengottheit, so daß man eigentlich erwarten sollte, einen Kult dieser Gottheit im Tempel von Mußafir zu finden. Nun wird die Sonnengottheit bei den Chaldern wie auch z. T. bei den Hetitern weiblich vor- und dargestellt (S. 264). Und so könnte möglicherweise die mit Chaldis in Mußafir verehrte Göttin Bagbartu mit Ardinis gleich sein. Übrigens scheint dieser Göttername mit seiner ersten Silbe bag (persisch бага, russisch бог „Gott“) auf ein indogermanisches Element in Mußafir zu deuten: ein Fall, der im westlichen Vorderasien und vielleicht selbst im Chaldischen vielfache Analogien hat. Diese indogermanische Bevölkerungs- oder Kulturschicht träte zu der chaldischen und der assyrisch-semitischen hinzu. Ob Mußafir oder Ardinis der ältere Name ist, läßt sich schwer entscheiden; im letzteren Falle wäre es denkbar,

daß der Name wirklich ursprünglich „Ausgang der Schlange“ bedeutete, nicht erst volkstümlich so gedeutet wäre.

Sprachlich ergeben diese Bilinguen einen unschätzbaren Gewinn, da nur vom Assyrischen her weiteres Eindringen in den Wortschatz und den Bau der noch so wenig bekannten chaldischen Sprache zu erhoffen ist, die die assyrischen Schriftzeichen verwertet, aber sonst mit dem Assyrischen oder überhaupt den semitischen Sprachen nichts zu tun hat (Bd. I, S. 79ff).

Dieser Gewinn wäre noch größer, wenn die assyrischen Texte der beiden Stelen nicht teils so verstümmelt, teils so ungewöhnlich schwer verständlich wären. Als ein weiteres Hilfsmittel tritt die Fluchformel hinzu, die sich am Schlusse einer unweit Etschmiadzin nach unserer Heimkehr ausgegrabenen großen Stele Rusas' II. befindet. Sie schließt sich in ihrem Wortlaute so genau an den der assyrischen Fluchformel späterer Zeit an, daß man sie einfach als eine Übersetzung betrachten kann. Der Zusammenhang ist noch enger als zwischen den Fluchformeln der älteren chaldischen Inschriften einer- und ihren assyrischen Vorbildern andererseits (Bd. I, S. 8).

Auch das sachliche Verständnis erfährt durch diese Zweisprachigkeit der beiden Steleninschriften eine wesentliche Förderung. In der assyrischen Fassung der Topzauä-Stele, berichtet Rusas, daß er zu dem Lande vorgedrungen sei, das mit dem Ideogramm das ideographisch verdoppelte Zeichen BUR wiedergegeben wird. Land  $\frac{\text{BUR}}{\text{BUR}}$  bedeutet „Zweistromland“

und wird, weil Euphrat und Tigris mit ihren Quellflüssen in Armenien, wie kurz vor ihrer Mündung in Babylonien einander nahetreten, sowohl für Babylonien (Akkad), wie für Armenien (Urartu) keilinschriftlich gebraucht.

Da nun Mußafir zu Urartu gehört und der Gott Chaldis dort einen bedeutenden Kult hat, konnte der Gedanke aufkommen, gerade Mußafir sei das Ursprungs- und Kernland von Urartu, von dem aus sich die Urartäer und die Bezeichnung des Landes über ganz Armenien hin ausgebreitet habe. Dieser Gedanke ist nun zwar sicher unhaltbar, denn die Chalder sind von Urartu her in Armenien eingedrungen (Kap. 29) und die erste Erwähnung des Namens Urartu in den assyrischen Inschriften bei König Assurnaßirabal III. zeigt denn auch, daß die Urartäer den Assyriern zum erstenmal keinesfalls südlicher und östlicher als im Tûr-Abdin entgegentraten. Aber es ist doch wertvoll, daß die chaldische Übersetzung an dieser Stelle eine solche Auffassung direkt ausschließt, denn dem „Lande  $\frac{\text{BUR}}{\text{BUR}}$ “ der assyrischen Fassung entspricht „Land Lu-lu-i-ni“ und gerade in

jener Fluchformel der Inschrift Rusas' II. heißt es in der Phrase, die üblicherweise den Beschädiger usw. der Inschrift bedroht: „sei es einer

aus Chaldia, sei es einer aus Lulu“. Chaldia-Urartu und Lulu sind also nicht identisch, während andererseits somit von Rusas II. der Besitz des Landes Lulu oder eines Teils davon beansprucht wird. Die Landschaft Lulu, deren Bewohner die Assyrer oft mit dem elamitischen Pluralsuffix als Lu-lu-bi oder Lu-lu-me (vgl. auch S. 338) bezeichnen, gehört in Wahrheit zu Babylonien im weiteren Sinne.

Von den ältesten Zeiten an haben Kämpfe zwischen den Bewohnern Babylo niens und des nordöstlich davon belegenen, später von den Medern bewohnten Berglandes stattgefunden, die zu Zeiten babylonischer Machtentfaltung zur Unterwerfung dieses Nachbargebietes führten. Zeuge derselben für das dritte Jahrtausend vor Christus ist die Stele, die den Sieg des babylonischen Herrschers Narâm-Sin über die Lulubäer in Wort und Bild darstellt und jenes Felsrelief, dessen wir bereits oben bei der Entwicklung der Semiramis-Sage gedachten (S. 286). Das Felsrelief steht im Bezirk von Zohab am Felsen Seripul, da wo die große von Babylonien nach Medien führende Straße von Bagdad über Kirmanschah und Bisutun nach Hamadan-Ekbatana in das Gebirge eintritt. Es ist angebracht an dem phantastisch geformten Felsentor, das der Hulwân-Fluß dort durchbricht, und zwar, wie E. Herzfeld berichtet, in der Nachbarschaft mehrerer weiterer, teils altbabylonischer, teils sassanidischer Inschriften und Reliefs. Dieses Relief, das die Ischtar darstellt, wie sie dem Lulubäer-König Anubanini seine Feinde als Gefangene zuführt, bezeichnet also bis auf den heutigen Tag einen zu dem Lulu-Lande gehörigen Distrikt. Die Sitze der Lulu und der Umfang ihres Gebietes waren natürlich im Laufe der Jahrhunderte Schwankungen und Veränderungen unterworfen. Feststeht jedenfalls seit langem, daß sie zu Zeit Assurnaširabals III. und Salmanassars III. das Zamua genannte Gebiet, das bis zum Südufer des Urmia-See reichte und von dessen Westgrenze das Feldlager von KAK.ZI (S. 270f.) nicht weit entfernt gewesen sein kann, bewohnten.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß, sei es vom Ostufer des Urmia-Sees, sei es über den Kelischin, Babylonien von Urartu her mindestens so leicht, wenn nicht leichter erreichbar war als Assyrien, und ebenso, daß das Südufer des Urmia-Sees mit Babylonien in mindestens ebenso bequemer Verbindung steht als mit Assyrien. Und so gewinnen wir aus der Angabe der Topzauā-Stele die Erkenntnis, daß Rusas I. auf seinem erfolgreichen Zuge vom Jahre 715 spätestens nicht bloß zu den „Bergen des Landes Assur“, bis nach Rowandûz und dessen östlicher und nordöstlicher Umgebung vorgedrungen war, sondern auch einen geographisch und historisch zu Babylonien im weiteren Sinne gehörigen, wenn auch politisch damals Assyrien unterworfenen, Bezirk bedroht hatte. Das erscheint um so be-

deutungsvoller, als der Paß durchs Kullar-Gebirge, den Sargon beim Ausmarsche durchzog, nach seinen eigenen Worten im Lande der Lulumû (vgl. S. 337), das man auch Zamua nennt, belegen war.

Dieser Vorstoß des Rusas ins Lulu-Gebiet war also direkt gegen die Einmarschlinie der Assyrer zum Urmia-See gerichtet und zeigt, wie ernstlich Assyriens Oberherrschaft, ja Assyrien selbst durch Rusas I. bedroht war, unmittelbar ehe der Kimmeriereinfall alle Errungenschaften des erfolgreichen Eroberers in Frage stellte.

Zum Gebiet von Zamua gehörte auch die Landschaft Sipirmena, für deren Bewohner Assurnaßirabal III. jenen bereits oben (S. 284 f.) besprochenen und noch heute zu beobachtenden Sprachfehler verzeichnet.

Für die Beurteilung der Absichten Rusas' I. kommt noch etwas hinzu: in Babylonien herrschte damals der Sargon allezeit feindliche Chaldäer-König Mardukabaliddin, der Merodachbaladan des alten Testaments. Daß sich der Chalder-König von Norden und der Chaldäer-König vom Süden her gegen Assyrien die Hand gereicht hätten, braucht nicht außerhalb des Bereichs der damaligen politischen und diplomatischen Erwägungen gelegen zu haben. Im Anknüpfen von Bündnissen und Anzetteln von Umtrieben waren sowohl der Urartäer- wie der Chaldäer-König Meister.

Eine weitere, das alttestamentliche Gebiet berührende Beobachtung, schließe sich hier an. In seinen Annalen berichtet Assur-naßir-abal III. im Zusammenhang seiner Kämpfe gegen Zamua und Lulu: „Im Monat Tischri am 15. Tage brach ich von KAK.ZI (S. 270) auf, drang in den Paß von Babiti ein. Von Babiti brach ich auf, näherte mich dem Berge Nißir, welchen die Bewohner von Lulu Kinipa nennen“ (man vergleiche, was Sargon über eine anderweitige Benennung des oberen Zab berichtet, S. 311). „Die Festung des Mußaßina und zwanzig Städte seines Gebietes eroberte ich; die Männer entflohen, besetzten einen unwegsamen Berg. Assurnaßirabal, der Held, stürmte ihnen wie ein Vogel nach; auf dem Berge Nißir streute er ihre Leichen hin, 326 ihrer Kämpfer zerschmetterte er, seine Rosse nahm er ihnen, ihren Rest vernichtete er in den Schluchten und Rinnsalen des Berges. Sieben Städte im Gebirge Nißir, die sie zu Festungen gemacht hatten, eroberte ich, tötete ihre Krieger, ihre Beute, Habe, Rinder, Schafe führte ich fort, verbrannte ihre Städte mit Feuer. Dann kehrte ich zu meinem Feldlager (Kakzi) zurück.“

Auf dem Berge Nißir (dem „Rettungsberge“) stand nach dem babylonischen Sintflutbericht das Schiff des Xisuthros, des babylonischen Noah, still. Weil hier ein Mußaßina genannt wird, braucht man nicht gleich anzunehmen, daß der Berg Nißir direkt bei Mußaßir liegt. Aber daß er diesem Gebiete nicht allzu fern liegt, geht aus der Tatsache hervor, daß

der Assyrer-König die Expedition von KAK.ZI aus unternimmt und hernach dorthin zurückgeht. Die Bestimmung des nach Assurnaßirabal im Gebiete von Bunasi belegenen Nißir richtet sich in erster Linie nach der des PASSES von Babiti. Für diesen kann man höchstens zwischen der Passage über den Kurd-dagh, (S. 326) oder der etwas südlicheren, die südöstlich von Altyn-Köpri, westlich von Billi, den Kara-dagh durchschneidet (S. 310) schwanken.

In letzterem Falle ist der Nißir in einer der zahlreichen östlich Kara-dagh, nördlich vom Flusse Radanu, dem heutigen Didjela, sich erhebenden Gebirgsketten (Chalchalan-Dagh, Tokma-Dagh usw.) zu suchen und für die südlichere Lage spricht doch der Umstand, daß das Schiff, von dem Sturm nordwärts getrieben, an einer der höchsten und zugleich möglichst weit nach Süden gelegenen Erhebungen den ersten Halt gefunden haben muß. Andererseits berichtet der biblische Sintflutbericht des Priesterkodex, daß die Arche auf einem der Berge des Landes Ararat, d. h. Urartu-Armenien stehen blieb (Bd. I, S. 167, Sintflutbericht). Da der Priesterkodex im babylonischen Exil abgefaßt ist, so könnte ganz wohl eine Erinnerung an die babylonischen Vorstellungen hier mitwirken, und dann würde man wieder geneigt sein, den Nißir nicht zu weit nach Süden zu verlegen. Es handelt sich dabei um die Frage, wie weit nach Süden man im äußersten Falle den Begriff Urartu sich erstrecken lassen darf. Die politische Ausdehnung nach Südosten hat vielfach geschwankt. Das kann auch die geographische Begrenzung beeinflussen. Vergleiche im allgemeinen Bd. I, Kapitel XVI, besonders S. 502. Es hängt damit ein anderes Problem zusammen.

Welchen Weg schlug Darius III. ein, als er nach der Schlacht bei Gagamela mit einer ansehnlichen Heereseskorte nach Arbela, und dann vor Alexander dem Großen unter Zurücklassung seiner Schätze und seiner Ausstattung nach Medien floh? Man würde dafür wieder an einen der beiden eben besprochenen Pässe denken. Hier aber macht die Angabe Arrians stutzig, daß er den Weg *παρὰ τὰ ὄρη τῶν Ἀρμενίων* an den Bergen der Armenier vorbei genommen habe. Das trifft ernstlich nur auf die Route über Rowandûz und den Kelischin zu.

Ganz ausgeschlossen wäre es ja nicht, daß die Flucht aus äußerster Gefahr den unglücklichen Herrscher veranlaßt habe, diesen für sein Heer unmöglichen Weg für seine Person und seine nächste Begleitung zu wagen, ganz besonders auch, um Alexander dem Großen die Verfolgung seiner Spur unmöglich zu machen, was er denn auch erreichte. Der größte Teil des ihn begleitenden Heeres könnte einen bequemerem, südlichen Weg genommen, sich mit ihm später in größerer oder geringerer Nähe vom Südufer des Urmia-Sees vereinigt und ihn nach Ekbatana begleitet haben.

Sobald man aber die „Berge der Armenier“ etwas südlicher suchen darf, wird man diese ungeheuer schwierige, militärisch unmögliche Route auch für jenen äußersten Notfall nicht in Betracht ziehen. Gerade die Kelischin-Route für Darius' Flucht in Anspruch zu nehmen, wie es Droysen getan, war man so lange berechtigt, als die Sachlage betreffs der Enge vor Rowandûz und ihre Unzugänglichkeit nicht bekannt geworden war.

Wie kommt es nun, daß die Stele von Topzauä, trotz ihrer Zerstörung durch Sargon, und trotzdem Rusas diese kaum überlebte, wieder an ihrer ursprünglichen Stelle in ihrem Sockel, in dem sie Sargon sicher nicht gelassen haben wird, aufgestellt wurde? Urzana, wenn er überhaupt zurückgekehrt ist und von Sargon zu Gnaden wiederaufgenommen wurde, wird sich schwerlich durch eine solche Aufrichtung der Stele, die zudem ja über ihn wenig Rühmliches berichtet, mittelbar der Auflehnung schuldig gemacht haben. Das kann vielmehr nur durch einen Chalder-König geschehen sein, der Assyrien gegenüber wieder mächtig und unabhängig auftreten konnte. Von Argistis II., Rusas' I. Sohn, kann das kaum gelten, wohl aber von Rusas II., dessen Sohn, dem großen Wiederhersteller des chaldischen Reiches. Er beansprucht nicht nur, wie wir schon sahen, die Herrschaft auch über das Gebiet von Lulu, sondern er gedenkt in dem Kriegsberichte seiner von unserer Expedition bei Adeljewas entdeckten Inschrift (Bd. I S. 57) auch der Lulu unter den von ihm bekämpften und zur Unterwerfung gezwungenen oder zum Bewußtsein ihrer Abhängigkeit gebrachten Völkern. Von ihm dürfen wir um so mehr eine solche Tat politischer und zugleich archäologischer Wiederherstellung und Erneuerung erwarten, als wir ihn in ganz anderem Zusammenhange, und noch ehe der Gedanke betreffs der Rusas-Stele sich dargeboten hatte, in der gleichen Richtung tätig sahen (Bd. I, S. 467f.).

So umfassen der Kelischin und der Keligaur mit ihren Inschriften, ihrer örtlichen Umgebung und ihren Geschehen fast die gesamte Geschichte des Chalder-Reiches in ihren Höhepunkten und ihrem Tiefstande. Was sie uns lehren, sei teils in kurzem Rückblick mit einigen ergänzenden Bemerkungen, teils erstmalig zusammengefaßt. Ersteres betrifft die Stele von Topzauä, letzteres den Kelischin, dessen sachlicher Inhalt ja erst in diesem Zusammenhange erörtert werden konnte und sollte (Bd. I Kap. 8 S. 256f.).

Die Kelischin-Stele nennt neben Ispuinis, Sardurs Sohn, seinen Sohn Menuas. Man hat daher meist angenommen, daß sie aus der Zeit der Samtherrschaft beider Könige stamme. Da aber sowohl in der chaldischen wie in der assyrischen Fassung Ispuinis allein als der Redende und Handelnde eingeführt wird, so wird es richtiger sein, die Inschrift, ähnlich wie die vom Täbriz-Tore in Van, noch in die Zeit von Ispuinis' Alleinherrschaft zu

setzen, allerdings wohl gegen deren Ende, da Menuas seinen Vater schon, als künftiger Träger der Krone und der Mitregentschaft, begleitete.

Die Inschrift berichtet von einem Besuch des Herrschers und seines Sohnes beim Gotte Chaldis in Mußabir-Ardinis. Es ist dabei von kultischen Ausstattungsgegenständen und von (Opfer-)Tieren die Rede — unter den ersteren spielt das bi-bu, ein auch in anderen Inschriften erwähnter, aber nicht näher bestimmbarer Kultgegenstand oder Bestandteil einer Baulichkeit, eine Rolle. Das dabei im Assyrischen verwendete Verbum našû vereinigt störenderweise in sich zwei geradezu entgegengesetzte Bedeutungen, „heranführen, bringen“ und „wegführen“. Handelte es sich, wie man hat annehmen wollen, um eine Wegführung dieser Kultgegenstände, so war Mußabir ein älterer Sitz des Chaldis-Kultes, und es ergaben sich daraus weitgehende Folgerungen für die ältere Vorgeschichte und die Urheimat der Chalder, die dann mehr im Süden des Vansees, etwa im Bohtan und den Randgebirgen der Ebene von Ninive und Arbela zu suchen wäre. Das widerspricht aber dem sonstigen Befunde, und daß es sich überhaupt nicht um ein Wegführen der betreffenden Kultgegenstände handeln kann, ergibt der Zusammenhang geradezu. Denn es heißt dort, daß Ispuinis dem Gotte Chaldis ein bibu ‚für sein (des I.) Leben‘ gegeben habe. Und in der Fluchformel wird derjenige, der das bibu aus den Chaldis-Toren — das ist die ständige Bezeichnung für vorgeschobene Posten, Burgen und zugehörige Siedelungen, die als Verteidigungswerke und Zugangstore für die Hauptstadt des theokratischen Chalderstaates (S. 165f.) betrachtet werden — wegnimmt oder es im Dunkeln verbirgt, ebenso wie ein zukünftiger Schädiger der Inschrift mit dem Zorn der Götter bedroht. Also handelt es sich um die Aufstellung oder Anbringung eines bibu in Mußabir-Ardinis, und die übrigen Kultgegenstände und Opfertiere, 1112 Rinder und über 22000 Schafe in zwei Gattungen (9022 bzw. 12 490 an Zahl), sind nach Mußabir gebracht worden.

Daraus ergibt sich dann folgender Sachverhalt. Schon unter Ispuinis strebten die Chalder nach den fruchtbaren Gebieten westlich und südlich des Urmia-Sees. Ein äußerst wichtiger Posten war dabei die Höhe des Kelischin-Passes, sei es, daß zeitweilig die Grenze durch den Gebirgskamm, dem sie zugehörte, dargestellt wurde, sei es, daß die Eroberung der östlich davon belegenen Gebiete damals schon begonnen hatte. Zur Zeit, da Ispuinis und Menuas als sein Mitregent die große Inschrift von Meherkapusy errichteten war dies zweifellos der Fall, da diese die Stadtgottheit von U(i)schini = Uschnu als zum chaldischen Pantheon gehörig nennt. Die Wichtigkeit der Kelischinstraße entsprechend legten ja die Assyrer, wie wir sahen (Bd. I 248), am Ostfuß des Aufstiegs vom Kelischin-Paß jenes Fort an, dessen Teil heute als die Mädchenburg bezeichnet wird. Bald genug

sollten die Chalder diese Gebiete nicht bloß gegen die Assyryer, sondern auch gegen das neu eingedrungene Volk der Mannäer zu verteidigen haben, denen nachmals Menuas während seiner Alleinherrschaft, nach der Inschrift von Taschtäpä, die Stadt Meschta entriß (Bd. I S. 219f.). Es waren daher die gegenwärtigen und zukünftigen Eroberungen in den Gebieten um den Urmia-See gegen die Feinde zu sichern. Zu solcher Sicherung eignete sich Mußabir nach seiner oben geschilderten Lage besonders. Nachdem also dieses Gebiet, das seinen früheren Herren (und Bewohnern), den Assyryern, abgenommen war, wurde nach Mußabir, sei es, daß die Stadt damals schon bestand oder erst jetzt gegründet wurde (S. 335f.), eine chaldische Militärkolonie geführt, die Stadt und ihr Gebiet dem Gotte Chaldis unterstellt, sein Kult und der anderer Götter des chaldischen Pantheons dort eingeführt und vielleicht nach dem einen von diesen, dem Sonnengott Ardinis die Stadt benannt.

Die Lage der Stadt auf der Westseite des Kelischin-Passes entsprach ungefähr der des assyrischen Forts auf der Ostseite. Die Inschrift aber, deren durchaus unkriegerische Angaben die Ausstattung und Ausgestaltung des dortigen Chaldis-Kultes, d. h. vom Theokratischen ins Politische übersetzt, die Stärkung des chaldischen Elements zu verewigen bestimmt waren, wurde auf der Höhe des zu sichernden Passes aufgestellt.

Die Kelischin-Inschrift ist also ein Wahrzeichen aus der Zeit der beginnenden höchsten Machtentfaltung der Chalder im Südosten.

Weil der chaldische Text die Hauptsache ist, der assyrische in zweiter Linie steht, wurde jene auf der nach Osten gerichteten in die Richtung der eroberten oder zu erobernden Gebiete weisenden Seite angebracht.

Aus diesem Grunde war es auch, wie man jetzt sagen muß, von vornherein äußerst unwahrscheinlich, daß die chaldische Inschrift auf der Ostseite die Fortsetzung der assyrischen Inschrift auf der Westseite gebildet hätte — eine Folgerung, zu der wir uns an Ort und Stelle gezwungen glaubten, weil wir in der stark beschädigten ersten Zeile der chaldischen Inschrift die Worte *i-ku-ka-ni sale*, „in demselben Jahre“, zu lesen glaubten. Daß diese Lesung aber irrtümlich war, hat sich inzwischen herausgestellt: zu lesen ist „dem Gotte Chaldis“ (*Chal-di-ka-i*).

In späterer Zeit, besonders wohl seit den Erfolgen Tiglatpilesers IV., muß sich dann die chaldische Herrschaft über dieses Gebiet gelockert haben. So erklärt es sich, daß wir zu den Zeiten Rusas I. und Sargons II. Mußabir mehr in der Stellung eines selbständigen Pufferstaates denn einer chaldischen Provinz oder eines chaldischen Vasallenstaates erscheinen sehen. Urzana von Mußabir schaukelt zwischen den beiden Nachbarstaaten klüglich hin und her, und legt den Besuchen der beiderseitigen Herrscher kein Hindernis

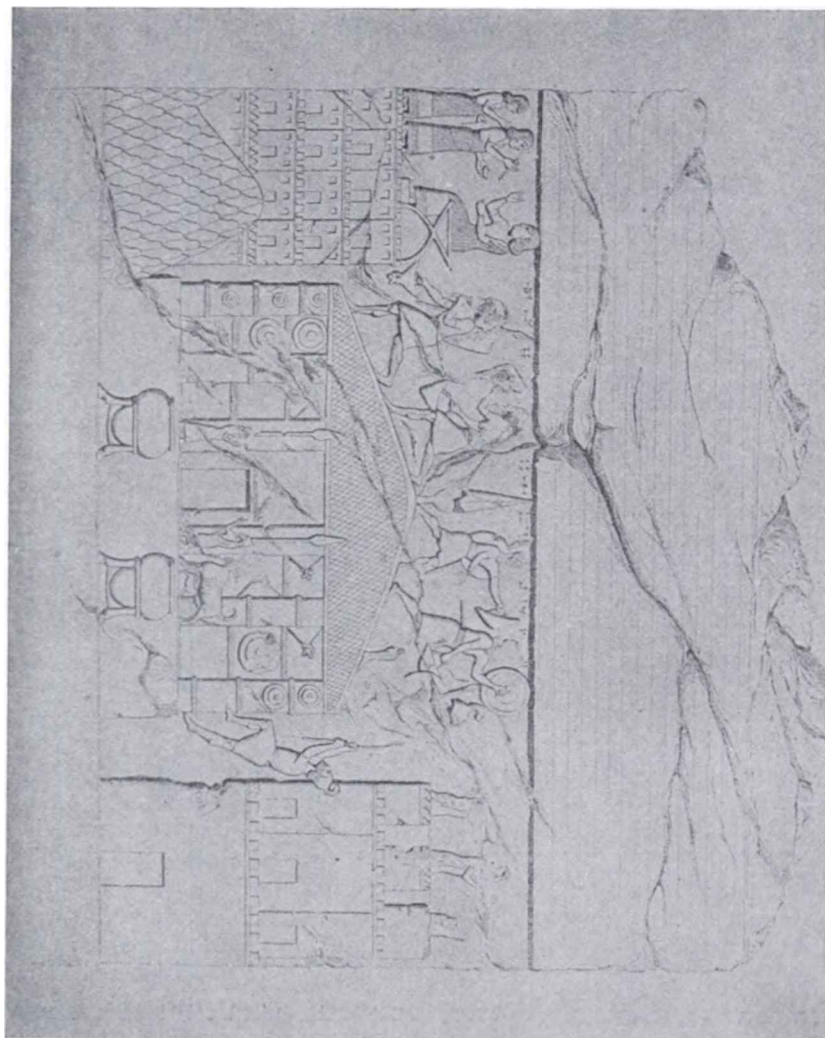


in den Weg, wiewohl sie im Grunde nur die Ausübung der Oberherrschaft versinnbildlichen sollten. Spätestens im Jahre 715 v. Chr. sah sich Urzana genötigt, vor Sargon seine Zuflucht bei Rusas I. zu nehmen. Rusas I. führt dann Urzana mit Waffengewalt wieder in sein Fürstentum zurück und hält und opfert bei dieser Gelegenheit 15 Tage lang in Mußabir — die lange Dauer und die Nachhaltigkeit dieser kultischen Betätigung läßt erkennen, daß Rusas damals seines Besitzes sicher war.

Bei dieser Gelegenheit wurde die Stele aufgestellt, die über diese Vorgänge und die Ereignisse, die sie bedingten, berichtet. Sie sollte als Urkunde der wiederhergestellten oder neubegründeten chaldischen Oberherrschaft gelten und wendet sich deshalb in chaldischer und assyrischer Sprache an die gemischte Bevölkerung von Mußabir und an alle diejenigen, die die Straße von Van aus durchs Giawar und über den Kelischin zum Urmia-See zogen.

Die Rusas-Stele von Topzauä hat kaum ein Jahr unversehrt gestanden. Sie fiel den sich überstürzenden Ereignissen zum Opfer. Der Einfall der Kimmerier erschüttert das Urartäerreich in seinen Grundfesten und ermöglicht Sargon II. bereits im folgenden Jahre den Einfall, der ihn bis zum Vansee führte. Urzana, durch Rusas in seinem ohnehin ziemlich ausgesprochenen Unabhängigkeitssinn bestärkt, versagt dem Assyrenkönig Gruß und Huldigung und zieht dadurch die Strafexpedition auf sich, die zu seiner Flucht und zur Zerstörung von Mußabir führt. Eins der Reliefs, die als Wandbekleidung in Sargon's II. Palast zu Chorsabad dienten, stellt, wie hier nachzutragen, die Plünderung des Chaldeis-Tempels zu Mußabir dar, wie die keilinschriftliche Legende bekundet. Auf die bauliche Anlage des durch einen hohen Giebel ausgezeichneten Tempels kommen wir zurück (Kap. 29). Hier sei nur darauf hingewiesen, daß eine Anzahl von den Beutestücken, die Sargon in seinem neuen Berichte aufzählt (S. 312), auf dem Relief, dessen Abbildung wir S. 344 wiedergeben, deutlich erkennbar sind, nämlich zwei von den drei „mächtigen Bronzegefäßen, die 50 Maß Wasser faßten“ (Z. 396), „die ihr Kälbchen nährenden Kuh aus Bronze, die von Sardur, dem Sohne des Ispuinis“ (ob. S. 155, 322) „aufgestellt war“ (Z. 401) und „6 goldene Schilde, die, in seiner (des Gottes) Wohnung zur Rechten und Linken angebracht, glitzernd erglänzten, in deren Mitte bleckende Hundeköpfe sich erhoben und die je ein Gewicht von 5 Talenten 12 Minen feuerroten Goldes darstellten“ (Z. 370f.). Von diesen Schilden mit Hundeköpfen sieht man die 3 zur Rechten des Einganges zwei nach rechts, einen nach links gewandt, deutlich; von den an der linken Seite entsprechend angebrachten nur mehr oder weniger deutliche Reste. Diese goldenen Schilde sind sämtlich an der Innenseite der die Vorhalle des Tempels tragenden Pfeiler angebracht. An deren Stirnseite sieht man eine Anzahl anderer nur durch konzentrische

**Erstürmung des Tempels von Muḡabir durch die Assyrer unter König Sargon.**



Kreise ausgezeichneter Schilde, offenbar bronzener Weiheschilde, wie sie auf Toprakkaleh bei Van als Zierden des dortigen Chaldis-Tempels verwendet waren (S. 157, 331).

Sargon ließ gleichzeitig die Mußafir gegenüber aufgestellte Stele verstümmeln, und Namen und Titel seines Gegners ausmerzen. Sie schien erledigt und abgetan. Aber nachdem der Kimmeriersturm vorübergebraust war, hat Rusas' I. Enkel, Rusas II. Argistichinis, mit kräftiger Hand das Chalderreich in seinen alten Grenzen wiederhergestellt und dabei auch die Stele als Urkunde der chaldischen Oberherrschaft über Mußafir und die angrenzenden Gebiete neu errichtet — er, der auch in anderen Grenzgebieten, so in dem in Nordmesopotamien belegenen Nairi-Staate Schupria mit Assarhaddon von Assyrien, unterstützt von Kimmerierhorden, die er in Sold genommen hatte, erfolgreich die Waffen gekreuzt hat. So ist die „graue Stele“, der anfangs nur ein Dasein von einem Jahre bestimmt schien, nach der Absicht ihres ersten Errichters mehr als 2 ½ Jahrtausende lang als ein ehrwürdiges und geheimnisvolles Wahrzeichen uralter Kultur bis auf den heutigen Tag an ihrem ursprünglichen Standorte geblieben und gleich dem Kelischin Zeuge geworden der erneuten Kämpfe, die in den persisch-türkischen Grenzgebieten im Weltkriege unter deutscher Beteiligung gegen die Bedrücker Persiens und der Türkei auszufechten waren.



## Achtundzwanzigstes Kapitel.

### Zababwärts und Tigrisaufwärts.

Zurück nach Badleian. — Nochmals an der Stele von Topzauä. — Teilung der Expedition und Abschied in Badleian. — Wieder in Babadjidjik. — Weberei und Weberwerkzeuge. — Ein Wunder von Baumwuchs. — Bereitung von Butter im Burdjuk. — Am Knie des großen Zab. — Übersetzen und Nachtlager im Freien. — Über den Ghazir-su. — Wieder in Mosul. — Die Änderungen des Tigrislaufes. — Die Wälle von Niniveh vormals unmittelbar vom Tigris bespült. — Hydraulisches zum Falle Ninivehs. — Zwei zusammengebundene Burdjuks als Mittel für die Personenbeförderung. — Fortleben der Brettchenweberei in Mosul. — Ein Gürtel Ramses II. mit Brettchen gewebt. — Nachtquartier in Nebi-Jûnus. — Eine Inschrift König Nârâm-Sins. — Chorsabad. — Neue Sargon-Inschrift. — Die Jeziden-Chefs. — Das Keldâni-Kloster Marta Mariam. — Alkosch und der Prophet Nahum. — Ein kurdischer Überfall. — Nahum und der Untergang Ninivehs. — Der Bendana-Fluß. — Felsenkammern. — Das Thermometer als Schutzwehr. — Die Skulpturen von Malthai. — Der Kaimmakan von Dehök. — Die Argistis I. erwähnende Keilinschrift Salmanassars IV. — Bedrohung Ninivehs durch die Chaldeer. — Auf den Pfaden der zehntausend Griechen: Simel das *βασιλειον* Xenophons. Die Kämpfe nach Überschreitung des Zacho-Passes. — Ein Kurden-schloß mit modernen arabischen Inschriften. — Za'afaran eine armenische Stadtanlage aus Tigranes' Zeiten. — Skorpione. — Eine gefährvolle Nacht. — Vorgänge am und im Tigris bei Feschchabur. — Das Problem der Keilinschriften von Babil. — Ein neuer Beweis, daß Maijâfâriqîn-Martyropolis gleich Tigranokerta. — Die griechische Inschrift König Paps und die Lage von Nekra. — Die Skulptur von Boschat nicht Shapur III. sondern Ardashir I. — Salmanassars III. Darstellung des Tigristunnels und der 'oberen Höhle' auf den Bronzetenonen von Balawat. — Die vier Salmanassar-Inschriften und jene Darstellung auf das 15. Regierungsjahr bezüglich. — Der Weg der zehntausend Griechen vom Kentrites bis zum Phasis.

An der Stele von Topzauä hatten uns zwei Telegramme erreicht. Das eine teilte mit, daß auf Grund eines Irade des Sultans die Eskorte, die uns aus Van begleitet hatte und von der wir uns in Djezireh getrennt hatten (Bd. I S. 363), uns auf der ganzen weiteren Reise begleiten solle und in Mosul zu

uns stoßen werde. Das andere kam vom Wali von Van und rief Dr. Belck, wie bereits erwähnt (Bd. I S. 29, oben S. 298), dorthin zu den Gerichtsverhandlungen gegen den Urheber des kurdischen Überfalls auf den Sipan-Dagh.

Noch ehe die Arbeit an der Stele völlig vollendet war, kehrten wir daher nach Badleian zurück. Da die dem ursprünglichen Plane entsprechende Weiterreise von mir übernommen werden sollte und nur ich nach Mosul zurückkehrte, wohin mich die von dort uns mitgegebene Eskorte (S. 285) zurückzubegleiten hatte, so mußte für Belck's (oben S. 307ff. beschriebene) Rückreise über Nêri-Dizâ nach Van eine Eskorte gefunden werden, was erst nach langem Hin und Her in wenig befriedigender Weise gelang.

Von Badleian kehrte ich dann noch einmal nach Topzauâ zurück, um in dreitägiger Arbeit den noch verbliebenen Rest der Arbeit an der Stele zu vollenden (S. 291). Am 24. April traf ich gegen Abend wieder in Badleian ein, und, nachdem wir die Ergebnisse gemeinsamer und getrennter Arbeit an der Entzifferung der Stele nochmals verglichen und unsere Übereinstimmung in allen wesentlichen Punkten festgestellt hatten, ritten wir am 25. April 1899 früh gemeinsam von Badleian aus, um uns an der Wegscheide zu trennen, und uns, ehe wir gegenseitig unseren Blicken entschwanden, ein kräftiges „Auf Wiedersehen“ zuzurufen, das die Berge in der Morgenfrühe widerhallten.

Nach Rowandûz zurückgekehrt, erhielt ich allerhand interessante und sehr charakteristische Aufschlüsse über die Entstehung und den Verlauf der Schwierigkeiten, eine Eskorte für Dr. Belck zu erhalten. Die malerische Stadt und die bunte Tracht der kurdischen Bevölkerung fielen diesmal noch stärker ins Auge, da zur Feier des Kurban-Beiram alles feiertäglich geschmückt war. Ein Reigentanz kurdischer Mädchen und vielleicht auch Frauen auf einer Wiese hinter der Stadt wird mir unvergänglich bleiben. Die bunten Trachten, die zum Teil ganz aus Silber- und Goldmünzen zusammengesetzten Hauben, der frohe Gesang, die anmutigen Bewegungen boten im Lichte der Frühlingssonne ein reizendes Bild, von dem ich mich ungern trennte, um während des Weiterreitens meinen Gedanken darüber nachzuhängen, wie hier bei den ganz mohammedanisierten Kurden zur Feier eines rein mohammedanischen Festes ein uralter indogermanischer Brauch in seine Rechte trat.

Ich hatte beabsichtigt, zunächst über Akra nach Bawian zu gehen, um den dortigen Inschriften Sanheribs einen Besuch abzustatten. Die Kenntnis der Örtlichkeit hätte namentlich für die in den Inschriften behandelten hydrographischen Verhältnisse vielleicht wichtige Aufschlüsse ergeben können. Leider mußte ich darauf verzichten. Der Zab war, wie es hieß, stark angeschwollen und der Führer unserer, nunmehr meiner, auf Maultieren berittenen Eskorte (S. 226, 285) wollte die Durchfurchung an der

dazu nötigen Stelle, die sicher ganz gut tunlich gewesen wäre, nicht riskieren. Er fürchtete für die Maultiere und für sein krankes Pferd. So galt es, eine weiter unterhalb gelegene Überfahrtsstelle über den Zab zu erreichen und auf möglichst geradem Wege, ohne den auf der Herreise gemachten Umweg über Nimrud nach Niniveh-Mosul zurückzukehren. Wie auf der Kartenskizze „Von Djezireh bis Topzauä“ ersichtlich, ist dieser Weg bis Babadjidjik mit dem auf der Herreise zurückgelegten identisch, nur daß von Batas, wo die Felsskulptur zum zweiten Male untersucht wurde (oben S. 280), nach Babadjidjik ein kürzerer, die Dörfer Almanä und Tebor vermeidender Weg eingeschlagen wurde. Von Babadjidjik ging dann mein Weg in südwestlicher Richtung fast parallel mit dem Laufe des großen Zab, der beim Dorfe Germanä überschritten wurde. Bald darauf bricht die Bezeichnung meiner Route auf der Kartenskizze ab, weil das betreffende Reise-notizbuch in den Händen meines Reisegefährten verblieben ist und nicht wieder zu erlangen war. So fehlt die auf den Maqlûb zu und von diesem weiter bis nach Niniveh und Mosul führende Strecke des Weges, für die mir nur vereinzelte Daten aus anderweitigen Aufzeichnungen zur Verfügung stehen.

Um nach Babadjidjik zu gelangen, mußten wir die vierte — von Rowandûz aus gerechnet die zweite — der fünf Bergketten überschreiten, die wir als zwischen Arbela und Rowandûz befindlich oben S. 274ff. geschildert haben. In dem letzten diesseits des Passes belegenen Dorfe Kubâ fiel mir in der Abenddämmerung eine Gruppe sehr großer einzeln stehender Bäume mit prachtvoller Krone auf. Kleine goldgelbe Blumen an stark verzweigten Stauden bedeckten das Land, und in die Abendstimmung des Gebirgsfrühlings mischte sich ein lebhaftes Froschkonzert. Das Haupthaus des Dorfes lag auf einem Hügel, der von einigen Seiten entfernt an einen Tell erinnerte. Durch duftendes Gras gelangten wir bald zu dem Zeltlager (der Alm) der Kurden aus Kuba. Hier waren Frauen beim Weben, aber nicht mit Kartenblättchen (Bd. I S. 71ff., unten S. 358), sondern am Webstuhl beschäftigt. Den hölzernen Webekamm, dessen sie sich bedienten, konnte ich für die Sammlung von Werkzeugen und Erzeugnissen primitiver Webekunst erwerben, die ich für Margarete Lehmann-Filhés zusammenstellte. Auch sie hat, seit ich ihrer (Bd. I S. 71ff.) zuletzt gedachte, die Augen geschlossen, und so sei der eigenartigen erfolgreichen Forscherin ein Abschiedswort warmen Gedenkens gewidmet.

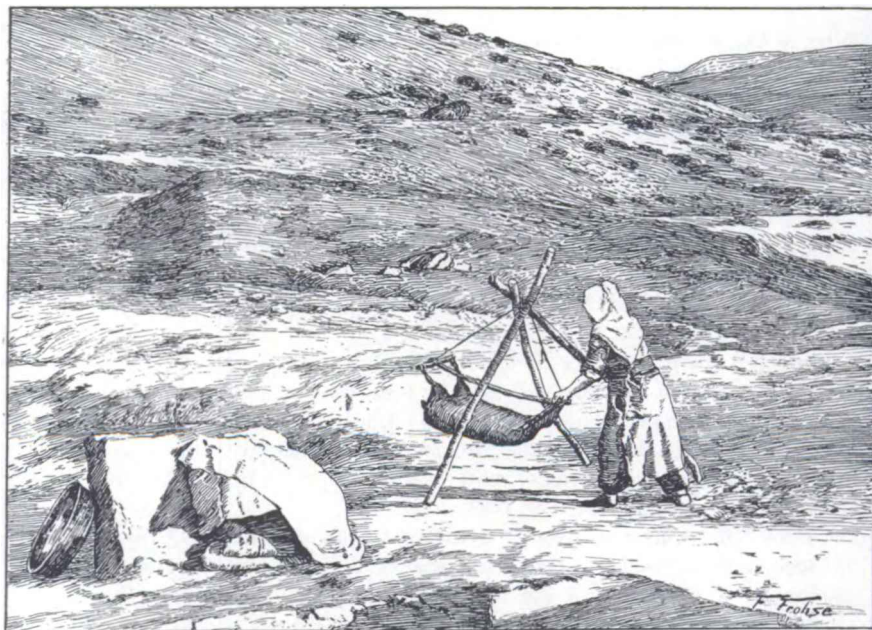
Unserem Wege über den malerischen Paß leuchtete die fast noch volle Mondscheibe, deren Schimmer die Bergkette, die Täler, die prächtigen Bäume und eine Reihe grotesker Felsgruppen, an denen wir beim Einreiten in Babadjidjik vorbeikamen, dämmrig umwebte. Mein Nachtlager wurde auf der

offenen Loggia des als Moschee dienenden hölzernen Gebäudes hergerichtet. Nachdem ich so im Halbfreien erquicklich geruht hatte, konnte ich mich in der Morgenfrühe der schönen Lage von Babadjidjik, die an ein Schwarzwald-Hochtal erinnerte, erfreuen. Die Lasttiere brachte ich (5 h 48) auf den Marsch und konnte dann selbst mit meiner Eskorte um 6 Uhr abreiten. Auf dem Wege, der sich zunächst rechts an einer Talsenkung hinzog, gab es zahlreiche Stauden von  $\frac{2}{3}$  Mannshöhe mit langer Schotenfrucht, die mir als Karagatsch (Karakadj) bezeichnet wurden, was Näsrullah vielleicht mit Recht als Kara-aghatsch (Schwarzbaum) deutete. Auf der Spitze eines solchen Baumes saß ein gelbes Vöglein mit schwarzer Kehle, sein schmetterndes Lied singend und auf Antwort horchend.

Nachdem wir die enge Schlucht eines Baches, des Rubari Babadjidjik durchzogen hatten und dann (6 h 55 ca.) auf die linke Seite des Gewässers übergegangen waren, gelangten wir (7 h 13) an eine Pfadscheide: links gings nach Erbil, rechts nach Mosul. Die Zaptieh stellten sich, als ob sie nicht wüßten, daß wir geradewegs Mosul zustrebten und berichteten mir angelegentlich, wie gut der Weg nach Arbela sei.

Um 7 h 1 gingen wir durch den etwa 25 m breiten, hier OSO—WNW fließenden Derebruscha-tschai. Nun wieder bergauf: am Bergrand bilden Mohnblumen in dichter Fülle einen großen dunkelroten Farbfleck vor einem Karagatsch-Strauche. 7 h 35 auf der Höhe des Plateaus nach kurzer Rast (10 Min.) weiter zum Sommerlager der Zirâri-Kurden aus dem Dorfe Pauka: Strohhütten mit Giebel.

Kurz danach (7 h 55) ein wahres Wunder von Baumwuchs. Acht Stämme, von denen einer in Wahrheit aus drei ineinander verschlungenen Stämmen besteht, und dazu kommen noch weitere vier Stämme, die möglicherweise auch noch zu der gleichen Wurzel gehören, und jedenfalls mit ihm eine herrliche Dachkrone bilden! 8 h 20 rechts große Einsenkung voll kleiner vulkanischer Hügel. Gleich darauf durch das trockene Bett eines von dort her kommenden Baches, an dessen rechtem Ufer wir bleiben, bis er sich (8 h 25) mit einem von links aus NW kommenden Bach vereinigt, der ganz trocken, aber ziemlich tief eingeschnitten ist. Hindurch und auf eine Zwischenpaßhöhe. Dann durch neuen gleichfalls NW—SO fließenden Bach, und wieder bergan. Wie schon diese Häufigkeit der Abflüsse zeigt, ist das Gelände stark zerklüftet. Links von uns (8 h 40) ein kolossales abgedachtes Steinplattengefeld, von dem an dem uns zugekehrten Rande ein großes Stück abgebröckelt und eingestürzt ist. Die fabelhafte Zerrissenheit und Zerklüftung steigert sich beim Anstiege und hält auch auf der Höhe an. Von dem ersten Rücken der doppeltückigen Paßhöhe (9 h 5, Bar. 648 bei  $+25\frac{3}{4}$ °). Rückblick über die Stein- und Kluftwüste



Bereitung von Butter im Burdjuk.

zu den fernen Bergen, aus deren Nachbarschaft ich komme, dem Hassanbak, dem Korräk und ihren Begleitern. Vom zweiten Rücken dann herrlichen Berggrundblick über die dämmrige Ebene im Westen zum Maqlüb und Zertik. Nachdem alle Visierungen erledigt, geht es unverzüglich weiter (9 h 47) und bergab, zunächst wieder über eine Steinwüste, die aber zum Teil terrassenartig abgestuft ist. Unterhalb einer dieser Terrassen liegt das Dorf Kanelian (10 h 20), und gleich daneben dessen Sommerlager. Hier waren Frauen beim Buttermachen beschäftigt: das aus einem Burdjuk bestehende offene Gefäß war an einem Strick angebracht und durch fortwährendes Hinundherwiegen wurde die Butter gewonnen (s. die obige Abbildung). Von ihrer Güte konnte ich mich gleich bei einem Frühstück, zu dem auch saure Milch mit reichlichem Zucker gehörten, überzeugen.

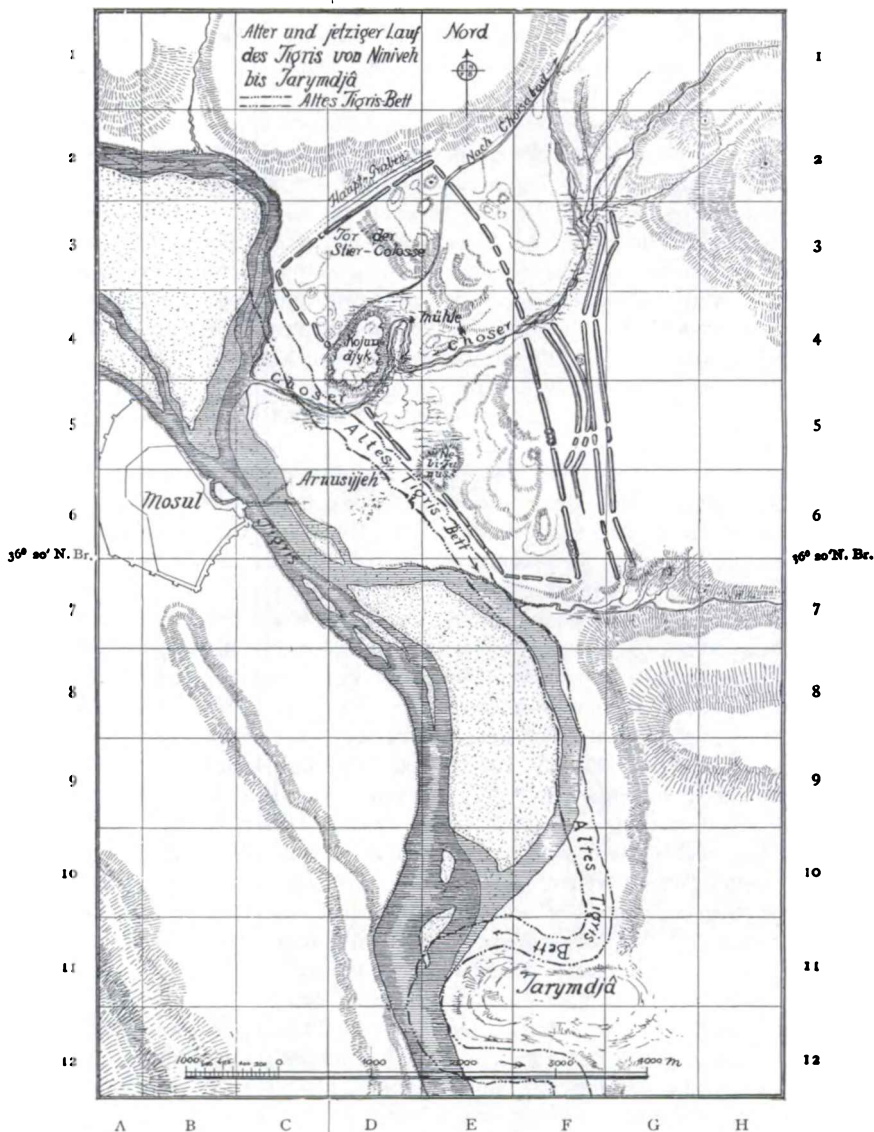
Weiter 10 h 35. Von 10 h 40 ab wird links Erbil gesichtet; der Tell und das Minaret (vgl. S. 273) treten deutlich hervor. Um 12 h 30 besagt mein Reisetagebuch: „Jetzt schon längere Zeit statt der steinernen Einöde begrüntes welliges Gelände.“ Am Dorfe Zarnau vorbei (1 Uhr) gelange ich



(1 h 6) in die zum großen Zab führende Ebene. 1 h 37 wird rechts in einer Entfernung von etwa  $2\frac{1}{4}$  km ein Tell bemerkbar. Über die Dörfer Reshwân (2 h 35) und Germanik (3 h 20) erreichte ich beim Dorfe Germanâ den gewaltigen Zab, der hier ein Knie macht.

Das sehr große Dorf (etwa 100 Häuser) war verlassen, da die Einwohner die Sommerlager bezogen hatten. Es erinnert in seiner Lage auch sonst an die von Jarymdjâ. Wie dort der Tigris sich vormals am Konglomeratfelsen brach und ihn umzog, so wird hier eine Biegung des Zâb nach W aus der hier vorherrschenden Hauptrichtung S weg am Konglomeratufer gebrochen und der Zab mit starkem Strom in seine Richtung zurückgelenkt. Bei den Kurden hatten wir den Namen des Flusses fast wie Zörb sprechen hören. Die Araber einer der Überfahrt hier wartenden Karawane sagten jedoch deutlich „Zâb“, bei den gleichfalls vertretenen Kurden klang es mehr nach Zaöb hin, aber auch nicht ganz wie Zörb. Das gegenüberliegende Ufer heißt Aša'er seb'a (arabisch) „die sieben Stämme“. Nachdem das Kajjik mit einem äußerst primitiven Gefäß ausgeschöpft worden war, setzten wir über den sein 150 m breites Bett mit gewaltiger Hochflut ausfüllenden Strom und entrannen dabei auch einer störenden Fliegenplage. Die eigentliche Überfahrt nimmt bei angestrengtestem Durcharbeiten gegen den reißenden Strom 1 Minute 50 Sekunden in Anspruch. Der Strom wirbelt das Kajjik bei jeder Überfahrt einmal herum (Barometer im Zab 724 bei + 27,2). Nach einiger Rast an jenseitigen Ufer (5 h 10—5 h 51), wo viele Uferschwalben nisteten, ging es weiter an einem jenseits belegenen Tell (6 Uhr) vorbei zum Dorfe Dalerä, wo eine Mahlzeit eingenommen und wegen des bevorstehenden Nachtmarsches geschlafen wird. Der Mond geht auf über dem nur wenig entfernt dahinbrausenden Zab. Ich habe mit einem erkrankten Soldaten meiner Eskorte zu tun. Kiebitze lassen sich hören und gelbe Heuschrecken werden sichtbar. Um 10 Uhr abends geht es weiter zum Dorfe Biok, von dem zurzeit nur fünf Häuser bewohnt waren. Von 11 h 30 bis gegen 3 Uhr nachts ritten wir weiter, um dann bis gegen 6 Uhr im Freien zu rasten. Dann ging es weiter. Hinter dem Dorfe Duserä, das, wie viele Dörfer dieser Gegend, von Störchen wimmelte, wurde der Ghazir-su (Breite des Bettes etwa 100 m, Wasserbreite 45—50 m) durchschritten, und am Maqlûb-Gebirge, das zu unserer Rechten blieb, vorbeireitend, traf ich am Nachmittage des 28. April über Niniveh in Mosul ein.

Topzauä und Rowandûz hatten wir im Frühlingsgewand verlassen. In Mosul herrschte schon der Sommer. Als ich zurückkehrend durch das alte Osttor in die Umwallung von Niniveh einritt, sah ich ringsum Männer und Frauen bei der Ernte beschäftigt; wieder ein buntes unvergeßliches Bild, dem der frohe Gesang seine besondere Stimmung verlieh.



Der Aufenthalt in Mosul galt vornehmlich der Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten, die besonders durch die Trennung der Expedition bedingt wurden. Die Verlängerung unserer Forschungsreise (Bd. I S. 27ff.) hatte eine Ergänzung des Materials besonders an Abklatschpapier und photographischen Platten erfordert. Sie waren von Deutschland aus über Bombay nach Bagdad gegangen, und Herr Konsul Richarz in Bagdad, der im Interesse der Expedition dauernd bemüht war, meldete, daß er die Pakete, da sie zu groß seien, nicht mit der Post und mit Karawane auch nur bis Mosul, nicht wie wir gewünscht, nach Charput (Bd. I S. 427ff.) senden könne. Er wurde telegraphisch gebeten, die Umpackung in kleine Pakete soweit möglich vorzunehmen und deren Sendung nach Charput zu veranlassen. Auch die Beschaffung von Geld machte Schwierigkeiten und wurde durch das Entgegenkommen der Verwaltung der Sultansgüter (Senfa ob. S. 270) in Mosul ermöglicht, an deren Zentrale in Konstantinopel Herr Peet vom Bible House in Konstantinopel, bei dem wir akkreditiert waren, die betreffende Summe auszahlte. All dies und vieles andere bedingte einen beträchtlichen Aufenthalt, den ich zum Studium des Geländes von Niniveh und besonders des ehemaligen Tigrislaufes und zu photographischen Aufnahmen zu dessen Verdeutlichung benutzte.

Der Überzeugung, daß der Lauf des Tigris sich stark verändert habe und besonders, daß er unmittelbar an den Wällen von Niniveh vorbeigeflossen ist, wurde bereits (S. 244) Ausdruck gegeben und betont, daß erst dadurch die Nachrichten über den Untergang Ninivehs ihre Erklärung fänden.

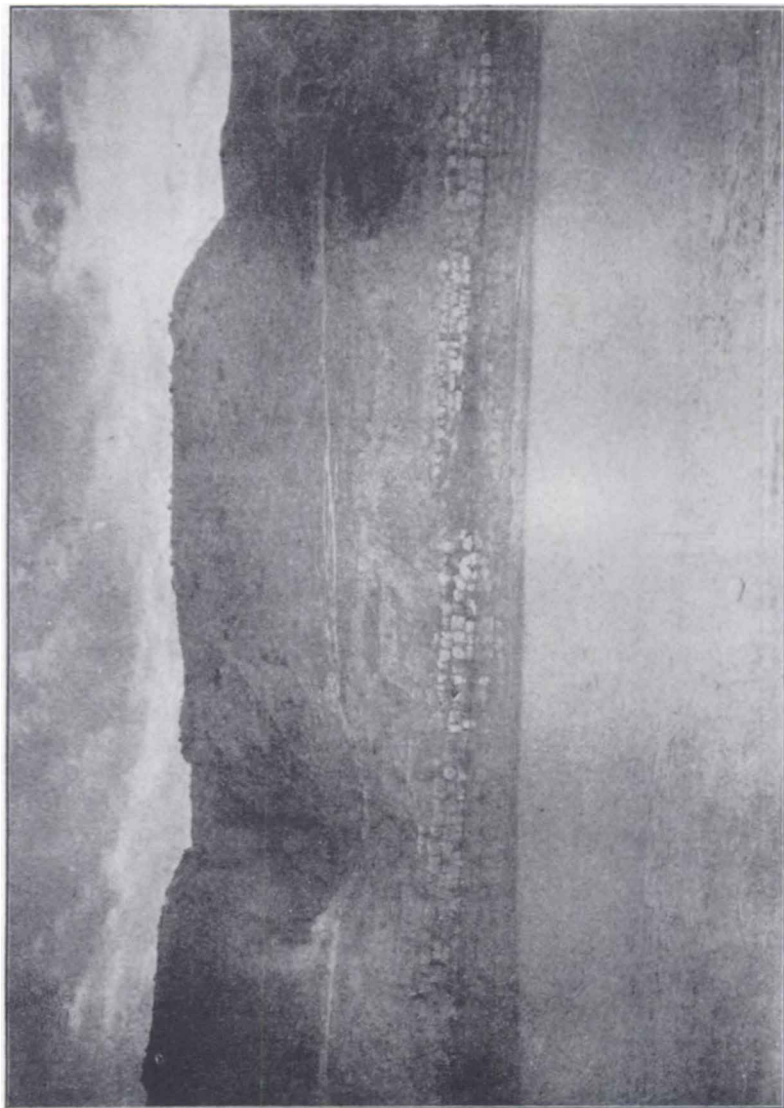
Ebenso wurde (S. 250, 252) darauf hingewiesen, daß weiter flußabwärts bei Kalach-Nimrūd entsprechende Beobachtungen sich aufdrängten. Daß es sich hier um eine beständige und regelmäßige Veränderung handelt, indem der Fluß, wenn er die Hügel an einer Seite seines Bettes erreicht, von dieser Wand zurückprallt, um sich allmählich nach der anderen Seite hinzuwenden, ward im Anschluß an Layard ebenfalls bereits dargelegt.

Einen Anhalt zur Veranschaulichung unserer Ermittlungen über die hauptsächlichsten Veränderungen des Tigrislaufes von Niniveh bis Jarymdjā bietet die beifolgende Skizze (S. 352), in der das alte noch heute erkennbare Tigrisbett eingetragen ist. Doch muß bemerkt werden, daß einerseits damit nicht durchweg der für die Zeit des Bestehens von Niniveh in Betracht kommende älteste Lauf gegeben ist, andererseits in der Skizze auch nicht die verschiedentlich erkennbaren Stadien mehrtacher Verschiebung angedeutet werden konnten. Wie man sieht, deckt sich das alte Bett zum Teil mit einem noch heute vorhandenen und von dem Hauptstrom durch eine Sandbank getrennten toten Arm. Der strikteste von allen Beweisen dafür, daß der Tigris vormals die Wälle von Niniveh umspülte, ergibt sich aus der Struktur der Wälle

und der Vormauer von Kojundjyk an der Mosul und dem Tigris zugekehrten Seite von Niniveh.

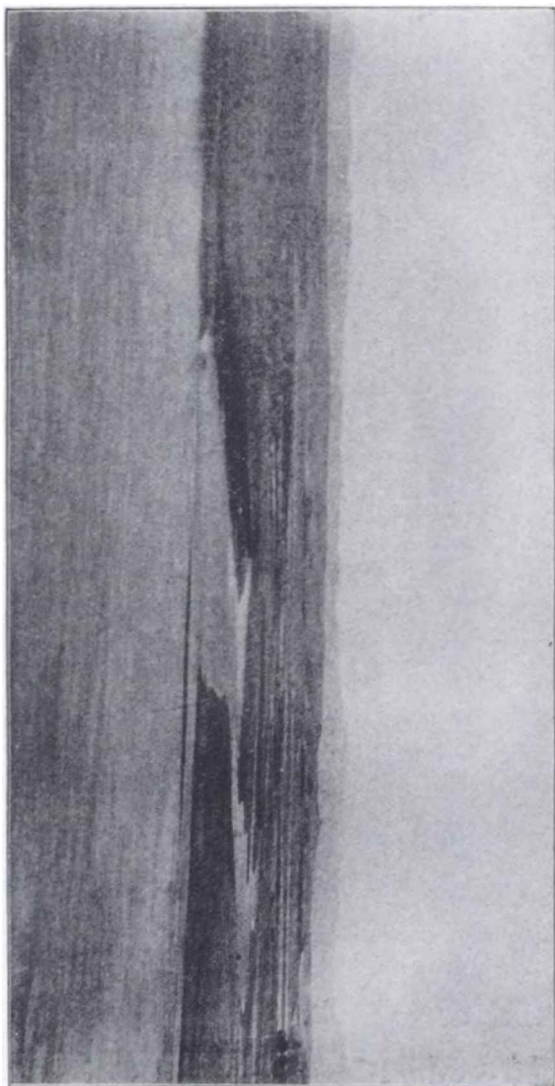
Genau ebenso aber sind die Mauern im Südsüdosten von Kojundjyk angelegt, an denen der Chausser wie in alter Zeit unmittelbar vorüberfließt (s. die Abbildungen S. 355 u. 362). Es ist klar, daß es sich an der Mauer von Kalach, an den Westsüdwest-Wällen von Niniveh und am Chausser um ein und dieselbe dem gleichen Zwecke dienende Anlage, nämlich um eine Kai oder Ufermauer handelte. Die *κρηπίς*, die Xenophon unterhalb der Ziegelschichten sowohl an den Mauern von Larissa (Kalach) wie an denen von Mespila (Niniveh) bemerkte (Anab. III 4, 7 u. 10) war eine Kai- oder Ufermauer. Für Mespila-Niniveh gibt Xenophon zudem ausdrücklich an, daß sie aus geglättetem Muschelkalkstein bestand und in der Höhe und Tiefe 50 Fuß (gegen 15 m) maß und daß auf dieser *κρηπίς* eine Ziegelmauer von gleicher Tiefe und Höhe sich erhob. Tatsächlich ist nun nicht nur das alte, zum Teil auch jetzt noch als toter Arm Wasser enthaltende Tigrisbett, besonders nach der Südwestecke von Niniveh zu (S. 352), deutlich erkennbar, sondern man sieht auch vom jenseitigen Ufer, von Mosul aus besonders deutlich, daß das ganze Vorland von Niniveh Alluvium ist, durch das der Tigris aus seinem Laufe herausgedrängt worden ist, und zwar handelt es sich in erster Linie um Anschwemmungen, die der Chausser veranlaßt hat. (Vgl. die vom Dache der Post und von einem der Cafés aus aufgenommenen Photographien S. 356 u. S. 357.) Man sieht mit bloßem Auge links (oberhalb, NW) von Kojundjyk ein neueres, jetzt auch schon verlassenes Tigrisbettufer, und besonders interessant ist die große grüne Insel, die jetzt der Chausser-Mündung vorgelagert ist und demnächst auch mit dem Lande zusammenhängen wird. Der Chausser hat sich mit seinem Delta sozusagen den Weg in den Tigris selbst versperrt, und kann diesen daher nur auf einem seltsamen Umwege erreichen. Statt in nordsüdlicher Richtung und in einem Winkel von 90° erfolgt die Mündung in ostwestlicher Richtung und unter einem Winkel von 45° und nicht an der Süd-(West-)Ecke von Kojundjyk, sondern ein gutes Stück tigrisaufwärts. Auch läßt sich an der Chausser-Mündung bei Kojundjyk vor dem ältesten Alluvium ein Stück neuerer Anschwemmung unterscheiden. Zu Layard's und unseren von ihm ganz unabhängigen Beobachtungen kamen dann noch als Bestätigungen die Angaben neu erschlossener Dokumente hinzu, aus denen F. Peiser erkannte, daß der Tigris unmittelbar an Niniveh vorbeigeflossen ist.

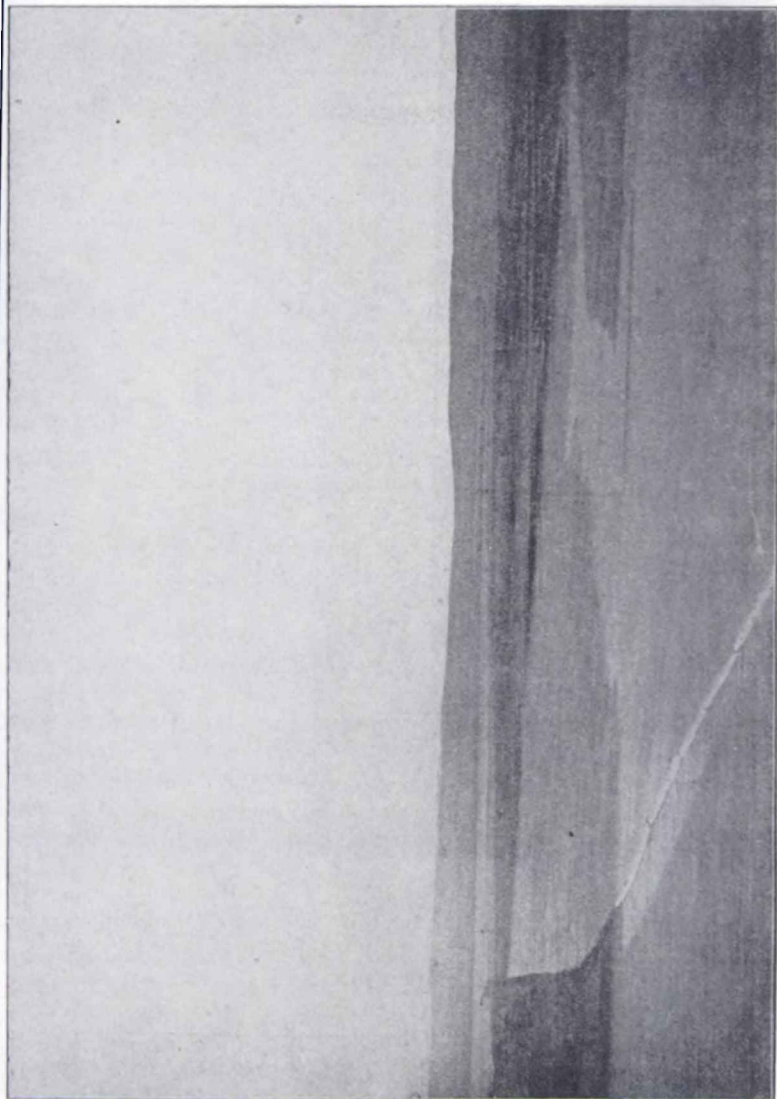
Was sich daraus für den Untergang von Niniveh ergibt, werden wir alsbald sehen.



Ufermauer des Chausser an der Südsüdostseite von Kojundjyk.

**Die Anschwemmungen am östlichen Tigrisufer im Gzbiete der Chaussermündung von Mosul aus gesehen.  
Im Mittelgrunde Kojundjyk.**





Die auf Abb. S. 356 wiedergegebenen Anschwemmungen am östlichen Tigrisufer von einem mehr tigrisabwärts befindlichen Standort aufgenommen.

Einen bedeutsamen Rückschluß auf die antiken Verkehrsverhältnisse, gestattet ein Nachrichtendienst, von dem mir der französische Konsul berichtete. Der Verwendung eines einzelnen Burdjuks als Transportmittel in assyrischer Zeit und heutzutage ist in Bild und Wort schon gedacht worden (Bd. I S. 340, 523). In Mosul sah ich eines Tages kurz nacheinander verschiedene Männer, die so auf Einzel-Burdjuks — einer von ihnen mit Gesang — über den angeschwellenen reißenden Tigris schwammen. Für eine längere Fahrt ist das natürlich zu unbequem. Bindet man aber zwei Burdjuks zusammen, so bildet sich zwischen ihnen ein bequemer Sitz.

Auf solchem Gefährt werden nach meinem Gewährsmann mehrfach Botschaften von Mosul nach Bagdad gesandt. Die Überbringer fahren Tag und Nacht und rasten nur wenige Stunden. So geht eine Botschaft in 40 Stunden. Auch in alter Zeit wird man dergestalt wichtige Meldungen und Anweisungen von Niniveh auf dem Tigris und den zum Euphrat führenden Kanälen nach Babylon gesandt haben, was namentlich für die Zeiten, wo die Zentralregierung und der Schwerpunkt des Zweistromlandes in Niniveh lag, bedeutungsvoll sein mußte. Eine andere Übung, die aus ältester Zeit sich bis in die Gegenwart erhalten hatte, lag vor in der Brettchenweberei, die wir in Mosul lebendig gefunden hatten. In den ganze Straßen des Bazars füllenden Buden der Weber, die in dieser Weise Schnurbänder herstellten, konnte ich eine Reihe charakteristischer Erzeugnisse und Werkzeuge dieser Technik erwerben (vgl. Band I S. 78f.). Daß ich diese Technik seither auch für die altägyptische Zeit an dem breiten Leinwandgürtel König Ramses III., der im Museum zu Liverpool aufbewahrt wird, erkannt habe, sei hier ergänzend mitgeteilt.

Am 6. Mai wurde Mosul verlassen, nachdem ich vorher noch die telegraphische Nachricht von Belcks glücklicher Ankunft in Van erhalten hatte. Die Packpferde und die Eskorte — nun wieder (o. S. 226) Djemal Effendi mit seinen Kavalleristen, die uns von Van bis Djezireh geleitet hatten — von der großen Stadt loszulösen, machte die üblichen Schwierigkeiten, denen ich in der üblichen Weise begegnete. Es kommt alles darauf an, nur zunächst aus dem Bannkreis der Stadt herauszukommen, mag das erste Nachtquartier auch nur wenige Kilometer von dieser entfernt liegen. Da außerdem die letzten Forschungen über die hydrographischen Verhältnisse Ninivehs am bequemsten von einem Standort auf dessen Gebiet angestellt werden konnten, so bestimmte ich Nebi-Jûnus als erstes Nachtquartier. Allen, zum Teil nicht ganz unberechtigten Gegenvorstellungen und Bitten gegenüber blieb ich taub. Ein Nachgeben hätte nicht nur die Weiterreise in Frage gestellt, es mußte mir auch darauf ankommen, von vornherein zu zeigen, daß die Expeditionsleitung, die nun statt von zweien geübt zu werden, allein in



meinen Händen lag, in der gewohnten Weise unverändert fortgesetzt würde. Die Folge zeigte wie nötig das war; in den ersten Tagen der Weiterreise hatte ich fortwährend anzukämpfen gegen das Bestreben, ganz unerlaubt kleine Tagesleistungen und ganz unberechtigte Ruhepausen einzuführen. Die große Schwierigkeit, Pferde und Menschen in dem durch eine Hungersnot heimgesuchten Wilajet Mosul genügend zu ernähren, darf allerdings im gewissen Sinne mildernd in Betracht gezogen werden.

Kurz vor Nebi-Jânus kommt im Rückblick über den Winkel zwischen Chausser und Tigris die untergehende Sonne zum Vorschein. Der ganze Himmel in purpurnes Rot getaucht, einige Wolken, dem Horizont genähert, graurötlich, ganz goldgesäumt und von Purpur durchglüht.

In Nebi-Jânus waren wir, da im Karawanseraï nicht genügend Platz war, die Gäste der Priesterschaft. In Mosul hatte ich nicht mehr Zeit gehabt, meine Platten für die am folgenden Tage beabsichtigten Aufnahmen zu wechseln. Das geschah nun in einem Kellergemach der Moschee des „Propheten Jonas“, wobei mir zwei Priester Gesellschaft leisteten. Daß ich in dieser Weise von einer der unzugänglichsten Priesterschaften des Islam an einer der heiligsten und am eifersüchtigsten bewachten Stätten aufgenommen wurde, geschah nur, wie man mir auch sagte, weil ich ein Deutscher sei. Das war eines der schlagendsten von vielen Beispielen für die Wertschätzung, die der deutsche Name damals in der Türkei genoß.

Der Raum, in dem wir uns befanden, gehörte zu einer Priesterwohnung, war gewölbt und etwas geschwärzt. Er habe, so erzählte mir der eine meiner Begleiter, Schêch Hussein ben Schêch Abdurrahmân, einem alten christlichen König Melek Athûr gehört, der hier das Feuer verehrt habe. Er habe hunderttausend Weziere gehabt und auch in Nimrud gelebt. Als ich nochmals fragte: „er war Christ?“, besteht er darauf nicht mehr so bestimmt; „es sei nicht bekannt“. Es soll wohl nur besagen, daß er kein Rechtgläubiger war.

Jedenfalls war es interessant, wie das Raunen der Sage, das die alten Stätten assyrischer Größe umwebt, an dieser Stätte vernehmlich wurde und wie sich daran entfernte Anklänge an die geschichtliche Wahrheit verschiedener Perioden (Assyrien und der persische Feudienst) mit völlig legendenhaften Bestandteilen verknüpften.

In die älteste Geschichte führt dagegen ein Fragment aus schwarzgrünem Gestein (Dolerit), mit Resten einer altbabylonischen Inschrift in uralten Schriftzeichen, das ich am folgenden Morgen von einem der Priester erwarb. Es ist darin von der Herrschaft über die „vier Weltgegenden (Erddviertel)“ (kibrâtum arba' um) die Rede. Wir wissen, daß der uralte König Sargon (Šargani-šarri) von Agade der Erste war, der sich der Welt-

herrschaft in dieser Form rühmte. Sein Sohn, der mächtige König Narâm Sin, führte als der erste den Titel „König der vier Weltgegenden“.

In der Tat handelt es sich, wie Meißner gezeigt hat, um eine Inschrift Narâm-Sins und zwar um eine, die schon aus einer der Abschriften bekannt war, die ein fleißiger Tempelschüler in Nippur, der uralten Hauptverehrungsstätte des Gottes Enil-Bêl in Babylonien, von Denkmälern der ältesten Könige, u. a. gerade Sargons und Narâm-Sins gemacht hatte und die dort von der amerikanischen Expedition der Universität von Pennsylvanien aufgefunden worden und unter deren unvergleichlich reichen Funden veröffentlicht worden sind (Poebel, *Historical and Grammatical Texts V* Nr. 36 Rs. 11.). So finden sich für diese uralte Königsinschrift eine Abschrift auf Ton und ein Fragment des Originals auf Dolerit zusammen — ein eigentümlicher, aber nicht alleinstehender Fall.

Die von Sargon I. begründete mächtige semitische Dynastie beherrschte von der gegenüber Sippur gelegenen Stadt Agade, also von Norden aus, ganz Babylonien bis zum sumerischen Süden und dehnte ihre Herrschaft bis zur phönizischen Küste und bis nach Zypern hin aus.

Unser Fragment sollte aus den Ruinen von Niniveh stammen. Der Verkäufer gab mir an: „aus Kojundjyk“. Eine Auffindung an Ort und Stelle ist unter den Umständen wahrscheinlicher als eine Verschleppung weit von Süden her. Es sah nicht aus, als ob der Priester mit Altertumshändlern in Verbindung stünde, wenn es auch freilich nicht ausgeschlossen ist.

Eine Stele Narâm-Sins ist erheblich weiter nördlich bei Diarbekir gefunden worden. In Wahrheit stammt sie, wie weiter unten gezeigt werden wird, aus Maijâfariqîn und liefert so eine ungeahnt weitgreifende Bestätigung für meine Annahme (Bd. I S. 396ff.), daß wir in Tigranokerta nur den Ausbau einer älteren Anlage aus assyrischer — wir dürfen nun sagen: alt-babylonischer Zeit zu erblicken haben. Zu den „vier Weltgegenden“ oder „Vierteln der Erde“ gehörte auch Subartu, das Osttigrisland, das auch einen Teil von Mesopotamien mit umfaßte.

Narâm-Sin und vielleicht schon sein Vater Sargon haben also anscheinend auf der Stätte von Niniveh gebaut. Der spätere Begründer einer neuen Dynastie, der sich Sargon I. zum Vorbild nahm und dessen Namen Šargani-šarri „Mächtig ist der König“ in Šarru kênu, „der rechtmäßige König“ — er der Usurpator — umdeutete, schuf sich seine Residenz wenige Stunden nordöstlich von Niniveh, jetzt Chorsabâd. Ihre Stätte war des heutigen Tages Reiseziel.

Vorerst galt meine Aufmerksamkeit dem Laufe des Chausser und den Resten einstiger Regulierung.

Wo der Chausser in die Mauern von Niniveh eintritt, hatten frühere Beobachter die Reste von drei großen Schleusendämmen festgestellt, die quer über dem Wasserlauf lagen. Der letzte westliche liegt gerade im Zuge des Hauptwalles, was darauf schließen lasse, daß der Damm die Verbindungsmauer zwischen den beiden Wallteilen nördlich und südlich des Chausser getragen habe. In der Tat befindet sich hier (Plan F 4) quer durch den Chausser eine Schwelle, eine Art Wehr und im Flußbette eine Pflasterung aus steinernen Platten oder Quadern, und zwar bildete die Pflasterung ungefähr ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Basis mit einem Teil des rechten Ufers zusammenfällt, während die Spitze einen Punkt des linken Ufers bildet. Diese und eine etwas weiter flußaufwärts erkennbare Schwelle versuchte ich zu photographieren. Leider sind die Aufnahmen, die bei bedecktem, z. T. regnerischem Wetter gemacht werden mußten, nicht gelungen, und es hält sehr schwer, der Sachlage in Worten gerecht zu werden. Ein besonderer Unstern ist es auch, daß die genaueren Notizen, die ich mir gerade über die Regulierungsanlagen des Chausser gemacht hatte, als ich bei der Rückkehr von Rowandüz in Niniveh einritt, mir nicht zugänglich sind (vgl. S. 348).

Ich glaube mich zu erinnern, daß sich da, wo der Chausser verschiedene linke Zuflüsse aufnimmt (Plan F. 3), also innerhalb der Doppelreihe der Außenwälle(?), sich gleichfalls Reste einer Regulierungs-Stauanlage finden. Doch kann mich mein Gedächtnis täuschen.

Jedenfalls zeigte auch mir der Augenschein, daß eine zweckentsprechende Regulierung des Chausser sich in assyrischer Zeit notwendig erwiesen hatte, deren Störung verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen konnte, wie sich das beim Untergange Ninivehs gezeigt hat.

Daß Wasserfluten an der Zerstörung Ninivehs einen wesentlichen Anteil hatten, ist sowohl der Weissagung des zeitgenössischen Propheten Nahum wie den uns von Diodor übermittelten, freilich mit sagenhaften Elementen verquickten, aber im Kern doch Tatsächliches bietenden Berichten zu entnehmen.

Bei Nahum heißt es:

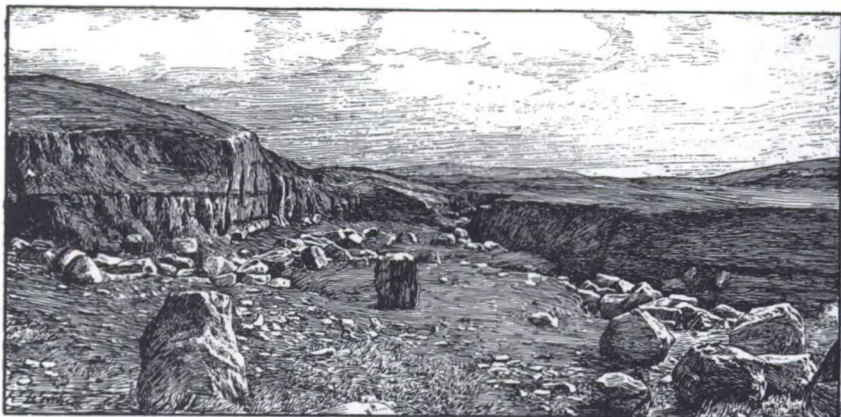
Die Fluttore sind geöffnet

Die Königsburg wankt.

Wie ein See voll Wasser ist Niniveh,

Das Hochwasser schreckt sie.

Bei Diodor (II 27) hat der fälschlich Euphrat genannte Fluß einen Teil der Stadt überflutet und eine gewaltige Strecke (20 Stadien) der Mauer niedergerissen, worin „Sardanapal“, der letzte König, die Erfüllung des Orakels erblickte, Niniveh werde erst fallen, wenn der Fluß der Stadt feind-



Der (vom Chausser) durchbrochene Abschnitt des Südwestwalles von Niniveh.  
Von außen (Südwesten) her gesehen.

lich geworden wäre. Wie sich der Einbruch der Fluten im einzelnen vollzog, ist natürlich schwer zu bestimmen. Es wird den Belagerern (607 v. Chr.) gelungen sein, der obersten jener Stauanlagen Herr zu werden. Sie schlossen dann wohl die Abflußschleusen, durch die das Hochwasser des zur Zeit der Schneeschmelze hochangeschwollenen Chausser in die Festungsgräben und andere Seitenkanäle abgeleitet werden konnte, und durch diese Stauung wurde dem Flusse eine solche Gewalt verliehen, daß er sein regelmäßiges Bett übertrat und die auf dem dritten Damm stehende Festungsmauer zum Einsturz brachte. Die Wassermasse überschäumte dann das Stadtgebiet und wälzte sich weiter, um schließlich die Wälle des nach dem Tigris zu belegenen Mauerzuges zu durchbrechen, worauf dann das Hochwasser des unmittelbar an dem Südwestwall Ninivehs vorüberfließenden Tigris, etwas unterhalb der Stelle, wo sich der Chausser in das alte Bett des Tigris ergossen haben muß, das übrige tat.

Noch heute ist in einem der Abschnitte dieses Walles die Durchbruchsstelle zu sehen, wie sie die Aufnahme, die ich schon während unseres ersten Aufenthaltes gemacht hatte, darstellt. Die Anwohner gaben mir — und zwar wohlgemerkt, ohne daß ich es ihnen durch Befragen nahelegte, an, daß der Durchbruch ein Werk des Chausser sei. Aber sie verlegten den Vorgang, wie man es so häufig im Orient findet, in eine viel zu junge Vergangenheit — in die Zeit eines Sultans (Murad), die ihnen als der Inbegriff längstgewesener Zeitenferne gilt.

Noch nachhaltiger wäre die Rolle, die dem Tigris bei dem Zerstörungswerk zukam, wenn er nicht bloß am Südwestwall der Stadt entlang floß,

sondern wenn ein Tigrisarm, nach Peiser's Annahme, eine Einbuchtung in das jetzige Stadtgebiet machte, die es ihm ermöglichte, am Südostrand des im Süden des Kojundjyk-Hügels nach dem Chausser zu belegenen Sanheribs-Palastes vorbeizufließen. Dieser Tigrisarm (oder -Kanal) wäre direkt an der Stelle zwischen Kojundjyk-Hügel und Mauer in die Stadt (und zwar im jetzigen Chausser-Bett) hinein- und wohl am Nebi-Jânus-Hügel wieder herausgeflossen, indem er unterwegs noch den Chusur aufnahm.

Sehr merkwürdig ist der Bericht einer in Mosul aufgefundenen syrischen Handschrift, der Anprall von vier künstlich miteinander vereinigten Flüssen habe die Stadt vernichtet — eine Bestätigung unserer Anschauungen im Kerne und der Hauptsache nach.

Als alles verloren war, gab sich der letzte König Sinssharishkun selbst den Feuertod. Das ist geschichtlich wohl bezeugt: Die Selbstverbrennung angesichts der Gefahr, in Feindesland zu fallen, ist zudem, worauf ich mehrfach hingewiesen habe, ein im ganzen Orient verbreiteter Brauch.

Sagenhaft ist hier bei Diodor nach Ktesias und bei späteren von Ktesias abhängigen griechischen Autoren nur der Name des letzten Assyrikerkönigs.

Auf Assurbanabal, den letzten der großen assyrischen Herrscher des Sargonidenhauses, unter dem das Assyriereich trotz mancher Erschütterungen noch sein Herrschaftsgebiet und seine Macht voll bewahrte, wurden von der mündlichen Überlieferung die Vorgänge übertragen, die sich unter seinem letzten Nachfolger zutrugen. Das ist der Ursprung der Sagen von Sardanapal, die dann in mannigfacher Verzweigung üppig weiter wucherten. —

Mein weiterer Weg sollte mich zunächst nach dem einstigen Sitze des Begründers der letzten großen assyrischen Dynastie, nach Chorsabâd und weiter nach Elkosch führen, das als des Propheten Nahum Heimatstadt gilt.

Unmittelbar ehe ich abreite, sagt mir ein hinzukommender Araber, Chalîl ibn-i-Mustapha, auf meine Frage, wie die Stätte heiße: Mosul-Neinua. Wie es bei uns heiße, will er wissen, und betont, gegenüber meiner Aussprache: „Wir sagen alle Neinua“. Kojundjyk wurde verschiedentlich Keujundjyk gesprochen.

Um 2 Uhr verließen wir Niniveh, kreuzten den Chausser nach 2 Minuten und hielten uns auf der Straße, die immer noch dem linken Chausser-Ufer entlang ging. Eine Karawane schwer beladener Kamele begegnete uns, die Säcke hingen beiderseits fast bis zur Erde, waren vielleicht mit Getreide gefüllt. Die Ernte ist in vollem Gange.

An dem großen Tell von Chorsabâd (auch Chorsebâd und Krsabâd gesprochen), der die Feste und den Palast Sargons II. birgt und an den ihn umgebenden kleineren Trümmerhügeln ist von den durch Botta geleiteten Ausgrabungen kaum mehr eine Spur erkennbar. Im Gegensatz zu dem

Verfahren der Engländer in Nimrûd haben die Franzosen alles, was sie nicht bergen und nach Europa bringen konnten, sorglich wieder mit der schützenden Erde bedeckt, die nun völlig vom Pflanzenwuchs — meist jetzt schon abgeblühten Disteln — überwachsen ist. Nur an einigen Stellen sah man aus den fast geschlossenen Ausgrabungslöchern größere Skulpturenreste hervorschimmern. Zahlreiche Marmorsplitter lagen umher; er ist weiß mit grüner Äderung, zum Unterschiede von dem weiß und grauen, der in Niniveh und Nimrûd verwendet wurde (vgl. S. 231).

Von dem Namen Sargûn, dem die Franzosen hier noch begegneten, fand ich keinerlei Spur. Es wurde mir geradezu abgestritten, daß etwas Derartiges existiere.

Chorsabâd liegt in einer weiten Ebene, ohne ausgesprochenen Horizont, in Nordwesten bis Nordosten sieht man Berge von wenig charakteristischen Formen; „im Westen und Süden erscheinen“, so meine Notizen, „nur Niniveh, al Djubailleh und fern der Machmur“.

Während sich die Gedanken der Geschichte Sargons II. zuwenden, der hier in seinem Palaste von den bedrohlichen Anschlägen und Fortschritten Rusas' I. Kunde erhalten hat, folgen die Blicke dem Farbenspiel der Abendbeleuchtung. Im Westen Goldpurpur und im Gewölk alle Abstufungen zum Violettröt, das über den Himmel geht, wo immer ein Wölkchen vorhanden; wo dagegen nur Dunst ist, wie über Ain Safra, verschwebt es ganz zart und in feinen Zügen. Im Nordwesten höchst seltsame Wolkenformen, windverweht und grotesk, der obere Rand dunkelgrauviolett, die Mitte licht, der untere Teil dunkel, kaum Farbe zeigend. Mich begleitete ein französischer Katholik, der mich als Mitchristen küßte.

Auf irgendwelche archäologische Ausbeute hatte ich unter den hier obwaltenden Umständen kaum gehofft. Um so mehr mußte ich es begrüßen, daß ich sogar eine neue, in dieser Fassung bisher unbekannte Inschrift Sargons II. erwerben konnte. Auf einem wohlerhaltenen Ziegel aus hellgelbem Ton, 35 qcm Oberfläche und 12 cm dick, drei Keilschriftzeilen:

„Palast Sargons

„Priesters des Bel, Statthalters des Gottes Assur, des mächtigen Königs,

„Königs der Welt, Königs von Assur.“

Außerdem erwarb ich ein Exemplar der sumerischen Backsteininschrift Sargons II., über die ich im Anschluß an das im Museum zu Tiflis befindliche Exemplar bereits früher (Bd. I S. 59f.) gehandelt habe. —

Auf den Besuch von Schêch Adi, dem Hauptsitz der feueranbetenden Jeziden, hatte ich verzichtet, weil der Chef der Jeziden Mirza Bey und seine Brüder Ali Bey und Hamza Bey abwesend waren. Es hieß, der Wali habe

sie nach Sindjar geschickt, um von den Jeziden durch ihre Vermittlung Steuern einzutreiben.

Über ihre früheren Schicksale wurde auch allerlei erzählt: Mirza Bey war, wie mir der Wali sagte, nach Stambul verschickt, Ali Bey, nach Näsrollah, vier Jahre lang nach Siwas verbannt gewesen. Mirza Bey und Hamza Bey waren, so hieß es, zum Islam übergetreten.

In Abwesenheit des Schechs hatte es auch keinen Zweck, nach Ba'edri, einem anderen Sitze der Jeziden, zu gehen. Der Umweg nach Bawian hingegen, der im ganzen drei Tage beansprucht hätte, würde sich nur gelohnt haben, wenn ich dort hätte arbeiten können, wozu weder Zeit, noch, da man sich an den Felsenwänden zum Studium der Inschriften herunterlassen mußte, Gelegenheit war.

So ging es denn geradenwegs am folgenden Morgen, am 18. Mai, dem Tage, an dem sich meine Abreise aus Deutschland jährte, nach Alkosch. Auf dem in den Anmerkungen näher beschriebenen Wege dorthin war bemerkenswert beim Dorfe Schörük eine alte in den Fluß sich hineinziehende Mühlen- oder Stauanlage. Im Fluß selbst sieht man ein sehr massives Gefüge aus Steinplatten, die an die antiken Stauanlagen beim Chauser-Eintritt in Niniveh erinnern. Zum Flusse hin führt eine Mauer aus Rundkieseln. Es sei eine von Junus Beg gebaute Mühle. Daneben liegt tatsächlich ein Wehr für eine Mühle. Ich hatte den „Verdacht“, daß es sich um eine alte Stauanlage handle, die für eine Mühle neu benutzt war.

Kurz vor Alkosch, das man schon lange (seit 12 h 33) am Bergfuße liegen sah, gelangten wir durch mehrere Jeziden-Dörfer, die von den Kurden aus den benachbarten Bergdörfern verschiedentlich zu leiden hatten, um 2 h 35 nach Marta Mariam, einem Keldâni-Kloster, Filiale des eine Stunde entfernten sehr alten Klosters Rabban Ormuz, das man von dem hübschen und sauberen Klosterhof aus auf einem Berge liegen sieht. Über diese Chaldäer und ihr römisch-katholisches Bekenntnis ist oben (Bd. I S. 287 und S. 238 dieses Bandes) das Nötige gesagt. Außer den beiden gibt es in dieser Gegend noch ein drittes chaldäisches Kloster Mar Georgis, das gegenüber Mosul, etwas tigrisaufwärts von Niniveh belegen ist und das ich in Begleitung des französischen Konsuls besucht hatte. Der „chaldäischen“ Klöster im Tûr-Abdîn wurde schon oben (Bd. I Seite 370) gedacht.

Ich wurde von dem Oberhaupt (Re'is) des Klosters empfangen, der einen sehr langen Tschibuk rauchte. Mir wurde als Führer Kas Bos beigegeben, ein liebenswürdiger, bescheidener Priester, der französisch, lateinisch, arabisch, syrisch sprach.

Marta Mariam hat eine sehr schöne Kirche, die von dem Oberhaupt des Klosters Rabban Ormuz durch Mossuler Baumeister errichtet wurde

zur Zeit des Patriarchen Joseph († 1878), der hier nach seinem Testament begraben liegt. Der dermalige Patriarch Abd Iso V. (vgl. S. 239) Chajjath hatte die gleiche Bestimmung getroffen. Die Bibliothek des Klosters enthält etwas über 1000 Bände, und darunter 100 handschriftliche. Besonders bemerkenswert ist ein 700 Jahre altes Evangelienmanuskript — das Datum soll irgendwo in der Mitte des Buches stehen —, das griechische Glossen z. T. unter Wiederholung der syrischen Worte enthält.

Alkosch war einst eine blühende kleine Stadt, jetzt aber gänzlich in Zerfall geraten. Nach den Gründen dieser Zerrüttung hätten wir die Einwohner, größtenteils Syrer resp. katholische Chaldäer, nicht zu fragen brauchen. Am Abend unseres Aufenthaltes erfolgte aus den Bergen, an die die Stadt sich lehnte, einer der stets wiederholten kurdischen Überfälle, der diesmal ohne Wirkung blieb, weil die Räuber schleunigst das Weite suchten, als Djemal Effendi ein militärisches Signal geben ließ.

Von den früher 600—700 Häusern waren infolge der kurdischen Räubereien jetzt nur noch 50 bewohnt. Früher wurde die Steuertaxe für 27 000 Schafe gezahlt, jetzt nur noch für 2000. Weder der früher hier ansässige Mudir, noch der Kaimmakâm von Dehök, noch der Wali konnten etwas ausrichten. Den Jeziden-Dörfern war es nicht besser ergangen. An den Bergen entlang waren südwärts und nordwärts etwa vierhundert Dörfer so zerstört worden.

Alkosch oder Elkosch gilt als Geburtsstätte des Propheten Nahûm. Sein Grab wird dort gezeigt und von Pilgern aller Bekenntnisse, Christen, Juden und Mohammedanern eifrig verehrt.

Es ist ein leerer Sarg aus ganz frischem Holze mit Tuch verkleidet, nach der Art der türkischen Gräber in den Türben der Sultane und Heiligen, in deren Boden die Toten ruhen, während die Särge als Kenotaphien darüber errichtet sind. Auch die Eisenteile sind ganz frisch. An den Wänden stehen hebräische Inschriften.

An und für sich hat also diese Grabstätte keinen höheren Wirklichkeitswert als das Grab des Propheten Jonas in Niniveh und das des Jason oder Josua in Anatolu Kawak am Bosporus.

Aber unsere Vorstellungen von Nahums Beziehungen zu Elkosch gründen sich nicht auf diese seine Grabstätte.

Nahums Schrift trägt im Alten Testament die Bezeichnung „Das Buch der Offenbarung Nahums, des Elkoschiters“. Die außerordentlich genaue Sachkenntnis, die Nahums Weissagungen über Niniveh kennzeichnet, läßt sich sehr wohl erklären, wenn der Prophet zu einer hier angesiedelten Kolonie der von Tiglatpileser IV. nach Assyrien entführten Israeliten gehörte und so die Örtlichkeit von Niniveh und die Vorgänge, die den Fall der assyrischen



Hauptstadt vorausgingen oder ihn begleiteten, aus eigener Anschauung kannte.

Und so ist es denn auch möglich, daß er hier begraben wurde, ob nun die Stätte, wo heute sein Grab gezeigt wird, örtlich mit seiner ursprünglichen Ruhestätte übereinstimmt oder nicht. Die entgegenstehenden Ansichten älterer und späterer Forscher, die den Geburtsort in Galiläa suchen oder auf dem Boden des alten Judäa, sind jedenfalls nicht besser begründet und lassen die große Sachkunde des Propheten unerklärt. Diese Sachkunde muß anerkannt werden, ob man nun Nahums Aussprüche über Niniveh als Verkündigungen der Zukunft oder als nachträgliche Schilderungen tatsächlicher Vorgänge betrachtet.

Denn gerade, wenn man Ersteres annehmen wollte, so erhöhe sich die Frage: wie kann der Prophet im Voraus wissen, daß bei der bevorstehenden Einnahme der Stadt den Wasserfluten eine so bedeutsame Rolle zufallen würde? Das würde sich nur unter der Voraussetzung erklären, daß bei einer früheren Belagerung Versuche in dieser Richtung gemacht worden wären. Und in der Tat ging der erfolgreichen Belagerung durch die Meder unter Kyaxares und der Babylonier unter Nabopolassar, der Niniveh zum Opfer fiel (607), nach Herodot eine Belagerung durch den genannten Mederkönig, der nach ihm 625—585 geherrscht habe, voraus (I 103). Kyaxares habe danach die Assyrer (unter Assurbanabal) besiegt und sei dann, als er Niniveh belagerte, von den aus Europa hereinbrechenden Skythen besiegt worden. Über diese dergestalt aufgehobene Belagerung von Niniveh ist uns andere Kunde nicht erhalten. Sie könnte aber weit genug vorgeschritten gewesen sein, um erkennen zu lassen, daß sich die Belagerer die Bewässerungsverhältnisse zunutze zu machen gedachten und daß ein solches Beginnen für eine zukünftige Belagerung Erfolg verhiess. Solche Kenntnisse aber konnte ein in Galiläa oder Judäa lebender Hebräer schwerlich erwerben.

Gerade wenn man, wie es vielfach geschieht, den Spruch Nahums wider Niniveh als eine wirkliche Voraussagung, nicht als ein vaticinium post eventum betrachtet, muß man annehmen, daß Nahum Niniveh gesehen hat und in dessen Nachbarschaft heimisch war. Erblickt man aber in dem Spruch über Niniveh nachträgliche Schilderungen der tatsächlichen Vorgänge, so gilt nicht minder, daß auch diese in ihrer Genauigkeit schwerlich von Jemandem herrühren können, der mit der Örtlichkeit nicht aus eigener Anschauung vertraut war.

Bei einem der Priester, der mir über die Verhältnisse in Elkosch und seiner Nachbarschaft Auskunft erteilten, Kas Gorgis Raha von Rabban Ormuz, begegnete ich auch der im Grunde richtigen Auffassung, daß Nestorianer, katholische Suriani, Jakobiter und Keldäni einst alle zusammengehört

haben zu einem Volke, daß nur in später Zeit Differenzen sie getrennt haben, daß der Name Keldâni, der jetzt nur für die katholisch gewordenen Jakobiten gilt, einst eine weitere Bedeutung hatte und daß sie, wenn auch nicht alle, doch zu einem großen Teile von dem Mar Schemôn, dem Obersten der Nestorianer (Bd. I S. 287), abhingen.

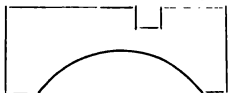
Darin spiegelt sich also eine Erinnerung an die einstige umfassende Bedeutung des Nestorianertums wieder.

Mit unserer Vermutung, daß in dem jetzigen Reste der Nestorianer in und um Kotschannes als ein Hauptelement das altchaldische Volkstum vertreten ist (Bd. I S. 304ff.), wird man diese Erinnerung an die einstige Größe des 'chaldäischen' Nestorianertums dagegen schwerlich in Verbindung bringen dürfen.

Nach dem nach langem Fasten an diesem Tage besonders willkommenen Essen, das durch die Meldung von dem kurdischen Überfall unterbrochen wurde, wollte ich mich todmüde von den Anstrengungen des heutigen Tages schlafen legen, als mir einfiel, daß für die Aufnahmen der Skulpturen von Malthai, zu denen der nächste Tag mich führen sollte, noch photographische Platten gewechselt werden mußten. So kam ich erst um Mitternacht zur Ruhe, um das Wecken um 4 h 15 zu besorgen und mich selbst um 5 Uhr zu erheben.

Als wir uns den Bergen nähern, gibt mir Istifân (Stephan) Re'is, ein weitgereister Mann, über deren Namen erwünschte Auskunft. Um 7 h 20 abgeritten, erreichten wir 8 h 19 den Bendanâ-Fluß, der in felsigem, tief ausgewaschenem, wenig zugeschwemmtem Bette dahinfließt. An seinem felsigen Hochufer reiten wir in nordnordwestlicher Richtung aufwärts. Seine Tiefe ist hübsch begrünt und aus dem Gebüsch erschallt tausendstimmiges Vogelgezwitscher, durch das ein lebhaftes Froschkonzert fast völlig übertönt wird. Der Weg führt dann steil und steinig bis fast in das Bett des Flusses. Dort sahen wir ein Wehr für eine ein wenig weiter unterhalb unter einem romantischen Felsen befindliche Mühlenanlage. In diesem Kessel herrschte eine dumpfige Luft: tropische Schilfe erhoben sich aus dem Grunde.

Kurz darauf sah ich bei einer vertallenen Mühle drei Höhlenkammern, von denen zwei durch ihre Umrahmung und den ausgearbeiteten Toreingang deutlich künstliche Bearbeitung zu Wohnungszwecken verrieten. Das am meisten nach links belegene zeigt Eingang und Glättung etwa folgender Form:



Die Umrahmung ist so glatt und hübsch, bis auf

das Zäpfchen oben, daß künstliche Bearbeitung sehr wahrscheinlich erschien. Das zweite mehr rechts ist ähnlich, hat aber so wenig Tiefe, daß schwerlich

eine Benutzung vorgelegen hat; man sieht den Höhlengrund mit bloßem Auge. Doch scheint ein Weg hineinzuführen. Die letzte Kammer rechts hat am meisten das Ansehen eines wirklichen Zimmers, es hat eine regelrechte rechtwinklige Türöffnung und eine Umrahmung gleicher Form, die erheblich schmaler ist als die Glättung an den beiden anderen Kammern.

8 h 52 durchritten wir den klaren, etwa 4 m breiten, 15—20 cm tiefen Fluß, weiter am jenseitigen Ufer steil hinauf und oben auf einem Plateau weiter in westnordwestlicher Richtung. Diese wird vorgezeichnet durch eine 120—300° laufende, dieses Plateau links begrenzende Hügelkette, an deren Fuß wir entlang ritten. Rechts etwas tiefer gelegen ein Wiesental, jenseits dessen der lange gleichförmige Zug der Dehök-Berge, der ca. 80—260° streicht.

Eine träumerische Stimmung überkam mich, aus der ich durch einen unsanften Hufschlag in die Lebergegend aufgerüttelt wurde. Mein Pferd hatte den vor ihm gehenden Braunen gebissen, der darauf ausgeschlagen hatte. Später fand ich, daß das Maximal-Thermometer, das ich bei mir trug, durch ein infolge des Schlages neu entstandenes Loch in der Joppe entschlüpft war. Das Thermometer hatte die Wucht des Schlages aufgehalten und mich so vor schlimmen Folgen bewahrt.

9 h 59. Ringsum nur verfallene Dörfer. Ein großes ganz verlassenes Dorf Schech-edri von ca. 30 einst von Jeziden bewohnten Häusern liegt etwa 3 Werst in NO (40°) halb rückwärts. Rechts, etwa 2 W. zwei Dörfer. Bök (Groß) und Kitschik (Klein) Sine, in nördlicher Richtung, alle drei am Berghang belegen. Halblinks am Fuße der hier endenden Hügel das Jezidendorf Charshanán mit 11 erhaltenen Häusern, 1½ Werst entfernt. Etwas näher unserem Wege links voraus nahe einem Tell und bei einer Baumgruppe das Jezidendorf Giripaham mit 45 Häusern, von denen nur noch eins bewohnt war.

10 h 8. Bei einem kleinen Tell mit allerhand anderem Gemäuer rechts ab durch schmutziges, sumpfiges und schilfiges Gewässer. Die letztgenannten beiden Tells, ca. 1¼—1½ Werst voneinander entfernt, nehmen sich aus wie zwei brüderliche Landmarken. Hinter Giripaham war noch das Dorf Ain Faida sichtbar. Rechts kommt die malerische Kette der Zacho-Berge wieder zum Vorschein. Im ganzen Kaza Dehök sollte es nach unserm Zaptieh Mahmudi Tschaosch nur noch sechs bewohnte Dörfer geben.

Nachdem ich mich im Dorfe Zenada (11 h 15) an Joghurt bei einer armen, aber in gut und neu gebautem Hause wohnenden Araberin erquickte und dem Einbringen der mageren Ernte, der der Spätschnee geschadet, zusehen hatte, gelangte ich vorbei am Dorfe Baqaḥ (Jeziden und Araber in 15 Häusern, von denen 3—4 bewohnt), um 11 h 50 an die vom Dehök-Flusse gebildete Einsenkung, in der — von Mühlen, die der Fluß treibt, umgeben —



Die Skulpturen von Malthai. (Erste Gruppe.)

die Dörfer Klein- und Groß-Malthâjâ liegen. Den Dehök-Fluß hatten wir s. Zt., auf unserm Wege nach Niniveh, näher dem Tigris zu, durchschritten (vgl. unten S. 380).

Die richtige Form der arabischen Schriftsprache ist Ma'altâjâ. Das Wort ist aramäisch. Die Syrer schreiben gewöhnlich Ma'allthâ (= „Eingang, Zutritt“), hin und wieder auch in Anlehnung an die arabische Form Ma'allthaje; an Ort und Stelle hört man Malthai und bei deutlicher Aussprache Malthâi.

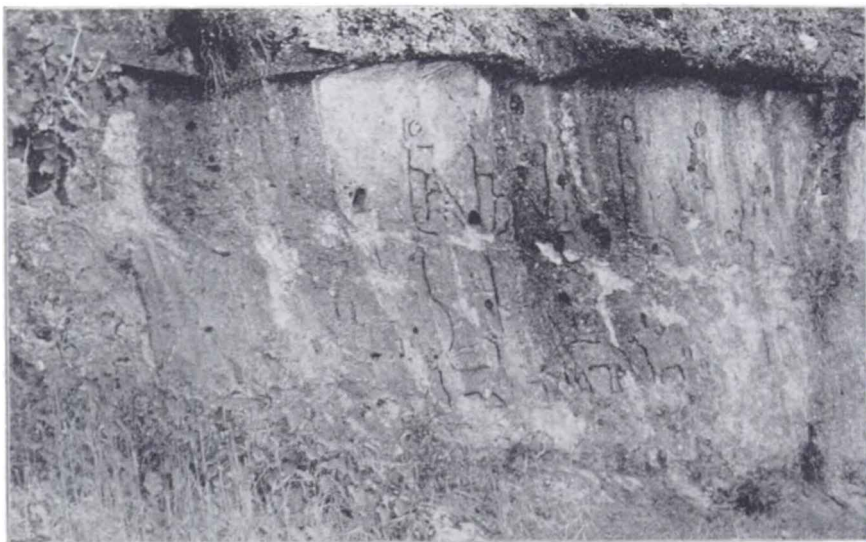
In glühender Sonne ging es steinig hinab, dann am Fluß in ungefähr östlicher Richtung aufwärts, beide Malthai bleiben links liegen.

An einem Lindenbaum machen wir 12 h 20 Halt und erkundigen uns bei Kurden, die unter ihm sitzen, über die Lage des Bildwerkes, „Surat“.

Die Skulpturen liegen hoch über der Sohle des Tales an den Hügeln, die es links (südlich) begrenzen. Um Zeitverlust zu vermeiden, wird Färâdj



Die Skulpturen von Malthai. (Zweite Gruppe.)



Die Skulpturen von Malthai. (Vierte Gruppe).

mit einem Brief an den Kaimmakam nach dem eine kleine Stunde entfernten Dehök gesandt, um ihn zu bitten, mich hier zu treffen.

In starkem, etwa 25 Minuten erfordernden Anstieg, während dessen man die Stadt Dehök links vorwärts liegen sieht, gelangte ich zu der Felswand, die die Skulpturen trägt.

Es war vielfach beklagt worden, daß die Felsskulpturen von Malthai bisher nur ungenügend bekannt sind. Die auf Zeichnungen beruhenden Wiedergaben bei Place und bei Layard stehen mehrfach miteinander im Widerspruch, und eine photographische Aufnahme erschien dringend erwünscht. Sie war freilich mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Vor den Skulpturen ist nur ein äußerst schmaler Felsabsatz als Standplatz stehen geblieben.

Da es sich in der viermal wiederholten Darstellung um eine lange Reihe von nahezu lebensgroßen Figuren handelt, und die Aufnahme je eine ganze Gruppe umfassen sollte, so mußten alle möglichen Kunstgriffe angewandt werden, um jedesmal eine der vier Gruppen in den Fokus zu bekommen. Dazu fehlte es an genügendem Licht, und um die in sehr niedrigem Relief gearbeiteten Gestalten einigermaßen aus dem Gestein hervortreten zu lassen, mußte ich sie während der Aufnahme fortwährend feucht erhalten, wobei mich meine Kavalleristen sehr lebhaft unterstützten.

Dargestellt sind jedesmal: eine stehende männliche Gestalt, offenbar der königliche Besteller der Skulpturen, rechts gewandt; ihm entgegenschreitend sieben Göttergestalten links gewandt, die zweite auf einem Throne sitzend, sämtlich von Tieren getragen. Hinter ihnen, den Zug beschließend, eine mit der erstgenannten anscheinend identische männliche Gestalt links gewandt.

Die am weitesten nach links (für den Beschauer — geographisch gesprochen: am meisten talauf, nach Dehök zu) angebrachte Gruppe (1) zeigt zwischen der dritten und vierten Göttergestalt die viereckige Öffnung einer kleinen Felsenkammer (s. Abb. S. 370), deren Zweck nicht weiter ersichtlich ist und die auch an ihren Wänden keine Inschrift trägt. Möglicherweise war sie früher mit einer Stein- oder Metallplatte verschlossen, die eine Inschrift des Urhebers der ganzen Anlage trug.

Die zweite Gruppe von links ist am deutlichsten erhalten und in der Aufnahme (S. 371) verhältnismäßig am besten herausgekommen.

Die vierte Gruppe befindet sich abseits von der Gesamtreihe 1—3 etwa 100 m weiter nach rechts, talab. Sie ist von den Hauptskulpturen aus nicht zu erblicken und nur auf schmalem halsbrecherischem Wege durch dorniges Gestrüpp zu erreichen. Es ist erklärlich, daß diese vierte Gruppe Place, der nur drei wiedergibt, entgangen ist. Layard dagegen ist sie, wie mir, von kundigen Anwohnern gezeigt worden (s. Abb. S. 372).

Die Aufnahmen sind zwar nicht überdeutlich ausgefallen, können aber doch dazu helfen, den Stilcharakter und die Zeit dieser Skulpturen etwas näher zu bestimmen. Daß die babylonisch-assyrischen Gottheiten in Tiergestalt vorgestellt und daß dem menschengestaltigen Götterbilde sein ‚Tier‘, meist ein aus Bestandteilen verschiedener Tiere zusammengesetztes Mischwesen beigesellt werden konnte, ist bekannt. Die Darstellungen von Göttern auf Tieren betrachte ich dagegen, wie mehrfach betont, seit langem als eine Entstehung aus dem ‚hetitischen‘ Westen. In der Tat zeigen die Skulpturen von Malthai, wie namentlich bei einer Vergrößerung durch Projektion hervortritt, mehrfach hetitisierende Züge. Andererseits ist die Figur des Stehenden doch wohl deutlich als assyrischer König charakterisiert.

Als ich kaum mit den Aufnahmen fertig war, wurde ich durch ein Trompetensignal ins Tal herunter gerufen: der Kaimmakam von Dehök war, meinem Wunsche entsprechend, eingetroffen.

Der Kaimmakam war mit Tahyr Pascha, dem Wali von Van, befreundet aus der Zeit, da dieser bei der Regierung in Mosul Mektubdjî, dann Mutessarîf des Sandjak Suleimanijeh und schließlich Wali von Mosul gewesen war. Dehök hatte nach seiner Mitteilung 300 Häuser, davon 150 von Moham-medanern verschiedenen Bekenntnisses bewohnt, 50—60 von Christen

(Keldâni), 50—60 von Juden. Jeziden waren nicht vertreten. Die mehrfach erwähnten Doski-Kurden (S. 229, 240) hausen in dieser Gegend.

Außer der Aufnahme der Skulpturen lag mir eine andere Frage am Herzen, die ich durch die Unterredung mit dem Kaimmakam und seinem Begleiter zu klären hoffte.

In Mosul hatte ich bei meinem zweiten Aufenthalt das Bruchstück einer Inschrift erworben, das mich schon während unserer ersten Anwesenheit gefesselt hatte. Es war das Fragment vom unteren Teile rechts eines 20 cm dicken, schwarzgrauen, harten dioritischen Schriftsteines mit feinen neuassyrischen Keilschriftzeichen, auf dem Ar-giš-tu-(u), Argistis genannt war und das somit gerade für uns von besonderer Wichtigkeit war; und zwar handelte es sich, was gleich von vornherein ersichtlich war und durch die weitere Entzifferung bestätigt wurde, um Argistis I., und die Inschrift mußte herrühren von dessen assyrischem Zeitgenossen Salmanassar IV., dem Enkel der Semiramis.

Es ist von schweren und verlustreichen Kämpfen die Rede, die auf assyrischer Seite unter der Führung des Šamaš-ilu ausgefochten wurden.

Als Herkunft des Bruchstückes wurde das Gebiet von Dehök angegeben; speziell wurde Keulân, wie die Aussprache in Mosul lautete, genannt.

Ein weiteres Fragment gleichen Materials und ähnlicher Schrift, aber ganz anderer Gestalt wie das unsrige und folglich nicht mit ihm identisch, wohl aber höchstwahrscheinlich mit ihm zusammengehörig, sollte nach dem Zeugnis von Einheimischen in der Gegend von Dehök gesehen worden sein. Das wurde später von amerikanischen Missionaren bestätigt.

Daß die Kämpfe, deren die Inschrift gedenkt, in der näheren oder weiteren Nachbarschaft ihres Aufstellungsortes stattgefunden hatten, ist eine naheliegende, wenn auch keine durchaus zwingende Annahme.

Nun bildet die Enge von Malthai die letzte verteidigungsfähige Sperre nordwärts von Niniveh gegen Einfälle von Van auf den Routen über Merwanê—Kotschanes—Djulamerk—Amadijeh—Daudijeh (vgl. oben S. 75, 199) oder Baschkala—Dizä—Nêri—Amadijeh—Daudijeh (vgl. S. 309). Trugen sich die Kämpfe zwischen Salmanassar IV. und Argistis I. in dieser Nachbarschaft zu, so war Niniveh ernstlich bedroht und Assyrien in seiner Existenz gefährdet.

Von der Linde aus, die für unsere Unterredung einen behaglichen Ruheplatz darbot, war in WNW in einiger Entfernung (331°) eine kleine Erhebung sichtbar, auf deren plateauartiger Oberfläche Keflân (gesprochen Keflân, daraus die Form Keulân, die ich in Mosul hörte, in phonetisch bemerkenswerter Weise entstanden) liegen sollte.



Ich will gleich vorausschicken, daß ich am folgenden Tage Färädj von Simel aus nach dem Keflân schickte, das von dort aus in einer Stunde in nordöstlicher Richtung (ca.  $54\frac{1}{2}^{\circ}$ ) erreichbar war. Färädj fand dort einen kleinen Tell und bemerkenswerterweise eine Vertiefung, die aussah, als ob dort eine Stele im Sockel, wie der Kelischin gestanden hätte. Jetzt sei ein Friedhof dort. Das ist immerhin zusammen mit den mündlichen Fundangaben ein gewisser, wenn auch kein sicherer Anhaltspunkt für den ursprünglichen Standort der Inschrift.

Nachdem ich mich von dem Kaimmakam verabschiedet und gleich nach Beginn des Weiterrittes um 5 h 15 den Dehök-tschai durchritten hatte, sah ich um 5 h 30 die vier Gruppen der Skulpturen in der Höhe genau hinter mir und vor mir den von oben her gesehenen, recht bedeutenden Tell von Kitschik Malthai, der in der Steilheit seiner Böschungen an den von Herir-Batas (S. 282) erinnerte und ihn an Höhe vielleicht noch übertraf.

Dieser beträchtliche Tell hat als ein regelrechtes assyrisches Sperrfort zu gelten.

Der Gedanke, daß jene Inschrift einst hier ihren Standort gehabt haben kann, bleibt, mangels genügend gesicherter Anhaltspunkte für ihren Fundort in Keflân, ernstlich in Betracht zu ziehen. Färädj, den ich zur näheren Besichtigung des Tells entsandt hatte, begegnete sich mit mir in dieser Erwägung. Auf dem Tell hatte er oben eine Festungsstruktur neuerer Zeit (mit Mörtel) gefunden, ringsherum aber liefen, in verschiedener Höhe, neun Mauern.

Meine Bestimmung der Inschrift für die Zeit Argistis' I. gründet sich, abgesehen von dem Schriftcharakter, auf die Überlegung, daß Šamaš-ilu, der darin genannt wurde, nach dem Brauch der assyrischen Inschriften, die in der Nennung von Personen außer dem König äußerst sparsam sind, eine hervorragende Persönlichkeit sein mußte, was auf den Eponymen der Jahre 780/79 und 770/69 und 752/1 zutrifft, der diese ganze Zeit über, ohne ersichtliche Unterbrechung, also mindestens 28 Jahre lang, Höchstkommandierender (Tartan oder Turtan) der assyrischen Truppen gewesen ist. Erst später hat sich als Bestätigung herausgestellt, daß Šamaš-ilu geradezu als Tartan in der Inschrift bezeichnet wird.

Das erste Eponymat fällt unter Salmanassar IV., in den zweiten von sechs Feldzügen, die dieser Assyriekönig nach der Eponymenchronik gegen Urartu unternahm. Argistis' I. Regierung fällt also wenigstens mit einem Teil der Regierung Salmanassars IV. (783—765) zusammen. Da einerseits Ispuinis assyrischerseits vor 817 bezeugt ist (durch Adadnirari IV.) und Menuas eine lange Regierung zugeschrieben werden muß, andererseits Sardur III., der Tiglatpileser IV. gegenüber 741 siegreich war und von ihm 735 vernichtend geschlagen wurde, nicht viel später als 750 zur Regierung

gekommen sein kann, so werden wir, wie Bd. I S. 532 und oben S. 25 geschehen, Menuas auf ca. 810—778, (im wesentlichen als Zeitgenossen Adadniraris IV. 811—783), Argistis auf ca. 778—750, Sardur III. auf 750—733 ansetzen dürfen. Ihm folgte Rusas I., der 714 starb (S. 327 ft.).

An berieselten quadratisch eingeteilten Reisplantagen vorbeireitend gelangten wir um 5 h 40 durch einen Arm des Dehök-tschai und in das gänzlich verfallene Dorf Groß-Malthai. Von hier aus wurde hinter dem Tell das Dorf Klein-Malthai sichtbar. Im Rückblick tritt dann noch ein tellartiger Hügel mit dem Dorf darauf hervor, von dem man uns als Kaßyr oder Gazir (vgl. S. 270f.) gesprochen hatte. Dahinter am Berghange Dehök.

5 h 48. Durch ein steinichtes Flößchen; rechts unterhalb die Felsenmasse eines Hügelzuges. Wir reiten in westlicher Richtung (280°) gerade auf die sinkende Sonne zu und gelangen auf ein großes, in der Mitte kaum gewelltes, recht grasreiches Plateau, hatten so das nach Dehök führende Seitental hinter uns gelassen und sahen um 6 h 5 Semil im Westen vor uns. Schöner stimmungsvoller Abendritt. Großes Grillenkonzert und Heuduft, denn die Sonnenhitze macht das Gras auf dem Halme zu Heu.

6 h 41—44 Sonnenuntergang. Schönes hellgoldiges bis dunkelviolettes Nachglühen, während dessen Semil auf seinem Tell in feiner Silhouette hervortritt. 6 h 49. Im Osten ganz stahlblaue Dämmerung, während im Südwesten der Himmel noch rosafarben erscheint.

Ich hatte hiermit einen Teil des am Südrande des Zacho-Gebirges belegenen Plateaus erreicht, das die Zehntausend am 6. Tage von Niniveh aus erstiegen und von wo aus sie das hochgelegene Schloß βασιλειον erreichten, das wir in Semil (Simel) wieder erkannt haben (ob. S. 230f.) und dem wir jetzt gleichfalls zustrebten.

Um 7 h 10 am Fuß von Semil angekommen, gab es zunächst das übliche Jagen der Hengste hinter den Stuten her. Als dann ein Ort gefunden war, wo die Pferde ungestört gutes Heu fressen konnten, ließ ich dort mein Zelt aufschlagen.

Das soeben von mir gekennzeichnete Plateau schildert von Schweiger-Lerchenfeld als Zwischenstufe zwischen dem 780—800 m hohen Zacho-Gebirge und dem Tigris: „Diese Zwischenstufe schwankt zwischen 520 und 620 m und überragt die Tigrisebene um 200 m; sie enthält einen guten Kulturboden, ist mit zahlreichen Dörfern besetzt und von Wegen durchschnitten und muß einst bessere Tage gesehen haben.“

Xenophon's Bericht (III 4, 24) meldet vom 6. Marschtag, daß die Griechen froh waren, in hügeliges Gelände zu kommen, weil sie vor den feindlichen Reitern, die sie während der ersten Marschtag belästigt hatten, besser geschützt waren.

„Die Griechen sahen dort ein Schloß (*βασιλειον*), und um dasselbe viele Dörfer; der Weg aber zu diesem Platz führte über hohe Hügel, welche sich hinunterzogen von dem Gebirge, unter dem die Dörfer lagen.“

Das hügelige Gelände bewahrte die Griechen jedoch keineswegs vor weiterer Bedrängnis. „Wenn das griechische Heer einen Hügel erstiegen hatte und sich in der Senkung zwischen diesem und dem folgenden befand, erschienen die Barbaren über den Griechen und warfen, schleuderten, schossen von oben auf sie herab (Anab. III 4, 25).“ — „Es geht aus Xenophons Beschreibung hervor,“ sagt Karbe, „daß die Barbaren immer von höher gelegener Stelle aus die Griechen belästigten; es scheint, daß sie den unteren Teil des Gebirgsabhanges besetzt hatten, von wo sie jederzeit den Rücken eines jeden Hügels, der vom Gebirge ausging, entlang eilen und so die Griechen, welche quer über die Hügelrücken marschierten, stets in dem Augenblicke fassen konnten, wo jene im Tal waren, ohne daß sie selbst je in ein Tal hinabgestiegen wären.“ „Der Wiederholung dieses Manövers beugten die Griechen dadurch vor, daß sie, auf dem dritten Hügel angelangt (III 4, 28), die Leichtbewaffneten den Abhang des Gebirges hinaufschickten, bis sie oberhalb der feindlichen Plänkler zu stehen kamen, welche nun von ihren Angriffen abließen.“ So marschierten die Griechen den Rest des Tages, die einen auf dem Wege über die Hügel, die andern (die Peltasten) am Gebirge hin entlang ziehend und gelangten in die Dörfer und zu dem Schloß.

„Daß das Plateau dort, wo es sich an das Felsengebirge ansetzt, den Charakter eines Hügellandes hat oder wenigstens erhebliche Unebenheiten aufweist, welche zu den feindlichen Angriffen einluden, geht aus den Zeugnissen älterer Reisender“ (Rennel, Koch, Cernik) „hervor, welche das Gelände am Fuße der Bergkette als durchbrochen durch häufige Hügel und Täler, unregelmäßig und durchschnitten von dem Bette der Gießbäche, welche von den Höhen herabkommen, schildern; es ist die Strecke zwischen Tel Eskof und Assee (Asi bei Kiepert), welche so geschildert wird.“ — „Der heut noch vorhandene Reichtum der Landschaft stimmt wohl zu all den guten Dingen, die die Griechen“ in den Dörfern „fanden, insbesondere wird das Vorhandensein trefflicher Weintrauben gerade für diese Gegend (durch Shiel) bezeugt.“

Die wesentlichen Merkmale der Landschaft, hügeliges Gelände, insbesondere Hügelrücken, die sich ungefähr rechtwinklig vom Gebirge her durch das Plateau hinziehen, unterbrochen von zahlreichen Wasserläufen, treten in meinen ohne besonderen Hinblick auf Xenophon, ganz unbefangen, gemachten Aufzeichnungen ebenso deutlich hervor, wie der Reichtum an vormalig — vor der neuerlichen Verwüstung durch die Kurden des Hadji Agha Kotscher — ertragreich und gut besiedelten Dörfern.

Da auf meinem diesmaligen Wege infolge der Abbiegung nach Malthai ins Tal des Dehök-tschai nur die kurze Strecke vom Simel bis in die Nähe des Zacho-Passes mit Xenophons Straße ungefähr zusammenfiel, so sei hier zunächst das fünf Wochen zuvor aufgezeichnete Routier unseres der Wegrichtung der Zehntausend entgegengesetzten Marsches von Bäbezin über Simel bis Tell Adas (ob. S. 229) eingeschoben, zufällig gerade der längsten Wegstrecke, die wir an einem Tage zurückgelegt hatten, und die auch sonst einiges nicht ganz Belanglose bietet. Die zu Xenophons Schilderung besonders stimmenden Züge gebe ich in Sperrdruck wieder.

„Donnerstag 23. März 1899

„7 h 17 ab von Bäbezin (ob. S. 229), 7 h 18 durch Bächlein etwas aufwärts über Ackerfelder.

„7 h 32 durch tiefe Schlucht, NS laufender Bach darin, schilfbewachsen. Jenseits freier Sandstein gleich einem Gletscherschliff. Drüben gleich Dorf Girkél (u. S. 390). Halt 7 h 35—7 h 40. — 7 h 43 durch Nebenschlucht einer zweiten Schlucht, 7 h 45 durch diese selbst. Jenseits neben solchem wohl vom Wasser glatt geschliffenem Sandstein und über solchen hinauf. Dann über Geländewelle mit besonders vielen Dachs- und Fuchslöchern. 8 h durch Bachschlucht — wie alle ca. NNW—SSO zum Tigris verlaufend. — 8 h 13. Rechts ca. 7 km eine Tigris-Windung fast N—S sichtbar. — 8 h 18 an im Dorfe Mäzre. Reshid Agha hat auch hier vor zehn Tagen geraubt: Kühe, Pferde usw. 8 h 22 weiter. — 8 h 24 durch Bachschlucht, die unterhalb mit zarten Zypressen bewachsen. Es liegen nach den Bergen zu noch viele großenteils verfallene Dörfer.

„8 h 32. Das jenseitige Tigris-Ufer als Plateau (ca. WNW—SSO verlaufend) sichtbar. Die Zacho-Kette ca. 2—2 $\frac{1}{2}$  Werst entfernt, kahler, scharfer, ziemlich gleichmäßig hoher (bis ca. 200 m über uns) durch Senkungen usw. schön gezackter und gegliederter Kamm. — 8 h 47 durch wasserloses gewundenes Rinnsal ohne Schlucht. — 8 h 53 durch Bach in mäßige Vertiefung, unterhalb mehr schluchtartig, Schilf, zartbelaubte Bäume. Jenseits Ackerfelder z. T. steinig. Gelände fortgesetzt wellig und hügelig. — 9 h 1 durch wasserloses Rinnsal. — 9 h 4 durch lebhaften Bach in Schlucht. Rechts  $\frac{1}{2}$  W. Dorf Jermelk, burggleich gelegen. — 9 h 10 Dorf Kânigér, 20 H., vorher u. A. Reisfelder. Links Trennung in den Zacho-Bergen: Paß, den Xenophon durchzog (vgl. oben S. 229f. u. S. 383). Gleich darauf am Berghang Dorf (ca. 10—20 Häuser) mit einem besonders stattlichen Hause. — 9 h 35. Rechts, 150 m ab, Dorf Dirshîn auf und an kleinem Tell. Rechts in S. 40° O ca. und S Erhebungen sichtbar. Fern und ferner im Süden dunstige Höhen- und Hügelzüge. — 9 h 57 bis 10 h 7 Frühstücksrast. Begegnung mit etwa 10 Kellekdji in Begleitung von

2—3 Zaptiehs. Sie haben ihre Waren und Kelleks in Mosul verkauft und kommen ohne diese zurück, ganz wie Herodot (I 194) es von den aus Armenien Tigris- und Euphrat-abwärts fahrenden Führern der Schlauchboote berichtet, die er als eines der größten in Babylonien ersauten Wunder schildert.

„10 h 9. Rechts ca. 2 W. ab Dorf. Sonstige Begegnungen: Frau zu Pferd, von Bewaffneten (altes Feuersteinschloß, langes Rohr) begleitet. Einzelne Reisende vielfach bewaffnet. — 10 h 10. Beiderseits Teppich weißer Gänseblümchen. Durch sumpfigen Bach. Kresse. — 10 h 29. Durch übelriechenden Rieselsumpf, der aus dem Paß von Zacho kommt. Der Telegraph kreuzt unsern etwa OSO laufenden Weg. — 10 h 44. Das Sôti-Gebirge wird fern gerade vor uns sichtbar und verschwindet wieder — je nach Hebung und Senkung unseres Geländes. — 10 h 47. Durch träges Rinnsal. — 10 h 57 durch Bach. Unsere Wegrichtung S. Abrahamoff am Verdursten, trinkt und nimmt  $\frac{1}{2}$  g Chinin auf meine Anordnung. — 11 h 5 in östlicher Richtung um einen Hügel herum. Weg steinig. Steinerne Hürden und Feldeinrahmungen. — 11 h 11 durch Bach. — 11 h 28 links  $1\frac{1}{2}$  W. ab Dorf Abdi Agha, 40—50 H. — 11 h 38—43 Halt. — 11 h 50 1 W. ca. ab kurdisches Dorf Matkubir (etwa 20 Häuser nach meiner Schätzung). Besonders große Ackerfelder. Rechts von uns in dunstiger Ferne, die jenseitigen Tigrisberge und die mesopotamischen Höhenzüge. Links Zacho-, geradeaus Sôti-Berge (bewahren sie den alten, in den Keilinschriften begegnenden Namen des alten Volkes der Sutäer?). — 11 h 57 und 11 h 59 durch Rinnsal. — 12 h 3.  $2\frac{1}{2}$  W. ab Dorf auf dem Abhang eines Vorhügels der Zacho-Berge. — 12 h 5. Durch fast trockenes Rinnsal. — 12 h 17. Links ca.  $1\frac{1}{2}$  W. entfernt und wieder dahinter am Bergabhang je ein Dorf. — 12 h 30. Durch Bach neben Pfeilern einer alten Brücke, zu der beiderseits ein gepflasterter Weg in Brückenbreite (ca. 3 m) führt, neben dem wir hergeritten sind und weiter herreiten. — 12 h 34. Rinnsal, gleichfalls überbrückt, an das die Pflasterung beiderseits direkt heranführt. — 12 h 35. Verfallenes Steingebäude im Stil der Brücke und des Pflasters (Altes Fort zum Schutz der Straße? Wohl eher Karawanseraï). — 12 h 37 Rechts 2 W. ab Hügel mit Gebäude, dahinter daran angelehnt ein Dorf. — 12 h 42. Der gepflasterte Weg fängt wieder an (es ist die von Nolde geschilderte türkische Chaussee). — 12 h 54. Rechts  $1\frac{1}{2}$  W. ab kleinster Tell mit Gebäude darauf. — 12 h 58 links 3 W. ab an Berghang Dorf. Wir reiten immer neben der gepflasterten Chaussee her. — 1 h 1. Über Rinnsal, das dieser Pflasterweg mit kleinen Pfeilern überbrückt. Der gepflasterte Weg hört auf, um jedoch alsbald zunächst in kleinen abgesetzten Stücken wieder anzufangen. — 1 h 18 durch Bach. Pflasterung zur Linken. — 1 h 36. An Simel unten, 1 h 39 an Simel oben (vgl. oben S. 376).

„Xenophon ist durch den Zacho-Paß gezogen, nicht auf unserer Route nach Feschchabur, weil ihn diese fast ganz westlich, nicht nördlich geführt hätte.“ — 3 h 25. Ab Simel, unten. — 3 h 26 und 3 h 28 über zwei Bäche, letzteren mit Steinbrücklein. Wegrichtung O 10—15° S. — Hier scheinen sich die Zacho- und die Sôti-Berge zu verwischen. Ein Vorberg mit langer Abdachung ca. ONO—WNW ragt zu uns herein. — 3 h 42 Richtung O abwärts über Hügelland, Blick an Vorberg, der rechts bleibt, links vorbei ins Tal, Richtung Zacho. — 3 h 48 Richtung SO. — 3 h 54 unten. Richtung S. Gelände rotlehmig, rechts nach einem Rinnsal zu stark zerrissen. — 3 h 55 durch dieses Rinnsal. — 3 h 58. Durch ca. 8 m breiten linken Tigris-Zufluß, den ein Kurde uns als Ava-Dehök (Dehök-Fluß, vgl. S. 370) bezeichnet. Er fließt hier ca. OSO—WNW.“

Die höhere, als hügeliges Plateau bei Xenophon erkennbare Geländestufe, die die Griechen am 6. Tage erreichten, wird also im Süden durch den Dehök-Fluß begrenzt, wie ich ja, aus dessen Tal von Malthai her kommend, mich meiner obigen Schilderung nach (S. 376), alsbald auf einem Plateau befunden hatte.

Das Routier fährt fort: „4 h 47. Blick ostwärts in die Gabelung der Soti- und der Zacho-Berge. Die Gabelung 8—10 Werst halblinks entfernt. — 5 h 1. Der Telegraph kreuzt unsern Weg von links, läuft ca. N 15° W—S 15° O., unsere Wegrichtung SO. — 5 h 1. Rechts ca. 1 Werst ab beginnt eine niedrige natürliche Hügelreihe, die aber vielleicht zum Teil auch Tells birgt. Sie streicht WSW—ONO auf unsern Weg zu und mündet fast in diesen ein und zwar scheinbar gegenüber der Nase eines Vorberges der Soti-Berge, denen wir jetzt auf 1½ W. nahe sind.

„5 h 15. Links 5/4 ab Dorf Gerifáh³ni. Der Vorberg der Soti-Berge bildet eine wenig gezackte, breite, von einem Baum gekrönte Kuppe, oben steinig, unten Gras. Davor fünf weiße Gazellen, die bei unserer Annäherung enteilen. Die Soldaten singen ein auf mich bezügliches Lied, in dem auch der Bimbascy vorkommt, von Händeklappen begleitet. — 5 h 27 durch Flößchen Grepà, über welches eine zur „Chaussee“ gehörige Brücke führt. Wir reiten über Brücke und Chaussee. — 5 h 30 ein Ausläufer der Hügelkette (s. o. Abs. 1) mit Gräben oben und erhaltenem Dorf, früher bewohnt von Arabern vom Stamme Sayyid. Links 150 m, offenbar zum Dorf gehörig, ein schon weithin bemerklicher kleiner weißer Bau (ca. 3 m hoch) mit gestuftem, in Spitze endendem Dach und einem kleinen Hofe aus Stein, offenbar ein Grabbau, eine Türbe. Es sei ein „Jezidi-Mazâr“. Das Dorf wäre also früher jezidisch gewesen, was unser Simeler

Zaptieh leugnet: der Bau sei arabisch und werde nur als jezidisch bezeichnet.

„5 h 36. Wir haben den Vorberg des Soti-Gebirges fast passiert: neue Blicke nach rechts und links in dunstige Ferne im Vorsonnenuntergangsllicht. — 5 h 40. Dorf Faida II (es gibt deren drei). Halbrechts Blick zum Tigris, halblinks weit und schwach das Maqlûb-Gebirge.

„6 h. Faida III (charaba = verfallen). Die Soti-Berge bezeichnet der Zaptieh als Dakan-Daghlary. Sie laufen WSW—OSO und zeigen dieselbe Struktur wie die Zacho-Berge (nur nicht so gezackt, aber die gleichen Verwerfungslinien).

„6 h 25—8h35 über dunkle Ebene bei hellem Mondschein, im Durchschnitt 7 Werst die Stunde, bis nach Menareh und daneben unserem Reiseziel Tell Adas (ob. S. 229. 231). Im ganzen heute etwa 79 Werst = 87 km zurückgelegt.“

Vergleicht man den Weg der Zehntausend vom Anstieg zu dem Plateau bis zum Schlosse mit den entsprechenden Teilen des vorstehenden Routiers in Umkehrung, so ergeben sich — außer den schon angedeuteten allgemeinen Übereinstimmungen — noch nachfolgende bestimmte Identifikationen.

In dem zu uns hereinragenden Vorberg mit langer Abdachung unmittelbar vor dem Dehök-Fluß (ob. S. 380: 3 h 58) wird der erste der von Xenophon genannten drei Hügel, in dem etwa drei Stunden davon entfernten Abhang eines Vorhügels der Zacho-Berge (ob. S. 379: 12 h 3) der zweite oder dritte dieser Hügel zu erblicken sein.

Es steht daher außer Frage, daß die Xen. Anab. III 4, 24—30 geschilderten Kämpfe von Karbe mit Recht in das Gelände vor Überschreitung des Zacho-Passes verlegt werden, im Gegensatz zu der Mehrzahl der Erklärer (u. a. A. Rennel, Ainsworth, Rehdantz), die sie im Zacho-Gebirge und -Passe selbst stattfinden lassen und das Schloß an den Nordabhang des Gebirges verlegen, wo es erst nach Überschreitung des Zacho-Passes erreicht worden wäre.

Kehren wir nun nach dieser Einlage zu meiner Reise zurück, so ist zunächst das Stück Weges von Simel bis in die Nähe des Zacho-Passes zu betrachten — das einzige, das in beiden Richtungen von uns durchmessen wurde. Ein Vergleich der beiden Routiers — des oben (S. 378ff.) gegebenen und des nun folgenden — zeigt, daß nach der einer beliebigen Ausbreitung förderlichen Natur des Geländes die Wege weder untereinander, noch mit Xenophons Schilderung Schritt für Schritt genau, wohl aber in der Hauptsache und in den Hauptpunkten übereinstimmen. Der Reichtum an einstmals fruchtbaren Dörfern und an Hügeln tritt durchweg deutlich hervor.

Am Dienstag, den 27. April über das Plateau von Osten her hinreitend war ich um 7 h 10 am Fuß von Simel angekommen.

Mittwoch, den 28. April. Früh am nächsten Morgen begab ich mich auf die Höhe von Semil hinauf, um von dort aus Visierungen vorzunehmen. Malthai lag direkt östlich ( $91^{\circ}$ ). Das Nordwestende der Zacho-Berge in  $304^{\circ}$ , das Sindjar-Gebirge jenseits des Tigris in Südwest ( $235\frac{3}{4}$ — $239,7$ ).

Um 8 h 25 brach ich oben in Semil auf, zufällig genau zur gleichen Zeit, als sich die Karawane unten in Bewegung setzte.

Sie umfaßte außer mir die Kavallerieeskorte (1 Offizier, 1 Feldwebel, 15 Mann), 1 Dragoman, 2 Diener, 2 Maultiertreiber, 4 Zaptieh, zusammen 27 Mann mit 28 Pferden und drei Maultieren. 9 h 40 befanden wir uns auf gleicher Höhe mit dem rechts gelegenen kurdischen Dorfe Germavar (5—6 Häuser).— 9 h 47 links in NW ca. 2 km entfernt ein ausgesprochener Tell: Kaßr (= Qaşr, Schloß). Darauf ein viereckiges Gebäude, das dem Daghûd Agha vom Stamm der in diesem Gebiet siedelnden Silewani-Kurden gehört hat und von Hadji Agha Kotscher zerstört worden ist. S(i)lewani-Kurden sind uns schon von Farkin her bekannt: möglicherweise der gleiche Stamm. Daß Kurden aus dem Wilajet Diarbekr ihre Wanderzüge ins Wilajet Mosul ausdehnen, finde ich in meinen Aufzeichnungen auch sonst erwähnt.

„Bei dem Kaßr ein Dorf: Tell Zêd.— 10 h. Rechts auf ein Drittel Berghöhe selbst baumreich und über einer bewaldeten Strecke des Berghanges Dorf Tawasi (8—9 Häuser).— 10 h 15. Durch Flößchen mit trefflichem Rest einer Brücke. 10 Minuten Halt, um die Packtiere abzuwarten.

„11 h. Links Dorf Klibnât  $\frac{3}{4}$  Werst ab (Slewani-Kurden). Rechts  $1\frac{1}{4}$  W. ab: Gürresch, 25 Häuser des gleichen Kurden-Stammes. Man sieht um diese Zeit den ganzen Zug der Sindjar-Berge, dessen Enden aber bald wieder verschwinden.— 11 h 22 durch Rinnsal.— 11 h 40 an Hügel (Tell), auf dem früher das Dorf Basitke gelegen hat. Jetzt liegt es ca. 3 Werst ab, etwas rückwärts (5—6 Häuser, Slewani). Auf dem Hügel, der ziemlich steil geböscht und nicht ganz regelmäßig gebaut ist, eine gewaltige Wildnis von Disteln und anderen Dornpflanzen, die die Steinmauern der verfallenen Häuser ganz überwuchern. Die Oberfläche mißt mindestens  $\frac{1}{2}$  km im Quadrat. Visierungen: Sindjar-Gebirge, Mitte des Hauptrückens WSW ( $230\frac{1}{4}^{\circ}$ ), die beiden Enden  $220,2$  und  $236\frac{1}{4}$ . Dann erheblich näher zum Tell Basitke zwei Tells  $227,4$ — $229$  und  $229$ — $231$ . Die Bergecke, wo Malthai-Dehök liegen,  $110\frac{1}{2}$  ca., das Ende der Zacho-Berge, soweit hier sichtbar,  $290$ . Fern,  $21\frac{1}{2}$  Werst ca. ab, Gilttschin-Täpä  $256,2$ .— 12 h 15 unten. Weiter: ungeheure Verlassenheit der Gegend. Kein Mensch begegnet uns.— 12 h 45. Rechts  $1\frac{3}{4}$  Werst entfernt, Dorf Asi (10 Häuser) (s. oben S. 377), Kurden. Wir nähern uns dem Paß von Zacho. Der Telegraph kommt von links über einen Hügel hinüber und kreuzt 12 h 53 unsern Weg. Links Gebnît-Täpäsi. Darauf



einam ein großer und ein kleiner Baum. Der Hügel ist natürlich. Benutzung zu Tell nicht ganz ausgeschlossen, aber nicht ersichtlich.

„1 h 25 an auf kleinem künstlichem Hügel, von dem aus die Aufnahme des Zacho-Passes gemacht wurde, auf der die Zeichnung S. 229 (vgl. S. 378) beruht. Der Paß liegt vom Fuße des Hügels aus fast unmittelbar nördlich (348°).

„Rechts vom Passe Kurden-Dorf Kerkira, 33 wohl'erhaltene Häuser. Weiter 2 h 10 und nicht lange darauf abgebogen zum etwas links vom Wege liegenden (2 h 35) Kurdendorf Gillisdün (20 Häuser ca.). Es liegt erhöht, wohl auch auf Tell. Ich habe doch mit meiner Aufnahme des Passes nicht lange genug gewartet. Wie tief der Paß sich einsattelt und wie er die gegebene Straße ist, sieht man erst von hier. Blonde Kinder. Hier überall die weiße arabische Tracht, zu der auch der weiße überlange Ärmel gehört.“ So waren wir also in wenig mehr als vier Stunden bis zum Zacho-Passe von Simel, Xenophon's Schloß (*βασιλειον*) aus (s. oben S. 230f.), gelangt. Die in der Anabasis III 4, 34ff. geschilderten Kämpfe um eine von den Persern besetzte Höhe fanden aber erst, von jenem Schloß aus gerechnet, nach einem zweitätigen Marsch durch die Ebene — zu dem noch ein Nachtmarsch von 60 Stadien, Anab. III 4, 37, hinzutritt — statt. Es war daher mißverständlich, wenn ich (o. S. 230) davon sprach, daß sich die Griechen den Durchmarsch durch den Zacho-Paß erzwungen hätten. Richtig ist nur, daß ihnen von den „Truppen des Tissaphernes“ während des Marsches bis zu dem Schlosse (Simel) hin mannigfache Schwierigkeiten bereitet worden sind, die sie zu überwinden hatten. Der Durchgang durch den Zacho-Paß selbst erfolgte vielmehr ohne Beschwerden. Xenophon gedenkt seiner nur mit den Worten „am vierten Tage aber steigen sie in die Ebene ab“. „Das Schloß lag“, so bemerkt Karbe mit Recht „auf dem höchsten Punkt des Plateaus, also 620 m hoch, die Höhe des Chaburtales, in welches der Paß führt, ist im Mittel 480 m, die Höhe des Gebirgsüberganges ist uns nicht bekannt, wird aber, da die Höhe des Gebirges überhaupt nur 800 m ist, die höchste Stelle des Plateaus nicht weit überragen. Der Rücken des Gebirges hat nur eine geringe Breite, man übersteigt ihn in vier Stunden, nach Shieli sogar in drei Stunden.“ Die Höhe, um welche die Kämpfe Anab. III 4, 37 ff. stattfanden, ist mit Koch und Karbe erheblich weiter nördlich im letzten Drittel des Weges durch die Chabur-Ebene, an der Verengung von Raweni zu suchen, wo die Ausläufer des Djudi-Systems nahe an den Tigris herantreten und wo ungeheure Felsen überhängen und schließlich den Weg versperren. Dort „hatten die Perser, welche in der Nacht nach den beiden Tagemärschen mit einem Teil ihrer Truppen eine Umgehung der Griechen bewerkstelligt hatten, die Höhen besetzt, den äußersten Vorsprung des Gebirges, unter welchem entlang der Weg führte, konnten aber von Xenophon durch einen unblutigen Handstreich,

nämlich die Besetzung der den Standort der Feinde überragenden Spitze des Berges, vertrieben werden“.

Nachdem sie diese Schwierigkeiten überwunden hatten, gelangten die Griechen (Anab. III, 5, 1) in das Gebiet von Djezret-ibn-Omar. Zwischen den die Ebene im Norden begrenzenden Gebirgen und dem keine Furt bietenden Tigris eingezwängt, entschlossen sie sich, — nachdem der Vorschlag eines Rhodiers, mit Kelleks über den Tigris zu setzen (Anab. III 5, 7ff.), wegen der auf dem jenseitigen Ufer befindlichen persischen Reiter abgelehnt worden war — zum Marsche durch die Berge der Karduchen (Anab. III, 5, 17). Daß die Abschwenkung unweit Djezireh beim Dorfe Mansûrijeh erfolgte und wie sie durch das Gelände gefordert und gefördert wurde, haben wir früher (Bd. I S. 363, vgl. II 231) gesehen und haben auch die Stelle genau bestimmt, wo sie das Karduchenland verließen und den Kentrites überschreitend das eigentliche Armenien betraten (Bd. I Kap. XI).

Überlassen wir nun zunächst die zehntausend Griechen, deren Weg vom Zacho-Paß bis zur Abbiegung in das Karduchenland von unseren Routen sowohl auf dem Her- wie auf dem Rückweg verschieden ist, sich selbst und kehren zu unsern Erlebnissen zurück.

Aus der Nachbarschaft des Zacho-Passes (Dorf Asi 12 h 53) gelangten wir in 3 Stunden in nordnordwestlicher Abbiegung, ohne die Zacho-Berge zu überschreiten, zum Dorfe Kolä, das etwa 3 Stunden von Zacho entfernt liegt. Die uns in Jarymdjâ (S. 247f.) verheißenen Inschriften, deretwegen wir diesen Umweg gemacht hatten, erwiesen sich der Mehrzahl nach als modern arabisch. Sie sind angebracht an dem neuerrichteten Hause des Hadji Agha, Sohnes des Schemdin Agha, nicht zu verwechseln mit dem räuberischen Hadji Agha Kotscher, von dem er vielmehr außerordentlich zu leiden hatte. Über dem vom Hofe aus ins Haus führenden Eingang in schwarz ausgefüllten Buchstaben auf weißem Grund: „Das ist der Bau von Hadji Agha im Jahre 1312 (der Hedjra)“. An anderer Stelle nebeneinander eingemauert je in zwei Zeilen links der bekannte Wahlspruch des Islam: „Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet“. Der rechts angebrachte ist neu und in den Schriftzeichen jenem nachgebildet. Die obere Zeile unleserlich, die untere: „Dies ist der Bau des“ (oder „Erbaut von“) „Hadji Agha, dem Sohne des Schemdin Agha im Jahre 1312“. Außerdem war eine ältere zweizeilige Inschrift in kufischen Schriftzügen vorhanden. Von dieser und möglicherweise von der einen nicht auf den Bau bezüglichen Inschrift wird die mir gemachte Angabe gelten, daß sie aus einer in der Nähe befindlichen zerstörten Stadt Za'(a)faran, herrührten, zu der ich alsbald 4 h 45 aufbrach. Sie liegt ca.  $2\frac{1}{2}$ —3 km von Kolä in nordwestlicher Richtung. Ich habe ihr leider nur einen kurzen Besuch abstatten können; er genügte aber,

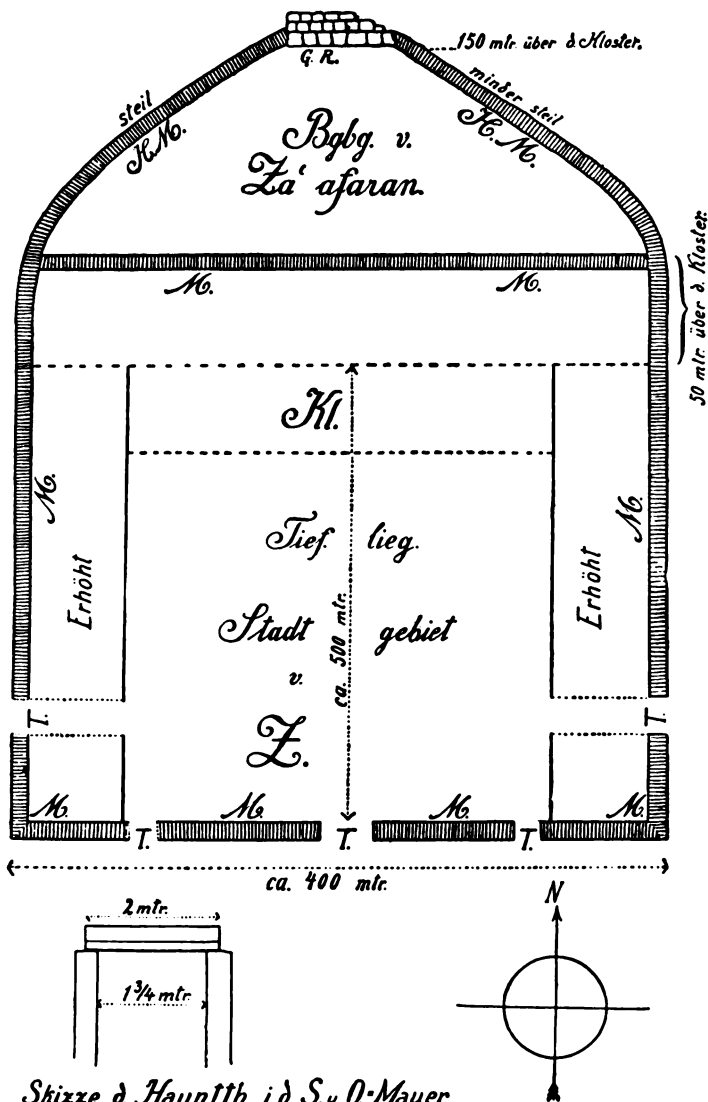
um mir zu zeigen, daß wir es hier mit einer sehr eigentümlichen einheitlichen Stadt- und Burganlage zu tun hatten (vgl. den Plan auf S. 386). Schon um 6 h 22 verließ ich ihr Gebiet wieder.

Mein Befund ist folgender: Die Stadtanlage von Za'afaran bildet ein rechtwinkliges Viereck. Sie ist ziemlich genau nach den Himmelsrichtungen orientiert. Im Norden lehnt sie sich an den Fuß des Zacho-Gebirges an. Das Haupttor befindet sich in der gegenüberliegenden Südmauer nach dem Tigris zu, der von hier sichtbar ist, und jenseit dessen im Hintergrunde die blaue Linie des Sindjâr-Gebirges sich bei meiner Anwesenheit klar am Abendhimmel abhob.

Das in der Mitte der Südmauer befindliche Haupttor ist ein gewaltiger kyklopischer Bau. Der den Durchgang überdachende profilierte Oberstein war 2 m lang und  $\frac{3}{4}$  m hoch. Die lichte Breite des Tores  $1\frac{3}{4}$  m. Ein ähnliches Tor befindet sich eingestürzt in der Ostmauer; in der Westmauer ist es der gesamten Lage nach ebenfalls anzunehmen. In der Südmauer ist außerdem mehr nach Osten zu ein Seitentor deutlich erkennbar, und ein ebensolches in dem mehr zerstörten Teil nach Westen zu an entsprechender Stelle anzunehmen. An die Innenseite der Ost- und Westmauer schließen sich wallartige Erhöhungen, so daß das eigentliche Stadtgebiet zwischen diesen Mauern und den nach innen zu sich an diese anschließenden Wällen oder Dämmen vertieft daliegt. Die Mauern sind sämtlich aus nahezu quadratischen, sehr regelmäßig behauenen Steinen ohne Mörtel zusammengesetzt. Die Südmauer hat eine Dicke von  $1\frac{1}{2}$ — $1\frac{3}{4}$  m (ähnlich auch die Seitenmauern), und steht jetzt in verschiedener Höhe noch bis zu  $2\frac{1}{2}$ —3 m; die Tore haben eine Breite von  $1\frac{3}{4}$  m. Die Südmauer mißt vom Haupttor beiderseits etwa 200 m, ist also über 400 m lang. Im Rücken der Stadt befindet sich ein Felsenvorsprung, der sich für das Auge verhältnismäßig wenig aus der Gesamtmasse des Gebirges abhebt und dessen Höhe über der Stadt ich auf 100—150 m schätzen möchte. Die Burg ist aus dem gleichen Material und in derselben Weise wie die Mauern der Stadt gebaut.

Diese Burg ist in eigenartiger Weise mit der Stadtanlage in Verbindung gesetzt. Es laufen nämlich von der Höhe des Burgfelsens Mauern herab, die sich an die Ost- und die Westmauern der Stadtanlage anschließen. Außerdem ist vorn am Fuße des Burgberges eine Mauer gezogen, die diese beiden Seitenmauern verbindet, so daß auch die Burganlage für sich selbst einen gewissen Abschluß hat. Zu bemerken ist noch, daß die herunterführende Mauer, die den Anschluß an die westliche Seitenmauer hat, dem Felsen entsprechend erheblich steiler abfällt, als die nach Osten zu belegene.

Im Innern der Stadt zeigen sich noch besondere Eigentümlichkeiten; zunächst finden sich mehrfache, in den Felsen gehauene Vertiefungen, die



Skizze d. Hauptth. i. d. S. u. O. Mauer.

Erklärungen zu der Situationsskizze von Za'afaran.

Bgbg. = Burgberg. — G.R. = Gemäuer-Reste. 150 m über dem Kloster. — H.M. = herunterführende Mauer. — Kl. = Kloster. — M.M. = Quermauer, 50 m über dem Kloster. — T.T.T. = Tore (dazu besondere Skizze der Haupttore in der Breite von 2 bzw. 1,75 m, sowie der Windrose). — Tief. lieg. Stadtgebiet v. Z. = tieferliegendes Stadtgebiet von Za'afaran.

ihrer Form nach (Länge 1—1¾ m, Tiefe 35 m, andere nur 15—20 cm) am besten als Pferde- oder Viehtränken anzusprechen sind. Außerdem fanden sich auch — wenn ich mich recht erinnere — in den Felsen gehauene Kellerwölbungen. Ob hierin Überbleibsel einer früheren Anlage zu erblicken sind, oder ob man bei der Anlage der Stadt die Bearbeitung des Gesteins zu solchem Zwecke direkt vorgenommen hat, wurde mir nicht vollkommen klar; doch neigte und neige ich zu der letzteren Ansicht.

Stark verändert und in etwas geschädigt wird das Bild der Stadtanlage dadurch, daß nach Norden zu — nicht unmittelbar am Berghange, aber auch nicht allzu weit davon entfernt — ein „Dér“, eine ziemlich weitläufige und bedeutende Klosteranlage (Mörtelbau) in die Stadt eingebaut ist. Das Kloster liegt noch etwa 50 m unterhalb der am Fuße des Berges gezogenen Mauer, die Burg nach meiner Schätzung 100 m darüber, so daß man über den hinteren Teil der Stadt und den Zwischenraum zwischen der eigentlichen Stadtanlage und der Burg, die durch die letzten Ansätze der von oben herunterführenden Mauer eingeschlossen sind, nicht vollkommene Klarheit erlangt.

Wenigstens habe ich sie, da ich mich bei der knapp bemessenen Zeit auf das allernotwendigste beschränken mußte, nicht gewinnen können. Ich erinnere daran, daß ich zu Anfang der Reise und bis über Farkin hinaus ziemlich stark mit dem Widerwillen des Eskortenführers gegen das von mir vorgeschlagene Marschtempo und die Dauer der Tagesmärsche zu kämpfen hatte (S. 358f.).

Zu der die eigentümliche Gesamtanlage veranschaulichenden Skizze (S. 386), bemerke ich noch folgendes: Die Zeichnung des Gemäuerrestes oben auf der Höhe des Burgberges soll gleichzeitig einen Begriff von der Art des aus Hausteinen zusammengesetzten Gemäuers überhaupt geben. Gebrochene Linien deuten an, daß die Grenzen der Anlage nicht erkennbar waren oder mir nicht deutlich geworden sind, punktierte Linien bezeichnen Vermutetes. Ob das Tor in der Ostmauer und das vorauszusetzende in der Westmauer ganz durch den Wall hindurchführten, wie wahrscheinlich, oder zunächst auf schiefer Ebene den Zugang zu den erhöhten, hinter den Mauern befindlichen Wällen bildeten, war bei dem zerstörten Zustande, in dem sich das Ganze befand, nicht vollkommen ersichtlich. Ersteres ist aber jedenfalls das Wahrscheinlichere.

Die Einheitlichkeit der Anlage springt in die Augen. Die Stadt ist nach einem vollständigen Plan, so, wie sie jetzt in Ruinen liegt, geschaffen worden. Das eingebaute Kloster stammt natürlich aus späterer Zeit. Was die Bauart anlangt, so fiel mir sofort auf, daß die schön behauenen Quadern (Bd. I S. 392), aus denen die Mauern bestehen, die größte Ähnlichkeit haben mit den ar-

menischen Bauten, wie sie z. B. auch in Vankalah die Mauern zweiter, nicht mehr chaldischer Periode zeigen. Ich hatte schon damals den Eindruck, daß wir es hier am wahrscheinlichsten mit einer armenischen Anlage zu tun hätten. Seitdem habe ich Maijáfáriqn gesehen. In der Einheitlichkeit und im Plane ist manches Verwandte zwischen beiden Stadtanlagen zu bemerken, andererseits aber auch bedeutende Verschiedenheiten. Analog ist namentlich die Lage direkt am Fuße des Gebirges. Während aber in Maijáfáriqn die Zitadelle sich innerhalb der Stadtanlage befindet, liegt hier die Burg im Rücken der Stadt, direkt am Gebirge und in der geschilderten eigentümlichen Weise mit der Stadt vereinigt. Bei beiden Städten hat man den Eindruck, als wären sie die Schöpfung eines Mannes, der aus dem Gebirge in die Ebene vordringt, sich aber den Rückhalt am Gebirge dauernd zu sichern bestrebt ist, wie das gerade für den Armenier, der Mesopotamien an sein Reich anknüpft, zutrifft.

Wenn Tigranokerta, wie jetzt völlig fessteht (unten S. 398f.), an der Stätte von Maijáfáriqn zu suchen ist, so mußte Tigranes, der dann seine Hauptstadt nicht in das eigentliche, geographisch so zu bezeichnende Mesopotamien verlegt hätte, in Mesopotamien selbst Forts und Stadtanlagen schaffen und unterhalten. In Tell-Ermen unweit Mardin, das früher mit Unrecht für die Stätte von Tigranokerta gehalten wurde (Bd. I S. 384), werden wir einen solchen vorgeschobenen Posten zu erkennen haben, und ich möchte zur Erwägung stellen, ob nicht in Za'afaran eine — übrigens, mit Tell-Ermen verglichen, erheblich festere und recht bedeutende — Stadtanlage aus der Zeit des Tigranes zu erblicken ist.

Daß sich arabische bzw. kufische Inschriften auf dem Gelände der Stadt finden, widerspricht natürlich dieser Annahme ebensowenig, wie die in Maijáfáriqn reichlich vorhandenen kufischen und persischen Inschriften. Die ältere Stadtanlage ist dann eben in islamischer Zeit, ev. nach vorheriger Wiederherstellung, verwendet und bewohnt gewesen.

Schon auf dem Wege von Kolä her schien es mir mehrfach, als ob wir eine zur Stadt führende, breite gepflasterte Straße kreuzten. Doch kannte ich die Stadt ja noch nicht. Nachdem wir sie in anderer Richtung wieder verlassen, kamen wir über deutliche Straßenteile, so deutlich, daß mich der eine Soldat fragte, was das auf sich hätte. Sie waren mit runden Steinen gepflastert, erhöht, beiderseits mit großen Steinblöcken eingefast, im ganzen nicht unter drei Meter breit. Wir ritten bei schöner sommerlicher Abendstimmung auf den Tigris zu, der (S. 385) von der Stadt aus sichtbar war. Hinter den Tigrisbergen auch jetzt die blaue Linie des Sindjâr-Gebirges.

Um 7 h 8 erreichten wir Mezrâ, wo unser ein Nachtquartier von äußerst zweifelhafter Behaglichkeit harrte. Wir fanden auf einem geräumigen

kurdischen Gutshofe und auf den diesen rings umgebenden loggia-artigen Altanen im ersten Stock Platz. Als ich mich einmal vom Hofe aus in einen der zu ebener Erde liegenden offen stehenden Wohnräume begeben wollte, kam mir die junge Frau des Besitzers mit allen Gebärden des Schreckens und der Warnung nach: es sollte dort, wie ich allmählich begriff, von schwarzen Skorpionen — einer Abart, die als besonders gefährlich galt, — wimmeln.

Die Beschaffung der Gerste für die Pferde machte die allergrößte Schwierigkeit. Erfahrungsgemäß hatten die Kurden immer Gerste und alles Nötige, beteuerten aber regelmäßig mit den heiligsten Schwüren, daß es ihnen an allem gebräche. Gewöhnlich reichte es dann aus, wenn man genügend Geld zeigte, um die Bedauernswerten, „die nichts hatten“, zur Herausgabe der notwendigen Mengen zu veranlassen. Ein anderes von mir mit großem Erfolg angewendetes Mittel bestand darin, eine Frist zu setzen, nach deren Ablauf unweigerlich so und so viele Dorfbewohner bei Nacht und Nebel ausgehen müßten, um die nötigen Vorräte aus einem benachbarten Dorfe zu holen. Ist kein solches in der Nähe, so bleibt schließlich nur eine Verbindung von Geldvorweisen und gewaltsamer Beschlagnahme übrig.

Hier in Mezrā mußte zur letztgenannten Auskunft gegriffen werden. Unser Wirt bekam Geld in die Hand, und in Begleitung von Färädj und mit einer Nachhut von Soldaten zog er aus, um Gerste zu holen. Daß wir es hier mit einer besonders widerhaarigen und bössartigen Gesellschaft zu tun hatten, ließ sich schon aus verschiedenen Anzeichen vermuten, und dem entsprach die weitere Entwicklung der Dinge.

Färädj, der in solchen Fällen nicht besonders milde aufzutreten pflegte, geriet in Streit mit diesen Gesellen. Einer wollte ihm sein Gewehr entreißen und auf ihn schießen. Soldaten und Eskorte eilten Färädj zu Hilfe. Eine große Aufregung entstand; die Kurden holten ihre Gewehre, und nur mit großer Mühe wurden sie durch ein paar Verständige unter ihnen daran gehindert, ohne weiteres auf die Soldaten zu schießen, was zu den erbaulichsten Folgen geführt hätte.

Immerhin wurde für die Nacht alles in Kriegsbereitschaft gehalten. Unsere Kavalleristen wurden zusammengezogen und regelmäßige Wachen mit Ablösung bestimmt. Als mitten in der Nacht — unaufgeklärt, wieso und wo, — ein Schuß fiel, hielten Djemal Effendi und ich das für den Beginn des kurdischen Überfalls. Aber alles blieb ruhig und am nächsten Morgen verließen wir unbehelligt, wenn auch sicher nicht von Segenswünschen begleitet, das Dorf.

Behaglicher hätten wir es jedenfalls in den Zelten Hadji Aghas, des Herrn von Korā, gehabt. Da das aber einen zwei- bis dreistündigen Umweg bedeutet hätte, so hatte ich auf Einhaltung des kürzesten Weges bestanden, sehr zum

Ärger Djemal Effendis, der gern mit seinen Kavalleristen ohne Bezahlung und bei guter Ernährung zu Gaste gewesen wäre. Das billige Nachtquartier hätte mich einen halben Reisetag und wahrscheinlich die Bekanntschaft mit Zafaran gekostet. Daß Mezrâ ein so fragwürdiger Aufenthalt sein würde, konnte niemand vorher wissen.

Der genannte Hadji Agha, den die oben geschilderten, für einen Kurden höchst ungewöhnlichen epigraphischen Liebhabereien schon als einen weißen Raben kennzeichnen, ist nicht zu verwechseln mit Hadji Agha, dem Chef des Stammes der Kotscher und daher kurzweg als Hadji Agha Kotscher bezeichnet. Dieser teilte sich, wie schon erwähnt (Bd. I S. 363, II S. 228) mit Mustapha Pascha in den Ruhm, die Geißel des Wilajets Mosul zu sein. Beide waren Hamidijeh-Kaimmakams.

Von Hadji Agha Kotscher hatte uns zuerst der kurdische Agha erzählt, in dessen Dorfe und Hause wir auf dem Hinwege nach Mosul besonders gastfreundlich aufgenommen worden waren (ob. S. 228). Eben diesem Agha, Mehemet mit Namen, begegnete ich am folgenden Tage auf meinem Weitermarsche nach Feschchabur beim Dorfe Girkel(la) (S. 378). Auf meine Frage, ob er hier zu Besuch sei, erhielt ich die trübselige Antwort: nein, sie hätten ihr Dorf verlassen. In der Nacht nach unserem damaligen Besuch sei Hadji Agha Kotscher gekommen, habe einen Mann getötet, alles Vieh weggeführt und sie völlig ausgeraubt, sie gingen nun nicht wieder dorthin zurück. Als mein Weg dann etwa 20 Minuten später durch Bâbezin führte, sah ich, daß er wahr gesprochen. Keine menschliche Seele dort: die in dieser Gegend ungeheuer zahlreichen Störche waren die alleinigen Bewohner. Sind keine Opfer anderen Glaubens und anderer Nationalität vorhanden, so gehen eben Kurden gegen Kurden oder auch gegen Türken nach altererbtem Räuberbrauche vor.

In Feschchabur mußte sich die Eskorte von den Anstrengungen der 4—5 halben, freilich, was die Ernährung anlangt, nach damaligen Friedensbegriffen nicht gerade gesegneten Marschtagen erholen.

Die Muße wurde zu einem Bade im Tigris benutzt, das unserem armenischen Diener Moses fast das Leben gekostet hätte. Trotz aller Warnungen wagte er sich zu weit vor und wurde von der gewaltigen Strömung fortgerissen. Ihm auf seine Hilferufe beizuspringen war unmöglich. Es war ein Wunder, daß es ihm gelang noch einmal festen Fuß zu fassen.

Als am nächsten Morgen beim Übergang über den Tigris eins unserer Pferde in die Strömung geriet und ein erhebliches Stück stromabwärts getrieben wurde, gaben wir es schon verloren, sahen aber dann zu unserer Überraschung, wie es sich schließlich kräftig schwimmend dem Lande zuwandte und das Ufer erstieg.



Meine weitere Reise über Babil Midiat-Maijâfâriqn-Lidje, mit dem Tigris-tunnel und Egin-Kjemach ist schon im vorigen Bande (S. 367—500) beschrieben. Doch benutze ich hier die Gelegenheit zu einer nachträglichen Erörterung gewisser Punkte, für die sich seit dem Erscheinen des ersten Bandes neue Gesichtspunkte ergeben haben.

An der Hand dieser Nachträge werden wir die Hauptstationen jenes Reiseabschnittes Babil an der Supnatquelle — Maijâfâriqn, die Stätte von Tigranokerta und Martyropolis — und den Tigristunnel noch einmal berühren, um dann mit den zehntausend Griechen aus Nordassyrien auf ihrem Zuge durch Armenien bis zum Meere in das Gebiet um Erzingian, Erzerum und Baiburt zu gelangen, nahe an das uns die Erörterungen unseres fünften Buches rufen.

Es war oben (Bd. I S. 365) davon die Rede gewesen, daß eine von den Inschriften von Babil vom Pater Scheil nach Konstantinopel gebracht worden sei. Im dortigen Altertummuseum befindet sich der untere Teil einer Königsstele aus schwärzlichem Gestein, der die Füße und einen Teil vom Gewande des Königs zeigt: dieser wurde mir von dem Kustos des Museums E. Unger als mit dem Scheilschen identisch bezeichnet.

Es bestand Aussicht, daß die sämtlichen Fragmente von Babil, wie ich es stets als wünschenswert und dringend notwendig bezeichnet hatte, nach Konstantinopel gebracht und dort im Museum geborgen würden, um sie vor weiteren Schädigungen durch die Unbilden der Witterung und von Menschenhand in Krieg und Frieden zu bewahren.

Diese Aussicht gründete sich besonders auf eine Unterredung mit Enwer Paschas Generalstabschef Bronsart von Schellendorf, der mir seinerseits bei einem Empfang auf der Deutschen Botschaft spontan sein großes Interesse an dem Schutz und der Bergung keilinschriftlicher Altertümer in seinem Befehlsbereich bekundet hatte und von dem ich in der Folge mehrere schriftliche Mitteilungen erhielt.

Eine von ihnen möge nun, da der unglückliche Ausgang des an Siegen reichen Krieges der deutschen wissenschaftlichen Betätigung im vorderen Orient auf lange Zeit hinaus ein Ende gemacht hat, hier wiedergegeben sein als ein gewichtiges Zeugnis deutscher von der Heeresverwaltung geförderter Kulturbestrebungen und als ein Beitrag zu dem vielbehandelten Kapitel des Denkmalschutzes in der Türkei.

„Konstantinopel, den 17. Februar 1917.

Großes Hauptquartier.

„Hochverehrter Herr Professor,

„Zu meinem gestrigen Schreiben bezüglich der Bergung der Stelen südlich des Urmiasees möchte ich noch hinzufügen, daß eine Stele, vielleicht mit

der Ihrigen bei Sidikan gelegenen identisch, sich auf der Straße von Suleimanie nach Soudj-Bulak befindet. Weiter befindet sich noch eine wertvolle Stele eines alten Perserkönigs in Babil nördlich von Mosul in Richtung Djeziret in einem Nebenflusse des Tigris liegend. Sollten Sie über die Lage dieser beiden Stelen noch genauere Angaben machen können, so wäre ich Ihnen für deren Mitteilung sehr dankbar, um den dortigen Truppen das Auffinden dieser Altertümer zu erleichtern, sodaß sich eine Bergung bzw. ein Abtransport dieser Stelen ermöglichen läßt.

„Um nach Möglichkeit auch noch andere Altertümer, die noch hinter unserer Front in Persien liegen, schützen zu können, nenne ich Ihnen hier die Ortschaften, die hinter unserer dortigen Front liegen: Bane (südl. vom Urmiassee), Bidjar (nördl. vom Hamadan), Hamadan, Sultanabad (südöstl. von Hamadan), Bedrai (ost-südöstl. von Baghdad), Kut-el-Amara und die Gegend nördl. von Nasrije.

„Nach dieser Angabe läßt sich für Sie wohl am besten feststellen, was eventuell an Altertümern unsererseits noch nach Möglichkeit geschützt werden kann.

Mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung  
von Bronsart,

Generalleutnant und Chef des Generalstabes des türkischen Feldheeres.“

Von besonderer Bedeutung war mir in diesem Schreiben die authentische Feststellung, von dem Vorhandensein einer Stele auf der Route von Suleimanijeh nach Sautschbulaq. Es handelte sich hier nicht etwa um die Stele von Sidikân-Topzauā, sondern um jene Stele, von der de Morgan berichtet hatte, sie sei aufgestellt gewesen zwischen den Distrikten von Bane und Sautschbulaq auf der Route Sautschbulaq-Suleimanijeh-Bagdad und werde wie die berühmte Stele auf dem Passe zwischen Ushnu und Rowandûz als Kelischin bezeichnet. Nach de Morgans Angaben war sie zerstört. Unsere Bemühungen, selbst von Sautschbulaq aus die Stätte aufzusuchen und zu erkunden, ob dieser zweite Kelischin wenn überhaupt je vorhanden, wirklich vollkommen verschwunden sei, waren, wie Bd. I S. 233f. geschildert, gescheitert. Die Angabe Bronsart von Schellendorfs behebt jeden Zweifel daran, daß Morgan betreffs des Standortes der Stele richtig, betreffs ihrer Erhaltung dagegen falsch informiert gewesen. —

Die in Babil, „in einem Nebenflusse des Tigris liegende wertvolle Stele“ ist natürlich das Bd. I S. 367 abgebildete Hauptstück der großen Stele AssurnaBirabals III., von der, wie von den Fragmenten anderer Stelen, unsere Expedition die erste Kunde gegeben hatte. Daß es von den Dorfbewohnern wieder in die Quelle geworfen war, aus der wir es mit Mühe herausgeholt

hatten, wurde bereits a. a. O. betont. Da das bei Babil entspringende Gewässer, der von den Assyriern als Supnat bezeichnete Fluß (Bd. I S. 366; 422), sich unmittelbar oder als Zufluß eines anderen Tigrisnebenflusses (vgl. oben S. 227) in den Tigris ergießen muß, so trifft die von Bronsart von Schellendorf gewählte Bezeichnung im wesentlichen zu.

Die Abbildung Bd. I S. 367 bedarf übrigens insofern der Berichtigung, als in der Zeichnung das Stirnband weggelassen ist, das auf dem Stein erhalten ist und auch auf dem Abklatsch erkennbar bleibt und dessen in den Nacken und oben über den Rücken herabfallende Enden ja auch in der Zeichnung wiedergegeben sind. Daß unsere Abbildung gegenüber der in meinen „Materialien“ Tafel I nach dem Abklatsch photographierten einen Fortschritt bilde (Bd. I S. 537 zu S. 365ff.), stimmt also nicht in jeder Hinsicht.

Da auch die Museumverwaltung sich lebhaft dafür interessierte, so schien der Wunsch, die sämtlichen in Babil noch befindlichen Stelenfragmente in Stambul eintreffen zu sehen, seiner Erfüllung nahe.

Dann hätten alle vorhandenen Stücke in Ruhe geprüft, kopiert und auf ihre Zusammengehörigkeit untersucht werden können.

So verschob ich eine eingehende Untersuchung des allein in Konstantinopel vorhandenen, Scheilschen Fragments auf später, und wie so häufig, ward aus dem „Aufgeschoben“ doch schließlich das „Aufgehoben“.

Gleichwohl bin ich in der Lage, über dieses Fragment Näheres mitzuteilen. Herr Dr. phil. Karl M. Mayr in Bozen, der sich schon während meines Aufenthaltes in Konstantinopel wegen dieser Inschriften an mich gewendet hatte, war von früher her im Besitze von Abklatschen der Inschriften sowohl der Vorderseite wie der Rückseite des Stambuler Fragmentes, die von den Assyriologen Hugo Winckler und meinem Innsbrucker Kollegen Thomas Friedrich genommen waren. Herr Dr. Mayr hat mir in Innsbruck seine Bearbeitung derselben, und ebenso der von mir oben Bd. I S. 367 veröffentlichten Inschrift zur Verfügung gestellt.

Seine Arbeit wird hoffentlich bald erscheinen. Sie beleuchtet ein Problem, das mir schon in Stambul entgegentrat, gelangt aber freilich nicht zu einer ganz sicheren Lösung.

E. Unger sprach mir in Stambul die Überzeugung aus, daß das Scheilsche Stück von Assurnaßirabal herrührt. Da ich nachgewiesen hatte (Materialien S. 19ff., ob. Bd. I S. 366), daß außer dem Bd. I S. 367 veröffentlichten noch zwei weitere Fragmente einer großen Stele Assurnaßirabals III. in Babil vorhanden waren, deren Kopf- und Fußstück fehlten, während das Scheilsche Fragment gerade die Füße einer Rumpffigur zeigte, so hätten sie wohl zusammengehören können.

Dagegen sprach aber schon, daß jene drei Fragmente aus rötlichem, das Scheilsche aus schwarzem Gestein bestand. Und die Mayrschen Abklatsche geben einen fernerer Gegenbeweis: die von mir bestimmte Stele Assurnaßirabals war nur auf der Vorderseite beschrieben, bei allen drei Fragmenten ist die Rückseite wohl erhalten und unbeschrieben; das Scheilsche Fragment dagegen trägt Inschriften auf der Vorder- und der Rückseite und ist also der Unterteil einer auf beiden Seiten über und über beschriebenen Stele. Als natürlichste Lösung bot sich dann, daß die Scheilsche Stele, wenn sie starke Anklänge an die Sprache und den Wortlaut der Inschriften Assuranaßirabals zeigte, entweder von dessen Vater Tukulti-Nimurti (so ist der bisher Ninib — vgl. Bd. I S. 442 — gelesene Gottesname auszusprechen) II herrührte; — waren doch nach Assurnaßirabals Worten an der Supnatquelle vor der seinen bereits Stelen eines älteren Königs Tiplatpileser und seines eigenen Vaters aufgestellt! — oder aber von Assurnaßirabals III. Sohne und Nachfolger Salmanassar III. In beiden Fällen hätten sich die Inschriften an das väterliche Vorbild angelehnt.

Beiden Lösungen aber widerstrebt der von Mayr einwandfrei festgestellte Text des Scheilschen Fragmentes auf das bestimmteste. Denn nicht nur sind die Zeilen der Vorderseite wörtlich identisch mit den Zeilen 37 und 38 von Spalte I der Annalen Assurnaßirabals III. — was ja immer noch die obige Erklärung zuließe, sondern auf der Rückseite werden in der ersten Person Taten berichtet, die durch die vorkommenden Namen — neben dem in diesem Sinne nicht eindeutigen Hat-ia-a-ia „Hetiter“ das Land Zamua und die Stadt Tukulti-Ašur-ašbat — als Ereignisse aus Assurnaßirabals III. Regierung bekannt sind: der Name Tukulti-Ašur-ašbat wurde überhaupt erst von ihm der früher Arakdigenannten Stadt gegeben. Sein Vater Tukulti-Nimurti scheidet also völlig aus, und daß sein Sohn Salmanassar III. genau dieselben Gegner und Gegenden bekämpft haben sollte, wird — unwahrscheinlich, wie es ohnehin ist — durch dessen alle seine Regierungsjahre umfassenden Annalen ausgeschlossen.

Diese Scheilsche Stele rührt also, wie Unger richtig gesehen hatte, von Assurnaßirabal III. her.

So wäre also ich im Irrtum gewesen, als ich die rückseitig unbeschriebene Stele Assurnaßirabal III. zuschrieb?

Keineswegs. In Z. 25 ihres zweiten Fragmentes wird König Assurnaßirabal genannt und Z. 18 desselben bezeichnet ihn als „Enkel Adadniraris“, wie sein Großvater tatsächlich hieß. Auch in einer Inschrift Salmanassars III. könnte an sich ja Assurnaßirabal III. als dessen Vater genannt sein. Die Bezeichnung „Enkel“ (ass. binbin) ist aber eindeutig: Urenkel wird im Assyrischen anders ausgedrückt. Man müßte, um Salmanassar III. als Urheber der Inschrift

in Betracht zu ziehen, gegen jede Analogie annehmen, er habe die Genealogie seines Vaters selbständig ohne sich selbst damit zu verknüpfen rückschauend angeführt. Dieser fragwürdige Ausweg wird vollends ungangbar durch die schon oben angeführte Erwägung, daß Salmanassars III. Annalen trotz ihrer Vollständigkeit die Supnatquellen überhaupt nicht erwähnen.

Das überraschende Ergebnis wäre also: zwei Stelen Assurnaßirabals III. an der Supnatquelle, die eine nur vorderseitig, die andere beiderseitig beschrieben.

Zwar war auf einem der in Dr. Mayrs Besitze befindlichen Abklatsche, als sie ihm zuzingen, „Diarbetr“ verzeichnet, und aus der Gegend dieser Stadt — denn unweit Diarbetr belegenen Dorfe ‚Karkh‘ ist ja bereits eine fragmentarische Assurnaßirabal-Inschrift neben dem ‚Monolithen‘ Salmanassars III. bekannt. Aber wenn schon ein Irrtum über die Herkunft eines so bedeutenden Stückes bei E. Unger, dem Kustos der assyrischen Abteilung des Museums, so gut wie ausgeschlossen ist, so kommt ja in diesem Falle noch hinzu, daß Scheil ganz sicher einen Schriftstein aus Babil nach Stambul gebracht hat und daß dieser doch nicht verschwunden sein könnte.

Es stände hier also ähnlich wie um die zwei parallelen Stelen Argistis' I, die wir ob. S. 139 in Betracht zu ziehen hatten. Auch glaube ich, daß sich für die Zwiefältigkeit zunächst bei Assurnaßirabal III. eine Erklärung finden läßt.

Ich hatte schon in meinem Reisebericht an die Berliner Akademie der Wissenschaften (1900) betont, daß nicht nur durch die Auffindung der Supnatquelle, des Ausgangspunktes von Assurnaßirabals Eroberungen, dem assyrischen Reiche nach Westen und Nordwesten erstaunlich beschränkte Grenzen gesetzt werden, sondern daß außerdem Assurnaßirabal III. trotz der Ruhmredigkeit seiner Inschriften, in dieser Richtung weit entfernt erfolgreich zu sein, von seinen Gegnern den Naßräern ständig zurückweichen mußte (vgl. ob. Bd. I S. 13 und 443). Das vielgenannte Städtepaar Tušhan und Damdamusa werden wir in dem heutigen Tauschantäpa und dem in der Nähe belegenen ‚Karkh‘ erkennen dürfen: Tauschantäpa ist ein assyrischer Tell, ganz in der Nähe des Tigris, 3 Wegstunden ca. 18 km unterhalb Diarbetr. Im 5. Regierungsjahre ist nun Damdamusa Assurnaßirabals III. ‚königliche Stadt‘, im 18. Regierungsjahre dagegen ist sie ‚die Festung des Ilani von Zamanu‘, einem der südlichsten Naßri-Staaten, und die in seinen Inschriften für das 5. Regierungsjahr gebotene Zusammenfassung verglichen mit der für das 18. Jahr bestätigt nur, was dieser Einzelfall erkennen läßt.

So ist es wohl möglich, daß Assurnaßirabal gegen Ende seiner 25jährigen Regierung das Bedürfnis empfand, gerade an der Supnatquelle eine zweite Stele mit einer ausführlichen Darstellung seiner Taten aufzustellen, und durch die Aufzählung seiner tatsächlichen Errungenschaften im Osten und

im Westen die Tatsache zu verdecken, daß er auf seinen Zügen gen Nordwesten, gegen das armenische Bergland, für die die Supnatquelle den gegebenen Ausgangspunkt bildete, alles andere als erfolgreich gewesen war.

Umgekehrt ergibt sich aus eben dieser Erwägung ein weiterer Gegengrund gegen die Annahme, Salmanasser III. habe an der Supnatquelle, die er niemals erwähnt, eine Stele errichtet: denn Dank seinen Erfolgen lag diese Quelle nicht mehr an der Peripherie, sondern inmitten des assyrischen Reiches, das sich nordwestlich bis zum Tigristunnel erstreckte: Tuschchan bildete unter ihm wohl wieder die Hauptstadt, Damdamusa einen der wichtigsten Plätze dieser über den Westtigris hinausreichenden assyrischen Nordwestprovinz. —

Wenden wir uns nunmehr Farkin zu. Ich habe (Bd. I S. 396ff.) gezeigt, daß die alte Stadt — ihre Identität mit Tigranokerta wird alsbald durch neue Beweise erhärtet werden — nicht bloß in ihrer Anlage babylonisch-assyrische und von ihnen beeinflusste altpersische Vorbilder nachahmte, sondern als der Ausbau einer in die assyrische Zeit hinaufreichenden Gründung zu betrachten sei.

Dafür hat sich eine überraschende Bestätigung ergeben; ja, es erweist sich, daß ich mit meiner Annahme noch viel zu bescheiden gewesen war.

Von dem großen Herrscher Narâm-Sin, dem Sohne jenes Sargon, der im dritten vorchristlichen Jahrtausend von seiner Hauptstadt Agade aus „die vier Weltgegenden“ eroberte, sind uns zwei Stelen erhalten. Die eine stellt in äußerst eindrucksvoller Weise seinen Sieg über die Lulubäer (ob. S. 337) dar: sie darf als die Höchstleistung altbabylonischer Bildhauerkunst gelten. Von den Elamitern nach Susa verschleppt, wurde sie bei den französischen Ausgrabungen in Susa wiedergefunden und nach Paris verbracht. Die andere hat uns in gleichfalls vorzüglicher Arbeit das Bildnis des Herrschers erhalten, während große Teile von ihr fehlen. Das Fragment befindet sich im Museum zu Konstantinopel. Über seine Herkunft war nur bekannt, daß es aus der Gegend von Diarbekr stamme.

In einer Sitzung des ungarischen wissenschaftlichen Instituts in Konstantinopel teilte jedoch E. Unger (ob. S. 395) im Anschluß an einen Vortrag, in dem ich meine Forschungen über Tigranokerta-Farkin zusammengefaßt hatte, mit, daß diese Stele nach den Inventaren oder Akten des Museums in Farkin gefunden sei.

Diese Stätte muß demnach schon von Narâm-Sin auf seinen Kriegszügen nach Nordwesten berührt und als städtische Anlage oder Festung begründet sein, wenn er eine solche nicht etwa dort schon vorfand.

So erfährt die abwechslungsreiche und schicksalsvolle Geschichte der Städte, die die Blütezeit des großarmenischen Reiches sah, noch eine rückwärtige Erweiterung um anderthalb Jahrtausend. Die Aufhellung dieser

ältesten Periode wäre von systematischen Ausgrabungen zu erwarten, die sich ohnehin auch für die spätere Zeit des Altertums und frühen Mittelalters lohnen würden. Ihnen würde die Erforschung und Aufnahme der über der Erde befindlichen Ruinen vorauszugehen haben, wie sie nach meinem Besuch und auf meinem Bericht hin Gertrude Lowthian Bell begonnen hat.

Ihr Besuch fiel ins Jahr 1912. Wie sehr hier Gefahr im Verzuge ist, welche gewaltigen Fortschritte schon in den 13 Jahren, die seit meiner Anwesenheit verflossen waren, der Verfall bereits gemacht hatte, zeigen ihre Berichte über die Basilika (ob. Bd. I S. 421 ff., Abb. S. 399). „Lehmann-Haupt“, so sagt sie in ihrer 1913 erschienenen Schrift über Kirchen und Klöster des Tûr-'Abdîn und der benachbarten Bezirke (p. 87 [31]), „erwähnt 15 große Fenster in der Südmauer, aber von diesen sind nur die oberen Teile von sechs Öffnungen nach Westen zu erhalten. Am westlichen Ende des Schiffes sind gegenwärtig ähnliche Überbleibsel von vier Fensteröffnungen, aber als Lehmann-Haupt die Kirche sah, war noch eine andere Reihe von vier Fenstern über ihnen erhalten, und seine Abbildungen (es ist nur die eine ob. Bd. I S. 349 gemeint) zeigen, daß sie alle Bögen hatten.“

Während sie der Moschee (ob. Bd. I S. 428) ihrer Aufgabe entsprechend nur vorübergehend gedenkt (p. 88 [32]), hat G. L. Bell die von mir nicht erwähnte Kirche El 'Adhra, die der heiligen Jungfrau geweiht ist, genau geschildert (p. 88 [32 ff.]), wobei sie betreffs ihrer Herkunft zu folgendem geschichtlich bemerkenswerten Schlusse kommt (p. 92 [36]):

„Die nahe Verwandtschaft, welche diese Kirche zu der der heiligen Sophia in Saloniki zeigt, würde auf ihre Erbauung im 6. Jahrhundert schließen lassen. Nun wissen wir aus Prokop“ (de aed. III 2, 10 ff.), „daß Justinian die Stadt Martyropolis (Mayâfârîqîn) neu befestigte, aber von der Erbauung einer Kirche ist nicht die Rede. Aber ein anderer Bericht betrifft möglicherweise dieses Gebäude. Abul Faradj (Hist. Dynast. ed. Pocock, p. 98) sagt, daß Khosrau II., nachdem er im Jahre 591 wieder in sein Reich eingesetzt war, dem Kaiser Maurikios Darâ und Mayâfârîqîn zurückgab und zwei Kirchen in Mayâfârîqîn baute, die eine der Jungfrau, die andere dem heiligen Sergius geweiht. Es ist sehr verlockend, in den vorhandenen Ruinen der Kirche der Jungfrau die Gründung des persischen Königs zu erblicken, und das würde mit unseren auf die Ornamentik gegründeten Schlüssen nicht in Widerspruch stehen.“ Die hier von G. L. Bell berührten geschichtlichen Vorgänge wurden oben Bd. I S. 519 f. behandelt. Sie werden uns nochmals zu beschäftigen haben. —

Gegen eine Gleichsetzung von Mayâfârîqîn mit Tigranokerta-Martyropolis, die öffentlich keinen Widerspruch erfuhr, hatte der bedeutende Iranist F. C. Andreas brieflich angeführt, sie sei schon wegen der Form des Namens

Tigranakert unmöglich. Meine Bitte um nähere Aufklärung blieb unerfüllt. Ich wandte mich daher an Jos. Marquart, dessen weitgreifende und tief-schürfende Forschungen vielfach und in erster Linie Armenien und seine Sprache zum Gegenstand haben.

Er schrieb mir (1919): „Ihre Frage über Tigranakert bzw. den Einspruch von Andreas war mir nicht recht klar: will Herr Andreas leugnen, daß der Name Tigranakert echt armenisch sei, weil er nicht Tgranakert lautet? Dann müßte er auch den Personennamen Tigran als späte Rückentlehnung aus dem Griechischen erklären, was er wohl unterlassen wird. Die Wahrheit ist, daß wir noch nicht in allen Fällen die Gründe kennen, weshalb hier und dort die Elidierung des i unterblieben ist. Tiran, das ich vor 20 Jahren für die lautgesetzliche Vertretung von altpers. Tigrāna- hielt, ist wohl anders zu beurteilen und vermutlich erst im 3.—4. Jahrhundert entlehnt.“

Andreas' Einspruch hat also folgenden Sinn: Die Armenier bezeichnen das heutige Diarbekr als Tigranakert. So hatte man früher den Namen auch bei dem armenischen Schriftsteller Faustus verstanden, bis ich nachwies, daß Faustus, der ausdrücklich angibt, daß Tigranakert in der Landschaft Arzanene belegen sei, nur das alte nach Eutrop tatsächlich in dieser Landschaft belegene Tigranokerta, also die Vorgängerin von Martyropolis und Farkin gemeint haben könne (ob. Bd. I S. 407 f.).

Nach Andreas' Annahme müßte nun der Name der Stadt zur Zeit, als er ihr den Namen gab, Tgranakert gelautet haben und in dieser Form müßte er ihr verblieben sein. Wenn nun Faustus von einer Stadt Tigranakert spreche, so könne das nicht die von Tigranes gegründete Stadt sein, die bei den Armeniern nur allezeit Tgranakert genannt werden konnte. Nur bei den Griechen, die ein Tgr nicht aussprechen konnten, mußte der Name Tigranokert(a) heißen. Und die Verwendung dieser nach Andreas' Annahme aus dem Griechischen herüber genommenen Namensform Tigranakert bei Faustus beweise, daß er nicht die eigentliche von Tigranes gegründete Stadt im Auge haben, sondern Diarbekr, das in später künstlicher literarischer Übertragung aus dem Griechisch-Byzantinischen von den Armeniern Tigranakert genannt wurde (ob. Bd. I S. 405 f.).

Damit ist Andreas, wie Marquarts Bemerkungen zeigen, im Unrecht und selbst, wenn er im Recht gewesen wäre, so hätte er damit nur einen Teil meines Gesamtbeweises getroffen, der dadurch als Ganzes keineswegs entkräftet worden wäre.

So fährt denn auch Marquart fort: „Aber davon ganz abgesehen, ist der entscheidende Beweis für die Identität von Tigranokerta und Mīpher-qēt der Nachweis des Flußnamens Mamuşe], dem ich in der armenischen Zeitschrift Handes Amsorya 1916 geliefert habe“.



In der genannten Zeitschrift hat Marquart S. 68 bis 135 das Thema „Mīpherqēṭ und Tigranokerta“ behandelt. Marquarts Hinweis knüpft an eine ob. Bd. I S. 408 schon erwähnte Stelle bei Faustus V 27 an, bei der der Fluß Mamušeḷ eine Rolle spielt. Marquart bemerkt a. a. O. 87: „Sehr stark fällt indessen zugunsten der Identität von Tigranakert mit Mīpherqēṭ die Erzählung des Faustus V 27 in die Wagschale. Hier lesen wir vom hl. Epip'an: „Der selige hl. Epip'an war ein Gefährte des hl. Šalita, da er ein Schüler des großen Daniel gewesen war; und dieser war von Kindheit an in der Wüste aufgezogen. Nach dem Tode des großen Oberpriesters Nersēs kam dieser, ließ sich nieder in Groß-Cop'k'“ (= Sophanene ob. Bd. I S. 512ff.) „in der Einöde, welcher Ort Mambrē mit Namen heißt, an dem Flusse, welcher benannt Mamušeḷ (oder in nicht speziell sprachwissenschaftlicher Umschreibung Mamushegh [Bd. I S. 525]) heißt. Er wohnte in Felshöhlen und weilte fortwährend mit den Tieren der Einöde, und es versammelten sich bei ihm Bären und Panther . . . Er bekehrte viele Irrende vom Heidentum zum Christentum, und erfüllte das Land Cop'k' mit Klöstern. Er gründete Schulen durch das ganze Land Cop'k', und es wurde der hl. Epip'an das Licht des Landes Cop'k' und erleuchtete sie großartig.

„Er ging auch hinüber in das Land Alznik'“ (= Arzanene ob. Bd. I S. 407ff.), „erleuchtete auch dies und füllte das Land Alznik' an mit Klöstern. Er erbaute eine Märtyrerkapelle im Stadtflecken Tigranakert, und setzte einen Gedächtnistag der Heiligen zur Erlösung und Fürbitte für das Reich, wirkte selbst Zeichen und kehrte in seine Wohnung zurück. Nahe dem Flusse Mamušeḷ war eine Quelle, und viele Fische kamen herauf durch die Quelle, und viele Menschen, welche die Fische fingen, hatten Nutzen davon. Als darauf zwei Brüder über die Fische in Streit gerieten, tötete der eine den andern. Als das der hl. Epip'an erfuhr, sagte er: ‚Von nun an soll niemand mehr von hier Fische essen!‘ Und sofort wurden die Fische des Ortes bitter, und wurden bitter wie Galle bis auf den heutigen Tag. Viele und andere Krafttaten wirkte er und unermeßliche Zeichen.“

„Ich glaube mit Hübschmann“, so fährt Marquart a. a. O. fort, „daß hier der Fluß Mamušeḷ als Grenzfluß zwischen Groß-Cop'k'“ (Sophanene) „und Arzanene gedacht ist.

Bei dem arabischen Geographen al Makdisi erscheint der Batman-su mit seinen Zuflüssen unter dem Namen al Musûlijât. Wenn darunter nicht der Batman-su zu verstehen wäre, so würde dieser, der bedeutendste von allen Nebenflüssen des West-Tigris, in der Aufzählung der letzteren geradezu geflissentlich übergangen worden sein. Der eigentliche Name wäre Mušeḷ und damit stimmt die griechische Wiedergabe *Μουσουλίκιος*. In der Vorsilbe *ma-*

wäre das südkaukasische Präfix **m** zu erkennen und der Name wäre somit nach Marquarts Annahme „südkaukasischen“ Ursprungs.

Daraus ergäbe sich eine weitere Stütze für meine, durch eine Stelle bei Strabo nahegelegte Annahme, daß in der Nachbarschaft von Tigranokerta die ursprünglichen Sitze der später nach Norden gewanderten Iberer, der heutigen Georgier, zu suchen sei. Ihnen wären dann auch die Höhlenwohnungen in der näheren und weiteren Nachbarschaft: um den Tell Min, bei Skiefdan (Bd. I S. 387), Korâ (Bd. I S. 379f.) zuzuschreiben und die Bewohner von Kipâni- Hassan-Kef, die die Griechen als Kepheneen bezeichneten und deren Gebiet dann von den Chaldern erobert wurde (Bd. I S. 374ff.), wären Nachbarn und dann wohl auch Verwandte dieser Ur-Iberer gewesen.

Da nun der Mamuşel nach Faustus' Darstellung überschritten werden muß, um von Sophanene nach Tigranokerta in der Landschaft Arzanene zu gelangen, so kann unter ihm zunächst nur der Farkin-su verstanden werden. Ähnliches gilt von dem Namen Nikephorios, der dem Batmansu wohl nach dem Siege des Lukullus gegeben wurde (Bd. I S. 405). Da dieser, der bei Plinius als linker, also nördlicher Nebenfluß des Tigris bezeichnet wird, nach Tacitus die Mauern von Tigranokerta umspült, so ist unter Nikephorios bei letzterem Schriftsteller in erster Linie der Farkin-su zu verstehen. Beide Namen, Nikephorios und Mamuşel- al Musûlijât gehen ursprünglich, der eine vom Hauptstrom, der andere vom Farkin-su aus und fassen diesen und den Batman-su samt seinen Zuflüssen zu einem Gesamtsystem zusammen. Das gleiche wird möglicherweise auch von dem Namen Nymphios als Bezeichnung des Batmansu zu gelten haben. Andererseits ist nicht gesagt, daß jedesmal, wenn einer dieser Namen in deutlicher Anwendung auf den Farkin-su erscheint, nun damit immer zugleich der Hauptstrom des Batman-su gemeint sein muß (vgl. u. S. 407). —

In der am Nordtore von Tigranokerta befindlichen griechischen Inschrift wird einer römischen Besatzung in einer Stadt namens Nekra(n) gedacht. Es ist ein weiteres Verdienst von Marquart, diese sonst unbekannte Burg historisch-geographisch bestimmt zu haben. In dem Verträge den Kaiser Alexius mit dem Kreuzfahrer Boemund nicht lange nach September 1108 abschloß, behielt der Kaiser sich ausdrücklich das Besitzrecht auf das Thema Labara und die dazugehörigen Städte vor. In ihrer Alexias XIII, 12 zählt Anna Komnena diese Ortschaften einzeln auf und nennt dabei auch das Städtchen Nekran, das danach an der Grenze von Kataonien und Melitene gelegen war. Die dort liegende römische Garnison hatte gemäß der griechischen Inschrift von Tigranokerta den Auftrag erhalten, den König von Armenien, welcher die Inschrift gesetzt hat, in sein angestammtes Reich zurückzuführen.

Ich hatte (oben Bd. I S. 410ff.) nachgewiesen, daß der Urheber der Inschrift nur der König Pap gewesen sein könne, der Sohn jenes Arsach III., den die Römer im jovianischen Frieden hatten fallen lassen.

Freilich gab es dagegen ein Bedenken, auf das ich in meiner Spezialbehandlung der Inschrift (Klio VIII S. 519) ausdrücklich hingewiesen hatte: Fraglich bleibt nur, so bemerkte ich, „ob man etwa gegen die Zuweisung unserer Inschrift an Pap einen Einwand herleiten müßte aus der Bezeichnung des Perserkönigs als „der Gott, König der Könige“ und aus dem Hinweis auf „die Gunst der Götter“ — Wendungen, die im Munde eines christlichen Herrschers ja eigentümlich anmuten würden. Doch dürfte sich“, so führte ich aus, „jener Titel politisch, die Bezugnahme auf die Götter aus der Tradition, aus dem übernommenen und nachgeahmten Stil griechischer Urkunden zur Genüge erklären“.

Zugleich betonte ich, daß „es um König Pap's persönliches Christentum“ sehr mangelhaft bestellt war. Wurde er doch für den „Mörder des Katholikos Nerses“ gehalten, „des zweiten großen Förderers und Trägers des Christentums in Armenien, der Pap's Königtum, als er von den armenischen Großen ins Land gerufen worden war, die Weihe gegeben hatte (Faustus IV, 1). Nachdem Nerses dem Könige ob seines in jeder Hinsicht anstößigen Wandels Vorhaltungen gemacht hatte, reichte ihm dieser“ (nach Faustus V 24) „mit eigener Hand, scheinbar zum Zeichen der Besserung und der Versöhnung, einen vergifteten Trank, nach dessen Genuß der Katholikos entseelt zu Boden sank.“

Da ich auf die Ausführungen in der Klio zweimal ausdrücklich hingewiesen hatte (Bd. I S. 538 Abs. 1 und S. 539 zu S. 408ff.) und in letzterem Falle ausdrücklich hinzufügte, daß man an der zitierten Stelle die Begründung für die Zuweisung der Inschrift an König Pap finde, so ist es vollkommen falsch, wenn Marquart a. a. O. S. 95 Anm. 2 behauptet, in der Zwischenzeit zwischen dem Erscheinen des Artikels in der Klio (1908) und des „populären“ Reisewerkes — d. h. unseres am 29. September 1909 abgeschlossenen ersten Bandes — seien auch diese leisen Bedenken verschwunden.“

Marquart behauptet, ein König, der in einer öffentlichen Urkunde also redet, könne nur ein ausgesprochener Heide gewesen sein, wie Kaiser Julian. Und da es heidnische Armenierkönige nach der Einführung des Christentums als Staatsreligion durch König Trdat und Gregor den Erleuchter im 3. Jahrhundert n. Chr. (Bd. I S. 17) überhaupt nicht gegeben hat, so will Marquart die Inschrift in die (Früh-)Zeit des dritten Jahrhunderts n. Chr. verlegen, was ihm deshalb möglich erscheint, weil „die armenische Geschichte während dieser Periode uns noch ein Buch mit Siegeln sei“. Marquart erklärt diese neue Datierung für paläographisch und sprach-

lich zulässig. Darin ist er im Irrtum. Nicht nur fordern die zahlreichen Ligaturen, nicht minder wie die Sprachformen spätester Gräzität ein möglichst tiefes Herabgehen mit dieser Inschrift (ob. Bd. I S. 418): sie hat vielmehr auch eine sehr charakteristische epigraphische Eigentümlichkeit mit einer Inschrift des Kaisers Anastasius I. (491 bis 518) gemein: In beiden Inschriften wird verschiedentlich das griechische  $\Delta$  (D) genau so geschrieben wie  $\Lambda$  (L).

Wenn also überhaupt eine andere Zuweisung der Inschrift möglich und nötig wäre, so würde man geneigt sein, sie in das Ende des 5. statt in das 4. Jahrhundert zu verlegen. Man würde dann an die Zeit Chosrov's IV. denken, unter dem nach der Teilung im theodosianischen Frieden (ob. Bd. I S. 21, 418) ganz Armenien noch einmal wieder vereinigt war und der die eigentümliche Stellung eines Doppelvasallen der Schutzmächte innehatte — ein Zwitterverhältnis, das ein Ende nahm, als der Perserkönig Jezdegerd I. um 415 seinen eigenen Sohn Schâpûr mit Persarmenien belehnte (Klio VIII. S. 512 nach K. Güterbock). Auf Chosrov IV. würde das Schwanken zwischen Römern und Persern sehr wohl zutreffen. Aber von kriegerischen Verwicklungen und den sonstigen Verhältnissen, wie sie die Inschrift voraussetzt, läßt sich für Chosrov IV. nichts ermitteln. So muß es bei der Zuweisung an König Pap sein Bewenden haben, und Friedr. Hiller v. Gaertingen, bekanntlich einer der besten Kenner der griechischen Inschriften, hat mir mitgeteilt, daß auch er eine Verweisung der Inschrift in das 3. Jahrhundert n. Chr. aus epigraphischen Gründen für höchst unwahrscheinlich halte und an der Zuweisung ans Ende des 4. Jahrhunderts festhalte.

Marquart gibt übrigens selbst aus der armenischen Literatur eingehende Nachweise nicht nur dafür, daß Pap wegen seiner Hinneigung zu einem im Orient weit verbreiteten Laster als von Teufeln besessen galt, sondern er führt auch ausdrücklich an, daß nach Faustus nach dem Tode des Katholikos Nerses, des vom Pap vergifteten, viele Gae zu alten Dämonenverehrung zurückkehrten und an vielen Orten Armeniens Götzenbilder „zufolge der Erlaubnis des König Pap errichteten“: „denn es gab keinen Tadler, und es war niemand da, von dem sie etwas befürchteten. Was sie tun wollten, taten sie in Freiheit, viele errichteten Bilder, küßten vor ihnen die Erde“ (Faustus V 3).

„Der letzte Punkt“, bemerkt hierzu Marquart, „wäre allerdings, wenn er als Tatsache zu gelten hätte, schwer belastend. Allein von da wäre immer noch ein weiter Schritt zur offenen Rückkehr des Königs zum Heidentum, wie bei Kaiser Julian. Eine solche wäre unter den damaligen politischen Verhältnissen gleichbedeutend gewesen mit entschiedener Abwendung von dem bisherigen Schutzverhältnis zum römischen Reiche und

Uebergang zum Bündnis mit dem Perserreiche. Solches werde ihm denn auch in der Tat von Faustus (V 32) vorgeworfen:

„Und der König Pap änderte seinen Sinn und wandte sein Herz ab vom Könige der Griechen, und wollte seine Zuneigung vereinigen und Vereinbarung mit dem Perserkönig schließen. Er begann den Perserkönig zu seinem Rückhalt zu machen und aufs neue Boten wegen der Vereinbarung zu senden. Er sandte Boten zum Könige der Griechen: ‚Nebst Kaisareia, haben noch 10 Städte uns gehört, gib sie also heraus. Auch die Stadt Urhâ haben unsere Ahnen gegründet. Wenn du also nicht Wirren hervorrufen willst, so gib sie heraus! Wo nicht, streiten wir in großem Kriege‘. Allein Muschegh und alle armenischen Fürsten drangen in den König, er möge nicht lösen das Bündnis von dem Lande, dem Reiche der Griechen; doch er horchte nicht auf sie und zeigte offen seine Feindschaft, die er gegen den König hatte.“

Dabei ist zu bedenken, daß Pap dem Kaiser Valens seine Herrschaft, wenn nicht sein Leben verdankte. Denn als Arsak III., den die Römer im jovianischen Frieden (363 n. Chr.) hatten fallen lassen, von Schâpûr gefangen gesetzt worden war, hatte Kaiser Valens nach dem übereinstimmenden Zeugnis des zeitgenössischen und (s. ob. Bd. I S. 408) den Ereignissen im Osten besonders nahestehenden römischen Historikers Ammianus Marcellinus (XXXIII 12, 9) und des Armeniers Faustus von Buzanta (IV 55) dessen unmündigen Sohn Pap auf Verwendung seiner Mutter Olympias, einer vornehmen Griechin (Ammian XX 11, 3), bei sich aufgenommen und ihm in Neo-Caesarea im sog. Pontus Polemoniaca (vgl. ob. Bd. I S. 492) seinen Aufenthalt angewiesen. Von hier aus wurde er dann mit Genehmigung des Kaisers auf Bitten der Armenier in sein Reich entlassen und später auch von den Römern mit Truppen unterstützt (ob. Bd. I S. 21, 418). Valens' Hauptziel war, den Fehler des jovianischen Friedens, die Preisgabe Armeniens an die Perser, nach Möglichkeit wieder gut zu machen (ob. Bd. I S. 2, Klio VIII S. 514).

Dieses Bestreben wurde in Frage gestellt, wenn Pap, wie Faustus berichtet, sich dem römischen Einfluß zu entziehen suchte und mit den Persern anknüpfte.

Geschah dies, so mußte Kaiser Valens eingreifen, und so wurde denn auch Pap unter falschen Vorspiegelungen, bei denen armenische Große mitwirkten, nach Tarsus in Cilicien gelockt und dort interniert. Er wußte sich aber dieser Gefangenschaft zu entziehen und wurde in der Folge auf Valens' Befehl ermordet.

Unsere griechische Inschrift, deren Urheber zwischen den Römern und den Persern hin- und herschwankt, paßt also ganz besonders gut auf König

Pap, und zu dem, was sowohl der römische wie der armenische Geschichtsschreiber über ihn berichten. Marquarts in unseren Anmerkungen näher zu beleuchtender Versuch, einen kontradiktorischen Gegensatz zwischen dem armenischen und dem römischen Historiker festzustellen, ist sicher nicht geglückt, denn von Vorwürfen, die dem armenischen Könige von seiten des römischen Kaisers gemacht wurden, weiß auch Ammian und daß sie bei diesem etwas anders begründet werden, als bei Faustus, genügt nicht, um des letzteren Information als irrig hinzustellen, wie Marquart es möchte. Vielmehr entspricht das Bemühen sich sowohl mit dem Perserkönig gutzustellen, wie es mit den Römern nicht zu verderben, durchaus der Zwangslage, in der sich der zwischen zwei Großmächten hin- und herschaukelnde Beherrscher eines Pufferstaates befand. Daß sie uns in diese Verhältnisse einen Einblick tun läßt, daß sie dabei die Nachrichten des Faustus bestätigt und es ermöglicht, sie mit denen des Ammian zu einem einleuchtenden Gesamtbilde der Verhältnisse zu vereinigen, darin liegt trotz ihrer Lückenhaftigkeit gerade der Wert der griechischen Inschrift von Tigranokerta.

Marquarts Forderung, ein König, der diese Inschrift gesetzt habe, müsse offen die Rückkehr vom Heidentum vollzogen haben, wie Kaiser Julian, ist an sich, wie man sieht, übertrieben und zu stark zugespitzt. Aber zum Überfluß trifft sie auf Pap tatsächlich zu, denn es wurden unter ihm nicht nur die erwähnten Götzenbilder errichtet, sondern es wurde ein förmlicher Feldzug gegen die christliche Kirche ins Werk gesetzt. Auf die ihm bei seinem Standpunkt nicht bequemen Berichte des Faustus und die Ausführungen, die H. Gelzer, der beste Kenner der armenischen Kirchengeschichte, daran knüpft, verweist Marquart nur nebenher in einer Fußnote (a. a. O. S. 104 Anm. 1).

Was aber lesen wir bei Gelzer? „Sobald indessen Pap herangewachsen war machte dieser sich von der geistlichen Vormundschaft frei. Nerses stieß ihn wegen seiner, wenn der Geschichtsschreiber (Faustus IV 44 und V 22) Wahres meldet, allerdings empörenden Sittenlosigkeit aus der Kirchengemeinschaft aus. Der König wagte nicht, gegen den allgemein beliebten und einflußreichen Prälaten vorzugehen. Aber die kirchliche Partei schrieb Nerses' baldigen Tod der Vergiftung durch den König zu.“

„Eine antiklerikale Reaktion brach nun aus, die an Heftigkeit ihresgleichen suchte“ (Faustus V 31) „und eine freilich vollkommene Parallele nur in dem Schalten Erik Priesterfeinds findet, der Jörundr, den Erzbischof von Nidaros (Thronhjelm), zu seinem Jarl ernannte. Charakteristisch ist übrigens, daß sowohl Pap, als Erich, diese zielbewußten Kirchenstürmer, noch beide grüne Jungen sind (Ecclesiast. X 16). Übrigens in Armenien, wie in Norwegen, haben die Nachfolger das antikirchliche Regierungsprogramm stillschweigend sofort außer Kurs gesetzt, hier Manuel der Mamikonier, dort

Hakon Halegr. Wer die Zeichen der Zeit besser verstand, braucht nicht erst gesagt zu werden. Vorerst nahm aber Pap den Kampf mit der Kirche sehr energisch auf. Dem ganzen System des hl. Nerses wurde der Krieg erklärt. Die Armenhäuser, Hospitäler und Fremdenherbergen wurden aufgehoben; die Frauenklöster geschlossen und die Nonnen ausgetrieben. Vor allem aber zog Pap den reichen kirchlichen Grundbesitz ein. Von den 7 Grundstücken, welche Trdat jeder Kirche zugewiesen, schlug er fünf zum Königsgut; nur je zwei verblieben den einzelnen Kirchen. In jedem Dorfe sollten nur zwei Geistliche, ein Priester und ein Diakon, sein; die übrigen Mitglieder der Priesterfamilien fanden im königlichen Dienst Verwendung. Da gleichzeitig die strengen kirchlichen Heiratsvorschriften aufgehoben, die heidnische Totenklage und die Dienste der alten Götter wenigstens stillschweigend wieder geduldet werden, gab sich auch das Volk mit der neuen Ordnung zufrieden.

„Einen Fehler des Nerses verstand Pap meisterhaft auszunützen. Der enge Anschluß an Kaisareia und überhaupt die ganz entschiedene Hinneigung zum griechischen Kirchenwesen mußte bei einem auf seine Nationalität krankhaft eifersüchtigen Volke, wie den Armeniern, notwendig Anstoß erregen. Pap, ohne Kaisareia zu fragen, ernannte von sich aus einen neuen Katholikos, Jusik aus dem Hause des Aghbiansos, und so ist der Kirchenstürmer und Priesterfeind tatsächlich der Begründer der kirchlichen Unabhängigkeit Armeniens geworden. Natürlich nahm diesen Schlag ein so gewaltiger Kirchenfürst, wie der damals regierende Metropolit von Kaisareia, Basileios, nicht ohne weiteres hin.“

Mit diesem Verhalten, wie es Gelzer, den Berichten des Faustus folgend, treffend kennzeichnet, verträgt sich der Gebrauch eines polytheistischen Wendung in einer griechischen Inschrift und einer heidnischen Titulatur für den Perserkönig in einer in griechischer Sprache abgefaßten Inschrift aufs beste. Sagt doch übrigens Ammian (XXX 2, 1) selbst, daß Schâpûr über die Ermordung des Pap, den er sich zu verbünden bemüht war, durch die Römer in große Trauer versetzt worden sei!

Die in Tigranokerta gefundene Inschrift des Pap bietet so auch eine mittelbare Bestätigung für die Glaubwürdigkeit der Berichte des Faustus, während Marquart sie, im Gegensatz zu der neuerdings bei den Forschern herrschenden Ansicht, ebenso nachdrücklich wie grundlos in Zweifel zieht.

So berichtet Faustus eingehend, daß Arsakes, der Vater des Pap, sich auch nach dem jovianischen Frieden noch längere Zeit gestützt auf seine Vasallen gehalten habe (ob. Bd. I 409) und von Kämpfen zwischen Persern und Armeniern und gegenseitigen Einfällen in das beiderseitige Gebiet. Marquart (S. 72) erklärt, von einem Einfall, durch den die Perser den jo-

vianischen Frieden gebrochen hätte, „sei nichts bekannt“, die Berichte des Faustus rechnet er eben nicht für voll. Daraus leitet er dann einen weiteren Gegenbeweis gegen die Zuweisung unserer Inschrift an Pap her. Bei einem dieser Einfälle wurde „die große Stadt Tigranokerta im Gau Arzanene zerstört“ (Faustus IV 24). Das müsse vor dem jovianischen Frieden geschehen sein, und zwar sei kein anderer Zeitpunkt denkbar, als während der Belagerung von Amida-Diarbekr im Jahre 359. Denn damals seien noch mehrere Festungen von Schâpûr zerstört worden, die Ammian benennt oder unbenannt läßt.

Wieder gilt für Marquart lediglich Ammian, Faustus nur, soweit er mit Ammian übereinstimmt, so daß alle die wichtigen Einzelheiten, die der staatsrechtlich auch nach Marquart auffällig gut unterrichtete Faustus bietet und die unsere Kenntnis dieser dunklen Periode wesentlich bereichern (vgl. u. S. 413 ff.), von Marquart als nicht vorhanden betrachtet werden.

Faustus berichtet ausdrücklich (IV 24), daß nach dem (jovianischen) Frieden Schâpûr gegen Arsakes und Tigranokerta vorgegangen sei und Moses von Chorene gibt darüber noch eingehendere augenscheinlich wohlverbürgte Berichte (Klio VIII S. 515f., ob. Bd. I S. 408ff.).

Und daß selbst Ammianus Marcellinus hier mit Faustus keineswegs im Widerspruch steht, wurde ob. Bd. I S. 410 Abs. 3 betont.

Nach der von mir vertretenen Ansicht war im jovianischen Frieden Tigranokerta in römischen Händen geblieben. Da der Nymphius-Batmansu nach der herrschenden Ansicht die Grenze bildete, so wäre der westlich des Batman-su zwischen diesem und dem Farkin-su gelegene Gau Nphrkert bei den Römern verblieben und zu der Provinz Sophanene geschlagen worden, die in ihren Händen verblieb, während die Arzanene abgetreten werden mußte. „Daß sie die wichtige Festung behielten, war ein Vorteil für die Römer, und so erklärt sich die Nymphiusgrenze“ (ob. Bd. I 519). Hierzu bemerkt Marquart: „Dies ist alles bare Willkür und gänzlich unhistorisch: im Jahre 363 waren die Römer nicht in der Lage die Bedingungen des Friedens vorzuschreiben und eine zerstörte Festung zu behalten, auch wenn es von Vorteil für sie gewesen wäre“.

„Gänzlich unhistorisch“ und „bare Willkür“ ist hier nur Marquarts aus der Luft gegriffene Behauptung, Tigranokerta sei im Jahre 363 und seit 359 eine zerstörte Festung gewesen. Daß ferner der Nymphius-Batman-su im jovianischen Frieden die Grenze zwischen dem römischen und dem persischen Herrschaftsgebiet bildete, hatte Hübschmann (Die altarmen. Ortsnamen S. 219ff.) aus den Angaben der Quellen über den diokletianischen (297) und über den jovianischen Frieden mit vollem Rechte erschlossen.



Im diokletianischen Frieden (ob. Bd. I S. 19) des Jahres 297 mußten die Perser „einwilligen, daß die armenischen Satrapien Ingilene (mit Sophanene) und Sophene einerseits — d. h. das Land vom Euphrat bis zum Nymphius (jetzt Batman-su) — und Arzanene nebst Korduene und Zabdicene andererseits, — d. h. das Land vom Nymphius bis nach Korduene — an das römische Reich fiel.“ „Fiel im Jahre 297 das Land vom Euphrat bis Nymphius und vom Nymphius bis Korduene an Rom, so blieb im Jahre 363 das Land vom Euphrat bis Nymphius (Sophene, Angilene, Ingilene und Sophanene) bei Rom, und nur das Land vom Nymphius bis Korduene (die fünf größtenteils ‚transtigritanischen‘ Provinzen Arzanene, Moxoëne, Korduëne, Zabdicene und Rehimene) fiel an Persien, so daß nun der Nymphius, der Grenzfluß zwischen Sophanene und Arzanene, auch die Grenze zwischen Rom und Persien wurde“ (Hübschmann a. a. O. S. 219 u. S. 220 Anm. 3).

Gegen meine Annahme, der Gau Nphrkert und Tiganokerta sei infolge des jovanischen Friedens zu Sophanene geschlagen worden, hätte dagegen etwas anderes mit einigem Rechte angeführt werden können.

Wir haben oben gesehen, daß die Namen Nikephorius, Nymphius, Mamuschegh im weiteren Sinne das ganze System des Batmansu einschließlich des Farkin-su bezeichnen können, und so könnte es immerhin fraglich sein, ob nicht auch in diesem Falle die Grenze nicht längs des Hauptbettes des Batman-su sondern von der Einmündung des Farkin-su an längs des letzteren verlaufen wäre, so daß dann also Nphrkert mit Tigranokerta bei der Provinz Arzanene verblieben und persisch geworden wäre. Jedenfalls wäre dieser Zugehörigkeit zu Persien von sehr kurzer Dauer gewesen, denn wenig später; gehörte Tigranokerta tatsächlich (Faustus V 27) zur Provinz Sophanenez (vgl. ob. Bd. I S. 408, Bd. II S. 399).

Marquart erklärt dazu (a. a. O. S. 110f.): Wann „der Streifen zwischen dem Batman-su und Farkin-su abgetreten worden“ sei, lasse „sich bis jetzt nicht feststellen“. „Frühestens“ könne „dies geschehen sein, als das Römerreich militärisch wieder erstarkt war und dem Perserkönig daran liegen mußte, einen neuen Krieg mit den Römern soviel als möglich zu vermeiden, also unter Theodosius I. bei der ersten Teilung Armeniens (384)“. Es sei aber auch möglich, „daß die Abtretung des nachmaligen Martyropolis erst unter dem zweiten Theodosius erfolgt“ sei, und der Bischof „Marutha sie zwischen 408 und 410 durch seinen persönlichen Einfluß beim König Jazdegerd I. erwirkte“.

Daß letzteres sicher unrichtig ist, wird sich zeigen. Aber auch die Annahme einer Rückgabe des Gaues vonseiten der Perser an Theodosius I. wird entbehrlich sein.

Wie oben (Bd. I S. 519) dargelegt, ist der Gau Nphrkert im Grunde

weit mehr mit der Arzanene verbunden und als ihr zugehörig zu betrachten, als mit der Sophanene und wenn wir ihn als zur Sophanene gehörig finden, so liegt das dann daran, daß Arzanene den Römern verloren ging, die Stadt Tiganokerta mit ihrer Umgebung aber nicht. Sobald Sophanene und Arzanene wieder unter einer Herrschaft vereinigt waren, trat die natürliche Zusammengehörigkeit wieder hervor: Nphrkert mit Tigranokerta-Martyropolis gehörten dann wieder zur Arzanene.

Einen solchen Wechsel finden wir für die spätere Zeit unmittelbar bezeugt.

Ich kann hier Marquart's eigene Worte (a. a. O. S. 116f.) anführen, der meine Ausführungen (ob. Bd. I 519) teilweise ergänzt und berichtigt.

„Mit Theodosius II. wurde Mīpherqēt die Hauptstadt von Groß-Cop'k' (Sophanene) und blieb dies bis zum Jahre 589, in welchem die Festung durch Sittas den Persern in die Hände gespielt wurde (Theophylaktos v. Simokatta III, 5, 8—16; Enagrios hist. eccles. VI, 14). Dies war jedoch nur ein kurzes Intermezzo, denn schon im Jahre 591 wurde sie von Chosrau II. als Preis für seine Wiedereinsetzung dem Kaiser Maurikios ausgeliefert“.

Daß der Gau Nphrkert und die Feste Martyropolis vom Kaiser Maurikios wieder, wenn Sophanene und Arzanene beide unter Einer Herrschaft — der römischen — standen, der Provinz Arzanene zugeteilt wurde, war dann das Gegebene, wie ich (ob. Bd. I S. 520) aussprach. Der Beleg, den ich dafür gab, beruhte jedoch auf einem Irrtum, kann aber erfreulicherweise durch einen anderen, den Marquart (S. 111f.) aus der Geographie des Anania Širakac'i beibringt, ersetzt werden, denn hier „steht Np'řet (so die Handschriften) an der Spitze der zehn Gaue von Alz'nik“ (Arzanene) und „daraus darf man wohl den Schluß ziehen, daß dasselbe von Maurikios wieder der Provinz“ Arzanene „zugeteilt worden ist“.

Unter Pap war nun nach Faustus' Bericht, wie wir sahen (Bd. I S. 408, II S. 399), der heilige Epiphan, indem er den Grenzfluß Mamushegh-Farkinsu überschritt, von Sophanene nach Arzanene gegangen und hatte in der letzteren Landschaft eine Märtyrerkapelle gegründet.

Die genaue Zeitbestimmung ergibt sich daraus, daß er wie der hl. Schalita ein Schüler Daniels, des Bischofes von Taron, an der großen und ersten Hauptkirche, der Mutterkirche aller armenischen Kirchen, gewesen war (Faustus III 14, ob. Bd. I S. 18). Daniel hatte den Schalita der Landschaft Korduene, den Epiphan den Kantonen Arzanene und Sophanene als Lehrer zugewiesen. Nach Faustus (V 25) können sie sich aber erst später in diese Gebiete begeben haben. Denn sie zogen sich jeder als Einsiedler auf einen Berg zurück und hatten nach Faustus unabhängig von einander beide eine Vision, aus der sie erkannten, daß der Katholikos Nerses sein Ende gefunden haben

müsse. Darauf verließen sie ihre Einsiedeleien und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß Nerses wirklich vollendet hatte, begaben sie sich nunmehr in die ihnen von Daniel zugewiesenen Gebiete (Faustus V 26, 27).

Damals, also noch unter Pap, dem Mörder des Nerses, gehörte also Tigranokerta zur Provinz Arzanene.

Demgemäß muß damals die Provinz Arzanene nicht mehr unter persischer Herrschaft gestanden haben, denn sonst wäre der Gau Nphkert zu Sophanene als östlichster zu Rom gehöriger Provinz, gerechnet worden. Die Provinz Arzanene war eben unter Pap durch den Feldherrn Muscegh wieder erobert worden; ca. 372. Dabei ist es gleichgültig, ob wir annehmen, der Gau Nphkert wäre erst damals wieder in armenischen Besitz gelangt und damit unter römische Oberherrschaft getreten, oder er sei schon im jovianischen Frieden bei den Römern verblieben und — damals und bis zur Wiedereroberung der Arzanene durch Muscegh — zur Sophanene gerechnet worden.

Die vom heiligen Epiphan gegründete Märtyrerkapelle war demnach ein Vorläufer der größeren Märtyrerkirche, die Bischof Marutha in Tigranokerta gründete und deren Erbauung die neue Bezeichnung der Stadt als Martyropolis zur Folge hatte (Klio VIII S. 515 Anm. 6, 520; ob. Bd. I S. 408, 421).

Durch seine irrtümliche Überzeugung, daß die Sonderberichte des Faustus falsch seien und daß Tigranokerta frühestens unter Theodosius I. wieder an Armenien und Rom zurückgekommen sein könne, im Verein mit dem unbewußten Bestreben, die Glaubwürdigkeit des Faustus nach Möglichkeit in Frage zu ziehen, wird Marquart (a. a. O. S. 89f.) nun zu der höchst seltsamen Behauptung geführt, jene „Erbauung einer Märtyrerkapelle“ in Tigranokert sei „eine bewußte Übertragung der geschichtlichen Gründung der Kirche in Mipherqēt, in welche Marūthā die Gebeine der Märtyrer sammelt, von Marūthā auf Epip'an (S. 89) und ein krasser Anachronismus.“

Und an diese völlig unnötige und aus der Luft gegriffene Behauptung knüpft Marquart seine erstaunliche neue Theorie, nach der der Verfasser der Geschichte des Faustus sich in einer sehr wesentlichen Hinsicht durchweg einer Fälschung schuldig gemacht habe.

„Wenn wir seine,“ des Faustus, „Darstellung verstehen wollen, so müssen wir uns auf seinen selbstgewählten Standpunkt versetzen. Er will die politische und Kirchengeschichte Armeniens im 4. Jahrhundert vom Tode des Königs Trdat und des Apostels Grigor“ (ob. Bd. I S. 17f.) „bis zur Teilung Armeniens“ unter Theodosius „397 (nach Marquart 394, vgl. u. S. 410), bei welcher der größere an Persien fallende Teil dem Armenierkönig Chosrov IV.

(Marquart „III.“), der kleinere Rom zufallende dem Sohne des Pap, Arschak IV. (Marquart „III.“) unterstellt wurde, „schildern und erweckt in dem Leser den Eindruck, daß er den größten Teil dieser Periode als Zeitgenosse miterlebt habe und dem Haupthelden, dem Katholikos Nersēs sehr nahe gestanden sei“, und Marquart ist so erfüllt von dieser seiner neuen Lehre, daß er ganz vergißt, wie sehr sie eine Neuerung ist, für die ihm die Last des von der Forschung zu prüfenden Beweises obliegt und triumphierend ausruft: „Lehmann-Haupt Bd. I 519 glaubt freilich in allem Ernst, daß Faustos diese Ereignisse mit erlebt hat (!)“

Sehen wir uns nun Marquart's Beweisführung näher an.

Weil Faustus seinen Lesern dergestalt Sand in die Augen streuen wolle, darum sage er im sechsten Buche Kap. 5 unter der Überschrift: „Über die Bischöfe Faustos und Zort“: „Um jene Zeit lebte der Bischof Faustos. Dieser war zu den Zeiten des Nersēs in dessen Hause als Geschäftsführer, ebenso Zort, ein Eunuch, mit ihnen. Denn es waren im Innern (Palaste) der Patriarchen . . . unter seiner Gewalt zwölf Bischöfe, seine Beisitzer (Amtsgenossen), Mitarbeiter und Berater — abgesehen von sämtlichen Bischöfen der anderen Gaue, welche unter ihm (standen) — aber diese beiden gehörten zu jenen zwölfen. Und diese waren betraut mit der Aufsicht über die Armenhäuser und waren in allem seine Vertraute in seiner Zeit und in den Jahren Chosrows und Arsaks, der beiden Teilkönige, solange sie am Leben blieben.“

Wenn man eine so erstaunliche Theorie beweisen oder auch nur zur Erwägung stellen wollte, so müßte dargetan werden, daß der betreffende Autor erheblich später gelebt und Tatsachen, von denen er erweislich Kunde haben mußte, unterschlagen hat. Marquart aber behauptet nur, daß er Dinge späterer Zeit, die er nicht erwähnt, weil er sie eben nicht erlebt hat oder weil sie erst im Laufe der späteren Entwicklung bedeutungsvoll wurden, unterschlagen habe, denn er müsse die Gründung der Märtyrerkirche durch Marutha, die er gar nicht nennt, erlebt haben.

Die eben angeführte „Stelle“ des Faustos, „welche auch sonst überaus merkwürdig ist und den Titel *ἐπισκοπος* noch in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts im Sinne eines seiner Verwaltungsbeamten braucht, zeigt uns also“, so bemerkt Marquart S. 90, „den Bischof Faustos, einen Römer von Geschlecht“ (u. S. 411 Abs. 3), als Vorsteher des Armenwesens, d. h. als Archidiakon am Hofe des Katholikos von der Zeit des Nersēs bis in die Regierung der Teilkönige Chosrow „III.“ und Arsak, III.“ — Über die“ — von Marquart in seiner Geschichte der Teilkönigreiche Armenien zu behandelnde — „zweite Teilung Armeniens (389) hinaus durfte der Verfasser die Lebensdauer des Faustos nicht ausdehnen, wenn er nicht aus der Rolle fallen und die Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreiten wollte. Deshalb erwähnt er weder die

Einsetzung des hazarapet Āraṃan (um 389) noch die Geburt des Sahak und Mašt'oc', die damals noch keine Rolle spielten". —

Also selbst Marquart kann mit dem besten Willen dem Faustus nicht nachweisen, daß er etwas, das er erlebt hatte und in seiner Geschichte hätte erwähnen müssen, weggelassen habe.

Seine Geschichte schließt mit der theodosianischen Teilung Armeniens unter Arsachak (III.) und Chosrov (Kap. 1 des sechsten Bandes). Anhangsweise werden dann noch die Bischöfe erwähnt, die in der Zeit nach der Teilung Armeniens von Bedeutung waren, darunter (in Kap. 5) eben Faustus selbst, Zort und in Kap. 6 der Bruder des Faustus Arsostom. „Beide (Brüder) waren von Geschlecht Römer.“

Damit hat Faustus sein Programm, wie er es in der Vorrede formuliert hatte „eine Chronik zu schreiben von der Regierung Chosrov's, des Sohnes Trdat's, bis auf die letzte Zeit der Schwäche der armenischen Könige, und eine solche der obersten Bischöfe Armeniens von dem Oberpriestertume des Wethanes, des Sohnes des ersten Oberpriesters Grigor, an bis auf die letzten“, erfüllt.

Weder seinem Plane noch seinen Lebensumständen nach hatte er Anlaß ein politisches Ereignis, das frühestens um die Zeit und vielleicht erst nach der ‚zweiten Teilung Armeniens‘ erfolgte oder die Geburt von Bischöfen zu erwähnen, die damals noch keine Rolle spielten.

Sein Werk ist durchaus im Einklang mit seinen darin geschilderten Lebensumständen. Er hat nichts unterschlagen oder verhehlt. Ebenso wenig aber läßt sich ihm nachweisen, daß er später Erlebtes anachronistisch in seine behauptete Lebenszeit zurückübertragen hat. Wie gänzlich haltlos die Behauptung der Rückübertragung der Gründung einer Märtyrerkirche von Marutha auf Epiphan ist, die die Grundlage für Marquart's luftiges Gebäude bildet, sahen wir. Daran wird auch dadurch nichts geändert, daß sich an die Gestalt des Epiphan, wie an so viele hervorragende geschichtliche Persönlichkeiten, auch legendenhafte, sagenhafte Züge knüpfen und daß die Lücke zwischen der Berufung der Bischöfe Schalita und Epiphan durch Nerses zu ihrem Lehramte und dessen tatsächlichem Antritt auffällig ist und vielleicht eine Nat zwischen Berichten aus zwei verschiedenen, nicht im vollen Einklang befindlichen Quellen verrät. Um die Beweiskraft eines anderen Anachronismus, den Marquart selbst ohnehin für minder ‚kraß‘ erachtet, steht es nicht besser.

Wenn übrigens Faustus' Bericht über die Tätigkeit des heiligen Epiphan und die Gründung einer Märtyrerkapelle eine Fälschung wäre, wie kommt es dann, daß Marquart die in einem Atem damit gegebene Bezeichnung des Farkin-su als Mamuschegh nicht nur, sondern auch Faustus' gleichzeitige Fest-

stellung, daß Tigranokerta zur Provinz Arzanene gehörte, als zutreffend bewertet, um so mehr als doch Tigranokerta zur Zeit der Gründung der Märtyrerkirche durch den Bischof Marutha, dessen Tätigkeit Faustus auf Epiphan übertragen haben soll, zu Sophanene gehörte!

Darüber beruhigt uns Marquart (S. 93f.) wie folgt:

Die dem Epiphan zugeschriebene Erbauung einer Märtyrerkapelle in Triganokerta sei ein ähnlicher, freilich noch viel „krasserer Anachronismus wie die dem Erleuchter Gregor zugeschriebene Einführung von Reliquien Johannes des Täufers und des Chorbischofs und Märtyrers Athenogenes von Sebaste nach Armenien, die doch erst nach dem Jahre 363 stattgefunden haben“ könne. „Dagegen dürfen wir“, so fährt Marquart fort, „die topographischen Angaben des Faustos um so mehr für zutreffend halten, als er in staatsrechtlichen Fragen eine merkwürdig genaue Kenntnis verrät.“

Statt uns dazu zu verstehen, einem Schriftsteller, der sich auf zwei Gebieten, dem topographischen und dem des Staatsrechtes, derartig beschlagen zeigt, in einem anderen damit aufs engste verknüpften Bereiche als einen Fälscher zu betrachten, werden wir vielmehr den Grund für seine vortreffliche Kenntnis in staatsrechtlichen Fragen in seiner hohen Stellung in der Umgebung des Katholikos Nerses erblicken, wie er sie durchaus sachgemäß und offenbar den Tatsachen entsprechend im Anhang seines Werkes hervortreten läßt.

Historische Maskeraden, wie sie Marquart dem Faustus zuschreibt, kommen ja vor, und sind auch bei armenischen Autoren nicht ohne Beispiel. Will Marquart derartiges für Faustus beweisen, so müßte er ganz von neuem beginnen. Einstweilen liegt für seine Behauptung keinerlei stichhaltiger Beweis vor.

Für die Beurteilung des Faustus und des allgemeinen Mißtrauens, das Marquart den von ihm allein vertretenen Nachrichten entgegenbringt, kommt noch ein weiterer Gesichtspunkt bedeutsam in Betracht.

Wir sind gewöhnt, die Armenien betreffenden Kämpfe und Verträge zwischen dem römischen und dem sassanidischen Reiche im 3. und 4. Jahrhundert lediglich vom Standpunkte dieser beiden Staatswesen, Armenien und die Armenier dabei nur als untergeordnet und mehr oder weniger leidend zu betrachten.

Nun ist ohnehin bekannt und die jüngste Zeit hat es aufs neue gelehrt, daß die von derartigen Abmachungen Betroffenen sich keineswegs immer stillschweigend und gehorsam fügen. Man denke nur an Fiume und die Italiener, an Kärnten und die Jugoslawen, an die von den Franzosen unterstützten Übergriffe der Polen in Oberschlesien auch nach dem klaren Abstimmungsergebnis.

Mit Armenien liegt die Sache aber noch wesentlich anders. Faustus und die übrigen älteren armenischen Historiker betrachteten Armenien nicht als Pufferstaat, sondern als einen den beiden übrigen Reichen ebenbürtigen Staat, die Armenier als ein den Römern und Persern gleichgestelltes Volk. Die Abmachungen des jovianischen Friedens und andere derartige Vorgänge gelten ihm keineswegs in der gleichen Weise als bindend und glatt erledigt, wie den griechisch-römischen Autoren, einem Petrus Patricius, Ammianus Marcellinus usw. Zu dieser griechisch-römischen stimmte sicher auch die persische Auffassung, wenn das auch bei Tabarf (Gesch. d. Pers. u. Araber z. Zeit der Sasaniden übers. v. Th. Nöldeke S. 63f. m. Anm. 1) nicht hervortritt. Diese Auffassung wird für Marquart — ihm selber unbewußt — als einer der Gründe ins Gewicht fallen, warum er den Sondernachrichten des Faustus so abweisend gegenübersteht.

Der in staatsrechtlichen Fragen so wohl beschlagene Faustus — um nur diesen ins Auge zu fassen — war aber zu dieser Auffassung nicht nur tatsächlich und gefühlsmäßig, sondern bis zu einem gewissen Grade auch staatsrechtlich befugt.

Denn die armenischen Gebiete, die im diokletianischen Frieden 297 an Rom kamen, wurden dem römischen Reiche und seiner Verwaltung nicht einverleibt, sondern behielten ihre frühere Verwaltung bei; sie waren als ‚Satrapien‘ Fremdkörper im römischen Reiche, oder vielmehr, sie galten überhaupt nicht als zugehörig sondern nur als angegliedert. Das änderte sich auch nach dem jovianischen Frieden und nach der theodosianischen Teilung mitnichten, so sehr dadurch Umfang und Bestand der den Römern zu fallenden armenischen Gebieten umgestaltet wurden.

Die folgenden Ausführungen sind Ergänzungen und teilweise Berichtigungen zu meinen früheren Darlegungen (Bd. I S. 19ff., 518ff.) auf Grund meiner im Artikel ‚Satrap‘ in der Realenzyklopädie des klassischen Altertums (2. Aufl., II. Reihe, 3. Halbband S. 178ff.), geführten Sonderuntersuchung.

Im diokletianischen Frieden 297 n. Chr. hatten die Römer folgende neun Landschaften erworben: Ingilene, Sophene, Anzitene, Sophanene, Arzanene, Moxoëne (ob. Bd. I S. 19, II S. 407), Korduëne, Zabdicene, Rehimene. Im jovianischen Frieden gaben sie davon die vier jenseits des Tigris gelegenen Arzanene, Moxoëne, Korduene, Rehimene und außerdem die teilweise diesseits des Tigris gelegene Landschaft Zabdicene zurück.

Bei der Teilung unter Theodosius I. wurden von den Arsach IV. unterstellten, ohnehin erheblich kleineren Provinzen zwei sogleich abgetrennt und als Satrapien dem römischen Reiche unmittelbar angegliedert: das Land um das heutige Palu (altarm. Balu), die Balabitene (arm. Balahovit), und die östlich daran stoßende Landschaft Asthianene (arm.

Hasteank'). Diese beiden Landschaften bildeten mit den vier im Jahre 361 bei Rom verbliebenen Gebieten Sophene, Anzitene, Ingilene, Sophanene die sechs römischen Satrapien, das Gebiet der sog. ἔθνη oder gentes, und so blieb es, bis Kaiser Justinian im Jahre 536 durch die Novelle 31 die Satrapien abschaffte und ihr Gebiet als Armenia Quarta der regelmäßigen byzantinisch-römischen Provinzialverwaltung unterstellte (ob. Bd. I S. 22).

Es handelte sich also um 11 armenische Provinzen oder Kantone, von denen vier, nämlich Sophene, Anzitene, Ingilene, Sophanene von 297—536 n. Chr., fünf, nämlich Arzanene, Moxoëne, Korduëne, Zabdicene, Rehimene nur von 297—363, und zwei, Balabitene und Asthianene von 387 bis 536 als Satrapien zum römischen Reiche gehörten. Über die eigentümliche staatsrechtliche Sonderstellung dieser Satrapien gewinnen wir aus Justinians Erlassen und den Berichten seines Zeitgenossen, des bedeutenden Historikers Prokop, sehr belangreiche Aufschlüsse.

Justinian sagt ausdrücklich, der Satrapentitel „ist kein römischer Amtstitel und stammt nicht von unseren Alvordern, sondern ist aus einer anderen Staatsordnung bei uns eingeführt worden.“

Und Prokop betont, daß es sich um armenische Satrapen, mit lebenslänglicher, in ihrer Familie erblicher Würde handelte, die ihre Insignien vom Kaiser erhielten. Prokop's Schilderung dieser Abzeichen ist nicht nur trachtengeschichtlich fesselnd, sondern auch staatsrechtlich bedeutungsvoll.

„Den Mantel bildet der Purpurornat aus Wolle, doch nicht aus solcher, wie sie von Schafen kommt; sie wird aus dem Meere gewonnen. ‚Pinnai‘ ist der Name für diese Seetiere, an welchen solche Wollbildung vor sich geht. Von Gold ist derjenige Teil des Purpurornates eingenommen, auf welchem sonst“ (bei den anderen Ornaten, die nicht selbst schon purpurn sind) „der Purpureinsatz angebracht zu werden pflegt. Auf dem Mantel ist eine goldene Agraffe aufgesetzt, die einen Edelstein rings umschließt, von welchem an lose herabhängenden Goldkettchen drei Hyacinthe hängen. Das Gewand selbst besteht aus Seide und ist durchweg mit jenen Goldverzierungen geschmückt, die man Flaumstickerei nennt. Die Schuhe reichen bis zum Knie und sind rot, wie sie nur die Beherrscher des römischen und persischen Reiches zu tragen berechtigt sind.“

Die Satrapen hatten, wie gleichfalls Prokop betont, keine römischen Truppen zur Verfügung, sondern nur ihre eigenen Leute und fühlten sich, wie Güterbock daraus mit Recht folgert, als Vasallen des armenischen Königs, solange das armenische Königtum bestand, wie es für die von Faustus geschilderte Zeit zutrifft.

Später beteiligten sich, wie Prokop dann weiter berichtet, einige von den Satrapen an dem Aufstand des Leontius gegen den Kaiser Zenon (479—491).



Nachdem Zeno den Aufstand niedergeschlagen und die beiden Empörer hatte töten lassen (488), „da beließ er einen Satrapen, der die geringfügigste und unbedeutendste Herrschaft, nämlich die Balabitene hatte, in seiner bisherigen Stellung, setzte aber die übrigen alle ab und hob die Erbberechtigung auf mit der Bestimmung, daß die Satrapen künftig wie die andern Behörden im Reiche immer nach des Kaisers Willen auf so lange, als es ihm beliebte ernannt werden sollten. Aber auch so standen keine römischen Soldaten unter ihrem Befehl und sie waren nicht“ — so wenig wie der Comes Armeniae — „in der Lage, die Grenzen zu schützen“.

Erst Kaiser Justinian gab Armenien eine Militärorganisation (Codex I const. 29). Nach seinem Regierungsantritt hatte er zu den in Armenien besonders in den Grenzgebieten vorhandenen irregulären Truppen (Praesentales, Orientales und sonstige Agmina) aus eigenen Mitteln neue hinzugefügt. Dann hob er das Amt des Comes Armeniae auf und unterstellte ganz Armenien, nämlich Groß-Armenien, ferner das erste, das zweite Armenien mit dem Pontus Polemoniacy (ob. B. I S. 492ff., Bd. II S. 403) und die Gentes einem Magister Militum, dem wiederum duces unterstanden, von denen in den Satrapien zwei residierten, nämlich in Martyropolis und in Kitharizon, das in dem zu Sophanene gehörigen Gau Asthianene belegen war. Damit verloren dann die Satrapen alle militärischen Befugnisse und blieben nur noch Zivilverwalter in ihren Gebieten, bis dann nach weiteren 8 Jahren Justinian in der Novelle 31 die Satrapien gänzlich beseitigte, indem er die gründliche Veränderung eintreten ließ, von der schon (oben Bd. I S. 22 und soeben S. 414) die Rede gewesen ist. Eben durch die Abschaffung des Satrapienamtes durch Justinian, den Schöpfer des Corpus juris civilis sind die letzten Phasen der tausendjährigen Geschichte dieses von Haus aus altpersischen Amtes als — freilich unverständliche — Bestandteile des im Gebiet des gemeinen Rechtes und damit bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland und Österreich gültigen justinianischen Gesetzbuches auf uns gekommen. —

Da nun in diesen Satrapien niemals ein römischer Soldat zur Verfügung stand, so ist es natürlich, daß die römische Reichsgewalt vielfach nur auf dem Papiere stand, und wir verstehen es nun um so besser, warum sich Arsak III., Pap's Vater, wie Faustus berichtet, noch längere Zeit nach dem jovianischen Frieden dank der Treue seiner Untertanen und der Anhänglichkeit seiner Vasallen halten konnte, obgleich ihn die Römer hatten fallen lassen (ob. Bd. I S. 409), und wie erst, als sich seine Vasallen von ihm abwandten, sich sein Geschick erfüllte. Wir verstehen es, daß damit im Zusammenhang nach dem jovianischen Frieden Schâpûr in Arzanene einfallen und Tigranokerta und andere Städte erobern konnte. Wir begreifen es, daß dann unter Pap

der Oberstkommandierende der armenischen Truppen Muschegh die von dem Armenierkönig abgefallenen Grenzlandschaften wie die Arzanene wieder unter des armenischen Königs Botmäßigkeit bringen konnte, ohne daß das staatsrechtlich ohne weiteres einen Zuwachs des römischen Reichsgebietes bedeutet hätte.

Damit wird nun der noch nicht berücksichtigte Teil von Marquart's Beweisführung gegen Faustus erledigt; seine Behauptung nämlich (S. 110): „Daß aber die Armenier und ihre Beschützer, die Römer, unter Pap nicht daran denken konnten, entgegen dem Frieden des Jovian, die Provinz Alznik“ (Arzanene) „wiederzuerobern“, daß sie sich vielmehr auch in den nördlich vom Antitauros gelegenen Landschaften nur mit Mühe zu behaupten vermochten und der Kriegsschauplatz auch in der letzten Zeit des Pap viel weiter nördlich, nämlich in Bagrevand an der Quelle des Aracani gelegen war, lehren die Berichte der Ammian und Faustos übereinstimmend mit voller Deutlichkeit.“

Ammian und Faustos berichten allerdings beide über Kämpfe in jenen nördlicheren Gebieten. Faustus aber gibt dann ausführliche Nachrichten, wie nach dem Siege über die Perser in Atropatene (371) Pap's General Muschegh sich gegen die Gebiete wandte, die teils in Übereinstimmung mit dem jovianischen Frieden (so Arzanene) teils im Gegensatz zu diesem (so Sophanene) zu den Persern abgefallen waren.

Wo Faustus allein berichtet aber, ist er für Marquart auf Grund seiner eben als irrig gekennzeichneten Gesamtanschauung nicht vorhanden. Diese Haltung Marquart's widerspricht aber auch allen Grundsätzen gesunder Quellenforschung. Ist eine Quelle wertvoll genug, um sich auf sie zu berufen, wenn sie mit einer anderen, gänzlich andersgearteten übereinstimmt, so hat sie auch Anspruch auf Beachtung in den Teilen, die sie allein berichtet, solange diese Berichte nicht durch entgegenstehende Berichte von größerer Authenticität widerlegt werden.

Marquart stellt es nun so hin, als habe Marutha die Stadt, in der er seine Märtyrerkirche baute, zerstört vorgefunden und neu erbauen müssen und leitet daraus (S. 110) eine von mir angeblich übersehene Schwierigkeit her. Man müsse nämlich nach dem ersten, Pap zu verdankenden Wiederaufbau der von Schâpûr nach dem jovianischen Frieden — wie Marquart fälschlich annimmt, bereits vorher 359 — zerstörten Stadt (durch Pap) dann wieder eine spätere Zerstörung annehmen, die dann zum zweiten Male durch Marutha wieder aufgebaut worden sei.

In Wahrheit wird weder vom heiligen Epiphan noch auch vom Bischof Marutha behauptet, daß sie die Stadt, in der sie, der eine eine Märtyrerkapelle, der andere seine große Märtyrerkirche errichtete, neu erbaut hätten.

Für Epiphan gibt der Wortlaut von Faustus' Bericht dazu gar keinen Anhalt (s. ob. S. 399), und von Marutha heißt es auch lediglich, daß er zur Zeit des Kaisers Theodosius II. (408—450) und des Perserkönigs Jezdegerd I. (438—457) den Kaiser gebeten habe, „die Stadt von Tsophkh-Sophanene, d. i. eben Tigranokerta-Martyropolis zu befestigen und eine Kirche darin zu erbauen; dort wolle er die Gebeine der Heiligen sammeln und die Stadt wolle er ‚Märtyrerstadt‘ nennen. So sammelte Marutha die Gebeine der Märtyrer in der Stadt Nphrkert und starb später in der Stadt der Märtyrer“.

Im übrigen zeigt ja der Zustand der griechischen Inschrift des Pap, wie sie an ihrer alten Stelle am Tore der Stadt Triganokerta verstümmelt und in unrichtiger Reihenfolge der Quadern, die sie tragen, wieder eingemauert worden ist, daß es auch nach der Wiedereroberung und dem Wiederaufbau durch Pap noch Kämpfe in diesen Grenzgebieten gegeben hat, unter denen auch Triganokerta-Martyropolis hat leiden müssen. Und so ist ebenso gut denkbar, daß diese Wiedereinsetzung der Inschrift an ihrer früheren Stelle eben damals geschah, als Theodosius II. sie auf Marutha's Veranlassung befestigte, als es auch vorher und selbst später, zum Beispiel bei dem Besitzwechsel in den Jahren 589 und 591 und in den damit zusammenhängenden Kämpfen, der Fall gewesen sein kann.

Die von Marquart entdeckte, von mir „übersehene“ vermeintliche „Schwierigkeit“ ist also überhaupt nicht vorhanden.

Hiermit darf die Gleichsetzung von Tigranokerta und Martyropolis mit Maijâfâriqîn und die Zuweisung der dort gefundenen griechischen Inschrift an König Pap als endgültig gesichert gelten — ein Ergebnis, zu dem gerade auch Marquart durch seine Bestimmung des Flusses Mamushegh auf den Farkin-su das Seinige beigetragen hat. —

Von Farkin hatte mich seinerzeit mein Weg zu der Felsenfeste Boschat auf der Höhe der Hazru-daghlary geführt. Die Felsskulptur, die ich dort fand und die oben Band I S. 418 nach meiner Skizze wiedergegeben ist, hatte ich auf Schâpûr II. gedeutet, hinter dem ein Vertreter des von ihm unterworfenen armenischen Volkes stünde.

Diese Deutung läßt sich aber nicht aufrecht erhalten, und zwar ergibt sich der Einwand auf der Bartform der Reitergestalt, wie sie die von mir an Ort und Stelle angefertigte Skizze zeigt, nach der E. Herzfeld die Zeichnung angefertigt hat, die der obigen Wiedergabe zugrunde liegt.

Da die Felsskulptur nur unvollkommen und zudem schlecht beleuchtet war, kann die Wiedergabe naturgemäß nur oberflächlich sein, aber es ist deutlich ersichtlich, daß der zu Pferd dargestellte Herrscher einen Vollbart trägt. Bei der schon oben erwähnten Gelegenheit machte nun Unger darauf aufmerksam, daß nur die drei ersten Sassaniden-Könige Ardaschir I.,

Schâpûr I. und Warahran überhaupt nach ihren Münzen und Skulpturen bärtig dargestellt wurden. Einen langen und nach unten nicht spitz zulaufenden Vollbart, wie ihn der Reiter von Boschat zeigt, hat aber allein der Begründer der Dynastie Ardaschir I. getragen, so daß die Deutung auf Schâpûr II. nicht zutreffen würde. Es ist als wesentlich zu bemerken, daß überhaupt für die Zuweisung der sassanidischen Felsskulpturen, die nur selten durch eine Inschrift näher bestimmt sind, die Münzbilder der sassanidischen Herrscher eine Hauptrolle spielen; wobei als ein — bei so kleinen Abbildungen — einigermaßen deutlich hervortretendes Merkmal die Bartracht eine bedeutende Rolle spielt.

So ist denn in der großen Ausgabe und Bearbeitung der iranischen Felsreliefs von Sarre und Herzfeld folgendes festgestellt worden. Ardaschir I. trägt nach seinen Münzen einen langen Vollbart, Schâpûr I. einen kurzen Backenbart. Dessen Nachfolger Warahran I. trägt auf einer Münze nach Herzfeld (Abb. 85) einen kurzen, auf einer anderen Berliner Münze dagegen einen längeren Vollbart. Alle übrigen späteren Herrscher tragen nur kurze Bärte.

Da nun unter Warahran nichts von Verwicklungen mit Armenien bekannt ist, so bleibt für die Skulptur von Boschat, wenn anders meine Zeichnung richtig ist, nur die eine Deutung auf Ardaschir I., den Begründer der Sassaniden-Dynastie übrig.

Dadurch wird nun ein bisher ungelöstes Problem in dem Sinne entschieden, wie ich es stillschweigend bereits oben Bd. I S. 17 angenommen hatte.

Über die Jugendgeschichte und den Regierungsantritt Tiridates' I., des Sohnes des im Jahre 238 auf Befehl des persischen Sassaniden Ardaschir I. ermordeten König Chosrov herrscht infolge von abweichenden Berichten der Quellen eine weitgehende Unklarheit. Nach Cassius Dio LXXX, 3, 3 griff Ardaschir im Jahre 228 Armenien an, wurde aber besiegt und mußte sich zurückziehen. In dem Kriege, den Kaiser Severus Alexander von 231 bis 233 mit den Persern führte, waren die Armenier mit den Römern verbündet und nach Herodian VI, 5, 5ff. fiel ein Teil des römischen Heeres durch Armenien in Medien ein, verheerte das Land, verbrannte die Dörfer und führte Leute weg, ohne daß Ardaschir mit seiner auf dem gebirgigen Gelände unbrauchbaren Reiterei diese verhindern konnte. Weiter im Süden des Perserreiches wurden die Perser gleichfalls in einer großen Schlacht von einer anderen römischen Heeresabteilung besiegt und infolge der an verschiedenen Stellen erlittenen Verluste wurden sie so geschwächt, daß sie sich drei oder vier Jahre, d. h. bis zum Jahre 236 oder 237 ruhig verhalten mußten.

Damit stimmt im wesentlichen die bei dem armenischen Schriftsteller

Agathangelos verwertete vortreffliche Quelle, die das Leben des heiligen Gregor schilderte, überein. Danach habe der König von Armenien Chosrov, unterstützt namentlich von Kaukasus-Völkern, einen Angriffskrieg gegen Ardaschir eröffnet und zehn Jahre lang bis zu seiner Ermordung Jahr für Jahr Heereszüge in das persische Reich unternommen, auf denen er Assyrien verwüstet habe, ja selbst bis zum Lande der Araber vorgedrungen sei. Die zehn Jahre dieser Kriegszüge von Armenien reichen von 228 bis 237. Ihr Ende fällt mit dem Ablauf eben jener drei oder vier Jahre zusammen, während derer Ardaschir nach Beendigung des Krieges zwischen Römern und Persern nach Herodian nichts unternehmen konnte.

Der Biograph des heiligen Gregor berichtet nun weiter, daß Chosrov im Jahre 238 auf Anstiften der Perser ermordet und bald darauf Armenien von Ardaschir erobert wurde, während Chosrov's noch im Kindesalter stehenden Sohn Trdat bei den Römern in Sicherheit gebracht wurde. Und der Tatsache, daß der König Tiridates von seiner Kindheit an auf griechischem Gebiet erzogen worden sei, gedenkt auch ein offizielles Aktenstück, das bei Elisaeus Kap. 3 überlieferte Schreiben des armenischen Adels an Kaiser Theodosius II.

Die griechischen Berichte (Zonaras XII 19, Euagrius V 7) geben dagegen Folgendes. Kaiser Philippus, der Nachfolger des Gordian, habe im Frieden des Jahres 244 Armenien zugleich mit Mesopotamien Schâpûr dem Ersten preisgegeben, nach kurzer Zeit aber den Vertrag gebrochen und das Land als ihm gehörig beansprucht. Erst unter der Regierung des Kaisers Gallus 252 oder 253 waren die Perser nach Zonaras (XII 21) imstande, sich in den Besitz von Armenien zu setzen, „nachdem der König Tiridates geflohen, seine Kinder aber den Persern zugefallen waren“. A. v. Gutschmid nimmt an, daß die griechischen Historiker insofern Recht hätten, als die Ermordung des Chosrov im Jahre 238 zunächst ohne allen Einfluß auf die Geschehnisse Armeniens geblieben, dem Ermordeten sein Sohn Tiridates im zartesten Kindesalter gefolgt sei. Erst 252 oder 253 sei es den Persern im Bunde mit den Brüdern des Chosrov gelungen, jenen Trdat, ehe er noch erwachsen war, zu vertreiben und sich Armeniens zu bemächtigen. Es unterliege ferner keinem Zweifel, daß nicht Ardaschir, sondern sein Sohn Schâpûr (I.) der Eroberer von Armenien sei.

A. v. Gutschmid glaubt auch erklären zu können, wie die Armenier zu dem seines Erachtens falschen Namen des Eroberers ihres Landes gekommen seien. Es gab einen Grenzgraben und Grenzmarken, die als die ‚Ardaschirischen‘ bezeichnet wurden, „und man leitete den Namen bald von dem Sassaniden Ardaschir, bald von einem alten armenischen Könige gleichen

Namens her (Mos. Chor. II 56); gewiß“, so bemerkt Gutschmid, „war die letztere Erklärung die einzig richtige“.

Daß die Wiedereinsetzung des Tiridates in Armenien durch die Römer im Zusammenhang mit dem Siege steht, den der mit Rom verbündete Herrscher Odenathus von Palmyra über die Perser 251 erfocht, hat Gutschmid nachgewiesen. Der Tod des Chosrov im Jahre 238 und die Wiedereinsetzung des Tiridates 261 stehen also fest, so wie ich sie oben Bd. I S. 17 in Übereinstimmung mit Gelzer und im bewußten Widerspruch zu der früheren, z. B. bei Gibbon vertretenen Auffassung dargestellt habe. Wann aber Tiridates auf römisches Gebiet geflüchtet war, blieb unklar.

Jetzt ergibt sich durch die Zuweisung der Skulptur von Boschat an Ardaschir I., daß die armenische Überlieferung im Rechte war, als sie die Eroberung Armeniens bereits dem Ardaschir zuschrieb, denn er ist es, der dort in Armenien einreitend und einem in unterwürfiger Haltung ihm Gegenüberstehenden die Wegeweisend dargestellt ist.

A. v. Gutschmid war im Irrtum, als er Zonaras folgend annahm, Tiridates sei zunächst seinem Vater im zarten Kindesalter gefolgt und dann, noch ehe er erwachsen war, von Schâpûr I. vertrieben worden. Zonaras hat vielmehr die Flucht des jungen Armenier-Königs verspätet an der Stelle berichtet, wo es darauf ankam, zu erklären, wieso die Perser Armenien hatten in Besitz nehmen können. An der vorausgehenden Stelle über Kaiser Philippus (Zon. XII 19, vgl. Euag. V 7) ist ja auch nichts weiter mit Sicherheit berichtet, als daß der Kaiser Armenien, das also nicht eigentlich in seinen Händen war, den Persern zugestanden hätte. Gutschmid bemerkt dazu (Kl. Schriften III 403, Anm. 1), daß hier wohl eine Übertreibung im Ausdruck vorliege: „Philippus wird unter allerlei Vorwänden sich der Ausführung der Friedensbestimmungen zu entziehen gesucht und den Widerstand der Armenier unter der Hand begünstigt haben“.

Was Schâpûr I. anlangt, so wird soviel richtig sein, daß die Armenier mit Hilfe der Römer von der persischen Herrschaft loszukommen suchten und daß deshalb in den Jahren 252—53 Schâpûr I. die Herrschaft über Armenien, die sich gelockert hatte, aufs neue befestigte.

Die Eroberung Armeniens durch Ardaschir muß nach dem eben Dargelegten in die Zeit zwischen der Ermordung des Chosrov 238 und dem Tod Ardaschir's 241 erfolgt sein, und auch die noch verbleibende Frage, wer es denn nun ist, der auf der Skulptur von Boschat als von Ardaschir I. eingeführt dargestellt wird, läßt sich beantworten.

Es muß einer der Oheime des Tiridates gewesen sein, die an der Er-

mordung ihres Bruders Chosrov beteiligt waren. In jenem Schreiben des armenischen Adels an Theodosius II. wird daran erinnert, daß König Trdat, gerade um diesen grausamen und vatermörderischen Oheimen zu entgehen, auf griechischem Gebiete erzogen worden sei.

Wenn Zonaras, der die Flucht des Tiridates, wie wir sahen, viel zu spät setzt, bemerkt, daß Tiridates floh, seine Söhne aber den Persern sich zuwendeten (*τῶν δὲ παίδων ἐκείνου προσφύγων τοῖς Πέρσαις*), so liegt hier m. E. der Irrtum darin, daß, während es sich um seine Brüder, die Söhne seines Vaters handelte, die Söhne des ermordeten Chosrov genannt sind, wie denn Gutschmid in der Angabe der armenischen Quellen, die Brüder des Chosrov seien die Helfershelfer der Perser gewesen, eine Brücke erblickt zu Zonaras, der im Gegensatz zu dem Könige Tiridates, welcher floh, andere Armenier den Persern zufallen läßt.

Gutschmid wollte bei Zonaras das *ΠΑΙΔΩΝ* „Kinder“ als einen handschriftlichen Fehler für *ΠΟΛΙΤΩΝ* „Bürger“ betrachten.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß der Irrtum einen anderen Ursprung hat, auch wäre mit der Verbesserung wenig gewonnen, denn daß die (alle) Bürger des Tiridates zu den Persern übergegangen wären, hat doch sicher nicht gesagt werden sollen.

So zeitigt die Skulptur von Boschat ein wichtiges geschichtliches Ergebnis, und wir brauchen nicht mehr mit A. v. Gutschmid die Tatsache „daß im Gedächtnis der Späteren sich die Eroberung Armeniens durch die Perser an die Ermordung Chosrov's unmittelbar anschloß, teils aus dem optischen Gesetze zu erklären, nach welchem die Entfernungen in den Augen der Fernerstehenden sich verkürzen, teils aus dem poetischen Bedürfnis der Volkssage, für die hier der Tod der Helden der einzig passende Abschnitt war“. Vielmehr ist Tiridates wirklich nach der Ermordung seines Vaters zunächst bei den Römern in Sicherheit gebracht worden und in der Folge Armenien noch von Ardaschir I. erobert und einem der Brüder und Mörder des Chosrov unterstellt worden. Nach dem Sassaniden Ardaschir I. und nicht nach einem sagenhaften altarmenischen König waren denn auch jene „ardaschirischen“ Grenzanlagen bezeichnet.

So erhalten wir wiederum (vgl. ob. Bd. I S. 170f.), diesmal durch die Skulptur von Boschat als ein gleichzeitiges orientalisches Kunstwerk, mittelbar eine Bestätigung für die Zuverlässigkeit der Berichte der besseren armenischen Autoren, — Berichte, die man gewiß nicht ohne kritische Prüfung hinnehmen darf, denen aber gemäß der vielfach herrschenden Neigung jedes widersprechende griechisch-römische Zeugnis vorzuziehen sicher kein Grund vorliegt. —

Von Farkin führte mich der Weg, wie oben Bd. I Kap. 14 geschildert ist,

zum Tigristunnel. Der Tunnel und seine Inschriften müssen uns aber noch einmal beschäftigen, weil E. Unger meiner Zuweisung aller vier Inschriften Salmanassars III. in das 15. Regierungsjahr entgegengetreten ist. Wenn er auch darin, wie sich zeigen wird, im Irrtum war, so hat er doch auf Tatsachen hingewiesen, die unsere Kunde und Vorstellung des gesamten Sachverhaltes vertiefen.

Dieser Sachverhalt sei zunächst kurz in Erinnerung gebracht.

Am Ausgang des Tigristunnels bei Lidje befinden sich außer einer Inschrift Tiglatpilesers I. (Nr. I) zwei Inschriften (Nr. II und III) Salmanassars III., der 860—25 oder richtiger wohl 859—824 herrschte, und an der dem Tunnelausgang benachbarten „oberen Höhle“ zwei weitere desselben Königs. Beide Inschriftenpaare laufen einander parallel. Sie sind im wesentlichen, wenn auch nicht durchweg, gleichlautende Duplikate. Die längeren, II und IV, stehen an erster Stelle — II an der rechten Tunnelwand neben der Inschrift Tiglatpilesers I. (ob. Bd. I 433), aber etwas weiter tunneleinwärts als diese; IV an der Außenwand der „oberen Höhle“ unmittelbar über V — und sind jede mit dem Bildnis des Königs versehen. Die Inschriften III — erheblich weiter tunneleinwärts als II und wegen Raum-mangels auf zwei durch einen Felsvorsprung getrennte Abschnitte der Tunnelwandung verteilt — und V schließen beide mit den Worten: „Zum dritten Male zog ich nach Naŕi, an der Quelle des Tigris schrieb ich meinen Namen ein“.

Salmanassar hatte nach seinen Annalen viermal mit Naŕi zu tun. In seinem Anfangsjahr, im 3., 7. und 15. Regierungsjahr. Sowohl im 7. wie im 15. Jahre besuchte er nach seinen Annalen eine Tigrisquelle und brachte sein Bildnis daran an.

Man würde also zunächst annehmen, die vom dritten Naŕi-Zuge her-rührenden Inschriften III und V wären im 7. Regierungsjahre angebracht. Das läßt sich jedoch, wie oben (Bd. I S. 455) gezeigt, nicht aufrecht erhalten. Denn die vorangehenden Inschriften II und IV erwähnen nicht nur den ins 9. Regierungsjahr fallenden Zug gegen Chaldäa in Südbabylonien, sondern auch den vierten, und berichten von den Kämpfen, die Salmanassar mit der von Adad-idri von Damaskus und Irchulini von Hamat geleiteten Koalition auszufechten hatte, und dieser vierte Kriegszug gegen Syrien fand im 14. Regierungsjahr statt: Mithin können die beiden Inschriftenpaare erst bei dem Besuch im 15. Jahre angebracht sein, der also während des dritten Zuges nach Naŕi stattgefunden haben muß. Der erste und zweite Besuch fielen ins Anfangs- und ins dritte Regierungsjahr, im siebenten Jahre dagegen wurde eine andere Quelle besucht. Bei näherem Zusehen findet man denn auch, daß Salmanassar III. in diesem siebenten Jahre nicht nach Naŕi zog, sondern nur den Tribut von Naŕi im Gebiet von Til-Abni, das



nicht dazu gehörte, empfing, und vor allem, daß für das 15. Regierungsjahr ausdrücklich der Besuch des Tunnels („am Ausgang seines Tunnels“), erwähnt wird, dagegen im 7. Jahre „der Ort, wo das Hervorquellen des Wassers gelegen ist“ (ob. Bd. I 456). Im 7. Jahre galt also der Königsbesuch einer anderen Tigrisquelle, offenbar der Quelle des Argana-su (vgl. u. S. 429), desjenigen Armes des Westtigris, den wir heute als dessen eigentlichen Quellfluß betrachten.

Nach E. Unger's Ansicht sollen aber im 15., dem letzten von allen in Betracht kommenden Regierungsjahren gerade die je an erster Stelle stehenden beiden Inschriften II und IV angebracht worden sein, dagegen die je an letzter Stelle stehenden Inschriften III und V aus dem 7. Regierungsjahre stammen.

Unger's Annahme: daß die später mit der Inschrift II ausgefüllte Stelle für die Anbringung der älteren Inschrift III verschmälert wurde, erkläre sich aus ihrer für die Anbringung einer Inschrift sehr ungünstigen Beschaffenheit, trifft nicht zu. Denn die Stelle, an der sich II befindet, ist dafür noch viel ungünstiger. Hat doch der Steinmetz die Inschrift in zwei ganz getrennte Teile zerreißen müssen, ganz abgesehen davon, daß die Inschrift III für jeden Leser äußerst schwer erreichbar ist und außerdem, weil im Innersten des dunklen Tunnelleinganges befindlich, die allerungünstigsten Beleuchtungsverhältnisse hat. Undenkbar, daß ein königlicher Steinmetz die Stelle von III bevorzugt hätte, solange die von II frei war!

Aber damit nicht genug. Unger muß auch annehmen, daß das Bild Salmanassar's II., welches die Inschrift II begleitet und so eng mit ihr verknüpft ist, daß es überhaupt unmöglich ist sie abzuklatschen, ohne daß das Reliefbild rechts neben den Zeilen erscheint (s. die photographische Wiedergabe des Abklatsches Materialien Tafel II) — daß dieses Bild vielmehr zu der nach Unger 8 Jahre früher eingegrabenen Inschrift III gehöre, die von ihm durch einen weiten Zwischenraum getrennt ist. Ja, man kann wegen des dazwischen liegenden Felsvorsprunges von der Inschrift III aus das Königsbild bei II nicht einmal erblicken!

Unger's Bemühungen, das Relief zu II mit III zu verbinden und damit seiner Annahme, die Inschrift III stamme aus dem 7. Jahre, in welchem der König nach seinen Annalen sein Königsbild an der Tigrisquelle errichtet habe, zur Anerkennung zu verhelfen, beruhen auf einer irrigen Vorstellung von den am Eingang des Tigristunnels obwaltenden räumlichen Verhältnissen.

Die Entfernung zwischen der Inschrift II, III übertrifft meiner Erinnerung nach die Lücke zwischen der Inschrift Tiglatpileser's (Nr. I) und II um ein Vielfaches. I und II stehen verhältnismäßig nahe zusammen. III bildet mit seinen beiden Hälften eine weit davon getrennte, gesonderte Gruppe.



Bronzetore Salmanassars III. von Balawat, Platte D (J), Abschnitt 6.

Es ist allerdings, wie sich nunmehr zeigt, ein Fehler, daß von unserer Expedition keine genauen Messungen über die Entfernungen der Inschriften voneinander veröffentlicht worden sind. Aber für jeden, der die Örtlichkeit kennt, ist die Annahme, das bei II befindliche Königsbild gehöre zu der Inschrift III, schlechterdings ausgeschlossen.

Dem gegenüber ist auch die Tatsache belanglos, das von der Inschrift II einige Zeichen auf das Gewand der Königsfigur übergreifen: „solche Rücksichtslosigkeit hätte der Steinmetz kaum begangen, wenn das Relief sein eigenes, nicht ein älteres Werk gewesen wäre“. Der Steinmetz von I vermied allerdings dasselbe Verfahren gegenüber seinem Tiglatpileserrelief: in dem Einen Fall, wo er mit seinem Raume nicht auskam, übersprang er die Figur und brachte das Zeichen des Gottes Nusku in dem Namen Mutakkil-Nusku — so hieß der Großvater Tiglatpilesers I. — erst an deren rechter Seite an.

Aber im übrigen ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß die assyrischen Königs-Inschriften auf das Gewand der Könige oder gar der Götter übergreifen. So geschieht es auf der Stele Sargons I. aus Cyprien, auf der Assurhaddon-Steile von Sendjirli, auf den Reliefs Assurnaßirabals III., des Vaters unseres Salmanassar III., und auf den unter Semiramis und ihrem Sohne



Bronzetore Salmanassars III. von Balawat, Platte D(J), Abschnitt 7.

Adadnirari gesetzten Statuten des Gottes Nebo (ob. S. 253f.). Der vorhandene Raum reichte eben für die groß ausgeführte Inschrift nicht aus, daher konnte der Schreiber die Königsfigur in diesem Falle nicht schonen.

Das an der oberen Höhle mit der Inschrift IV in eben demselben nahen Zusammenhange stehende Königsbild etwa der Inschrift V zuzuweisen, fällt Unger nicht bei, weil es in diesem Falle zu seiner Theorie, die Inschrift IV stamme aus dem 15. Jahre, paßt. Damit spricht er aber seiner Abtrennung des Bildes am Tunnel von der zugehörigen Inschrift das Urteil.

Daß die zweiten Teile (III und V) der beiden Inschriftenpaare für Ein Zeichen eine von II und IV abweichende Schreibweise erkennen lassen, was auf verschiedene Schreiberhände schließen läßt, ist auch kein Grund, sie verschiedenen Jahren zuzuschreiben. Auch nach unserer Annahme müssen die allgemein gehaltenen Prunkinschriften und die Königsbilder schon etwas früher, unmittelbar vor dem Besuch des Königs angebracht worden sein; die speziell des Besuchs der Tigrisquelle gedenkenden Inschriften wurden erst während dieses Besuches oder kurz nachher hinzugefügt.

Unger's Ansicht von der Anbringung der Inschriften und ihrer Reihenfolge ist also mit den tatsächlichen Verhältnissen, wie sie sich an Ort und Stelle

darbieten, absolut unverträglich. Obwohl Unger den Abstand zwischen der Inschrift II und III viel zu gering bemißt, gibt er selbst zu, daß „die örtlichen Verhältnisse der verschiedenen Denkzeichen Salmanassars am unteren Tunnel“, für sich betrachtet, die „Ansicht von Lehmann-Haupt zu begründen scheinen“.

Zur Vertretung seiner unhaltbaren Ansicht wird Unger veranlaßt durch eine sehr scharfsinnige und fruchtbare Deutung der auf den Bronzetozen von Balawat (Platte D[J], Abschnitt 6 und 7) überlieferten Darstellung eines Besuches Salmanassars III. an einer Tigrisqueile, einer Darstellung, deren bisherige falsche chronologische Bestimmung die ganze Verwirrung veranlaßt und die richtige Verwertung von Unger's schöner Beobachtung unmöglich gemacht hat.

Es handelt sich zunächst um die Darstellung (auf dem unteren Fries von Platte D Abschnitt 6/7), deren Hauptteil Abschnitt 7 oben Bd. I S. 457 nach der unteren Zeichnung wiedergegeben war. Für die folgende Betrachtung wolle man die photographische Wiedergabe auf S. 424f. dieses Bandes ins Auge fassen.

Während Billerbeck und ich in dem Bilde drei verschiedene Quellgrotten erkannten, betont Unger, daß es sich um einen einzigen mit starkem Gefälle aus dem Felsen hervorkommenden Flußlauf handele. „Das Gefälle ist in den Wellenstreifen ausgedrückt, die schon außerhalb der Höhlung immer unterschiedener schräg abwärts nach links verlaufen. Dieses Ansteigen des Wasserspiegels setzt sich fort in den drei rechten Öffnungen, die den großen Felsen durchbrechen. In dem ersten (von links) zählt man 10, in dem zweiten 11, in dem dritten gar 13 Wellenstreifen. Die drei Öffnungen müssen als Durchbrüche der Felswand gemeint sein, die jedoch deren Zusammenhang im Ganzen nicht stören. An diesen Öffnungen stehen Fackelträger im Flusse bereit, dem König in das dunkle Innere hineinzuleuchten“. Hat nun schon diese Deutung, neben einigem Bedenklichen, sehr viel Bestechendes, so tritt nun noch etwas anderes, von uns früher nicht Berücksichtigtes hinzu, nämlich (Unger S. 48) „die wichtige und bisher auf den ersten Blick überraschende Tatsache, daß sich das Landschaftsbild im unteren Fries des Abschnittes 7 der Platte D im oberen Fries über den trennenden Rosettenstreifen hinweg fortsetzt. Die Darstellung des Gesteins durch Schuppen ist die gleiche, die große Felslandschaft reicht im oberen Bildstreifen fast genau so weit nach links wie im unteren. Die Darstellung, ein Stieropfer an einer Felsenhöhlung, ist durchaus nach rechts der Felsenhöhlung zugekehrt und durch Rücken an Rücken gestellte Figuren scharf abgesondert von dem langen Reste dieses Bildstreifens, einem nach links gekehrten Aufzug des Königs mit großem Gefolge, dem vom linken Ende ein Huldigungszug entgegenkommt“ (s. die

Abbildung auf S. 424, an die sich die auf S. 425, als deren unmittelbare Fortsetzung auf den Bronzebeschlägen von Balawat, fortsetzt).

In der im oberen Frieze dargestellten Höhle stehen vier zuckerhutartige Steine, auf die scheinbar schwere Tropfen von der Grottendecke herabfallen. Studniczka deutete sie nach Ungers Mitteilung als Tropfsteingebilde, die Zuckerhüte sind die Stalagmiten, die Stalaktiten an der Decke fehlen, nur die Tropfen, die die Säule aufbauen, sind angedeutet.

Aus alledem schließt Unger mit Recht, daß es sich um die „obere Höhle“ beim Tigristunnel handelt. Von den zwischen den zwei Paaren von Tropfsteinsäulen stehenden Männern ist der nach rechts gewandte eine genaue Wiederholung des Bildhauers im unteren Frieze, er hält Meißel und Schlägel in den Händen und bearbeitet die Wand der Höhle. Da kein Bild dargestellt ist, werde es sich lediglich um eine Inschrift handeln, die der dem Steinmetz gegenüberstehende Mann diktiert — im ganzen abermals die Wiederholung der entsprechenden Figur im unteren Bildstreifen: er hält die Schreibtafel (wohl aus Ton) und umfaßt mit der rechten Faust den Griffel.

So würde sich ergeben, daß die Bronzetore von Balawat einen Besuch des Königs Salmanassar III. am Tigristunnel und an der oberen Höhle darstellen, und es gäbe ein sehr befriedigendes Ergebnis, wenn man darin den Besuch des Königs vom 15. Regierungsjahre erblicken könnte, in welchem die beiden Inschriftenpaare wie am Ausgang des Tunnels so an der oberen Höhle angebracht wurden.

Dem widerspricht aber die herrschende Ansicht, nach welcher die Bronzetore von Balawat kein Ereignis berücksichtigen, das über das 11. Regierungsjahr hinausgeht. Es müßte demnach der andere Besuch des Königs, an einer Tigrisquelle, von dem die Annalen wissen, nämlich der aus dem 7. Regierungsjahre, dargestellt sein. Da aber von diesem die Inschriften II am Tunnel und IV an der oberen Höhle, wie oben betont, nicht herrühren können, so kommt Unger zu der unmöglichen Annahme, die Inschriften III (mit dem bei II stehenden Bilde!) und V seien im 7. Jahre angebracht worden, II ohne das Königsbild und IV mit dem zugehörigen Königsbilde im 15. Jahre.

Was aber hindert uns nun anzunehmen, daß die Darstellungen der Bronzetore von Balawat bis ins 14. Regierungsjahr hinabreichen, womit alles in schönster Ordnung wäre? Antwort: gar nichts!

Billerbeck-Delitzsch hatten in ihrer Bearbeitung der Balawat-Darstellungen und Inschriften lediglich bemerkt: In seinem 15. Jahre zog der König allerdings nochmals zur Tigrisquelle, aber es ist „nicht wahrscheinlich“, daß ein so viele Jahre späteres Ereignis in Balawat verherrlicht wurde. Sie nahmen also eine Unwahrscheinlichkeit an, keine Unmöglichkeit und betrachteten das 11. Jahr nicht als absolute untere Grenze.

Dies würde nur dann gelten, wenn in den folgenden Jahren, 12—14 bedeutsame weitere Ereignisse stattgefunden hätten, deren Darstellung auf den Toren von Balawat vermißt würde. Das ist aber keineswegs der Fall. Ins Jahr 11 führt die auf der Schiene M dargestellte und durch die Eroberung der Stadt und inschriftlich verzeichnete Eroberung der Stadt Asanaku, der Königstadt Irchulini's von Hamat nebst 86 Ortschaften.

Diese Stadt wird in den Annalen des Königs (Stierinschrift) als im 11. Jahre als erobert erwähnt. Das war der dritte Kampf gegen die Koalition der syrischen Kleinstaaten unter der Führung von Damaskus und Hamat.

Wir hörten aber schon oben, daß sich dieser Kampf mit dem Westen im 14. Jahre wiederholte. Damals fand der vierte Zug gegen die genannte Koalition statt. Es wurde wiederum mit Irchulini von Hamat gekämpft und seine Königstadt mag auch damals wieder in Mitleidenschaft gezogen sein. Die Darstellung aus dem Jahre 11 im 14. noch einmal zu wiederholen, war auf den Bronzetoren von Balawat um so weniger Anlaß, als dieser vierte Feldzug weit weniger erfolgreich endete als jener dritte vom 11. Jahre.

Bleiben noch die Jahre 12 und 13. Für beide sind in den Annalen nur ganz unbedeutende Züge mit dürftigen Erfolgen verzeichnet.

Also wird jede Notwendigkeit, das 11. Regierungsjahr als untere Grenze für Balawat zu betrachten, hinfällig.

Unger ist mit seiner Deutung der Darstellung von Balawat auf den Tigristunnel im Recht, aber die Voraussetzung, die ihn zu der unhaltbaren Zuteilung der Inschriften zwang, fällt weg. Die zusammenhängende Darstellung auf den Teilen 4—7 der Platte D ist als Ganzes wie folgt zu deuten: Salmannassar III. wandert unter Vorantritt eines Opferzuges und in Begleitung seines Heeres, das ihm zu Wagen und zu Fuß folgt, zum Ausgang des Tigristunnels, bringt dort Opfer dar und läßt sein Königsbild (nebst Inschrift) einmeißeln.

Hierauf begibt er sich zur oberen Höhle, wo wiederum geopfert wird und die Anbringung der Inschrift (nebst Königsbild) erfolgt.

Von der oberen Höhle aus verläßt er das Gebiet um den heutigen Tigristunnel und empfängt auf seinem Rückwege einen Huldigungszug der Umwohner.

Da es darauf ankam, die zwiefache Höhlenbildung — den Tunnelausgang und die obere Höhle — in ihrer örtlichen und zugleich in ihrer zeitlichen Folge entsprechend darzustellen, wurde der Beschauer veranlaßt, sein Augenmerk unregelmäßigerweise zuerst auf den unteren, dann erst auf den oberen Bildstreifen zu richten.

Die Erkenntnis, daß die Darstellungen der Bronzetore von Balawat mindestens bis zum 15. Jahre laufen, kann über den einzelnen Fall hinaus

sowohl historisch wie, für die noch im Flusse begriffene Wiederherstellung der Torbeschläge aus ihren zahlreichen Bruchstücken, archäologisch von Bedeutung sein. —

Wenn nun Salmanassar im 7. Regierungsjahre, als er Na'ri nicht eigentlich betrat, die Quelle des Argana-su oder eine Stätte, aus der ein Quellfluß dieses westlichsten Tigrisarmes zutage trat, besuchte, so würde man wünschen und hoffen, auch in dem umliegenden Gebiet, also der Gegend zwischen Charput und Argana-maden die aus dem 7. Jahre stammende Inschrift des Königs zu finden.

Freilich darf nicht übersehen werden, daß nach den oben (Bd. I S. 458ff.) gegebenen Darlegungen gerade dieses Gebiet in geschichtlicher Zeit und seit dem assyrischen Altertum ganz außerordentlichen Veränderungen unterworfen gewesen ist. Wissen wir doch, daß es sich auch dort um einen Tunnel und um ein karstartiges Verschwinden des Quellflusses gehandelt hat, so daß eine etwaige Vorstellung des Assyrikerkönigs, daß es sich um zwei Stellen ein und desselben Flußlaufes, das Hervortreten aus der Erde und das Wiederhervorkommen aus dem Tunnel handelt, nicht aller Berechtigung entbehrt hätte! Um so bemerkenswerter ist es, daß sich im Oberlaufe des Argana-su eine assyrische Keilschrift nebst Königsbild befindet, die man auf Salmanassar III. zu deuten versucht sein kann.

Den Ort „Iggel“ oder vielmehr Aggël (arm. Angl, vgl. Ingilene), das heutige Egil einen Tagesmarsch nördlich von Amid-Diarbekr nordwestlich von Zijât, schildert Taylor 1865 wie folgt: „Er ist erbaut auf einem hohen steilen felsigen Berg am rechten Ufer des Argana-Ma'den-Zweiges des Tigris. An seinem östlichen Ende sind die Überreste einer prächtigen alten Burg mit einer doppelten Mauer, die (wie in Hesn Kêf) durch eine gedeckte Treppe von 177 aus dem Fels gehauenen Stufen mit dem Tigris in Verbindung steht. Am westlichen Ende ist die Masse, auf welcher die Qal'a erbaut ist, künstlich vom Mutterberg getrennt, um eine vollständige Isolierung zu sichern. Ein Stück des Felsens springt an diesem Ende in höchst augenfälliger Weise über die Straße hervor, und an seiner Vorderseite ist die beinahe verwischte Figur eines assyrischen Königs mit den Spuren einer langen Keilschrift (enthalten in einer Nische von 6×4 Fuß), welche jedoch so zerstört ist, daß sie, obwohl leicht zu verfolgen, gänzlich unlesbar ist.“

Wie man sieht, trägt die Burganlage die kennzeichnenden Merkmale chaldischer Bauart: den unterirdischen Tunnelgang zum Wasser und den Einbau, der die eigentliche Burganlage von dem Gesamtmassiv, das sie trägt, dem „Mutterberg“, aus Gründen der Sicherheit abtrennt.

Die Burg wird also entweder von einem Chalderkönige selbst oder von dem Beherrscher eines ihnen verwandten oder benachbarten Volkes, etwa

dem Beherrscher von Supani-Sophene, in dessen Gebiet wir uns hier befinden (ob. Bd. I S. 467; Bd. II S. 511 ff.), herrühren.

Man könnte daher die Keilschrift einem Chalderkönige zuschreiben wollen, wie die von Palu (Bd. I S. 466) und von Malatia (Bd. II S. 480), die ja in sicher erst von den Chaldern eroberten Gebieten, in Sophene und Melitene, aufgestellt wurden. Allein wir kennen keine einzige chaldäische Keilinschrift, die von einem Königsbilde begleitet wäre. So bleibt es bei der Herkunft von einem Assyrierkönige, zwar nicht von Sanherib, dem die Syrer und Armenier die Anlage zuschreiben, denn der hat keine Feldzüge in diesen Gebieten unternommen. Marquart, der auf die Stele bei Taylor aufmerksam gemacht hat und dessen Übersetzung ich, da mir Taylor's Artikel im Original hier nicht zugänglich ist, übernommen habe, meint daher, daß das Königsbild aller Wahrscheinlichkeit nach, gleich denen an der sog. Tigrisquellgrotte, von Salmanassar III. herrühre.

Ob man es freilich mit der von Salmanassar im 7. Jahre an dem Orte des Hervorquellens des Tigris, „an dem Orte selbst, wo das Hervortreten des Wassers stattfindet“, aufgestellten Königsbild gleichsetzen darf, bleibt zweifelhaft. Die Möglichkeit ist wegen der starken Veränderungen im Oberlaufe des Westtigris (Bd. I S. 458 ff., II S. 429) nicht ganz von der Hand zu weisen.

Man hätte wohl auch an Tiglatpileser IV. denken können, der ja nachweislich in den eroberten Ländern, so speziell vor Van (ob. S. 154) sein Königsbild, natürlich mit Inschrift, aufgestellt hat. Auf dem ersten Feldzuge in seinem 3. Regierungsjahre hat dieser Assyrierkönig zwar auch die Fürsten von Kommagene und Melitene als Verbündete Sardurs sich gegenüber gesehen. Aber er ist ja von Südwesten her erweislich nicht über den Euphrat hinausgekommen (ob. S. 333 ff.). Im 11. Regierungsjahre (735 v. Chr.) aber fand die Entscheidungsschlacht viel weiter südlich statt (ob. Bd. I S. 483), und es ist nicht anzunehmen, daß der Assyrierkönig von Samosata aus auf seinem Vormarsche gegen Van einen großen Umweg in nordwestlicher Richtung ausgeführt hätte. So bleibt denn, bis eine dringend zu wünschende genaue Untersuchung an Ort und Stelle die nötige Klarheit bringt, die Zuweisung an Salmanassar III. allerdings das Wahrscheinlichste.

Daß Marquart in Aggel — das sich nach Taylors Beschreibung noch durch sehr merkwürdige Grabanlagen aus uralter Zeit auszeichnet — die Stätte der Hauptstadt von Sophene erblickt (deren Namen auch er in Arkathiokerta gegenüber dem überlieferten Karkathiokerta korrigiert), während ich Karkathiokerta in Charput suchte, sei hier nur kurz erwähnt. Näheres bleibt den Anmerkungen vorbehalten. —

Nach Erledigung dieser wichtigen Nachträge erwächst uns nun die



Aufgabe, die Zehntausend Griechen auf ihrem Wege nach Norden zu begleiten.

Den Weg von Kunaxa bis zur Abbiegung in das Karduchenland haben wir verfolgt (oben S. 230f., 376f.) und haben die Stelle, wo die Griechen das Gebiet der Karduchen hinter sich lassend den Kentrites überschritten, auf Grund eigener Ermittlungen genau bestimmt (Bd. I Kap. XI).

„Nachdem sie (den Kentrites) durchschritten hatten, ordneten sie sich um die Mittagszeit und zogen nicht weniger als fünf Parasangen weit durch Armenien, das sich hier als eine völlige Ebene mit wenigen leichten Hügeln darstellte. Denn nahe dem Flusse gab es keine Dörfer wegen der Feindseligkeiten mit den Karduchen. Das eine Dorf aber, zu dem sie schließlich gelangten, war groß und hatte ein dem Satrapen gehöriges Schloß und die meisten Häuser trugen Türme. Lebensmittel aber waren reichlich vorhanden“ (Xen. Anab. IV, 4 § 1. 2.).

Das Dorf mit dem Satrapenschloß entspricht (s. ob. Bd. I S. 356) Redwan, mit seiner auf einem künstlichen Hügel belegenen Burgruine. Das Gelände, wie es Xenophon schildert, ist für den ganzen Südrand des westlichen Armeniens, d. h. also das Nordufer der beiden Tigrisquellflüsse charakteristisch: Ich hatte es auf meinem Ritte von Korä nach Almadin kennen gelernt (Bd. I S. 388).

„Von dort zogen sie zwei Tagereisen weiter, zehn Parasangen bis über die Quellen des Tigris hinaus.“

„Die erste dieser beiden Tagereisen“, bemerkt W. Belck, „brachte die Griechen nach Arsen. Unter den Tigrisquellen, über die sie am zweiten Tage hinauskamen, müssen die Quellen des Batman-su zu verstehen sein. Da der Batman-su entschieden viel wasserreicher ist als der Tigrisarm von Diarbekr, so gilt er den Anwohnern noch heute als der Hauptarm des Schatt, und es wird dementsprechend auch nach der Vereinigung des Batman-su mit dem Westtigris der Flußlauf gewöhnlich als Batman-su bezeichnet.“

Der Batman-su entsteht nach W. Belck durch den Zusammenfluß des großen Ilidje-tschai und des noch bedeutenderen Chulp-tschai.

Nennenswerte Zuflüsse erhält der aus ihrer Vereinigung entstandene Batman-su nur auf der linken, östlichen Seite, nämlich den Chian-tschai — das ist die bei den Kurden übliche Bezeichnung für den Sassun-Tschingert-tschai — und den Bodjian-tschai.

Der erstgenannte nördlichere von den beiden Zuflüssen entsteht aus zwei Armen, dem in den Sassuner Gebirgen entspringenden Sasun-tschai und dem Tschingert-tschai, der vom Mallato-dagh herabkommt. Gegen Ende des zweiten Marschtages überschritten die Griechen zunächst den Bodjian-tschai anweit von dessen Mündung in den Batman-su und kamen wenige Stunden

später an den Chian-tschai, der ebenfalls überschritten werden mußte. Damit waren sie über die Quellen des Tigris hinausgekommen.

Xenophons Bericht fährt fort: ‚Von dort zogen sie drei Tagereisen 15 Parasangen an den Fluß Teleboas. Dieser war zwar schön, aber nicht groß. Es waren aber viele Dörfer in seiner Umgebung‘ (Anab. IV 4, 3).

Der Teleboas ist der heutige Kara-su, ein Nebenfluß des südlichen Euphratarms, des Murad-su. Er durchfließt die Ebene von Musch. Vom Chian-su aus konnten die Griechen, wie Belck berichtet, in der Tat in drei Tagereisen in die Ebene von Musch gelangen. „Sie marschierten zunächst parallel mit dem Ostufer des Chulp aufwärts bis an die Bergketten, auf deren Hang heute das große Dorf Nêrtschik gelegen ist, und zwar auf einem Wege, den ihnen schon von fernher das obere Tal des Chulp-su als bequemen, weil niedrigen Paß nach Norden zeigte“. Erste Tagereise.

„Bei Nêrtschik hatten sie dann die Wahl, ob sie den näheren, aber beschwerlicheren Weg über die Bergketten oder den weiteren, aber bequemer Weg im Tal des Chulp-su aufwärts nehmen sollten.

„Einerlei ob die Griechen den Bergweg wählten oder den Talweg, sie konnten nur in der etwa 200 m breiten großen Talfläche beim heutigen Dorfe Schên nahe der Quelle des Chulp-su übernachten (zweite Tagesreise). Nirgends findet sich sonst auf der ganzen — je nachdem welche Route man einschlägt — ca. 30—40 km langen Strecke eine größere ebene Fläche, auf der man das Lager hätte aufschlagen können.

„Obgleich ferner die Griechen nach der Gestalt des Geländes mit aufgelöster Marschordnung meist nur 2, höchstens 3 Mann nebeneinander, also in langer Linie marschierten mußten, hatten sie doch irgendwelche Feindseligkeiten oder Angriffe seitens der Landbevölkerung nicht zu befürchten; denn das ganze Gebiet ist heute und muß auch früher so gut wie unbewohnt gewesen sein, da es an anbaufähigen Ackerflächen mangelt und die steilen Berghänge nicht einmal für die Viehzucht besonders geeignet sind.“ Abgesehen von drei Dörfern — nur wenig nördlich von Nêrtschik — kam meinem Reisegefährten auf dem ganzen Wege kaum noch ein wirkliches Dorf, nur hier und da einzelne Bauernhäuser zu Gesicht. Daraus ergibt sich auch mit Notwendigkeit, daß die Griechen für den zweitägigen Marsch von Nêrtschik bis zur Murad-Ebene Lebensmittel mit sich geführt haben müssen. Von Schên aus führen drei Wege in die Ebene, der östlichste über den Kurtik-Dagh, der westlichste über die niedrigsten Teile des Kozmi-Dagh laufende, der bequemer, aber viel weiter ist, und ein mittlerer, der über die östlichen höchsten Teile des Kozmi-Dagh hinwegführt.

Und nun ergibt sich die bemerkenswerte und auffallende Tatsache, daß, wie H. Karbe, mein Reisegefährte und E. von Hoffmeister, alle drei

unabhängig voneinander erkannten, die Griechen eine auf den ersten Blick sehr befremdliche Änderung ihrer Wegrichtung eintreten ließen. —

Um von Kunaxa an das schwarze Meer zu gelangen, müßten sie nach Nordwesten marschieren und haben diese Hauptrichtung auch mit geringeren durch das Gelände gewiesenen Abweichungen bis zum Teleboas und Murad-su eingehalten.

Wären sie nun weiter in nordwestlicher Richtung marschiert, so hätten sie den Murad-su baldmöglichst überschreiten und dann in der Richtung auf Hassankalah und die Ebene von Pasin das Araxesttal erreichen müssen.

Die früher herrschende Annahme, daß die Zehntausend so marschiert wären, ist aber mit Xenophons Bericht durchaus unverträglich, vielmehr zeigt dieser mit voller Deutlichkeit, daß die Griechen, statt den Murad-su zu überschreiten, an dessen linkem südlichen Ufer verblieben und längere Zeit in nordöstlicher Richtung an ihm flußaufwärts gezogen sind, bis sie ihn ganz nahe seiner Quelle bei Karakilissa im Gaue Alaschgert überschritten. Zu dieser Änderung wurden sie durch die Geländeverhältnisse gezwungen. Diese Notwendigkeit und die Art und Weise, wie die Griechen zu dieser Einsicht gelangten, hat sich meinem Reisegefährten an Ort und Stelle geradezu aufgedrängt.

Die Griechen, die augenscheinlich auf dem ganzen Wege von ausgezeichneten Wegweisern bedient waren, mußten, „sobald sie die Murad-tschai-Ebene im Süden begrenzende Bergkette erstiegen hatten und schon viel früher von der Chulp-su-Paßhöhe aus einen prächtigen Überblick über das ganze im Nordwesten, Norden und Nordosten und Osten vor ihnen sich ausbreitende Gebiet“ gewinnen. „Und von Nordwest angefangen bis nach Nordosten starrte ihnen eine einzige ununterbrochene Kette hoher Gebirge entgegen, die zu der Zeit, da sie Armenien durchzogen, alle mit Schnee bedeckt waren. Unter ihnen mußte ihnen namentlich die im tiefen Schnee vergrabene Hochfläche des Bingöl-dagh und der sich östlich daran schließende charakteristische Kamm des hohen Chamurpert-dagh-Massivs auffallen. Erst östlich von letztgenanntem Gebirge, zwischen ihm und dem in der Ebene von Bulanük isoliert aufsteigenden Bildjian-dagh zeigte die Gebirgskette eine breite klaffende Lücke, den von der Natur gegebenen Weg nach Norden für ein großes Heer, das, zudem noch im Winter, diese Gebirge durchziehen will. Und sicherlich haben auch den Griechen ihre Führer von den ununterbrochenen Gebirgsmassen berichtet, die sich nördlich vom Murad-su bis nach Erzerum hin ausdehnen, und deren Übersteigung zur Winterszeit als sogut wie unmöglich gelten muß.“

Es war gewiß, wie mein Reisegefährte, hervorhebt, „ein außerordentlich günstiger Umstand, daß er zur selben Jahreszeit wie die Griechen, fast an

demselben Tage, ihren Wegen folgend von Süden her heranzog und auf die Höhe des Chulp-su-Passes gelang. „Nur durch die Vereinigung aller dieser günstigen Umstände konnte ich das volle Verständnis für die Lage der Griechen gewinnen, das ich z. B. nicht in demselben Maße gewonnen hätte, wenn ich dieselbe Straße von Norden her, oder nur 4 Wochen früher von Süden her (denn damals waren die Gebirgsketten im Norden des Murad noch alle schneefrei) gezogen wäre.“

Wichtig ist auch, daß sich hiermit ein weiterer Gegenbeweis ergibt gegen die früher herrschende Annahme, die Griechen seien weiter östlich bei Söört über den Kentrites gegangen und auf der Route am Bitlis-tschai entlang über Bitlis nordwärts gezogen. Denn den notwendigen Überblick über die Geländebeziehungen „gewinnt man nicht, wenn man von Bitlis her auf der Ebene heranzieht; die Routen durch Motki Chuth und Sassun“ kommen für Heeresmassen überhaupt nicht in Betracht, „und lediglich der Chulp-su-Paß konnte ihn den Griechen gewähren“. Dieser Gegenbeweis tritt hinzu zu unseren gegen die frühere Annahme erhobenen Einwänden, daß nämlich der Weg Söört-Bitlis von einem größeren Heere nicht begangen werden kann (Bd. I S. 131) und daß, wenn man trotzdem gegen alle Wahrscheinlichkeit den Griechen diesen Weg zuschreiben und annehmen wollte, sie seien von Bitlis aus, sei es über Musch, sei es über Tadwan, nordwärts gezogen, Xenophon dann unbedingt des Van-Sees hätte gedenken müssen (oben S. 212).

Von dem Dorfe Därägusi, wenige Stunden nordwestlich von Arzen aus, ließ sich, wie hier noch nachzutragen, „das ganze von Xenophon durchzogene Gebiet vom Kentrites-Bohtan-su bis zum Batman-su bequem überschauen. — Für ein von der Kentrites-Übergangsstelle“ bei Mutyt „anrückendes Heer war der Weg gegeben: immer entlang den Gebirgszügen, hinter denen sich das nicht gangbare, wilde, meist dicht bewaldete Gebirgsland von Motki, Chuth und Sassun erstreckt, nach Nordwesten hin zur Talschlucht des Batman-su, in deren nördlichem Verlauf“, wie wir sahen, der „verhältnismäßig sehr niedrige Chulp-su-Paß den Übergang zur Ebene des Kara-su (Teleboas)“ ermöglichte.

So sind sowohl der Weg der Zehntausend vom Kentrites bis zum Teleboas wie die Gründe für die dann erfolgende große Ausbiegung nach Nordosten klargestellt. — Von den oben (S. 432) erwähnten drei Wegen wählten die Griechen den mittleren, der auf dem Kamm der die Ebene des Murad-tschai im Süden begrenzenden Berge hinführt, und durchquerten dann die Ebene in der Richtung, die durch die heutigen Dörfer „Gesülaghatsch, Aschapûr und Artchûk“ bezeichnet wird, um so den Teleboas-Karasu „nur wenige Kilometer oberhalb seiner Mündung in den Murad-tschai“ zu erreichen.

Die Gegend um den Teleboas wurde nach Xenophon „Westarmenien“ genannt. Diese Satrapie stand unter der Verwaltung des Tiribazos, der,

sei es persönlich oder kraft seines Amtes, als Freund des Großkönigs galt und das Vorrecht hatte, ihm bei der Besteigung des Rosses behilflich zu sein.

Tiribazos kam, begleitet von Reiterei, und sandte einen Dolmetscher zu den Führern der Griechen. Durch seine Vermittlung kam ein Abkommen zustande, nach welchem die Griechen keine Plünderungen oder sonstige Beschädigungen an den Dörfern von Tiribazos' Satrapie vornehmen, dafür aber die nötigen Lebensmittel erhalten sollten (Anab. IV 4, 4—6).

„Von dort zogen sie drei Tagereisen 15 Parasangen weit durch eine Ebene, und Tiribazos folgte ihnen auf 10 Stadien (ca. 3 km) Entfernung mit seiner Heeresmacht, und sie gelangten zu einem Schlosse, das von vielen reich mit Lebensmitteln versehenen Dörfern umgeben war“ (Anab. IV 4, 7—8). Hier werden sie zunächst durch einen gewaltigen Schneefall 4 Nächte und 3 Tage lang festgehalten. Dieses Schloß, ob es nun ein ursprünglich chaldischer oder ein armenischer Bau gewesen sei, kann nicht in der Mitte der Ebene gelegen haben, weil diese, die sich — gleich allen Ebenen, die früher den Boden eines Sees gebildet haben — „glatt wie eine Tischfläche ausdehnt, nicht die geringsten Erhebungen“ aufweist, die Ruinen größerer Bauwerke enthalten könnten. Nur an kurganartigen Grabhügeln, wie ich sie zwischen Erzingian und Baiburt (s. u. Kap. 30) kennen gelernt hatte, ist die Ebene nach den Beobachtungen Dr. Belcks sehr reich.

Das von Xenophon erwähnte Schloß kann also nicht in der Mitte, sondern muß irgendwo am Rande der Ebene zu suchen sein.

Zu dem Schlosse von Musch würde die Schilderung Xenophons insofern stimmen, als sich heute „ein doppelter und dreifacher Kranz von Dörfern zwischen Musch und dem Karasu hinzieht in einer solchen Zahl und Größe, wie sich das an anderen Stellen nicht wiederholt“. Kamen die Griechen nach Musch, so würde das wieder auf landeskundige und tüchtige Führer des Griechenheeres deuten. Denn erblicken hätten die Griechen das Schloß, das tief zwischen den Bergen versteckt liegt, erst können, „als sie schon weit östlich davon waren“.

In der dritten Nacht ihres Aufenthalts in der Umgebung des Schlosses schickten die Griechen Späher aus, weil einige von ihnen, die sich in einiger Entfernung vom Lager vorgewagt hatten, Feuer gesehen haben wollten. Dieses Feuer wurden die Späher nicht ansichtig. Wohl aber nahmen sie einen Perser gefangen, der zum Heere des Tiribazos gehörte und Lebensmittel einholen wollte. Von ihm erfuhren sie, daß zum Heere des Tiribazos außer seiner eigenen Streitmacht noch Taocher und Chalyber — also Chalder oder doch eine ihnen nächstverwandte Bevölkerung — gehörte, und daß er sich rüste, die Griechen auf dem Übergang über die Berge in dem Engpasse (wörtlich in den Engen), der die einzige Möglichkeit des Überganges bilde, anzugreifen.

Darauf überfielen die Griechen ihrerseits das Lager des Tiribazos. Die Barbaren flohen, hatten aber doch einige Verluste, das Zelt des Tiribazos und die Kostbarkeiten fielen den Griechen in die Hände (Anab. IV 4, 15—22).

„Am folgenden Tage wurde‘ dann ‚beschlossen, so schnell wie möglich weiterzumarschieren, ehe sich das feindliche Heer wieder sammle und die Engpässe besetze. Es wurde schleunigst aufgepackt und sie marschierten durch tiefen Schnee, von vielen Führern geleitet, und noch am selben Tage überschritten sie die Höhe, auf der Tiribazos sie hatte angreifen wollen, und schlugen dann ihr Lager auf‘ (Anab. IV 5, 1).

Bemerkenswert ist zunächst, daß Xenophon, solange er die Gebirgskette nicht überschritten hat, von einem ‚Engpasse‘ redet, nach erlangter eigener Kenntnis des Geländes von Überschreitung einer Höhe.

Die die Ebene von Musch im Norden begrenzenden Höhen stellen sich als viele Parallelketten mäßig hoher Bergrücken dar, die in der guten Jahreszeit bequem an verschiedenen Stellen überschritten werden können. Wenn aber die Höhen mit tiefem Schnee bedeckt sind, wie sie die Griechen vorfanden, so „wird niemand es unternehmen, die Bergrücken an einem beliebigen Punkte zu überschreiten, sondern man ist gezwungen, sich an die Flußläufe zu halten und in einem der beiden großen Quertäler die Bergketten nach Norden hin“ zu überqueren. „Diese Quertäler erscheinen aber“, wie mein Reisegefährte betont, „dem in der Ebene Stehenden als ‚Engpässe‘; erst wenn man ihnen aufwärts folgt, bemerkt man, daß sie fortgesetzt breite Talmulden bilden, die dem Marsch“ keine Schwierigkeiten bieten. „Man steigt in ihnen bis zum Kamm der Höhenrücken ganz bequem in die Höhe und dann auf der anderen Seite in ebenso bequemen Talmulden oder auf flachen Hängen, die sich sanft herabsenken, hinunter in die Ebene von Liz“. So erklärt sich der Wechsel in der von Xenophon angewendeten Bezeichnung.

Xenophons Angabe, es seien auch in tiefem Schnee 5 Parasangen täglich zurückgelegt worden, ist vielfach beanstandet worden. Nach unseren eigenen Erfahrungen auf dem Wintermarsche nach Bitlis (oben S. 208ff.) ist das für eine größere Truppe ganz gut möglich. Nur wir, die an der Spitze marschierten, versanken oft bis an die Brust im Schnee, während unsere Diener sich zu Ende des aus 160 Personen bestehenden Zuges schon hoch zu Roß auf dem von dem Vortrupp festgetretenen Schnee bewegen konnten. Ein größeres Heer braucht also, um andauernd schnell vorwärts zu kommen, nur in gegebenen Zwischenräumen frische Kräfte an die Spitze des Zuges zu stellen.

Nach Überschreitung der Höhen lagerten die Griechen in der Ebene von Liz. Xenophon berichtet weiter: „Von dort legten sie durch die Einöde in drei Tagereisen 15 Parasangen zurück bis zum Flusse Euphrat, und sie

durchschritten ihn, wobei ihnen das Wasser bis zum Nabel ging. Es hieß aber auch, daß die Quellen des Flusses in der Nähe seien' (Anab. IV 5, 2).

Hierzu ist mit Dr. Belck zu bemerken: „Schon von der Höhe der Berge aus hatten die Griechen die eigentümliche Kegelgestalt“ des Kösä-dagh erblickt (s. u. Kap. 30), der, gerade in Nordrichtung vor ihnen liegend, als Leitstern dienen konnte. Aber sich ihm auf direktem Wege zu nähern, war in jener Jahreszeit „unmöglich“ wegen „der hohen schneebedeckten Bergketten, welche sich am rechten Ufer des Murad-tschai erheben und in ununterbrochener Folge das ganze Gebiet zwischen ihm und der Ebene von Hassan-kalah ausfüllen. In nordöstlicher Richtung aber erblickten sie das Massiv des Girtawin-dagh, an dessen Westufer entlang der Murad-tschai strömt, und zwischen den rechten Uferhöhen des Murad und dem ihm im Osten begrenzenden Girtawin-dagh zeigte sich ihnen wie ein Paß die breite Talmulde des Murad-tschai als ein bequemer“, nach Norden führender Weg, der sie „an der großen Biegung des Murad, dort, wo er den bisherigen Ostwestlauf in eine Südwestrichtung ändert, zwischen Tutach und Karakilissa an die Ufer dieses Flusses bringen mußte“.

Daß der Marsch durch wüstes Land ging, trifft für das Gelände hier durchaus zu. Es handelt sich um eine in der Hauptsache wasserarme und unfruchtbare Gegend, die auch heutzutage auch an den verhältnismäßig günstigsten Stellen nur wenige Dörfer aufweist.

„Der erste Tagemarsch brachte das Heer bis in die Gegend von Melasgert, an dem sie nur 2 km westlich vorbeizuziehen brauchten, um die in einer Einsenkung befindliche Ortschaft überhaupt nicht zu erblicken. Zwei weitere Tagemärsche brachten sie zwischen Tutach und Karakilissa an den Murad-tschai selbst. Letzterer, vom Ala-dagh herabkommend, fließt von Diadin ab fast genau in westlicher Richtung über Uetschkilissa (Surb Oannes) und Karakilissa bis zum Dorfe Chiderdodik (etwa 12—15 km westlich von Karakilissa)“, wo er dann südwestliche Richtung annimmt und gleichzeitig die nach Süden ihm vorgelagerten Bergrücken durchbricht. „Bei diesem Austritt“ aus der Ebene von Alaschgert „gehen die bisher flachen Ufer in Steilufer über, gleichzeitig wird der Fluß zusammengedrängt und demgemäß tiefer, indessen bleibt er immer noch den größten Teil des Jahres hindurch an den meisten Stellen furtbar“.

Xenophons weitere Schilderung: ‚Von dort‘, d. h. nach dem Übergang über den Euphrat, ‚zogen sie durch tiefen Schnee und eine Ebene drei Tage-reisen 13 Parasangen‘ paßt vortrefflich auf die einzige, in dieser Gegend vorhandene größere Ebene, die von Alaschgert (unten Kap. 30), und diese erreichten sie nur, wenn sie bei Chiderdodik oder etwas weiter flußaufwärts

den Murad überschritten. Flußabwärts wären sie sofort in die unpassierbaren Gebirge hineingekommen.

Auf den Weitermarsch von der Ebene von Alaschgert bis zum Schwarzen Meer kommen wir später zu sprechen.

Land und Bewohnerschaft des Gebietes von Sassun, in dessen Nähe die Zehntausend vorbeizogen, sind bereits oben (S. 218ff.) nach den Berichten eines zuverlässigen Augenzeugen geschildert worden.

Diese mögen zunächst durch einige bemerkenswerte Beobachtungen meines Reisegefährten ergänzt werden.

Nachdem er Van endgültig verlassen, gelangte Dr. Belck auf seinem letzten Forschungsausflug, der ihn um den Norden des Vansees herum durch Mittelarmenien nach Farkin und Lidje und alsdann von dort nach Trapezunt führte (oben Bd. I S. 30, Bd. II Kap. 30), vom Bingöl-dagh herunter über Gumgum und Musch-Trmerd, wo die zwei neuen von Frl. Majewski gefundenen, von Menuas herrührenden fragmentarischen Keilinschriften kopiert wurden, ins Quellgebiet des Batman-su (oben S. 431f.) und von dort nach Süden in das wilde, noch nie von einem europäischen Reisenden besuchte Bergland Chuit oder Choith.“

„Im Dorfe Tingert“, am Fuße des Mallato-dagh, an der Grenze von Sassun und an der Quelle des Tingert-tschai, des oben erwähnten Armes eines Hauptzuflusses des Batman-su, hatte „die Bevölkerung nur einmal einen türkischen Reisenden“, (anscheinend „einen Landmesser), „gesehen, erinnerte sich nicht mehr des letzten Besuches türkischer Soldaten, und bezahlte keine Kopfsteuer und keinen Zehnten an die Regierung“.

„Der Typus“ der Bewohnerschaft ist sehr verschieden von dem der übrigen Kurden und Armenier. „Die Armenier haben hier keine krummen Nasen: es fehlt ihnen durchaus“ die armenoide Gesichtsform, (die sie mit den Juden gemeinsam haben, weil ihnen beiden ein kleinasiatisches hetitisches Element beigemischt ist).

Bei seiner Unzugänglichkeit erschien das Land Belck „wie geschaffen für ein Asyl eines bedrängten freiheitsliebenden Volkes. In Sassun und Motki herrschen die gleichen Terrainverhältnisse“, und nach Belcks Vermutung hat Xenophon, der mit den Zehntausend, wie wir sahen, auf seinem Wege zum Teleboas-(Kara-su) den westlichsten, niedrigsten Teil von Sassun berührte, dort seine Nachrichten über die Chalder und ihr Verhältnis zu den Armeniern gewonnen, die er uns in der Kyropädie mitteilt und auf deren Geschichtlichkeit und hohe Bedeutung ich hingewiesen hatte (vgl. u. Kap. 30). „Ich will“, so schließt Belck den betreffenden Abschnitt seines Berichtes an Rudolf Virchow, „hierbei zu Ihrer Orientierung bemerken, daß Thomas Artsruni, ein armenischer Historiker des zehnten Jahrhunderts und am Vansee beheimatet, angibt,



daß die Chuth (Choith), denen er ein ganzes Kapitel widmet, zwar Christen, aber dabei wenig zivilisierte Bergbewohner südlich von Musch seien, die eine den Armeniern ganz unverständliche Sprache reden.“

Aus Thomas Artsruni's gleich noch etwas näher zu betrachtender Schilderung ergibt sich, daß es sich in den Bewohnern von Choith und Sassun um eine mit den Armeniern nicht verwandte und nur oberflächlich christianisierte Bevölkerung, eine Art Sekte von äußerst primitiver Kultur handelt.

Bei dem Vorwiegen des religiösen Lebens im Orient ist, wie wir schon früher sahen (oben Bd. I S. 304ff.), die Vermutung naheliegend, daß sich unter den Anhängern christlicher Sekten und Sonderlehren vielfach versprengte Teile älterer, sonst untergegangener Völkerschaften befinden. So ist Belcks Vermutung, daß es sich hier um einen Teil der chaldischen Urbevölkerung handle, die sich in den Kämpfen mit den eindringenden Armeniern, wie in andere gebirgige Gebiete, so auch hierher geflüchtet habe, wohl zu erwägen; wir kommen auf die schon Bd. I S. 8, 93, 305f., 464 berührte Frage im größeren Zusammenhange zurück.

Kurz ehe wir unsere Expedition antraten, am 22. Mai 1895, wurde in der Wiener Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung „Sassun und das Quellengebiet des Tigris, Historisch-topographische Untersuchung, I. Geschichtliches über Sassun“ vorgelegt, die Wilhelm Tomaschek, den hochbedeutenden Kenner der alten Geographie Osteuropas und Vorderasiens; zum Verfasser hatte. Diesem ersten in den Sitzungsberichten der Akademie Bd. 133 als Abhandlung IV abgedruckten Teile ist die Fortsetzung nicht mehr gefolgt. Es war Tomascheks Schwanengesang. Er schloß seine damaligen Ausführungen mit den Worten: „Chôit-Sassun ist bis auf den heutigen Tag eine terra incognita geblieben; die nächste Zeit dürfte jedoch die nötigen Aufklärungen bringen.“ Dies hat sich, teils im Gefolge der traurigen Vorgänge der Jahre 1894 und 1896, teils auf dem Wege der Forschung durch die Ermittlungen meines Reisegefährten bewahrheitet. Tomaschek weist auf eine Verschiebung der geographischen Begriffe hin: „Der Name Chôit lebt noch jetzt im Munde der Bewohner, und es gibt eine angeblich kurdische Tribus Chôiti; in der heutigen offiziellen Einteilung besteht er jedoch nicht mehr, an seine Stelle ist die Qaza Sâsûn getreten, deren Vorort Has-köi mitten im alten Chôit liegt. Was dagegen vormalis Sâsûn hieß, bildet die Qaza Charzan mit dem Vororte Zôq und die Qaza Hazzû mit dem Vororte gleichen Namens. Das heutige Sâsûn gehört zum Sandjak Bitlis, das ehemalige zum Sandjak Se'ert.“

Armenien wurde in der Zeit nach den Provinzialordnungen der Kaiser Justinian (532 n. Chr.) und Mauricius (591) in 15 größere Provinzen eingeteilt, deren Namen großenteils uralte sind. Mehrfach sind alte Namen von Gauen

oder Kantonen zur Benennung der Provinzen verwendet worden, so Aghznik-Arzanene und Mokk'-Moxoene. In dieser Einteilung, wie sie uns die Geographie des Moses von Chorene kennen lehrt, wird der Kanton Sanasun zur Provinz (III) Arzanene gerechnet. Choith dagegen, als nördlich des Taurus gelegen, gleich dem angrenzenden Taraun, zu (IV) Turuberan.

Bemerkenswert ist auch, daß die vom Standpunkte der armenischen Sprachwissenschaft durch Hübschmann gestellte Forderung „die heutige Aussprache müßte Chuth sein“ durch Belcks Mitteilungen als zutreffend erwiesen worden ist.

Die erreichbar älteste Erwähnung der Bewohner von Sassun und Choith findet sich bei Georgius Cyprius (oben Bd. I S. 520 u. Anm. zu Bd. II S. 408), der die vom Kaiser Mauricius (582—602) geschaffenen Verhältnisse im Auge hat, wenn er auch in den ersten Jahren von dessen Nachfolger Phokas (602—610) schrieb. Im Anschluß an das „Klima (= Gegend) Arzanene“ bemerkt er (S. 48 von Gelzers Ausgabe): „Es gibt aber im Taurusgebirge in der Nähe dieses Klima zwei Völker, von denen das eine Choithaiten (*Χοιθῆται*), das andere Sanasuniten (*Σανασουνῖται*) genannt wird.“

Bei den Gährungen und Unruhen, die der Steuerdruck der arabischen Chalifen im 8. Jahrhundert in Armenien hervorrief, finden wir beide Völker beteiligt.

An der Spitze der unzufriedenen Armenier stand Ašôṭ aus dem Geschlechte der Artsrunier, Gaufürst von Vaspurakan. „Der Chalif Abû-Dja'far el-Motawakkel, welcher die von fanatischer Unduldsamkeit diktierten Gesetze gegen die Christen womöglich verschärft hatte“, schickte zunächst 850 „den Abû-Sa'd-Moḥammed, dann im Frühjahr 851 dessen Sohn Jûsuf-ibn-Moḥammed als Statthalter nach Armenien. Dieser nahm den Gauhern von Taron Bagarat, der zu den Unterhandlungen in Achlath vor ihm erschienen war, gefangen und schickte ihn nach Bagdad, wo er später vergiftet wurde. Seine Söhne Aschot und Davith flüchteten zu den Bergbewohnern südlich von Tarun und reizten diese auf: „Die schlichten Chuthen, erbost über die Abführung ihres Gauhern, auch wohl verlockt durch die Aussicht auf Beute, stiegen in die Ebene hinab, warfen sich auf die arabischen Posten“ und überrumpelten Musch, wo Jûsuf unter der Kuppel der Kirche Surb Phrkitsch, in die er sich geflüchtet hatte, von einem Chuthen erstochen wurde. „Als Lohn der Treue wurden den Chuthen die den Arabern abgenommenen Güter zuteil“ (Tomaschek, Sassun S. 21).

Bei der Schilderung dieser Ereignisse des Winters 851/2 n. Chr. gibt Thomas Artsruni den schon erwähnten Bericht über die beiden Völker, aus dem folgendes Nähere hervorgehoben sei.

„Die Chuth und Sansasunk' sind geübte Jäger; sie wohnen in den tiefen

Talschluchten sowie auf den oberen Berghalden, in den Wäldern oder im Bereich der Graslichtungen, stets aber in vereinzeltten Hütten“, die so weit auseinanderliegen, daß kaum der stärkste Ruf von der einen zur anderen dringt. Bei dieser Abgeschlossenheit hat „fast jeder Talgrund seinen eigenen Dialekt“. In kargen Jahren „nähren sie sich kümmerlich von einer Art wilder Hirse, bei deren Anbau sie“ in höchst primitiver Weise „mit den Füßen Furchen in die Erde ziehen und den Samen in die mit einer Gabel gebohrten Grübchen werfen. Ihren Leib bedecken sie mit Ziegenfellen oder einem wollenen Wams: zur Abwehr gegen wilde Tiere tragen sie stets eine Lanze oder Keule aus Holz bei sich. Nahrung und Kleidung ist stets dieselbe im Sommer wie im Winter. Im Frühjahr, wenn der Schnee zu schmelzen beginnt, fahren sie über die Bergabhänge mit Schneeschuhen, die sie mit Riemen an die Füße schnallen. Ihre Sitten sind roh und wild; sie sind gewohnt, Blut zu vergießen — einen Bruder töten und ein Schwein abschlachten gilt ihnen gleich. Nichtsdestoweniger üben sie Gastfreundschaft und im Verkehr mit Fremden sind sie gefällig und dienstbeflissen. Von allem Anfang waren sie gemäß ihrer“ von den Armeniern aus dem Namen Sanasun abgeleiteten vermeintlichen „Abkunft von Sanasar und Adramelech aus Asorestan“, den Söhnen und Mördern Assarhaddons von Assyrien, die nach dem Alten Testament nach Armenien geflohen seien, „Heiden; im Laufe der Zeiten wurden sie Christen, wenigstens dem Namen nach, und sie führen beständig einen Psalter im Mund, den ihnen die armenischen Vardapet übersetzt haben. So leben sie denn in ihrem Bergland dahin, das sich zwischen Taron und Arzanene erstreckt und das wegen seiner Unzugänglichkeit Choith genannt wird.“

Thomas Artsruni sagt ferner von ihnen: „Die Hälfte ist abgewichen von ihrer natürlichen väterlichen Sprache und wegen ihrer dunkeln (abstrusen) und unbegreiflichen Sprache und ihrer Sitten werden sie Chut („Hindernis. Anstoß, Klippe“) genannt.“

Noch als Mitglieder einer Liga gegen die kräftig emporgewachsene Macht der Osmanen, die der Minoritenmönch Ludovico di Bologna im Auftrage des Papstes Calixtus 1459 aus den Christen der Levante und etwaigen vom Sultan in ihrer Selbständigkeit bedrohten mohammedanischen Fürsten zusammenbrachte, erscheinen die Sassunier (lat. Sasoni).

Die Choithier und Sassunier haben also die Freiheitsliebe und Wehrhaftigkeit, die Xenophon an den Chaldern rühmt und die offenbar ein Merkmal der mit den Chaldern mehr oder weniger verwandten Urbevölkerung Armeniens war, bis in späte Zeiten bewahrt, und so ist es wohl kaum ein bloßer Zufall, daß die Unruhen, die zu den ersten Armeniermetzeleien führten, gerade im Gebiete des heutigen Sassun ihren Anfang nahmen (vgl. oben S. 218, 221).

So möchte ich hier Auszüge aus einem Bericht über diese Vorgänge einfügen, dessen allgemeine Zuverlässigkeit durch die Quellen, auf denen er beruht, gewährleistet wird. Er ist um so wertvoller, als darin auch über die armenischen Revolutionäre unbefangenen und rückhaltlos geurteilt wird. Die in dem Berichte geäußerten Vermutungen über die Ausrottungsabsichten der Türken und über deren Ursachen sind — so unglaublich sie dem Fernerstehenden erscheinen mögen — leider durch die Vorgänge während des Weltkrieges nur bestätigt worden. Kritisches s. in den Anmerkungen.

Den geographischen Teil des gleichen Berichtes habe ich bereits oben, Seite 218ff. wiedergegeben. Die Angaben über die kurdische Bevölkerung, von Sassun, die er im Folgenden bringt, bedürfen in einigen Punkten der Berichtigung durch das auf Seite 438, 440f. Dargelegte.

„Die Bevölkerung des Bezirks, den wir beschrieben haben, besteht nur aus armenischen Bauern, unwissenden aber kräftigen Bergbewohnern; auf ein Dorf kommen kaum mehr als etwa 1 bis 2 Bewohner, die lesen können; sie haben etwas vom Kinde an sich. Das von dieser Bevölkerungsklasse bewohnte Gebiet reicht über den von der Zerstörung betroffenen Bezirk hinaus. An den Grenzen dieses Landstriches wohnen Kurden, die in Dörfern wohnen und Ackerbau treiben, während jeden Sommer aus der Gegend von Mosul kurdische Nomadenbanden kommen, um ihre Schafherden auf den Bergen zu weiden.

„Im Osten von Dalwori liegt eine Gegend, kurdisch Sassûn genannt; sie wird von Kurden bewohnt, die die Oberhoheit der türkischen Regierung nicht anerkennen. Sie zahlen keine Steuern und nehmen keine Soldaten auf, und die Lokalbehörden sind ihnen gegenüber völlig machtlos. Die Beamten können das Gebiet dieser Kurden nur mit deren Genehmigung betreten und durchqueren. Diese Kurden unterhalten mit den Armeniern von Dalwori eine Art Lehnsystems, indem sie Abgaben von ihnen eintreiben und ihnen dafür einen gewissen Schutz gewähren“, ein Verhältnis, dem wir bereits begegnet sind (S. 206). „Etwa 20 Jahre lang hatten sie den Dalwori-Armeniern nicht erlaubt, Steuern an die türkische Regierung zu bezahlen, und wenn die türkische Regierung die Armenier aufforderte Steuern zu bezahlen, war die Antwort: ‚Wir können nicht Steuern an zwei Regierungen bezahlen; schützt uns vor den Kurden und dann wollen wir gern die Steuern an Euch abführen‘. Dieses Lehnssystem herrscht nur in Dalwori. Die anderen Dörfer haben ihre Steuern bezahlt, wenngleich die Liste, die sie für die Kopfsteuer aufstellten, wahrscheinlich recht unvollständig war. Doch dieses trifft für alle Teile Armeniens zu und erklärt sich aus der drückenden Höhe der Steuern, zu der der Schutz, den die Armenier genießen, im umgekehrten Verhältnis steht.

„Die nomadisierenden Kurden sind stets ihrer Neigung zum Vieh- und Schafraub gefolgt und haben die Armenier mehr oder weniger auf diese oder und andere Weise bedrängt, jedoch waren die letzteren ziemlich gut bewaffnet, die Natur des Landes war ihnen sehr günstig, so daß sie zu den wohlhabendsten Gemeinden im Lande gehörten. Jedes Dorf besaß mehrere tausend Schafe und Vieh, und selbst der Viehstand einzelner Individuen ging oft bis in die Tausende.

„So lebte denn zwischen diesen sicheren Bergen ein tapferes, wohlhabendes und zufriedenes Bauernvolk, das wenig von der Außenwelt wußte und ebenso wenig bekannt war.

„Ein paar revolutionär gesonnene Armenier, die in Musch als Lehrer wirkten und so mit dem Volk bekannt wurden, erkannten, daß dieser Bezirk einen guten Boden für ihre Bestrebungen abgeben könnte.

„Ehe wir weitergehen, müssen wir von dieser revolutionären Bewegung sprechen. Dabei muß man sich vor allem vor Augen halten, daß die türkische Regierung nie und nirgends eine Gleichberechtigung ihrer christlichen Untertanen mit den Moslems anerkennt. Christliche Aussagen sind vor Gericht gegenüber denen der Moslems wertlos. Dem niedrigsten Mohammedaner ist es verboten, sich vor dem angesehensten Christen zu erheben, und der gebildetste und wohlhabendste Christ muß sich von den Moslems, Beamten wie Nichtbeamten, wie ein Hund behandeln lassen. Die Christen müssen beinahe alle Steuern aufbringen, und sie werden mit solchem Druck und solcher Grausamkeit eingetrieben, wie es sich die Bewohner zivilisierter Länder kaum denken können. Sowohl Türken wie Kurden fühlen sich durch die direkte oder indirekte Unterstützung seitens der Regierung ermutigt, ihre christlichen Nachbarn zu berauben und zu bedrängen, während den Christen das Tragen von Waffen verboten ist. Deshalb sind die letzteren ihres Lebens und ihrer Habe niemals sicher. Dieser Zustand hat seit unvor-denklicher Zeit bestanden, jedoch sind im letzten Halbjahrhundert die Armenier durch bessere Erziehung und größere Intelligenz zur Einsicht dieser Ungerechtigkeiten und Verleumdungen gekommen und versuchen nun sich davor zu schützen.

„So entstand die ‚armenische Frage‘, die auf dem Berliner Kongreß eine hervorragende Rolle spielte, wo bedeutende Vertreter der armenischen Nation anwesend waren, um auf eine Besserung ihrer Lage zu dringen. Das Ergebnis war der oft angeführte und nie durchgesetzte Artikel 61 des ‚Berliner Vertrages‘, der da lautet: ‚Die hohe Pforte übernimmt die Verpflichtung, ohne weiteren Verzug die durch lokale Bedürfnisse in den von den Armeniern bewohnten Provinzen erfordernten Verbesserungen und Reformen ins Werk zu setzen und den Armeniern Sicherheit vor Kurden und Tscherkessen zu garantieren. Sie wird die in dieser Richtung getanen Schritte in bestimmten Zeitabschnitten den Mächten bekannt geben, die ihr Inkraft-treten überwachen werden.‘“

Mit Recht weist Lynch darauf hin, daß der Ausdruck „die von den Armeniern bewohnten Provinzen“ viel zu unbestimmt war, da das schließlich auf alle Provinzen des türkischen Reiches bis zu einem gewissen Grade zu-träfe. Man wird daher für die Beurteilung des Verfahrens der türkischen Regierung die Wendung „wo die Armenier in der Majorität sind, oder doch einen wesentlichen Bestandteil der Bevölkerung ausmachen“ an die Stelle setzen können. Mein Gewährsmann fährt fort:

„Das war eine ernstliche Beunruhigung für den Sultan und seine Glaubensgenossen; sie begannen darüber nachzudenken, wie sie sich am besten von ihr befreien könnten. Nachdem sie die Sache einige Jahre erwogen hatten, scheinen sie zu dem Schlusse gekommen sein, daß sie die armenische Frage am besten los würden, indem sie sich der Armenier entledigten.

Es liegen zahlreiche Beweise dafür vor, daß dieses Prinzip schon sechs bis sieben Jahre vor den Massakern feststand. Derartiges kann natürlich nur allmählich ins Werk gesetzt werden, aber schon vor mehreren Jahren, so berichteten mir meine Gewährsmänner, soll durch die Bestechung eines hungrigen Schreibers die Kopie eines in diesem Sinne gehaltenen Erlasses der Zentralbehörde an einen Lokalbeamten bekannt geworden sein.

„In den Wilajets Bitlis und Van, die fern von Europa und somit auch störender Beobachtung entrückt waren, und in denen zudem nach der im Ganzen zutreffenden Annahme das armenische Nationalgefühl am stärksten ausgebildet war, sollte diese Politik eingeleitet und erprobt werden. In diesen Wilajets wurde eine Reihe von Bergdistrikten, in deren Mehrzahl sich die Armenier bereits in der Minderheit befanden und in denen der Wohlstand der Armenier die Habgier reizte, auserwählt, um die Ausführung dieses Planes zu beginnen.

„Als Entschuldigung für diese Politik wurde angeführt, daß die Armenier eine Revolution anzuzetteln im Begriff ständen. In welchem Umfange traf dies zu? Daß das Unrecht, das sie zu erleiden hatten, an sich genügend dazu angetan war, um einen Aufstand herbeizuführen, muß selbst ein nicht mit den Tatsachen Vertrauter zugeben. Aber noch etwas mehr als das Unrecht selbst ist erforderlich, um eine solche Bewegung zu rechtfertigen: das sind die Umstände, die auf einen Erfolg hoffen lassen.

„Und solche fehlten gänzlich.

„Zwischen Türken und Kurden zerstreut, mit Ausnahme einiger eng beschränkter Gebiete nirgends in großer Mehrzahl vertreten, unbewaffnet zwischen bewaffneten Feinden, von denen sie beträchtlich an Zahl übertroffen wurden, ohne passende Anführer oder den nötigen Zusammenschluß, standen sie einer Regierung gegenüber, die die Macht und den Willen hatte sie zu vernichten. Unter diesen Umständen auf eine erfolgreiche Revolution und auf die Herstellung eines selbständigen Staatswesens zu hoffen, wäre der Gipfel der Torheit.

„Wahrscheinlich waren einige wenige Hitzköpfe unverständlich genug, eine solche Bewegung zu planen, aber die Massen billigten sie nicht, und die meisten von denen, die als Agitatoren bekannt waren, suchten lediglich ihrem Volke ein gewisses Maß von Gleichberechtigung durch die Intervention fremder Mächte zu sichern. Viele wußten jedoch, daß es nutzlos sei, auf eine solche Intervention zu hoffen, bis nicht etwas geschehen wäre, um die Aufmerksamkeit von Europa auf die Lage der Dinge zu lenken. Unter diesen waren einige — zum Glück aber nur wenige —, die als Mittel zu diesem Zweck empfahlen, Repressalien auf die Kurden auszuüben, bis diese sich veranlaßt sähen, ein Blutbad anzurichten, um auf diese Weise die Welt zu erschrecken, und so die Aufmerksamkeit auf die Armenier zu lenken. Andere wieder befürworteten einen Putsch an irgendeiner Stelle und die Einnahme einer Stadt nebst Gefangennahme der Lokalbehörde.

„Anscheinend war letzteres die Politik eines Mannes namens Damadian, welcher in einer Schule in Musch Lehrer gewesen war und der sich auf diese Weise Bekanntschaft mit den Gebieten, die wir geschildert haben (oben S. 218 ff., 442 f.), verschaffte; er mag gehofft haben, nach und nach Waffen

und Munition einführen zu können, um dann einen Handstreich auf Musch auszuführen.

„Was immer auch seine letzten Absichten gewesen sein mögen, es ist sicher, daß er nicht viel getan hatte, um sie auszuführen und jedenfalls nichts, das irgend strengere Maßnahmen rechtfertigen konnte, als daß er selbst und etwaige Mitschuldige verhaftet worden wären. Die Regierung machte große Anstrengungen seiner habhaft zu werden. So nahm er Tracht und Sprache der Dorfbewohner an und ging oft, eine Holzladung auf dem Rücken, nach Musch, selbst in die Häuser von hervorragenden Beamten, um sie zu verkaufen.

„Im Juli 1893 gelang es, ihn in dem Dorfe Semal zu fangen: der Regierung war ein Gefährte von ihm, der sich mit ihm erzürnt hatte, in die Hände gefallen; von diesem verschaffte sie sich die nötigen Informationen über seine Bewegungen. Einige Tage nach seiner Festnahme wurde in der Nachbarschaft ein Kurde getötet; nach der Vermutung von dessen Sippe waren Damadians Genossen die Täter. Schon seit einiger Zeit hatten einige angesehene Kurden sich bemüht, ihre Gefährten zu einem Angriff auf die Armenier zu bewegen, und ungefähr 10 Tage nach Damadians Festnahme schlugen zahlreiche nomadisierende Kurden ihr Lager auf der Bergspitze zwischen den Dörfern Tschkhantore und Dalwori auf und zu Ende des Monats begann ein gleichzeitiger Vormarsch auf die Dörfer.

„Die Dorfbewohner ihrerseits setzten sich zur Wehr. Eine Woche lang standen sich die beiden Parteien gegenüber, und am achten Tage begannen die Armenier einen Vorstoß, um den Feind zurückzuschlagen. Zuerst errangen die Kurden einen geringen Erfolg und töteten einige wenige Armenier, aber die letzteren gewannen bald wieder die Oberhand und drängten die Kurden allmählich zurück, bis diese gezwungen waren, sich zurückzuziehen und den Kampf aufzugeben.

„Es unterliegt kaum irgendwelchem Zweifel, daß es die Hoffnung der Regierung war die Armenier, wenigstens im Gebiet von Dalwori, mit Hilfe der Kurden auszurotten, und so die Verantwortung auf die Kurden abzuwälzen; aber der Plan scheiterte an der kühnen Haltung der ihre Heimstätten verteidigenden Armenier.

„Ob diese Anstrengungen, die Kurden aufzureizen, direkt von der Zentralregierung oder nur von Taschin-Pascha, dem Wali von Bitlis, ausgingen, scheint nicht ganz klar zu sein. Der letzte begab sich persönlich zu der Stätte der Feindseligkeiten, und sein Bericht über das, was er erreicht hatte, verschaffte ihm eine Ordensauszeichnung seitens des Sultans. Sowohl von Musch als auch von Dijärbekr wurden zur Zeit der kurdischen Angriffe Soldaten ausgesandt, welche jedoch erst eintrafen, als die Kurden auf dem Rückzuge waren. Sie blieben einige 20 Tage und fouragierten in den Dörfern, bis fast nichts mehr von ihrer Ernte übrig blieb.

„Im nächsten Jahre begannen dann die großen Truppenansammlungen, die zu den Greueltaten führten. Inzwischen war nichts geschehen, das diese Angriffe irgendwie hätte rechtfertigen können. An Damadians Stelle trat freilich ein anderer Mann, namens Murad, aber es fand keinerlei Zwischenfall, nicht einmal ein Handgemenge mit kurdischen Schafdieben statt. Keine zivilisierte Regierung würde daran gedacht haben, mehr zu tun

als allenfalls Murad und einige seiner Gefährten zu verhaften, wenn sie sie für gefährlich hielt.“

Statt dessen setzten hier die furchtbaren Greuelthaten ein, über deren Höhepunkt und Schluß ich aus dem Bericht Folgendes mitteile.

Den unmittelbaren Anlaß gab einer der landläufigen Vorgänge.

Armenier aus Sassun hatten im Juli 1894 ihre Sommerzelte in der Nähe einer Quelle über Musch aufgeschlagen, nicht weit davon zelteten Kurden von Musch und die Soldaten von Musch. Die Kurden aus Musch fielen über die Herden der Armenier her um sie zu rauben, wurden aber zurückgetrieben. Hieraus entwickelten sich Kämpfe, bei denen die Kurden planmäßig von den Soldaten unterstützt wurden. Die Katastrophe wurde durch ein Gefecht bei Gelli-Gozan gegen Ende August eingeleitet. Als „Bedros' Haus“, das größte Anwesen dieses reichen Dorfes, in Brand gesteckt wurde und das Feuer die Bienenstöcke erreichte, flossen, so heißt es, geschmolzener Honig und Wachs wie ein Strom heraus. Das Dorf wurde von den Armeniern gegen eine bedeutende Überzahl von Moslems verteidigt, der Kampf dauerte den ganzen Tag, aber ohne größere Verluste. Gegen Abend begann die Munition den Armeniern auszugehen, und sie zogen sich in verschiedenen Richtungen zurück; sie mußten ihre Häuser der Barmherzigkeit der rohen Soldaten überlassen, welche den Abendhimmel mit den Flammen der auflodernden Behausungen erleuchteten.

Das Gefecht bei Gelli bedeutet das Ende jedweder organisierten Verteidigung auf armenischer Seite. Der hier von einem Augenzeugen herrührende Bericht fährt fort:

„Unsere Munition war ausgegangen, unsere Häuser zerstört und vom Sultan wurden wohl zwei- bis dreimal soviel Soldaten, als unsere Männer mit Frauen und Kinder ausmachten, auf uns losgeschickt. Was für Möglichkeiten blieben da für uns? Jeder Weg, in eine andere Gegend zu entkommen, war uns verschlossen. Nur die Bergketten blieben uns, und wir hatten kein Pulver mehr um uns selbst zu verteidigen. Hilflose Verzweiflung bemächtigte sich unser.

„Eine Zeitlang versuchten wir uns zusammen zu halten und unser Vieh und unsere Schafe vor Diebstahl zu schützen, indem wir hofften, daß die Feinde sich zurückziehen und uns wenigstens diese für unseren Unterhalt lassen würden. Vergebliche Hoffnung! Jetzt, da wir keinen weiteren Widerstand leisten konnten, folgten sie uns bis zur äußersten Spitze des Andok, trieben unser Vieh und unsere Schafe fort, die wir nun in ihren Händen lassen mußten, während wir uns, gleich Rebhühnern vor dem Jäger, nach allen Richtungen zerstreuten.

„Wenn all die Begebenheiten dieser Tage getreulich niedergeschrieben werden könnten, würden sie eine schaurig ergreifende Erzählung abgeben. Ein oder zwei Tage nach dem Kampf bei Gelli versteckten sich viele von uns auf der äußersten Spitze des Andok. Wir hörten das Signalhorn im Lager von Gelli ertönen und bald sahen wir Scharen von Soldaten, welche ungeordnet auf den Berglehnen vorrückten, dabei sich alle ihnen in den Weg kommenden Tiere aneignend und zwischen den Felsen sorgfältig nach Männern und Frauen suchend. Unsere einzige Rettung war, uns zu verstecken, wo immer es am sichersten schien. Beinahe all unser Vieh war durch Feindeshand uns ge-



nommen, nur einige wenige Schafe, die sich leichter verstecken lassen, verblieben uns.

„Schaki, eine Braut aus dem Hause des Rais in Schenik, die sich von Kurden und Soldaten umgeben fand, wußte, daß ihrer ein Schicksal schlimmer als der Tod harrete, wenn sie jenen in die Hände fiel, und in höchster Verzweiflung stürzte sie sich von einem hohen scharfen Felsen herab und blieb, in Stücke zerschmettert, unten liegen.

„Andere würden ihrem Beispiel gefolgt sein, doch die Soldaten vereitelten ihren Plan, sie hielten sie tagelang gefangen und machten ihre schlimmsten Befürchtungen wahr, so daß sie Schaki um ihr Geschick beneideten.

„Da die Bevölkerung von Gelli sich zerstreute, flohen viele von ihnen nach Aghpi und Hirtenk gen Osten und die Soldaten folgten ihnen, und trieben nun auch die Bewohner dieser Dörfer aus ihrer Heimat. Viele ihrer Häuser wurden verbrannt, wenngleich nicht ganz so gründliche Arbeit gemacht wurde wie in den ersten drei Dörfern, wo, ausgenommen die beiden Steinkirchen, kaum ein Splitter verblieb, um zu beweisen, daß dort auch nur ein Dach gewesen sei. Die nächsten Tage über befanden wir uns in dem Zustand gehetzter Bergschafe.

„Bald in Gruppen, bald allein flohen wir hierhin und dorthin, einmal uns in den Felsen und Büschen auf den Bergspitzen versteckend, dann wieder uns in den Spalten der tiefen Schluchten, welche unsere Berge in so großer Zahl durchziehen, herumschleichend. Sie werden fragen, wovon wir gelebt haben. Solange wir unsere Tiere bei uns hatten, konnten wir sie bei Bedarf töten, nur mußten wir beim Feuermachen die größte Vorsicht wahren, damit der Rauch unseren Versteck nicht verriete. Die Soldaten machten jeden Morgen in kleinen Rotten Streifzüge, um das ganze Gebiet zu durchsuchen. Wo immer sie einen Flüchtling sahen, verfolgten sie ihn; war er weit entfernt, so sandten sie Kugeln hinter ihm her, war er nahe, hielten sie es für sparsamer ihr Schwert und Bajonett zu benutzen. Daher sind die Berge und Schluchten mit zerstückelten Leichnamen bedeckt. Die Raubvögel halten großen Schmaus, und alle Straßenhunde von Musch scheinen den Raub von fern gerochen zu haben und tun sich an dem schaurigen Mahle gütlich.

„Einstweilen bin ich entkommen, aber ich habe Szenen erlebt, die mir bis zu meiner letzten Stunde im Gedächtnis bleiben werden. Mehr als einmal sind mir nahestehende Freunde die bei mir erschossen oder niedergestochen worden, und ich habe ihr Todesgeschrei vernehmen müssen, wenn sie von der Hand ihrer unbarmherzigen Verfolger fielen.

„Eines Tages wurden zwei Männer aus Gelli nicht weit von mir entdeckt und auf sie geschossen. Beide wurden verwundet und die Feinde kamen heran, um ihre teuflische Arbeit zu beenden, indem sie sie wieder und wieder mit ihren Bajonetten durchbohrten.

„Einer von den Beiden stellte sich tot und als ein Soldat den anderen ermahnte, ihm noch einen Stoß zu geben, antwortete er: ‚Ich habe mein Bajonett gereinigt und will es nicht wieder um dieses toten Hundes willen beschmutzen.‘ Und so entkam der unglückliche Verwundete.

„Aber das grauenhafteste Schicksal harrete der Frauen und Mädchen. Wollust und Grausamkeit wetteiferten in ihrer Behandlung. Nachdem die

Soldaten sich auf die brutalste Weise befriedigt hatten, erschossen oder erstachen sie sie auf unbeschreibliche Weise wie sie kein Höllenteufel ersinnen würde. Entsetzensvoll war das Schicksal vieler, die sich Mutter fühlten, bei denen die Soldaten wetteten, welchen Geschlechts sich das Kind erweisen würde!

„Aber ich muß meinen Bericht jetzt zu Ende führen, ich will nur noch des glänzenden Meteors am Abend des 24. August gedenken, der am Horizont auftauchte und den ganzen Himmel erhellte. Es erschreckte manche Herzen und besonders eine Anzahl Soldaten, welche gerade dabei waren, einen Sohn des Priesters von Ischchansore zu peinigen. Für einen Augenblick gerieten sie in solche Furcht, daß sie ihre blutige Arbeit im Stich ließen, aber als es wieder dunkel wurde, nahmen sie ihr Teufelswerk wieder auf.

„Niemand kann die Opfer zählen, welche während der letzten 8—9 Tage gefallen waren, aber der Höhepunkt wurde gestern abend erreicht bei dem Gemetzel in Gelli-Gozan, das ich mit den Umständen, die es veranlaßten, erzählen muß. Sie können sich vorstellen, daß alle Barmittel unseres armen gehetzten Volkes erschöpft waren. Einige von ihnen versuchten sogar sich wieder in die Hände der Kurdischen Aghas zu begeben, zu denen sie früher in Lehn- und Schutzverhältnis (s. oben S. 442f.) gestanden hatten. Aber jetzt versicherten die Aghas den Boten: ‚Es ist der Befehl des Sultans, Euch auszurotten und wir dürfen ihm nicht ungehorsam sein, indem wir Euch Schutz gewähren‘.

„Am Morgen des 29. August, machten sich 15 Frauen, von 2 Männern beschützt, nach Gelli auf, um beim Kommandeur der Truppen Tewfik-Pascha Gnade für sich und andere zu erbitten. Aber es war eine Torheit zu glauben, daß diese Männer wissen, was Barmherzigkeit heißt. Die 2 Männer wurde gefangen genommen und die Frauen mit der Botschaft heimgeschickt, daß bedingungslose Übergabe Frieden bringen würde. Die Männer glaubten den Worten nicht, aber einige 300 Frauen und Kinder beschlossen, bis aufs äußerste entmutigt, den Versuch zu wagen. Auf ihrem Wege nach dem Lager trafen sie die am Tage vorher gefangen genommenen beiden Männer, welche mit bestimmterem Auftrage an das gesamte Volk, sich gegen das Versprechen der Sicherheit an Leib und Leben zu ergeben betraut waren, mit dem Zusatz: ‚Wenn Ihr dies verweigert, werdet Ihr laut Befehl des Sultans ringsher eingeschlossen, und sämtliche Männer, Frauen und Kinder vernichtet.‘ Die traurige Prozession der Frauen nahm ihren Weg zum Lager wieder auf und wurde unter Bewachung gestellt, während die beiden Männer ihre Botschaft weiter an die verschiedenen Gruppen ihrer Volksgenossen, wo sie sie antrafen, zu überbringen hatten. Sie rief überall angstvolle Erörterung hervor. Einige waren für Annahme, während andere vorzogen, sich so gut es ging in Sicherheit zu bringen, und es wurde entschieden, daß jeder selbst die Entscheidung treffen und danach handeln sollte. Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 30. August, nimmt dementsprechend eine Gesellschaft von 400 Männern, Frauen und Kindern, größtenteils aus Semal, die sich entschlossen haben das Anerbieten anzunehmen, unter Leitung des guten Priesters Howhannes ihren Weg zum Lager. Auf dem Wege begegnen sie einer Anzahl Kurden, welche ihnen, was immer sie auch nur be- saßen, entrissen, ihnen kaum das Hemd lassend. Aber einige von den Kurden

warnen sie, sie würden von den Türken alle erschlagen werden. Als sie das Lager erreichten, wurden die Frauen und Kinder von den Männern getrennt und etwas höher hinauf bei der Kirche von Gelli unter Bewachung gehalten. Sie können sich denken, was dies für die jungen Frauen und Mädchen bedeutete, von denen eine beträchtliche Anzahl, der Willkür der Soldaten ausgesetzt, in den geheiligten Teilen der Kirche selbst festgehalten wurde. Die Männer wurden in das Lager geführt, wo die Soldaten ihrer zu spotten begannen.

„Am Freitag morgen wurden die Männer in Gruppen von 5 bis 15 geteilt — zu welchem Zweck? Der 30. August ist der Jahrestag der Thronbesteigung des Sultans und mir wurde von Solchen, die in Konstantinopel gewesen sind, erzählt, daß man diesen Tag durch prächtige Illuminationen feiert. Hier jedoch, im Lager von Gelli, nahm die Feier eine wesentlich andere Gestalt an. Während des Tages wurden an verschiedenen Stellen im Lager und in dessen Umgebung tiefe Gruben gegraben und hierbei wurden sogar die Gefangenen ab und zu zur Hilfeleistung gezwungen. Am Abend wurden diese abgeteilten Gruppen, jeder Einzelne die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, an diesen Gruben aufgestellt. Priester Howhannes befand sich bei einer dieser Gruppen gerade an einer Grube vor dem Zelte des Kommandeurs, und gegen ihn schien sich der Haß besonders zu richten. Die höhnnenden Soldaten brachten ihm das neue Testament und ein Kreuz, welches sie aus der Kirche geholt hatten und beides ihm in die Hand legend, sagten sie: ‚Verfluche diese, und du bist frei, verweigerst du es jedoch, bist du tot!‘ Der vornehme Mann antwortete unerschrocken: ‚Tut mir, was ihr wollt, ich werde niemals diese Symbole der heiligen Lehre verleugnen oder verfluchen.‘ Da wurde den Soldaten der Befehl gegeben, auf ihn zu schießen; sie drückten ihm mit dem Bajonett die Augen aus und durchbohrten seinen Hals, bis das Wasser, das sie ihn zu trinken zwangen, an beiden Seiten herauslief, sie zogen ihm die Haut vom Gesichte und fügten ihm jede Grausamkeit zu, welche ihre teuflische Natur nur erdenken konnte, bis sie ihn dann mit den anderen zusammen in eine Grube warfen, wo sie sie, nachdem sie niedergefallen waren, mit den Bajonetten durchbohrten bis ihr Angstgeschrei erlosch.

„In dieser Weise wurden 5 oder 6 verschiedene Gruben angefüllt, und, wie man meint, birgt die größte derselben ungefähr 40 Opfer.

„Ich erhielt diese Nachricht heute nachmittag von einem Jungen aus Semal, namens Huak, der wie durch ein Wunder entkam. Er war einer der Opfer der größten Grube, aber er fiel nicht mehr in die Tiefe, und zwei andere kamen über ihm zu liegen. Die Bajonettstiche hatten nun dadurch, daß sie zuerst die anderen beiden durchbohrten ihre Kraft verloren, und so wurde er nicht so schlimm verwundet, obgleich er die Besinnung für eine lange Zeit verlor. Gegen Morgen verließen die Soldaten das Lager und begaben sich nach Dalwori, als gerade Huak zur Besinnung kam und aus seinem Blutbette hervorkroch, um zu entkommen. Als ich ihn sah, zählte ich bei ihm 40 Wunden an Rücken und Kopf. Einige, welche heute Abend in der Nähe vorbeigekommen sind, berichten, daß noch jetzt Stöhnen aus diesen schrecklichen Gruben vernehmbar ist.

„Die meisten von uns sind in der Nähe von Hirtenk versammelt, und heute morgen ging eine Kolonne von ca. 300 Frauen, hauptsächlich aus Gelli, mit

zwei jungen Männern als Wächtern nach dem Lager ab, und zwar gleichfalls, um sich zu ergeben, da sie von den Vorkommnissen dieser Nacht keine Ahnung hatten. Aber von einer entfernten Bergspitze aus sahen die Männer, daß der Hügel über und über von Soldaten in ihren weißen Sommeruniformen bedeckt war. Da verließ sie der Mut, und sie entschlossen sich umzukehren; sie wurden jedoch entdeckt, und die Soldaten nahmen aus der Ferne die Verfolgung auf. Sie sahen sich nach einem sicheren Verstecke um, und gerade unter ihnen, am Rande eines tiefen Hohlweges, fanden sie eine ungeheure Schneebank, unter der das Wasser tiefe Tunnels gewaschen hatte; in diesen verbargen sie sich. Die Soldaten überschritten diese Schneebank ohne die darunter liegenden Flüchtlinge zu bemerken. . . .

„Während die Mehrzahl der Soldaten nach der blutigen Feier der Thronbesteigung des Sultans sich nach Dalwori aufgemacht hatten, wurden noch genug zurückgelassen, um die Jagd über die Berge und Täler fortzusetzen. Es ist seltsam, daß so viele von uns doch noch am Leben geblieben sind.

„Aber ach, wie viele hunderte unserer Lieben liegen unbeerdigt und weit entfernt von unseren geweihten Kirchhöfen, um von Hunden, Wölfen und Raubvögeln verzehrt zu werden. Wenn wir diese Leichname finden, versuchen wir, sie zu begraben, aber es ist dies nicht immer möglich. Wir haben keine Gerätschaften, und oft, wenn wir mit Stöcken und Händen versuchen die Gruben zu graben, werden wir durch anrückende Soldaten aufgeschuecht. Wir versuchen auch, für die Verwundeten zu sorgen, aber bei Tage können wir keinen Schutz vor der Sonne und nachts nicht vor der Kälte finden, denn in diesen hochgelegenen Gebieten beginnen die Nachtfröste bereits, und sie sind für uns, die wir kaum jeder ein Hemd haben, uns zu bekleiden, besonders empfindlich.

„Heute (10. Sept.) erzählt man sich, daß Zeki-Pascha von Erzingian gekommen ist und Befehl gegeben hat, das Gemetzel zu unterbrechen. Und soviel ist sicher, daß heute weniger Soldaten zu erblicken sind, aber wer kann diesen Ungläubigen, deren Versprechungen so oft unwahr gewesen sind, noch trauen?

„Ich habe bis jetzt keine bestimmten Nachrichten über das, was in Dalwori geschehen ist, erhalten, aber man sagt, daß sie Murad Effendi gefangen haben, welcher, wie Sie wissen, hierher kam, nachdem Damadian festgenommen worden war.“

So, mit dem Hinweis auf den einen Vorwand, den die Türken für ihr schmachvolles Vorgehen zur Verfügung hatten (S. 444ff.), endet der Bericht über das Blutbad von Sassun, die Einleitung der Metzeleien, die ein Schandfleck auf der Geschichte unserer Zeit sind und bleiben werden, die aber noch weit in den Schatten gestellt werden durch das grauenhafte und leider sehr erfolgreiche Vorgehen der türkischen Regierung zur bewußten Vernichtung und Ausrottung des armenischen Volkes während des Weltkrieges.



## Anmerkungen.

Mit „Bericht“ ist der, Bd. I S. 527 zu S. 25 Abs. 4 an erster Stelle genannte, in den Sitzungsberichten der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften 1900 veröffentlichte Bericht gemeint. — Mat. = Materialien usw. 1907. — Corp(us) = Corpus Inscriptionum Chaldicarum. — II 2 = zweiter Halbband (der vorliegende Halbband = II 1). — Statt Assurnaširabal „III“ ist im Haupttext überall „II“, statt Tiglatpileser „IV“ vielmehr „III“ zu setzen. In beiden Fällen ist ein vermeintlicher Vorgänger durch neuere Funde, namentlich von Königslisten, in Wegfall gekommen. Zur Umschreibung der Fremdnamen in den Anmerkungen im Gegensatz zu der im Haupttext vgl. Band I S. 525f.

S. 4. Zum Kloster Surb Bartholomeos vgl. jetzt Bachmann (s. ob. S. 92), S. 23ff. u. Taf. 24f.

S. 5. Abs. 4. Das „Binden bei der Ernte“: Erklärung des Brauches s. Griechische Tragödien, übersetzt von U. v. Wilamowitz-Moellendorf, Bd. I S. 213.

S. 7. Zum Tschuch-Paß: statt „unpassierbar“ setze „schwer passierbar“, vgl. S. 308f. u. 317.

S. 8. Zur Burg Mahmûdije (Hôšâb) s. Bachmann, Taf. 2—4 u. S. 4.

S. 16. Zur Anlage von Van vgl. auch den Plan bei Lynch, Armenia, Vol. II zw. p. 80 u. 81 (z. T. nach Müller-Simonis).

S. 25. Kirche Surb Karapet: W. Belck, Verhdl. Berl. Anthropol. Ges. (VBAG.) 1897, S. 305.

S. 25. Zur chaldäischen Königsliste vgl. besonders S. 155 u. S. 330ff.

S. 26. Inschrift der Opfernische: Bericht Nr. 143. Mat. S. 63, Fig. 40. Corp. Nr. 164.

S. 31. Duplikat der Inschrift vom Menuas-Felsensaal (Corp. Nr. 54): s. vorläufig Bericht Nr. 56, Fig. 1, Mat. Nr. 48; Fig. 41, S. 63.

S. 38. Inschrift-Fragment von Anzaff (Corp. Nr. 79) von mir veröffentlicht in „Hilprecht Anniversary Volume“ (Leipzig 1909), S. 259ff.

S. 39, Abs. 2. Über die Route Van-Baschkala-Dizâ-Neri s. bes. unten S. 307ff. Meine Worte „in verschiedenen Abzweigungen“ sind so, wie sie dastehen, mißverständlich und inkorrekt. Die Straße führt nach Ušnu und Urmia nur über den Kelischin. Die Abzweigungen befinden sich bei Sidekân und Mušasir und wie S. 307 gezeigt, ist es fraglich, ob nicht näher der Grenze ein Weg, der Rowandûz nicht berührt, von Norden herkommt. Auch den Weg Amadijeh—Daudijeh—Dehok—Niniveh (S. 309, 374) kann man möglicherweise als eine Abzweigung betrachten.

S. 39. Huntingtons Frage: VBAG 1900, S. 144.

S. 42. W. Belck über den Standort der Rusas-Stele vom Keschisch-Göl: Ztschr. f. Ethnologie 24 (1892), S. 141f.

S. 42f. Inhalt der Inschrift der Rusas-Stele: ebenda S. 141ff. Erste Veröffentlichung des Textes, ebenda S. 155f. — Inhalt und geschichtliche Bedeutung der Inschrift (mit irriger Zuweisung an Rusas III.): Deutsche Rundschau XXI, Heft 3 (Dez. 1894), S. 413ff.

S. 46, Abs. 1. Auffindung des Anfangstückes der Rusas-Stele(?): S. 193f. Vgl. S. 331—333 sowie im Halbband II 2 S. 685f. (Rusas I. schwerlich Sohn Sardurs III., sondern eines gleichnamigen Mitgliedes einer Nebenlinie.)

S. 46ff. Über die hydraulischen Anlagen am Keschisch-Göl s. Belck, ZDMG. 58 (1904), S. 191ff.

S. 49f. Die Felsinschrift von Kaissaran (Corp. Nr. 168) habe ich veröffentlicht in „Huschardzan, Festschrift aus Anlaß des 100jährigen Bestandes der Mechitaristen-Kongregation in Wien“ usw. (Wien 1911), S. 253ff.

S. 51f. Zum Kloster Surb Grigor s. Bachmann, S. 28ff. und Tafel 24f.

S. 52. Tsorowants. Über den Namen dieses Dorfes habe ich keine Klarheit gewinnen können und ihn so geschrieben, wie ich es meistens hörte. Vielleicht liegt doch der auch sonst bekannte Name Tschorowank zugrunde.

S. 54. Die Steleninschrift von Sigkeh (Corp. Nr. 55) von mir veröffentlicht ZDMG 58 (1904), S. 117ff. Zur Burganlage von Haikapert siehe das Nebenkärtchen auf Erich Woelkerlings dem Halbband II 2 beigegebener „Karte des Ost- und Westtigris sowie des Vansees“.

S. 59. Inschrift von Meher-Kapusy (Corpus Nr. 18). Die Worte „sämtliche“ und „gesamte“ sind zu streichen, da es chaldische Gottheiten gibt, die in der Inschrift nicht vorkommen, wie mir schon früher entgegengehalten wurde. Die Annahme, daß diese erst später in das chaldische Pantheon Aufnahme fanden, begegnet Schwierigkeiten. Näheres s. im Corpus.

S. 60ff. Zur Anlage der Doppelfeste von Haikapert vgl. das Sonderkärtchen „Haikapert“ auf der „Karte des Ost- und Westtigris usw.“

S. 64. Martin Hartmann, Bohtân, eine topographisch-historische Studie, Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft 1896 II Heft 2, 1897 Heft 1 und separat.

S. 66. Qasrik: Hartmann a. a. O. S. 21, 77ff., 138.

S. 69. Merwânê(n): Layard und Mansell hörten Merwanen, Burchardt schreibt Mirwâne. Hartmann a. a. O. S. 76f. bemerkt dazu: „die Form mit en wird die richtigere sein“. Der Name ist nach ihm ein arabisches Nomen mit der Ableitungssilbe ân, woraus dann ên geworden.

S. 75. Zur Einmarschlinie Tiglatpileasers III. vgl. noch unten S. 82, sowie S. 4\* zu S. 166.

S. 77. Sargons II. Einfall in Urartu: s. S. 318ff.

S. 92ff. Über die Skulpturen an der Klosterkirche von Aghamar siehe Layard, Niniveh and Babylon, 1853, p. 414; Lynch II, S. 130ff. mit Fig. 140 bis 143; Bachmann S. 40ff., Tafel 28 bis 30; Strzygowski, Die Baukunst der Armenier u. Europa I, S. 82ff., 289ff. und sonst. Zu S. 93 unten siehe Layard S. 199 und 414 und Lynch II, 232ff.

S. 113. Grundwasserleitungen: über das Wort kahrez habe ich nichts Sicheres ermitteln können.

S. 115. Sieges-Inschrift Tiglatpileasers I. Siehe Bericht S. 626 (8) sub B Nr. 1 und S. 627 (9) Fig. 4; Materialien, S. 15, Fig. 6. Zu Sarapis siehe besonders meinen Artikel Sarapis in Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie Bd. IV, Sp. 338ff., sodann Klio XIV (1914), S. 384ff., ferner meinen Artikel „Die griechisch-römische Geschichtsschreibung im Lichte altorientalischer Quellen“ in der „Festschrift des Akademischen Historikerklubs in Innsbruck, herausgegeben anläßlich seines fünfzigsten Stiftungsfestes 1923“, bes. S. 71—73 u. S. 88—95, sowie Klio 1924 XIX 227ff.

S. 120ff. Zu den Argistiskammern siehe Ed. Schulz, Journal Asiatique IX, (1840), S. 269ff. Layard, Niniveh and Babylon, S. 394ff. — Die Annalen: Corp. Nr. 111.

S. 126. Über das sechste Felsenzimmer, anschließend an das durch die Tür D zugängliche Gemach (so lies statt „Zimmer B“ Abs. 2 von unten) (vgl. Grundriß auf S. 125), siehe Schulz S. 274, Layard S. 396, Belck, VBAG 1901, S. 296.

S. 129ff. Zur Quelle am Fuß des Vanfelsens siehe Layard S. 397f.

S. 134ff. Zur Doppelkirche Surb Pogos-Petros siehe Bachmann S. 31, Tafel 25 bis 27.

S. 139. Zum Inhalt und der Zusammensetzung der Argistisstelen-Fragmente: Belck VBAG 1901, S. 288ff.

S. 140ff. Chalder und Hetiter: siehe „Boghaz-köi und Van“ Klio 1907 VII 295ff.

S. 143ff. Itschqal'ah- und Neft-kuju-Räume: Schulz 279ff.

S. 148ff. Ostkammern: Schulz S. 285ff. Zu den Inschriften und Felsenkammern der Vanqal'ah vergleiche auch die kurzen Bemerkungen von H. F. Tozer, Turkish Armenia and Eastern Asia Minor, London 1881, S. 354ff.

S. 153ff. Zur Nische mit der zerstörten Inschrift vergleiche noch unten S. 194, 331ff.

S. 157 Abs. 2. Zum Felsenzimmer mit den Opfernischen vgl. Schulz 288f. Er gedenkt auch der Eingangsnische, die er zutreffend mit der neben dem Meher-kapusy vergleicht.

S. 159. Die Xerxes-Inschrift am Vanfelsen (Fernaufnahme von mir) zuerst von mir veröffentlicht Sitzungsber. Berl. Akad. d. Wiss. 1900, Tafel II. Vgl. dazu: Foy ZDMG 54 (1900), S. 406—407. F. H. Weißbach, Die Keilinschriften der Achämeniden, Leipz. 1911, S. 116ff.

S. 161ff. Aufstand der Armenier gegen Darius: Zur relativen Chronologie der Feldzüge des Dādaršiš und des Waumisa s. die letzte Bearbeitung der Inschrift von Bisutūn bei Weißbach, S. 8ff. und vorher Weißbach, ZDMG 62 (1908) S. 638f.

Darius' Angaben über die Armenier sind weit weniger klar und bündig als alle übrigen Berichte seiner großen Inschrift am Felsen von Bisutūn. Darius vermeidet es, den armenischen Aufstand in seiner eigentlichen Bedeutung überhaupt anzuerkennen. Es wird uns weder der Anführer des Aufstandes genannt, noch finden wir die ständige Schlußformel „Dieses war es, was ich in (folgt der Name der aufständischen Provinz) getan habe“ auf Armenien angewendet und auch in der Rekapitulation, in der die aufständischen Länder und ihre Hauptanführer noch einmal alle aufmarschieren, fehlt Armenien. Zieht man all dies und die Beweggründe des Darius in Betracht, so ergibt sich aus seinen Berichten das folgende Bild:

Mit den Medern gleichzeitig oder bald nach ihnen empörten sich die Armenier. Darauf sandte Darius einen Armenier Dādaršiš gegen sie. Dieser lieferte ihnen in Armenien drei Schlachten. Bei Zuzu am 8. II. des ersten Jahres des Darius (das am 13. April 521 begann), also am 21. Mai 521, bei der Burg Tigra am 18. II. (31. Mai 521), bei der Burg Ujamā am 9. III. (21. Juni 521): Bisutūn § 26—28. Sie werden sämtlich als siegreich bezeichnet. Außerdem sandte Darius ein Heer unter Waumisa gegen die Armenier, die er in der Schlacht bei Izalā am 15. X. „schlug“, der dann noch eine letzte Schlacht bei Autijāra am 30. II. folgte (Bis. § 29f.).

Es läge nun am nächsten, das, was Darius an zweiter Stelle berichtet, also den Heereszug des Waumisa, auch an die zweite Stelle zu setzen, dann kämen wir mit der letzten Schlacht in den Juni des Jahres 520, d. h. mitten in Darius' 2. Regierungsjahr hinein.

Das würde mit der Gefährlichkeit des Aufstandes sehr wohl harmonieren. nicht aber mit einer anderen Angabe des Darius. Er betont wiederholt, daß er alle in den vier ersten Kolonnen der Bisutūn-Inschrift genannten Schlachten in einem und demselben Jahre geschlagen habe. Das ist nun allerdings sicher eine Übertreibung. Denn die bestimmt datierbaren Schlachten erstrecken sich über einen Zeitraum von 18 Monaten; richtig ist aber, daß diese datierbaren Schlachten sämtlich wenige Tage nach Beginn seines zweiten Regierungsjahres bereits geschlagen waren.

Die Perser haben den babylonischen Kalender angenommen, nur die Namen der Monate werden anders bezeichnet. Nach babylonischem Brauche beginnt das erste Regierungsjahr eines Königs erst mit dem ersten Kalenderjahr, das er erlebt, da nur zu Neujahr die kultischen Handlungen ausgeführt werden können, von denen die Erwerbung des rechtmäßigen babylonischen Königtums abhängt, vor allem die Zeremonie des „Ergreifens der Hände“ des Gottes Bēl-Marduk durch den König (ob. S. 260). Die vorausgehenden Monate des Jahres, in dem der vorgehende König gestorben ist, werden als dem Antrittsjahr angehörig betrachtet, das ziffernmäßig nur als das Jahr 0 bezeichnet werden kann.

Der Magier Gaumāta wurde am 10. VII. im Jahre 522 (29. Sept. 522) beseitigt, das war also Darius' Jahr 0. Das Jahr 1 (521/0) läuft vom 13. April 521 bis zum 12. April 520. Es trifft sich nun, daß, abgesehen von den Schlachten, die Waumisa gegen die Armenier schlug, alle übrigen Kämpfe im ersten Jahre des Darius erledigt waren bis auf zwei. Diese zwei aber fielen, die eine (Sieg des Hytaspes bei Patigrabanā in Parthien Bis. § 36) auf den ersten, die andere (Sieg über Wahjzādā, den zweiten falschen Smerdis, beim Berge Parga in der Landschaft Plišjāwādā) auf den fünften Tag vom ersten Monat (Garmapada = Nisan) des 2. Jahres des Darius.

Wenn also Darius behauptet, daß er die sämtlichen Schlachten in ein und demselben Jahre geschlagen habe, so war das ohnehin eine Übertreibung, bei der er

die Tatsache verwertete, daß eben das „erste Jahr“, wenn man so will, ein besonders langes Jahr war, bestehend aus den 6 Monaten des Antrittsjahres und dem Jahr 1. Wenn man ein Auge zudrückt, so konnte ja auch der Umstand, daß die beiden letzten Schlachten in die ersten fünf Tage des neuen Jahres hinübergriffen, vernachlässigt werden, und wenn etwa das persische Fest der Thronbesteigung nicht mit dem babylonischen Neujahrstfest zusammen, sondern etwas später fiel, so käme dieser Übergreif noch weniger in Betracht. (In Assyrien fiel der Krönungstag sogar erst auf den 11. Tag des 11. Monats.)

Setzen wir aber nun die Expedition des Waumisa hinter die des Dādaršī, so fällt die am 30. 11. geschlagene Schlacht bei Antijāra zu Ende des zweiten Monats des 2. Regierungsjahres 520/19 (ob. S. 3\* Abs. 5 v. u.), und das wäre eine Weitherzigkeit, die dann doch schon nahe an die vom König Darius so sehr verabscheute Lüge nahe herankäme.

Auch würde dann der Satz: „Dann wartete Waumisa auf mich in Armenien so lange, bis ich nach Medien kam“ (Bis. § 30) nicht stimmen, da Darius schon erheblich früher, nämlich im Spätsommer oder Herbst in Medien eintraf. Freilich sagt er uns nur, wann er mit dem medischen Prädentenden Frawartī bei Kunduruš kämpfte (Bis. § 31), nicht aber, wie lange es dauerte, bis er den flüchtigen Usurpators habhaft wurde und ihn töten ließ (§ 32), noch auch, wie lange er mit dem Prädentenden, der sich in Sagartien erhob, und dessen Aufstand er gleichfalls den medischen Angelegenheiten zurechnet, zu tun hatte. Aber jedenfalls war Darius, wenn die Schlacht bei Kunduruš am 25. Adukan(a)iša (das ist der 4., 5. oder 6. Monat des im Frühjahr beginnenden babylonisch-persischen Jahres), also spätestens im Oktober 521, geschlagen wurde, lange vor dem Frühjahr 520 in Medien, — und es scheint immerhin bedenklich anzunehmen, daß der erwähnte Satz, der sich genau so für Dādaršī verwendet findet (Bis. § 28) und für diesen zutrifft, für Waumisa nur zum Zweck absichtlicher Verschleierung wiederholt worden wäre. Daher entscheidet sich F. H. Weißbach, ZDMG 62 (1908), S. 638f. dafür, die Expedition des Waumisa, trotzdem Darius sie an zweiter Stelle nennt, vor die des Dādaršī zu setzen. Die Schlacht bei Izalā fiel danach noch in Darius' Antrittsjahr 31. Dez. 522, die bei Antijāra in sein erstes Jahr (12. Juni 521).

Im übrigen würde es, wenn nicht eben diese beiden Schwierigkeiten vorlägen, keineswegs überraschend sein, wenn gerade die Kämpfe gegen die Armenier alle übrigen überdauert hätten. Denn wirklich wiederunterworfen war Armenien offenbar noch nicht, als der Text der vier ersten Kolumnen der Bisutūn-Inscript festgestellt wurde.

Nehmen wir aber an, daß Waumisa vor Dādaršī gegen die Armenier entsandt wurde, so müßte wohl der Grund für die Umstellung in dem Bericht der Bisutūn-Inscript darin gesucht werden, daß die Armenier schon mindestens seit dem Tode des Gaumāta im Aufstande waren, daß der König dies aber nicht einzugestehen wünschte: die Tendenz dieser armenischen Bewegung, nach Assyrien und Babylonien überzugreifen, mochte ein solches Zugeständnis besonders beschämend gestalten.

S. 163. Hetitische Darstellung einer Felsentreppe mit Hinaufsteigendem (Skulptur auf Platte LXII des Palastes von Üjūk): siehe Perrot-Chipiez, *Histoire de l'art dans l'antiquité* IV, p. 671. Näheres darüber: II 2 S. 620f., S. 667.

S. 164f. Auf die theokratische Anlage des Chalder-Staates habe ich zuerst hingewiesen VBAG 1892, S. 486f.

S. 166. Zu den Feldzügen Tiglatpilesers III. s. noch unten S. 333ff.

Einen Plan von Van (Zitadellen- und Gartenstadt) bietet Lynch, Vol. II zw. p. 80 u. 81, der auf dem von Müller-Simonis, *Du Caucase au Golfe Persique* (Strasbourg 1892) gegebenen beruht. Danach und nach meinen Angaben das Nebenkärtchen „Van und Umgebung“ auf der „Karte des Ost- und Westligris sowie des Vansees“ (im Halbband II 2).

Bei der Schilderung von Van sei noch einer Umwanderung der Mauer der Zitadellenstadt gedacht, die von uns vorgenommen wurde, um die in sie eingelassenen Inscriptfragmente näher kennen zu lernen, von denen H. Hyvernat, *Notice sur l'histoire ancienne de l'Arménie* in Müller-Simonis' genanntem Werke und separat p. 70f. sub I) Nachricht gegeben hatte. Freilich spricht er nur von der „enceinte de la citadelle“. Wir selbst kamen durch den Fleischmarkt und gelangten



dann an die Westecke der Südseite der Stadt, die einen freien Blick auf den See und seine hier lagunenartigen Anfänge gewährt. Er war immerhin bei damaligem Wasserstande noch mehr als einen Kilometer weit entfernt. Durch den Fleischmarkt zurückkehrend, hatten wir zur Linken das Stadttor Orda Kapusy, zur Rechten einen großen Friedhof mit Grabkapellen. Wir kommen an ungeheurer großen Haufen von Melonen und Zwiebeln vorbei. Links von uns liegt dann Jem Kapusy: nur ein hölzerner bogenförmiger Durchgang mit Halbmond und Stern, an denen Vorrichtungen für eine Illumination wie an so vielen Häusern bemerklich sind. Bäume und eine gedeckte „persische“ Wasserleitung trennen die Stadtmauer von der außen um sie herumlaufenden Straße. — Ferner möchte ich des großen Eindrucks gedenken, den mir die zerstörte Moschee Ulu Djami mit ihrer wundervollen islamischen Architektur und Ornamentik machte. Ihr Inneres und ein Teil ihres aus Inschriften und Ornamenten bestehenden Frieses ist bei Lynch II, p. 131 u. 132 (zwischen S. 106 u. 107) vortrefflich wiedergegeben. Noch genauer behandelt sie in Wort (S. 69—74) und Bild (den angegliederten Tafeln 59—63) W. Bachmann. — Über die Kirchen von Van, die für uns im vorliegenden Werke so gut wie ausschließlich als Fundstätten chaldäischer Inschriften in Betracht kommen, bietet Lynch mancherlei.

S. 176. Zu den Beziehungen der Kinder zur Mutter Erde vgl. A. Dietrich, Mutter Erde, S. 6ff., 18ff.

S. 184 Abs. 4 von unten. Dieses Sprichwort wird von den Armeniern besonders auf die Kurden angewendet. Wie die Türken selbst über die Kurden denken, zeigt eine Geschichte, die uns Djemal Effendi und seine Kameraden erzählten, als wir für einen Abend ihre Gäste waren (und nachts auch in der Kaserne übernachteten). Sie lief darauf hinaus, daß weder Jesus, dem die Armenier, noch Mohammed, dem die Türken angehören, etwas mit den Kurden zu tun haben wollte, sondern daß sie als Räuber und Mörder vom Teufel (Saltân) als sein Volk in Anspruch genommen würden. — Auch daß türkisch kürd „Kurde“ und kurt „Wolf“ als identisch betrachtet würden, hörten wir bei dieser Gelegenheit.

S. 184ff. Zigeunerisches aus Van. Bisher von mir veröffentlicht: „Die Zahlwörter der Zigeuner von Van in Ostarmenien“, The Journal of the Gypsy Lore Society, Vol. VII, Part 2 (1913—1914), S. 104ff.

Daß bei den Zahlwörtern türkischer Einfluß erkennbar ist, ist nur natürlich. Aber sehr bemerkenswert ist, daß die türkischen Entlehnungen gerade bei der 60 beginnen, so daß also das alte, auch bei den Indogermanen in der Bildung europäischer Zahlwörter so stark wirksame, auf das altbabylonische Sexagesimalsystem zurückgehende Gefühl, daß die 60 einen wichtigen Einschnitt bilde (vgl. Johannes Schmidt, Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem, Abhandl. Berl. Ad. d. Wiss. 1890) selbst bei den Zigeunern in der asiatischen Türkei nachlebt. Bei den europäischen Zahlwörtern findet aber die Veränderung nach der 60 statt: bei *τριάκοντα*, *τεσσαράκοντα*, *πεντήκοντα*, *ἑξήκοντα*: triginta, quadraginta, quinquaginta, sexaginta sind die Vielfachen von Zehn Kardinalzahlen, dagegen bei *ἑβδομήκοντα*, *ογδοήκοντα*, *ἐννήκοντα* (septuaginta, nonaginta) steht die Ordinalzahl: „die siebente Zehn, die achte Zehn, die neunte Zehn“. Bei den Zigeunern von Van dagegen beginnt die Entlehnung gerade mit der 60 und geht bis zur 90 weiter.

Auch die „sechs“ bildet im Sexagesimalsystem einen Markstein. In diesem Sinn ist folgende Legende von Interesse, die zudem wieder die Geringschätzung der Türken für die Kurden (oben zu S. 184 Abs. 4) erkennen läßt. Die Kurden hätten nur bis „sechs“ zählen können. Als es hätte weiter gehen sollen, da hätten sie im Dorf die Hunde bellen hören „hawt, hawt“. Da hätten sie gesagt, das ist „sieben“. Und weiter hätten die Hunde gebellt „hast, hast“: da hätten die Kurden gesagt, das sei „acht“. Über die Sprache der als Bösa bezeichneten Zigeuner s. II 2 S. 723ff.

S. 186 Abs. 2 von unten. Aralesk wird volksetymologisch aufgefaßt als zusammengesetzt aus Ara und einer Ableitung von lezel „lecken“.

S. 200ff. Die Winterreise Van—Bitlis ist erheblich ausführlicher von meinem Reisegefährten geschildert in dem fünften unserer „Reisebriefe von der Armenischen Expedition“, in den Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg, Bd. XV (1899), S. 189—218. Mein obiger Bericht gibt jenen teils verkürzt wieder, teils fügt er Neues hinzu.

S. 209. Über den Nimrud-dağ siehe Lynch, Bd. II, Kap. XVII: „Our sojourn in the Crater of Nimrud“.

S. 212, Abs. 1. Nimrūd-dağ und Kūrkūr-dağ hatten sich für die Beobachtung am Tage zuvor mehrfach so vor und scheinbar ineinander geschoben, daß eine Aufnahme erwünscht schien und für den nächsten Tag geplant worden war, deren Ausführung der Schneesturm verhinderte.

S. 213, unten. Über den früheren Plan meiner Entsendung in den Kaukasus zum Zwecke linguistischer Studien siehe Rudolf Virchow, VBAO 1900, S. 31.

S. 232 Abs. 2. Herodot I 193 betont, daß bei der Bewässerung der Felder in Babylonien im Gegensatz zu Ägypten, wo der Nil die Bewässerung selbsttätig besorgt, das Land mit den Händen und durch Ziehbrunnen getränkt werden müsse.

S. 237. Astronomischer Bericht. Den Text habe ich im Hilprecht Anniversary Volume, Leipzig 1909, S. 256ff. veröffentlicht und erläutert.

S. 239 letzter Absatz. Die Petroleumquellen sind bekanntlich die Hauptsache des zwischen der Türkei und England als Protektor des selbständigen Irak nach dem Weltkrieg ausgebrochenen Konflikts.

S. 248. L. W. King, Records of the Reign of Tukulti-Ninib II., London 1904. Wir wissen jetzt, daß die Gruppe NIN.IB vielmehr Ninurta oder Nimurta (= Nimrud) zu lesen ist.

S. 249. Tulul-Akir = Kar-Tukulti-Ninurta, Mitt. d. Deutsch. Orient-Ges. Nr. 53 (1914), S. 41ff.

S. 249 Abs. 4: die Erklärung der Namen Larisa und Mespila aus dem Aramäischen habe ich unter Th. Nöldekes Beistimmung gegeben: Zeitschr. für Assyriologie 14 (1899), S. 122, Anm. 3 und Klio I, 1901, S. 260, Anm. 1. Die Bezeichnungen la-rēša und mešpila entsprechen aber nicht, wie oben irrtümlich bemerkt, der wechselseitigen Lage beider Städte am oder zum Tigris. Eher wird in Betracht kommen, wie ich Histor. Ztschr. Bd. 120 (1919), S. 106 berichtend äußerte, „daß für die Ruinen von Kalach der große, auch von Xenophon als Steinpyramide beschriebene Turm (ob „Stufenturm“? s. ob. S. 251 nebst Berichtigung dazu) charakteristisch ist“, während von den beiden Teilen, aus denen Niniveh besteht, der südlicheré Nebi Junus erheblich höher ist, als der umfangreichere nördlicheré Kojungyk, welch letzterer daher mit einem auch im Assy. nachweisbaren Worte mußpalu als die „untere Stadt“ bezeichnet werden konnte.

S. 251f. Zu den Backsteininschriften aus dem Turm Salmanassars III. siehe Materialien, S. 226ff. Nr. 13 bis 17.

S. 253ff. Zur historischen Semiramis und der Erklärung der Semiramissage vgl. meine Bemerkungen Berliner philologische Wochenschrift, 1894, Sp. 239ff., meine Abhandlung „Die historische Semiramis und Herodot“, Klio I (1901), S. 256ff. und meinen in der deutschen Orientgesellschaft in Gegenwart des deutschen Kaisers gehaltenen Vortrag „Die historische Semiramis und ihre Zeit“, Tübingen 1910. Wir wissen jetzt durch einen von E. Unger veröffentlichten Text, daß Semiramis fünf Jahre lang tatsächlich die Herrschaft für ihren unmündigen Sohn Adadnirari geführt hat, s. darüber meine Ausführungen „Semiramis und Sammuramat“, Klio XV (1917) S. 243ff.

S. 266ff. Über die Tunnelanlage gibt Nolde, Reise nach Innerarabien, Kurdistan und Armenien (1892), S. 193, einen nicht sehr klaren Bericht. Wichtig ist aber die folgende von ihm herrührende Bemerkung: „Der Fluß macht hier eine Krümmung, die durch den bereits“ (S. 189 bei Nolde) „erwähnten mächtigen Granitfelsen eine noch ausgesprochenere wird. Unter diesen Umständen prallen die Wogen des ohnehin schon reißenden Stromes hier mit besonderer Kraft gegen diesen Felsen an und stauen sich an demselben noch um einiges höher, als das gewöhnliche Niveau ist. Natürlich kann die Stauung kaum mehr als höchstens ein paar Fuß betragen, dennoch scheint sie zusammen mit dem Umstande, daß das Niveau des Zab hier ein höheres ist als dasjenige des Tigris, den Ausschlag gegeben zu haben, daß die Ingenieure des assyrischen Königs . . . diesen Ort wählten, um ihn zum Ausgangspunkt der das Palais resp. die Gärten von Nimrūd mit Wasser versorgenden Leitung zu machen.“

S. 269. Über die „Nimrūd-Brücke“ berichtet Nolde S. 194ff., vgl. S. 183.

S. 270. Zur Backsteininschrift Sanheribs s. Materialien. S. 49f. mit Fig. 26. Dort habe ich auch bereits deutlich ausgesprochen, daß der Tell Gasyr (Qaṣr) mit dem ‚Kasr of Shomamak‘ Layards identisch sei. Dies ist Streck gegen-

über hervorzuheben, der dies in seiner vortrefflichen Anzeige der Materialien verkannt hat und daher als etwas Neues äußert: „Mir scheint es höchst wahrscheinlich, daß es sich in Layards wie Lehmanns Berichte nur um ein und dieselbe Örtlichkeit handeln kann“, ZDMG 62 (1908), S. 761. Der Tell Gasyr gehört zu einer Gruppe von Hügeln, die El-Besch, „Die Fünf“, genannt werden. Die Bemerkung, daß für Kakzi nur El-Besch (Tell Gasyr) und daneben Machmûr „am Westabhange des Karatschok-Dagh“ gelegen in Betracht komme (VBAG 1899, S. 417, Abs. 3), rührt von W. Belck nicht, wie Streck annahm, von mir her. Streck weist darauf hin, daß ungefähr an der gleichen Stelle, an der auf H. Kiepert's „Nouvelle carte générale des provinces asiatiques de l'empire Ottoman“ Shemamok erscheint — die Stelle entspricht ungefähr der Lage von Tell Gasyr — auf der von R. Kiepert bearbeiteten Karte zu Freih. v. Oppenheims „Vom Mittelmeer zum Persischen Golf“ sich an nahezu der gleichen Stelle ein Sêch Ma'mar verzeichnet eingetragen findet. Streck hält es daher für sicher, daß der Name Š(e)mamok mit seinen verschiedenen Spielarten aus Sêch Ma'mar verstümmelt ist. Es ist dabei zu beachten, daß „Šmamok“ (S. 251) mir als Name eines Araberstammes oder einer Stammabteilung begegnete, was zu Streck's Annahme wohl stimmen würde. Vielleicht ist es auch kein Zufall, daß wir diese Beduinen in der Nachbarschaft des Senia-Dorfes Machmûr (S. 250, vgl. S. 274) antrafen.

S. 272. Zur Karneol-Inschrift Šulgi's (so ist, wie neuerdings erkannt, statt Dungi) zu lesen: Mat. S. 5f. sub 1. Der von mir in Arbela gesehene, oben beschriebene interessante Siegelzylinder befindet sich jetzt in Amerika im Besitze von H. Draper und ist in einer linearen Skizze wiedergegeben bei Ward, *The Seal Cylinders of Western Asia* (Washington 1910) Nr. 1054 und danach bei O. Weber, *Altorientalische Siegelbilder, Der alte Orient*, Jahrgang 17 und 18, 1920, 2. Bd. (Abb.) Nr. 532 und 1. Bd. (Text), S. 126 sub 5. Diese Abbildungen geben den positiv-erhabenen Abdruck wieder, während meine Beschreibungen sich an die negativ-vertiefte Eingrabung des Zylinders anschlossen. Rechts und links bei mir sind also von letzterer zu verstehen. Über die beiden Legenden in aramäischer Schrift, die er trägt, teilt mir Th. Noeldeke mit: „נרמיר und מונכס, (wo die beiden נ zur Not ja auch נ bedeuten könnten), sehen iranisch aus, aber deuten kann ich sie nicht. Mit zandamad wäre ja nicht gut etwas anzufangen, auch verwendete man für āmad in einer alten Inschrift אמר mit n, was die Perser ja auch noch lange schrieben, als sie den Schlußkonsonanten längst d oder z aussprachen“.

S. 282ff. Die Ausführungen S. 282—327 sind auf Grund des Reindrucks größtenteils bereits von mir veröffentlicht und mit neuen erläuternden Anmerkungen versehen worden unter dem Titel „Muṣaṣir und der achte Feldzug Sargons II. (714 v. Chr.)“ in den Mitteilungen der Vorderas. Gesellsch. 21 (1916) (= Orientalistische Studien, Fritz Hommel zum 60. Geburtstag gewidmet I, 1917), S. 119—151.

S. 283. Zur Enge vor Rowandûz und den chaldäischen Grenzkastellen usw. vgl. auch W. Belck, *Zeitschrift f. Ethnologie* 31 (1899), S. 131ff.

S. 289ff. Zum Kapitel 27 „Die Stele von Topzauā“ ist zu vergleichen VBAG 1899, S. 419f., S. 587ff. und „Die Rusas-Stele von Topsisā (Sldikan), Briefliche Mitteilungen des Herrn Dr. W. Belck an Herrn Rud. Virchow“, *Zeitschrift f. Ethnologie* 31 (1899), S. 99ff. Diese brieflichen Mitteilungen (ehe wir heimkehrten, wurde stets Topsisā für Topzauā verlesen) schrieb mein Reisegefährte in der Muße, die ihm der Aufenthalt in Van gewährte, während mir die Erlebnisse und Forschungen der Weiterreise keine Zeit zu ausführlicheren Aufzeichnungen ließen. Belck's Berichte umfassen die Ergebnisse unserer gemeinsamen Arbeit an der Stele, fügen aber auch die Beobachtungen des gebübten und scharfsichtigen Technikers aus eigenem hinzu, so betreffs des Hergangs bei der Verstümmelung der Stele und der Anlage der Chalderstraße. Bei diesen technischen Schilderungen und Beobachtungen habe ich mich mehrfach eng an den Wortlaut des Belck'schen Berichtes angeschlossen, aber nur bei voller Wörtlichkeit Anführungszeichen gesetzt. — Der wichtige neue Bericht Sargons II. über seinen achten Feldzug, liegt vor in der vortrefflich besorgten und mit wertvollen Erläuterungen versehenen Ausgabe von F. Thureau-Dangin, „Une Relation de la Huitième Campagne de Sargon“ (1912), auf die hier ebenfalls gleich für den Gesamtverlauf des 27. Kap. verwiesen sei, so daß ich Einzelzitate nur in besonderen Fällen beibringen werde. Mit

dem neuen Bericht sind in dem Buche der altbekannte Annalenbericht über Sargons achten Feldzug und die in dem „Prisma B“ enthaltene kurze Schilderung des Überfalls auf Mußabir und der dort gemachten Beute behandelt, die zwar keilschriftlich veröffentlicht, aber bisher niemals übersetzt worden war. Dieser aus drei Fragmenten zusammengesetzte Text zeigt zahlreiche Lücken, die erst durch den Vergleich mit dem neuen, ausführlicheren Berichte von Thureau-Dangin ergänzt werden konnten. Assyrische Emailgemälde vom achten Feldzuge Sargons II., die dieser in Assur an der Außenfront des Tempels Ehursagkurkurra anbringen ließ, bespricht E. Weidner, Archiv f. Orientforschung, 1926, III, S. 1ff. Vgl. noch unten zu S. 332 Abs. 1.

S. 307ff. Nordreise meines Reisegefährten von Badleian-Rowandüz nach Van: Z. f. Ethnol. 1899, S. 109ff. Richtung und Plötzlichkeit von Sargons Überfall auf Mußabir: a. a. O. S. 103ff. Daß es sich um einen plötzlichen Überfall handelt, nimmt auch Thureau-Dangin, „Une Relation de la Huitième Campagne de Sargon“ S. XI an.

S. 314 unten: Brief Urzana's im Brit. Museum (Sammlung Rassam II Nr. 2), zuerst veröffentlicht bei H. Rawlinson, The Cuneiform Inscriptions of Western Asia V („VR“) pl. 54 Nr. 1. Danach übersetzt von V. Scheil, Recueil des Travaux XIX, p. 63ff. Ausgabe und Übersetzung lasen Kir-za-na. Daß Ur-za-na zu lesen war, wurde schon Zeitschr. f. Ethnol. 1899 S. 117 als wahrscheinlich ins Auge gefaßt. Damals war uns nicht bekannt, daß Nachprüfung am Original die Lesung Ur-za-na sichergestellt hatte. Siehe Bezold, Catalogue of the cuneiform tablets in the Kouyunjik collection p. 1636, Streck ZA XIV (1899), S. 128 und vgl. dazu meine Bemerkungen VBAG 1899, S. 589. Der Text liegt jetzt vor bei Harper, Letters Nr. 409, Transcription und Übersetzung bei Thureau-Dangin S. XIIff.

S. 318ff. Sargons Route vom Mannäerland bis nach Urartu über Täbris bis in die urartäische Provinz Armarill verfolgt Thureau-Dangin S. VI bis IX, Absatz I scharfsinnig und richtig. Seine Auffassung der weiteren Route Sargons ist sicher falsch, wie oben S. 322ff. nachgewiesen.

S. 322ff., Absatz 2. Zur Lage von Uasi, im Osten nicht im Westen Urartu's (nicht = Bitlis) vgl. Streck, ZA XIV, S. 133: „Uäsi wird in Verbindung mit Muzasir, Hubuškia und Man genannt.“

S. 324, Abs. 2. Nordausdehnung von Hubuškia: M. Streck, Zeitschr. f. Assyriol. XIV, S. 156f.

S. 325, Abs. 2. Zu den Feldzügen Salmanassars III. im 3. und 31. Regierungsjahr vgl. Thureau-Dangin p. XI, n. 4.

S. 328, Abs. 4, Brief wahrscheinlich von Sanherib herrührend, Harper, Letters XI, Nr. 1079 Thureau-Dangin XIIff.

S. 329 Abs. 1. Brief Sanheribs an Sargon: K (d. h. Sammlung Koyun-djyk) 188 IV R 54 Nr. 3, in der zweiten Auflage von IV R: pl. 47 Nr. 3. Harper, Letters vol. II Nr. 197. Thureau-Dangin p. XIV.

S. 330ff. Thureau-Dangins irrige Schlußfolgerungen über die Anfänge Rusas' I. und den vermeintlichen Dynastienwechsel: p. XVIIIff., vgl. IX, n. 3.

S. 331. Zur chaldischen Königsliste s. meine Ausführungen „Das urartäisch-chaldische Herrscherhaus“, ZA. XXXIII (1920), S. 27—51. Vgl. unten Halbband II 2 S. 685.

S. 332 Abs. 1. In Assur hat sich bei den Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft ein Bruchstück eines anderen Exemplars von Sargons II Bericht über seinen 8. Feldzug gefunden, das wichtige Ergänzungen zu dem bisherigen Texte, wo er verstümmelt ist, ergibt (O. Schroeder, Keilschrifttexte aus Assur historischen Inhalts, 2. Heft (= 37. Wissenschaftl. Veröffentlichung d. Deutschen Orient-Gesellschaft 1922) Nr. 141, S. 91ff. Es erweist sich nunmehr, worauf mich Bruno Meißner schon vor Erscheinen des Buches hingewiesen hatte, daß in den Z. 211f., 214, 231f. eine Stadt Sardurihurda (Sa-ar-du-ri-bur-da) vorkommt, in deren zweitem auf Sarduri folgenden Bestandteile offenbar ein chaldisches Wort vorliegt. „Er“ ist Ursa = Rusas I. Die genannten Zeilen des Berichtes lauten mit Einschluß der neugewonnenen Ergänzungen in Klammern: 211f. „Einen Palast, die Wohnung des Königtums, (hatte er zu seinem Vergnügen an der Seite des Kanals [gebaut], mit Zypressen ihn bedacht und) ihren Geruch gutgemacht. (Die Stadt Sardurihurda, eine Burg, zu seinem Schutze hatte er am Gebirge Kiš-te-ir gemacht . . . und die

... tinäer), das Vertrauen seines Landes hineingelegt“. — 214. „(Die Stadt Ulbu, ihre befestigte Stadt, samt Sardurißurda, der Festung ihres Vertrauens) verließen sie und flohen auf die schwer zugänglichen Abhänge der Gebirge bei Nacht“. — 231f. „(Sardurißurda), ihre große Festung, nebst 57 zur Provinz Sangibuti gehörigen Städten ihrer Umgebung (sie alle habe ich zerstört, dem Erdboden gleich gemacht), die Balken ihrer Bedachung habe ich mit Feuer verbrannt und in Flammen aufgehen lassen.“

Seite 333 unten ff.: vgl. meine Abhandlung „Tiglatpileser III. (lies II.) gegen Sardur von Urartu“, VBAG 1896 S. 321ff.

S. 335ff. Daß auf der Stele von Topzauā chaldisch Ardinis gleich assyrisch Mušasir ist, hat zuerst W. Belck ausgesprochen, VBAG 1899, S. 581. Der daraus gezogene Schluß, daß es sich um eine Bilinguis handele, was ursprünglich Belck, Ztschr. Ethnol. 1899, S. 581 bestimmt verneint hatte, hat sich bewährt (VBAG 1899, S. 587, Bericht S. 624 Nr. 128, VBAG 1900, S. 434f., S. 624f. m. Anm. 1, ZDMG 58, 1904, S. 831ff.). Daran schloß sich dann die Erkenntnis, daß auch die Kelischin-Stele eine Bilinguis trägt, nachdem L. Messerschmidt (Anatole, Heft 1) am Material der Expedition und an einem nach de Morgans Abklatsch aus dem Jahre 1891 gefertigten Gipsabguß im Berliner Museum festgestellt hatte, daß es in Zeile 1 des chaldischen Textes nicht, wie wir irrigerweise gelesen hatten, „i-ku-ka-ni sale“, „in demselben Jahre“ (so noch VBAG 1900, S. 52 und Bericht S. 621 sub 17, dagegen ob. S. 342) heißt, sodaß unser Schluß, der chaldische Text sei eine Fortsetzung des assyrischen, hinfällig wurde. So blieb A. H. Sayce mit seiner stets festgehaltenen Ansicht, es handle sich auch beim Kelischin um eine Bilinguis, im Recht. (Vgl. ZDMG a. a. O. S. 825ff.)

S. 347. Bawian: Assyrian Reliefs at Baviān, bei Gertrud Lowthian Bell, From Amurath to Amurath, Fig. 176 bei S. 272.

S. 360. Inschrift Narām-Sins: Meißner, Orientalistische Literaturzeitung XVIII, 1915, S. 179ff.

S. 363. Über das Ende des Assyrischen Reiches gibt neue Nachrichten die von Gadd (1923) veröffentlichte Chronik aus den Jahren 10—17 (616—609 v. Chr.) des Königs Nabopolassar von Babylonien.

S. 364. Zu Schech Adī s. Gertrud Lowthian Bell, Amurath, Fig. 179 bei S. 274. — „Alt Beg“ (ebenda Fig. 177 bei S. 273) bezeichnet sie als Nachkommen desjenigen Alt, bei dem Layard Pate gestanden habe („with some misgivings as to what might be the duties of the sponsor of a devil-worshipping baby“).

S. 365. Zu Ba'edri (Bā'adri) s. G. L. Bell S. 273.

S. 374. Inschrift, Argištū und Šamaš-ilu erwähnend, Mat. Nr. 25, S. 45ff. m. Fig. 22, S. 177. — A. Ungnad, Vorderas. Schriftdenkmäler, Bd. I, S. 58, Nr. 69.

S. 381ff. Zu den Skulpturen von Malthai(ja) s. Mat. 57ff. Frühere Literatur: A. H. Layard, Ninive and its remains (1849) I 231. — Victor Place, Ninive et l'Assyrie (1867), planche 45. — F. v. Luschan, Ausgrabungen von Sendjirli I (1893), S. 23. G. L. Bell, Amurath, S. 284, hatte große Mühe, die Skulpturen zu finden.

S. 383f. E. Karbe, Der Marsch der Zehntausend (vgl. Bd. I S. 536 zu S. 356 Abs. 3), S. 14 Abs. 1.

S. 395. Tauschantāpā = Tušhan, W. Belck, VBAG 1900, S. 291 Anm. 1; vgl. meine Bemerkungen ebenda, S. 623 Anm. 2.

S. 396 Z. 2. v. u. lies: „Stätte“.

S. 399ff. Zu den nachfolgenden Erörterungen über Tigranokerta ist gegen Marquart a. a. O. S. 68 zu bemerken, daß wenn Rufius Festus in seinem Auszuge aus der Livius-Epitome die Worte ‚civitatem Arzanenae‘, die Eutropius zu Tigranocerta hinzugefügt, nicht, sondern nur ‚Tigranocerta maximam Armeniae civitatem‘ bietet, dies natürlich kein Beweis ist, daß Livius diese Worte nicht gehabt und daß sie eine Glosse des Eutropius seien. Als ob nicht bei Auszügen der eine dies, der andere jenes bringt und wegläßt. Man denke sich z. B. neben dem Justinus einen sorgfältigen Epitomator des Trogus Pompeius! — Auf die Gründungslegende von Maijāfāriqn, die Marquart Sp. 124ff. wiedergibt, sei hier noch besonders hingewiesen. Sie befand sich in der dortigen melkitischen Kirche und wurde von dem christlichen Verfasser einer Geschichte der Stadt (1176/7 n. Chr.) aus dem Syrischen

ins Arabische übersetzt. Marquart gibt dafür, daß er sie in „deutscher Übersetzung“ folgen lasse, die Begründung: „zumal dies von Lehmann-Haupt versäumt worden ist“. Ich habe mich niemals als Arabisten oder Syrologen aufgespielt, weshalb sich auch sonst eine „Unkenntnis“ dieser „älteren Literatur“ in Bd. I „breit macht“ (vgl. Marquart, Sp. 78 Anm. 1).

S. 402. Die Inschrift des Kaisers Anastasius I. wurde von E. Littmann in der syrischen Wüste gefunden und herausgegeben von Prentier in den *Publications of Princeton University Archeological Expedition to Syria, Division III, Section A*.

S. 404. Abs. 2 u. 3. H. Gelzer, *Die Anfänge der armenischen Kirche*, *Berichte der Sächsischen Gesellsch. d. Wissensch.* 1895, S. 156.

S. 407 Abs. 3 vorletzte Zeile lies: Sophanene.

S. 408 Abs. 4 Z. 4 lies: Euagrius.

S. 408 Abs. 5. Der Gau Nphrkert und die Feste Martyropolis vom Kaiser Maurikios wieder der Provinz Arzanene zugeteilt. Ich hatte Bd. I S. 520 darauf hingewiesen, daß nach Kiepert (1873) in der kirchlichen Diözesaneinteilung ein Dorf Atak, westlich des Batmansu, der Arzanike zugerechnet wurde, aber nicht beachtet, daß diese Angabe, die auf Parthey's Ausgabe der *Notitiae episcopatum* (1866) zurückgeht, jetzt berichtigt in Gelzer's Ausgabe des Georgius Cyprius vorliegt. Dort werden, Z. 908ff., von der Eparchie Mesopotamien oder Armenia Quarta (*Επαρχία Μεσοποταμίας ἡν ἦτοι ὁ Ἀρμενίας* 908f.) zunächst die Hauptstadt Amida (910), danach Martyropolis (911) und Darās (914) und eine ganze Anzahl von *καστρα* (913—938) genannt, als deren letztes das *καστρον Ἀτταχᾶς* erscheint, dann erst folgt die Überschrift *Κλίματος Ἀρζανηνῆς*. Marquart (*Handes Amsorya* — vgl. S. 398 letzter Abs. — 1916, Sp. 117 Anm. 1) rügt diesen meinen Irrtum mit Recht. Wenn er aber den Eindruck hervorzuheben sucht, als hätte ich „Gelzers 1890 erschienene Ausgabe des Georgius Cyprius S. 542“ nur zitiert, „aber nicht benutzt“, so begehrt er damit eine als culpa dolo proxima zu bezeichnende Nachlässigkeit. Denn aus Bd. I S. 504, nebst der mein Zitat enthaltenden Anmerkung dazu auf S. 542, und aus Bd. I S. 520, auf die ich S. 504 verwies, mußte Marquart ersehen, daß ich Gelzers Ausgabe des Georgius Cyprius sehr wohl kannte und benutzt hatte. Überhaupt ist Marquarts Polemik — noch dazu in einem Aufsatz, in dem er mir in der Hauptsache, der Bestimmung der Lage von Tigranokerta, beistimmt, — mehr als eigenartig. Ihr Niveau wird am deutlichsten bezeichnet durch seine Worte Sp. 116 Abs. 2 am Ende: „Eigentümlich berührt es, daß Lehmann'(-Haupt) „beständig Mauritius schreibt (S. 22, 519). Augenscheinlich schwebte ihm der ihm vermutlich geläufigere Name Moritz-מורץ (Moses) „vor“. Wenn auch Marquart mit dieser Bemerkung von ungewöhnlichem Feinsinn insofern irrt, als Mauritius vielmehr, wie sogleich zu zeigen, die korrektere Form ist, so hat er doch nicht fehlgeschossen: ich bin stolz darauf, unter die Förderer dieses Werkes, Bd. I S. 11, auch meine Freunde, die Nachkommen Moses Mendelsohns zu zählen, und ich bin freudiger Mitarbeiter an der Weltgeschichte, die Ludo Moritz Hartmann, der Sohn des deutschen Dichters Moritz Hartmann, herausgibt! (Während der Korrektur erreicht mich die Nachricht von L. M. Hartmann's Tode am 14. XI. 1924.) In Band I dieses Werkes (S. 22, 519) schrieb ich im Einvernehmen mit Kurt Regling Mauritius, weil so die Form im klassischen Latein lauten mußte, das die Besseren im 4. Jahrhundert p. Chr. noch immer zu schreiben sich bemühen: vgl. Servatius, Pancratius (von *παγκρατειν*). Zur Zeit des so benannten Kaisers († 602) war allerdings die schlechtere, aus nachlässiger Phonetik entstandene Schreibweise Mauricius (wie tercius statt tertius) schon durchgedrungen, so daß die Griechen ihn *Μαυρικιος*: Maurikios transskribieren. „Wir schreiben“, so bemerkt mir Regling, „ja auch Phokas oder Phocas, obwohl diesen Kaiser die Münzen Focas schreiben, dürfen also auch Mauritius schreiben, obwohl die Münzen Mauricius lauten“. Die nach dem heiligen Moritz benannte, den Engländern gehörige afrikanische Insel, führt noch heute im Englischen den mir als altem Briefmarkensammler wohlvertrauten Namen Mauritius. Im Französischen freilich heißt es nach der schlechten, späteren Phonetik Maurice (so auch die Insel), Pancrace usw.

S. 418 Abs. 2. Barttracht der ersten Sassaniden. Ardašir I.: Münzbild mit langem Vollbart, Sarre und Herzfeld, iranische Felsreliefs (1910) Abb. 26, S. 69. — Šápūr I.: Münzbild mit kurzem Vollbart, ebenda Abb. 33, S. 77. — Warahrān I.:

Münzbild mit kurzem Vollbart, ebenda Abb. 85, S. 188; mit längerem Vollbart, ebd. Abb. 105, S. 216. In der Skulptur von Naqsh i Rustam trägt Ardašir I. im Gegensatz zu dem ihn mit der Herrschaft belehnenden Gotte Ormuzd, dessen assyrisierender Vollbart frei herabfällt, einen Vollbart, „den ein Ring unter dem Kinn zusammenhält, so daß unten ein Haarbüschel entsteht“: Iran. Felsreliefs S. 68f. mit Abb. 24 u. 25. Bei der an der gleichen Stätte befindlichen Skulptur Šápurs I. (ebd. Abb. 32, S. 77) erscheint der Vollbart über dem Ringe wesentlich kürzer.

S. 419ff. A. v. Gutschmid, Kleine Schriften, III S. 403ff.

S. 422—429. Zu den Inschriften Salmanassars III. vom Tigrisstunnel. Die, Ungers richtige Deutung der Darstellungen von Balawat verwertenden, seine darauf gegründete zeitliche Zuweisung dagegen widerlegenden Ausführungen habe ich im wesentlichen bereits Klio XV, 1919, S. 191f. gegeben. Es muß daher als höchst sonderbar bezeichnet werden, wenn Unger, „Die Wiederherstellung des Bronzetores von Balawat“ (Athenische Mitteilungen XXXV, 1920), S. 191f. behauptet: „Daich die Ansicht Lehmann-Haupts durch neue Gründe, Tatsachen und Erörterungen, die er noch nicht kannte, widerlegt habe, so ist der Bestand meiner Resultate von den meinerseits vorgebrachten neuen Gründen abhängig, auf welche aber bisher Lehmann-Haupt noch mit keinem Worte eingegangen ist. Mitt. Vord.-As. Ges. 1916, S. 120 Anm. 4, Klio 1919, S. 191f.“ — Für die erste aus dem Jahre 1916 herrührende der beiden von ihm zitierten Stellen würden seine von mir gesperrten Worte zutreffen. An der zweiten aber hatte ich gerade Ungers „neue Gründe, Tatsachen und Erörterungen“ gewürdigt, auf die er mich in Konstantinopel hingewiesen hatte. Es bleibt daher nur die eine Erklärung übrig, daß Unger das Zitat „Klio 1919, S. 191f.“ an den Schluß seiner vorher geschriebenen Anmerkung nachträglich hinzugefügt habe, ohne von dem Inhalt meiner neuen Ausführungen irgendwie Kenntnis zu nehmen.

S. 429 Abs. 4, S. 430 Abs. 5. Keilinschrift im Quellgebiet des Arġanasu: s. bereits Bd. I S. 458 mit den zugehörigen Anmerkungen auf S. 540. Taylors bereits dort zitierte und mir wohlbekannte Mitteilungen waren mir in Innsbruck im Original nicht zugänglich. Die obige Übersetzung daher nach Marquart, Handes Amšorya 1916, Sp. 79f. Marquarts Bemerkung, die Stätte sei „von Lehmann und Belck“ nicht besucht worden, trifft zu. W. Belck hat auf seiner auf unsere Expedition folgenden neuen Reise (VBAG 1901, S. 486) zwar die Absicht gehabt, von Malatia aus „über Charput und Arghana nach Egil“ zu gehen, „wo eine assyrische Skulptur nebst arg zerstörter Keilinschrift existiert, an deren Kopie sich noch niemand herangewagt hat“. „Hoffentlich“ gelinge ihm das „schwere Stück Arbeit“ (Mitteilg. aus Caesarea, 25. Okt. 1901). Er hat aber (VBAG ebenda S. 501, d. d. Caesarea, 10. Nov. 1901) die geplante Reise „Kaisarieh—Albistan—Malatia—Egil—Siwas“ aufgegeben „und die Entzifferung der zerstörten Keilinschrift bei Egil einer späteren eventuellen Reise“ überlassen. Da Angl (arm.)—Aggl (sy.)—Egil also neuerdings nie besucht worden ist, so sei auch Taylors an das oben S. 429 Abs. 4 zitierte unmittelbar anschließende Beschreibung der alten Grabanlagen hier, überwiegend nach Marquart, wiedergegeben. „Unmittelbar unter der Burg ist in unbedeutender Erhebung vom Flusse eine andere Felsmasse vom Berge getrennt“ — wiederum (vgl. S. 429 Abs. 5) an den chaldäischen Einbau erinnernd — „und dann zu gesonderten, an ihrer Basis zusammenhängenden Blöcken gestaltet worden, 50“ (engl.) „Fuß hoch und 24 Fuß im Viereck am Boden, spitz zulaufend zu 8 Fuß im Viereck, deren jeder eine von einem glocken- oder eher kegelförmigen Giebel eingeschlossene Grotte enthält, in Gestalt und Stil sehr ähnlich den sonderbaren Dächern der alten Kirchen durch ganz Armenien, welche in abgeänderter Form von dem Erbauer der muhammedanischen Turbehs in Achlāt und anderswo kopiert wurden. Sie sind sämtlich alte Begräbnisplätze, voll von Gebeinen, Stücken hölzerner, mit hölzernen Pflöcken zusammengebundener Särge, und den Bruchstücken langhalsiger, aus einer dünnen Glasart bestehender Flaschen. An den Fußgestellen mehrerer der Gräber waren rohe menschliche Gestalten in erhabener Arbeit auf dem Stein ausgehauen, aber ihr verstümmelter Zustand machte es mir unmöglich, mir eine Vorstellung von der Zeit zu machen, welcher sie angehörten. In einer Schlucht, welche rings um die Südecke des Berges läuft, waren zahlreiche andere Grotten der gewöhnlicheren

Arten, von denen keine von derselben Beschaffenheit und Größe war wie die eben beschriebenen, obwohl sie alle mit mehr Sorgfalt und Versuch zur Verzierung hergerichtet worden waren, als anderswo üblich ist.“ Die assyrische Skulptur hat zu der Bezeichnung „die Burg Aggel des Königs Senaherib von Äthyr“ in einer syrischen Schilderung Anlaß gegeben. Marquart, Sp. 81, betont mit Recht, daß deshalb nicht auf Sinaherib als Urheber jener Skulptur zu schließen ist, die Bezeichnung erkläre sich vielmehr nur daraus, daß Sinaherib nach der Bibel und vor allem dem Achqar-Roman bei den Syrern der bekannteste assyrische Herrscher war. Auch Marquart zieht Salmanassar III. als wahrscheinlich in Betracht. — Marquart sieht in Angl-Egil die Hauptstadt der Landschaft Sophene, während Taylor diese in der großen Burg Zija't erblicken wollte, die wohl zu unterscheiden ist von der kleinen Burg Zija't, deren Schilderung wir, da Taylor in seiner Beschreibung der großen Burg Zija't auf sie Bezug nimmt, voranstellen. Die kleine Burg also „entspricht den 3 1/2 Stunden von Egil etwas unterhalb der Vereinigung des Argana-su und Dibene-su am rechten Ufer des Tigris gelegenen Ruinen der Burg Gubeir“ (Marquart Sp. 76). Aus Taylors Schilderung ergibt sich, daß sie — wie ich betone — ebenso wie Aggel eine, durch den Einbau deutlich gekennzeichnete ursprüngliche Chalderburg war. „Sie liegt auf dem Gipfel einer senkrechten Felsmasse, einem Ausläufer der dortigen Gebirgskette. Der nördliche Teil, auf welchem die Qal'a erbaut ist, ist wie in Egil durch einen tiefen und breiten Einschnitt, 120 Fuß lang, 60 Fuß tief und 30 Fuß weit, an seinem schwächsten Punkt“ (wie stets bei den Chalderburgen!) „von der Hauptkette getrennt, um ihn gegen jede plötzliche Einnahme durch Erstürmung zu sichern. Dieser Punkt war ferner verstärkt durch seine ungeheure Masse von Mauerwerk“ (vgl. die Burgen von Anzaff und von Halkapert ob. S. 38, 60), „das sich zu einer Höhe von vielen Fuß erhob, welcher weiterhin in Form einer Mauer der Unregelmäßigkeit des ganzen Gipfels des Hüfels folgt und so eine Fläche von 400 Ellen Länge mit einer von 20 bis 40 Ellen wechselnden Breite einschließt.“

„Die Lage der großen Burg Zija't wird dagegen“ (Marquart Sp. 75) „durch die Ruinen der Burg Ammaneh bezeichnet, die gerade an dem durch die Vereinigung des Argana-su und Dibene-su gebildeten Winkel zu sehen sind. Nach Taylor nimmt sie, wie „die Burg Gubeir“, d. i. die kleine Burg Zija't, „den Gipfel eines isolierten Berges ein, aber ihre Lage ist unvergleichlich viel stärker infolge ihrer größeren Höhe und verhältnismäßigen Unzugänglichkeit. Man kann sich ihr nur auf einer Seite nähern durch einen einzigen, kaum für Maultiere gangbaren Pfad, da die beiden anderen Seiten durch hohe senkrechte Felsen gebildet werden, die je durch den Dibene- und Argana-Ma'denfluß ausgewaschen sind, während der schwächste Teil durch Mauern von erstaunlicher Dicke verstärkt wird. Die Oberfläche des Gipfels ist etwa 1 1/2 (engl.) Meilen lang und 1 Meile breit und das Ganze, mit Ausnahme eines kleinen Teiles des südlichen Endes, wird überwuchert durch die Trümmer alter Häuser und Reservoirs von schwarzem Stein. An der Nordostseite des Berges führt eine aus dem massiven Felsen gehauene gedeckte Treppe, wie in Egil, 280 Fuß lang“ („hoch“ bei Marquart, offenbar Druckfehler) „und 8 engl. Fuß breit, hinab zum Dibene-su.“ (Also auch die große Burg Zija't eine ursprünglich von den Chaldern oder von deren Verwandten herrührende Anlage! Vieles erinnert besonders an die Lage und Anlage der Burg von Kjemach Bd. I S. 497 ff.) „Die Lage, ihre Unüberwindlichkeit und ausgedehnten Überreste stimmen mehr als irgendeine andere Ortsanlage oder Ruine, die ich gesehen habe, überein mit der von Karkathiokerta, welches abwechselnd nach Mafarkeyn und Diarbekr gesetzt worden ist.“ Dazu bemerkt Marquart (Sp. 76), aus diesen Worten Taylors ergebe sich, „daß der englische Reisende schon 1865 weit richtiger über die Lage der alten Hauptstadt von Sophene geurteilt habe, als Lehmann im Jahre 1910.“ Billig, und bezeichnend für Marquarts Polemik! Denn Taylor wendet sich ja lediglich gegen die gänzlich unmöglichen und längst überholten Gleichungen von Karkathiokerta mit Farkin und Diarbekr. Und zudem ist das Ganze nur Spiegelfechterei, denn Marquart selbst setzt ja Karkathiokerta (sive Arkathiokerta) gar nicht mit dem großen Zija't gleich, sondern mit Aggel-Angl.

Zur Begründung hierfür weiß Marquart (Sp. 82) im wesentlichen nur anzuführen, daß „die zentrale Lage zwischen dem östlichen (Groß-Cop'k = Sopha-



nene)“ und westlichen Sophene für seine „Auffassung“ spreche, „daß wir hier Arkathiokerta, die alte Hauptstadt von Sophene zu suchen haben, dessen „offizieller Name spurlos verschwunden“ sei. — Hier steht also zunächst lediglich Vermutung (Marquart) gegen Vermutung und ich hätte deshalb keinen Grund, meine Bd. I S. 512 ff. begründete Gleichsetzung von Karkathiokerta mit Charput aufzugeben. Nach Faustos befanden sich in Angl die Gruftgräber vieler armenischer Könige, der „arschakunischen Männer“. Marquart sieht darin mit Recht „die von Taylor gesehenen Grabgrotten am Felsen und unter der Burg von Aggel, welche die Überlieferung zu Königs- und weiter zu Arsakidengräbern gemacht hat“. „An sich“, so fährt Marquart fort, „könnten unter denselben sehr wohl Grabdenkmäler der ehemaligen Könige von Sophene gewesen sein, wie schon Gelzer (Die Anfänge der arm. Kirche S. 130 Anm. 1) vermutete: ob sie aber nicht vielmehr in eine viel ältere Zeit, in die Periode der chaldäischen Kultur hinaufgehen, kann nur eine gründliche archäologische Untersuchung lehren.“ Daß die in Marquarts von mir gesperrten Worten gestellte Frage für alle drei Burgen zu bejahen ist (Angl und kleines Zijät: Einbau; Angl und großes Zijät: unterirdischer Felstunnel zum Wasser) sahen wir bereits. Daß „dieser Umstand — denn die Könige von Sophene werden naturgemäß an alte Kultussitze angeknüpft haben“ — ebenso wie die „zentrale Lage“ (s. o.) für die Gleichsetzung mit „Arkathiokerta“ sprechen, kann keineswegs zugegeben werden. Solche sagenhaften Überlieferungen konnten sich natürlich an alle möglichen älteren Burgen und Gräber knüpfen.

Die Hauptsache aber ist, daß Angl nicht die Hauptstadt der Sophene (so schreibe ich, trotz Marquarts ständiger, dem Artikel beigesetzter ironischer Ausrufungszeichen in seinen Zitaten aus meinen Schriften, im Anschluß an: die Schweiz, der oder die Peloponnes, die Normandie, die Bretagne) sein kann, weil wir ganz genau wissen, daß Angl-Egil die Hauptstadt der Ingilene ist. Daß der offizielle Name von Karkathiokerta, spurlos verschwunden sei, ist höchst unwahrscheinlich, auch angesichts der Tatsache, daß mit Marquarts Billigung (Sp. 72) Ziata von Bickell mit Anzil (beim Syrer Ephraim) der Hauptstadt des Gaues Anzitene gleichgesetzt wird und daß Marquart selbst (Sp. 77) damit das *καστρον Ἰνζιετών* (bei Georgius Cyprius 923) identifiziert.

Tatsächlich wird, wie Marquart (Sp. 79) selbst betont, „Iggel oder vielmehr Aggel arm. Angl, bei Prokopius *ἐπὶ τῶν πολ. 1, 7, 5 χωρίων Ἐνδιηλων* (lautlich verbildet oder verschrieben aus *Ἐγγιηλων*) in den Unterschriften des fünften ökumenischen Konzils in der Form Ingilla (neutr. plur.) erwähnt: „Theodorus misericordia dei episcopus Ingilon (andere Lesart Ingelon)“. Die beiden Formen arm. Angl und griech.-lat. Ingila stimmen aufs genaueste zu arm. Angl-tun und griech.-lat. Ingilene. Und wie ich, nunmehr Hübschmanns Karte nachschlagend, finde, verlegt auch er den Gau Angl-tun genau an die entsprechende Stelle, in den Winkel zwischen Argana-su und Zibene-su und so, daß „(Angel)-Egil“ dazu gehört. Der Sophene gibt dagegen Hübschmann — unabhängig von mir, wie ich von ihm — im wesentlichen die gleiche Lage wie ich, so daß die Lage der Kantone Arzanene, Sophene, Ingilene, Anzitene, Sophene genau der von Faustus gegebenen Folge von Ost nach West (Bd. I S. 512) entspricht. Und in Egil, dem großen Zijät, Charput erkennen Hübschmann und ich die Hauptstätte der drei letztgenannten Gaue, wie in Kjemach die des Gaues Daranalik.

Diese meine Unabhängigkeit von Hübschmann muß betont werden, da nach Marquart Sp. 110 Anm. 2 „Lehmann“(-Haupt) „sich von Hübschmann dafür loben läßt, daß er allein den armenischen Berichten gerecht geworden sei, welcher Tigranokerta als in der (sol von mir“ [J. M.] „gesperrt!) Arzanene liegend bezeichnen.“ (Bd. I „S. 407 ff.“). Von Hübschmanns Zustimmung (Die altarmen. Ortsnamen, S. 474) habe ich erst Kenntnis erhalten, als er mir das fertige Werk übersandte. — Daß als Analogie für das spurlose Verschwinden von (K)Arkathiokerta von Marquart (Sp. 82) Tigranakert angeführt wird, ist natürlich auch schief, da der Name Tigranakert ja bei den Armeniern fortlebt, wenn er auch fälschlich von der zerstörten Stadt auf Diarbekr-Amid übertragen worden ist.

Da Angl-Egil also die Hauptstadt der Ingilene ist, kann es nicht die der Sophene sein. Diese ist vielmehr, wie ich gezeigt habe, in Karkathiokerta-Charput wiedergefunden. (Für Angl-Egil gibt übriges R. Klepert nach Marquart auf

2 verschiedenen Karten auch einen ganz anderen Namen, Valarsekopolis (richtiger wohl Valarsakopolis: von Valarsakes), wofür er doch seine Gründe haben wird, wenn sie auch Marquart [Sp. 79] und mir unbekannt sind.)

Zu Lebeaus, Mommsens, Noeldekes und Hübschmanns irriger Gleichsetzung des am Tigris belegenen (großen) Ziata mit dem weit WNW von den Quellen des Westtigris befindlichen Charput ist Marquart Sp. 75f. zu vergleichen. Seine ganz falsche Bestimmung der Lage von Sophene ist freilich noch ein viel ärgerer Irrtum.

S. 431—441. Die in engem Anschluß an Xenophons Anabasis von mir gegebenen Ausführungen über den Weg der Zehntausend nach Überschreitung des Kentrites verwerten in erster Linie W. Belck's von der Expedition aus gesandte Berichte: VBAG 1899, S. 413, Zeitschr. f. Ethnologie 1899, S. 248ff. In der Zeitschr. f. Ethnologie ist jedoch, den Daten der Absendung nach, die Reihenfolge zu ändern; um so nötiger, als wiederholt früher Berichtetes in Späterem korrigiert wird: „Nr. 7 Chaldische Altertümer“, datiert „Distrikt Chiuth 13./1. Oktober 1899“, gehört chronologisch an die fünfte Stelle, „Nr. 8 Die Quelle des Batmansu“, datiert a) „Därägusi, 15./3. Oktober 1899“, b) „An der Batmansu-Brücke 16./4. Oktober 1899“ an die sechste, „9. Majafarkin und Tigranokerta“, datiert „Majafarkin, 17./5. Oktober 1899“, an die siebente, 5. „Die Quellgrotte“ (irrigie Bezeichnung!) „des Tigris“, datiert „An der Quellgrotte, 24./12. Oktober 1899“ an die achte und „6. Der Weg Xenophons“, datiert „Dorf Käsurr (etwa 10 km westlich von Musch), 31./19. Oktober 1899“ an die neunte Stelle. Den Schluß von Belck's einschlägigen Berichten bildet „Der Weg Xenophon's auf seinem Rückzuge bis an die Ebene von Alaschgert“, datiert aus „Hunan, 13 km ONO. von Musch, 1./11.—20./10. 1899“; VBAG 1899, S. 661—667.

S. 432 a. E. Hans Karbe, Der Marsch der Zehntausend (vgl. Bd. I S. 536 zu S. 356 Abs. 3), S. 33ff.; E. v. Hoffmeister, „Durch Armenien“ und „Der Zug Xenophons bis zum Schwarzen Meer“, eine militär-geographische Studie (vgl. meine freilich in der Zustimmung irrigerweise zu weitgehende Besprechung, Historische Zeitschrift Bd. 120, Heft 1, S. 103—109), S. 237.

S. 436f. Für den Marsch vom Teleboas zum Euphrat, dessen Richtung und Ziel von W. Belck richtig bestimmt wurden, hat er, besonders hinsichtlich der Verteilung der Tagemärsche auf die 168 km (in der Luftlinie) einen Irrtum begangen, in dem ich ihm leider gefolgt war und den ich erst später (II, 2. S. 767f.) erkannt und berichtigt habe. Die ersten 3 Tage nach der Überschreitung des Teleboas führten die Griechen in die Ebene von Liz (wo sie mehrere Tage durch starken Schneefall aufgehalten wurden). Der vierte Marschtag mit Besetzung der Höhe, auf der ihnen Tiribazos den Übergang verwehren wollte, und mit einem stark forcierten Marsch brachte die Griechen in die Ebene von Bulanyk, ihr Lager wird sich etwa 15—20 km vor Melaskert befunden haben. So blieb noch etwa die Hälfte des Gesamtweges, 78—83 km Luftlinie für die drei Tage bis zum Euphratdurchgang übrig. Vgl. S. 257—259 meiner die Feststellungen des vorliegenden Werkes voraussetzenden Bemerkungen und Ausführungen, „Zum Rückzug der Zehntausend“ bei Kromayer-Veith, Schlachtenatlas zur Antiken Kriegsgeschichte, 4. Lieferung (1926), Sp. 26 und Antike Schlachtfelder, Bd. IV (von Joh. Kromayer und G. Veith), 2. Lieferung (1926).

S. 442ff. Bericht über die Sassuner Greuel 1894. Die mir sehr unerwünschte, unorganische Trennung des einheitlichen Berichtes meines Gewährsmannes in einen geographischen Teil (S. 218ff.) und einen über die Ereignisse selbst erklärt sich wie folgt: Als ich im Jahre 1915 den Ruf nach Konstantinopel erhielt, wo ich auch für die Armenier aufklärend wirken zu können hoffte, stand der vorliegende Band bis ins Kapitel 27 hinein bereits umbrochen im Satz. 9 Bogen waren bereits abgezogen. Der auf 5 Jahre lautende und frühestens nach 3 Jahren lösbare Vertrag mit der türkischen Regierung wurde abgeschlossen auf Grund eines Entwurfes, den mir der deutsche Beirat im türkischen Unterrichtsministerium in Berlin vorlegte. Er erhielt keine meine Tätigkeit hemmende Bestimmung und sollte nur noch türkisch und deutsch endgültig zu beiderseitiger Unterschrift vollzogen werden. Diese nach langen Monaten schließlich eintreffende endgültige Fassung enthielt dagegen, neben anderen ungünstigen Abänderungen, die Bestimmung, daß alles, was über innere Zustände

in der Türkei veröffentlicht würde, dem vorgesetzten Ministerium zur Begutachtung vorgelegt werden müsse. Diese vom Standpunkt deutscher Wissenschaft ganz unzulässige Knebelung ließ sich trotz nachdrücklicher Vorstellungen bei dem genannten deutschen Herrn nicht mehr rückgängig machen. Über ihre Bedeutung war kein Zweifel möglich, und so strich ich, in der Erwartung, daß der vorliegende Band während der Dauer meiner türkischen Anstellung veröffentlicht werde, nicht nur die einheitlichen Berichte meines Gewährsmannes über die Sassuner Greuel, sondern außerdem einen Lepsius' Berichte ergänzenden ganz authentischen Bericht über die Metzereien in Van 1896, wie sie Dr. Reynolds als Leiter der Mission aus nächster Nähe miterlebt hatte (S. 186—195 der damaligen Fassung). Von dieser Knebelung befreit, habe ich nur noch den zweiten geschichtlichen Teil jenes einheitlichen Berichtes über Sassun an geeigneter Stelle nachgetragen. Zu den von meinem Gewährsmann verwerteten Berichten eines Augenzeugen (S. 446) sei bemerkt, daß zwar solchen Berichten gegenüber im allgemeinen eine gewisse Skepsis am Platze ist, daß aber im vorliegenden Falle Angaben, die als übertrieben anmuten könnten (S. 448 Abs. 1, S. 449), eben leider durchaus zutreffen. Entsprechende und schlimmere Greuelthaten sind aus den Tagen des Weltkrieges in entsetzlicher Reichlichkeit authentisch bezeugt. Auch die Totengruben (S. 449) haben, wenn nicht Alles trügt, ihre traurige Analogie an den bis zum Rande mit toten Armeniern beiderlei Geschlechts angefüllten Zisternen, die nach den Befunden zum Teil noch lebend hineingeworfen worden sein sollen.

S. 450 a. E. Für das bewußte Vorgehen der Türken zur Ausrottung des armenischen Volkes sei auf Johannes Lepsius' dokumentarisch belegte Schriften verwiesen: „Deutschland und Armenien 1914—1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke.“ Tempelverlag, Potsdam 1919. — „Der Todesgang des armenischen Volkes. Bericht über das Schicksal des armenischen Volkes während des Weltkrieges.“ Potsdam 1919. Das Mittel dazu waren die bekannten, angeblich einer „Umsiedlung“ dienenden Verschickungen. Über sie geben die erschütterndste Aufklärung die Erlebnisse eines zwölfjährigen mit seinem jüngeren Bruder allein aus solch einem Todestrupp zufällig geretteten Knaben, die Therese Lehmann-Haupt aus dessen Munde aufgezeichnet und die Joh. Lepsius, *Der Orient* 1921, S. 33—41, und gesondert veröffentlicht hat. (Vgl. auch „Auszüge aus Konsularberichten über das Schicksal der deportierten Armenier“, *Der Orient*, Jahrg. 1919, Nr. 7/10, S. 106—110).

Weit über 1 Million Armenier sind so in der grausamsten Weise mehr oder minder unmittelbar zu Tode gemartert worden, und kaum  $\frac{1}{2}$  Million blieb übrig, von denen die kleinere Hälfte auf türkischem Gebiete verblieb, die größere sich zu flüchten vermochte.

Vgl. Johannes Lepsius' „Gutachten über die armenischen Massakres“, das er „nach Leistung des Sachverständigenes am 2. Juni 1920, dem ersten Tage der Gerichtsverhandlung des Teillirian-Prozesses“ abgab. Dieses Gutachten ist, außer im vollständigen Protokoll des genannten Prozesses, gesondert erschienen zusammen mit und hinter dem Sonderdruck von Therese Lehmann-Haupts oben genanntem Bericht (S. 12—19). Ich zitiere: „Gutachten“ mit den Seitenzahlen dieses Sonderdrucks (Sperrdruck rührt von mir her):

„Die allgemeine Deportation wurde vom Jungtürkischen Komitee beschlossen, durch Talaat Pascha als Minister des Innern (andererseits wohl auch durch Enver Pascha als Kriegsminister) angeordnet und mit Hilfe der Organisation des Jungtürkischen Komitees durchgeführt. Die Deportation, die allgemeine Verschickung, die wohl schon im April 1915 beschlossen war, betraf die gesamte armenische Bevölkerung der Türkei, mit geringen Ausnahmen, die ich noch nennen werde“ (vgl. u. S. 17\* unter 7). „Die Bevölkerung der Türkei zählte vor dem Kriege 1852000 Armenier. Eine absolut sichere Statistik gibt es in einem Lande wie die Türkei natürlich nicht. Die genannte Ziffer ergibt sich aus dem vorhandenen statistischen Material und entspricht auch der Schätzung des armenischen Patriarchats“ . . . „Die gesamte armenische Bevölkerung von Anatolien ist auf obrigkeitlichen Befehl deportiert worden an den Nord- und Ostrand der mesopotamischen Wüste: Der-es Sor, Rakka, Meskene, Ras-el-Ain bis nach Mosul hin.“ Entsprechende Verschickungen in nordwestlicher Richtung aus den südöstlichen Wilayets waren geplant (s. unter 7).

„Es sind schätzungsweise deportiert worden 1400000 Armenier . . .“ (Gutachten S. 12f.).

Zu den obigen und den noch zu erwähnenden Zahlen bemerke ich: Sie beruhen auf einer ins einzelne gehenden statistischen Zusammenstellung, wie sie Lepsius, „Der Todesgang“, S. 304—309 bietet. Doch hatte mir Lepsius nicht lange vor seinem allzu frühen Tode zugesagt, mir das Ergebnis noch weiterer genauerer Ermittlungen, sobald als möglich bekanntzugeben und dabei auch eine Korrektur insofern nach Möglichkeit eintreten zu lassen, als in der bisherigen Statistik die Zahl der unter Zwang zum Islam übergetretenen Armenier unter die Getöteten miteingerechnet wurde, wogegen, da ja die Islamisierten in den meisten Fällen am Leben blieben, vom Standpunkte des Historikers Einspruch erhoben werden muß. Aus diesem Grunde habe ich in meiner eigenen Zusammenfassung (S. 15\* Abs. 2) einstweilen die Zahl der Getöteten etwas geringer, die Zahl der Überlebenden etwas höher angegeben, als sie bei Lepsius erscheinen.

Über die den Metzelen förderlichen politischen Vorbedingungen äußert sich Lepsius wie folgt:

„Trotz des § 61 des Berliner Vertrages“ (ob. S. 443), „den sechs Großmächte unterschrieben, trotz der Cyprischen Konvention von 1878, in der sich England für den Schutz der Christen und für armenische Reformen verbürgte, trotz der Unterschrift des Sultans unter den englisch-russisch-französischen Reformplan, hat keine dieser Großmächte auch nur einen Finger gerührt, um ihre Schutzbefehlungen zu retten, oder auch nur die Bestrafung der Mörder zu erreichen“ (vgl. ob. Bd. I, S. 63f.). „Bis auf den heutigen Tag sind die Armenier darum nur Mittel zum Zweck in dem diplomatischen Spiel zwischen England, Rußland und Frankreich gewesen“ (vgl. unten S. 18\*). „Deutschland hat, wie die Publikation der deutschen Dokumente beweisen wird, seit dem Berliner Kongreß in der armenischen Frage immer eine wohlwollende und verständige Haltung eingenommen und ist dafür in der ganzen Welt angeschwärzt worden als eine Macht, die hinter allen bösen Taten des Sultans und der türkischen Regierung stehe.“

„Das diplomatische Spiel Englands und Rußlands hat erst den Sultan und dann die Jungtürken dahin gebracht, die Armenier als das für den Bestand der Türkei gefährlichste Volkselement anzusehen. Abdul Hamid zog den folgenden Schluß: „Durch das Eintreten Europas für Bulgarien habe ich Bulgarien verloren. Jetzt kommen sie mit den Armeniern und wollen mir Ostanatolien nehmen, um ein Stück nach dem andern von der Türkei loszureißen.“ Daher die Massakres und der Verfolgungswahnsinn gegen die Armenier“ (Gutachten S. 17; vorausgeht der unten unter 9 S. 18\* zitierte Abschnitt). —

Aus eigener Kenntnis will ich hier noch folgende Tatsachen aufführen — diejenigen, wo ich selbst unmittelbar Ohrenzeuge bin oder das Berichtete aus erster Hand von einem der Beteiligten erfahren habe, zuerst (unter 1—7):

1. Der deutsche Botschafter bei der Hohen Pforte, Graf Wolff-Metternich, an den ich besonders empfohlen war, erklärte mir gelegentlich eines Empfanges der deutschen Professoren in der Botschaft 1916: „Sie werden keine Armenier mehr finden“ und erläuterte dies des näheren.

Hierzu vergleiche man den Schluß des „Gutachtens“ (S. 19):

„Verteidiger Geheimrat Niemeyer: „Ist es nicht so: Die Armenier waren das letzte unterdrückte Christenvolk, auf dessen Gebiet und auf dessen Beherrschung die Türkei noch rechnen konnte. Alle Balkanvölker und die anderen, früher von der Türkei beherrschten Völker hatten sich der Reihe nach erhoben und sich von der türkischen Oberherrschaft befreit. Um zu verhindern, daß es auch die Armenier tun, wurde deren Vernichtung beschlossen. Ist diese Ansicht richtig?“

„Sachverständiger Dr. Lepsius: „Ja, Graf Metternich, der 1918 (lies 1915/6) deutscher Botschafter in Konstantinopel war, schrieb in einem Bericht vom 30. Juni: „Die Armenier sind erledigt. Die jungtürkische Meute bereitet sich schon mit Ungeduld auf den Augenblick vor, wo Griechenland sich gegen die Türkei wenden wird. Das Griechentum bildet das Kulturelement der Türkei. Es wird dann vernichtet werden, ebenso wie das armenische.““ So sah es Graf Metternich an.“

2. Als deutlich wurde, wie es um die Armenier stand, hat man der türkischen Regierung durch Vermittlung der Leitung der amerikanischen Colleges (des Robert

College in Rumeli Hissar und des American College for Girls in Arnautköi) angeboten, die Armenier in den Vereinigten Staaten anzusiedeln, um ihnen das Leben zu retten. Damit hätten die leitenden Männer in der Türkei ihr Ziel, die Armenier loszuwerden, ohne Blutvergießen erreicht. Dieses Anerbieten wurde abgeschlagen.

3. Ein früherer armenischer Hörer von mir an der Berliner Universität war Lehrer an dem genannten Girls College. Die Benutzung eines Lehrbuches für eine der neueren Sprachen, in denen er unterrichtete, wurde zum Vorwand genommen, um ihn wegen eines darin als Beispiel vorkommenden Satzes, den man beanstandete, zu suspendieren, in Untersuchungshaft zu bringen, um ihn dann auf zivilem oder militärischem Wege zu verschicken und damit wie unzählige seiner Landsleute dem Untergang zu weihen. In diesem einen Falle habe ich ausnahmsweise durch Eintreten bei dem mir persönlich wohlgesinnten Enver Pascha zeitweilig — ich fürchte nicht endgültig — helfen können. Versuche in anderen Fällen mißlangen.

4. Eine dänische Missionarin und Pflegerin in einem deutschen Waisenhaus im Innern, die sich der Pflege der aus den Metzeleien übrig gebliebenen armenischen Kinder widmete (vgl. ob. S. 167 ff.), hatte ein kleines Mädchen angenommen, um bei ihm Mutterstelle zu vertreten. Trotz Eingreifens der dänischen Gesandtschaft und einflußreicher anderer Instanzen erschien es unmöglich, die für die Ausreise nötigen Papiere türkischerseits zu erlangen. Das armenische Kind sollte in der Türkei bleiben, was mit seinem Untergang — früher oder später — gleichbedeutend war. Bis zu unserer Abreise aus Konstantinopel (März bzw. Juni 1918) war es m. W. nicht gelungen, die stets sich wieder erhebenden Schwierigkeiten zu beseitigen.

5. Wiederholt wurden wir in Konstantinopel durch anhaltendes Lärmen und Wehklagen im Schlaf gestört. Erkundigungen am nächsten Morgen nach der Ursache stießen meist auf ein geheimnis- und bedeutungsvolles Schweigen. Es kam dann aber doch heraus, daß es sich um nächtliche Razzias auf Armenier zur „Verschickung“ handelte.

6. An einem von solchen Verschiebungstransporten besonders häufig berührten Punkte — wenn ich nicht irre in Aleppo — haben deutsche Offiziere in einem Krankenhaus für Angehörige dieser Umsiedlungszüge die grauerregendsten Zustände vorgefunden, die deutlich zeigten, daß es sich nicht um die Heilung, sondern um die Vernichtung der Patienten durch empörende Vernachlässigung handelte. Den von den deutschen Offizieren bei den Provinzialbehörden erhobenen Vorstellungen wurde die achselzuckende Antwort: „Befehl der Zentralregierung in Stambul“. Vgl. „Bericht eines Augenzeugen über die Zustände in den Konzentrationslagern. Aleppo, den 29. Juni 1916“. Der Orient, Jahrgang 1919 Nr. 7/10, S. 104—106.

7. Verbürgt ist, daß seitens der deutschen Regierung bei der türkischen gegen das von Talaat Pascha und Enver Pascha geleitete Vorgehen gegen die Armenier Vorstellungen in dem Sinne erhoben worden sind: insofern Armenier durch Begünstigung feindlicher Mächte im Kriege, so der Russen, vom türkischen Standpunkte aus Hochverrat begangen hätten, sei gegen die Verfolgung der Schuldigen nichts einzuwenden. Aber gegen die Vernichtung daran Unschuldiger, besonders der Greise, Frauen und Kinder, müsse nachdrücklich Einspruch erhoben werden. Verbürgt ist auch die, wohl von Talaat gegebene Antwort: man müsse bitten, sich in die inneren Angelegenheiten der Türkei (vgl. die Klausel in meinem Verträge ob. S. 14\* und den Schluß des vorliegenden Absatzes) nicht einzumischen. Man habe jetzt Gelegenheit, die Armenier loszuwerden, und die wolle man benutzen (vgl. ob. sub 2). Die Abberufung des Grafen Wolff-Metternich (vgl. ob. sub 1) wird wohl mit Recht auf seinen Standpunkt in der Armenierfrage und auf die Einwirkung Enver Paschas zurückgeführt. Hierzu vergleiche man: „Von der ursprünglichen Zahl von 1850000 Armeniern sind etwa 1400000 deportiert worden. Es bleiben 450000 Menschen. Davon sind etwa 200000 von der Verschickung verschont worden, in der Hauptsache die Stadtbevölkerung von Konstantinopel“ (doch s. o. sub 5), „Smyrna und Aleppo. Um die Erhaltung der Armenier von Aleppo hat sich der deutsche Konsul Röblier verdient gemacht, derselbe, der in der Entente-Pressen verleumdete wurde, er habe in eigener Person Massakres organisiert. In Smyrna verhinderte General Liman von Sanders, wie Sie von ihm selber hören werden, die Deportation der Armenier. Dasselbe tat Generalfeldmarschall von der Goltz. Als er nach Bagdad kam, erfuhr er, daß die Armenier von

Bagdad nach Mossul verschickt worden seien und von dort wie die Armenier von Mossul nach dem Euphrat deportiert, d. h. in den Tod geschickt werden sollten. Von der Goltz ließ dem Wali von Mossul erklären, er verbiete die Deportation. Als der Wali erneuten Befehl erhielt, die Deportation auszuführen, reichte von der Goltz seine Demission ein. Erst jetzt gab Enwer Pascha nach, nicht ohne seinem Schreiben an von der Goltz hinzuzufügen: daß ihn „seine Oberbefehlshaberbefugnisse nicht berechtigten, sich in die inneren Angelegenheiten des türkischen Reiches einzumischen.“

Nach alledem haben die folgenden beiden Äußerungen, die ich nur als nicht genügend verbürgte Gerüchte verzeichne, eine hohe innere Wahrscheinlichkeit:

8. Zu dem Wali einer der mehr im Innern belegenen Provinzen — es kommen in erster Linie Ma'muret-el-Aziz (Charput) und Diarbekr in Betracht — kam ein angesehener Armenier, der den Befehl zur Umsiedlung erhalten hatte, mit dem Ersuchen, doch ihm und seinen Leidensgefährten zu sagen, wohin sie sich zu begeben hätten, sie würden dann freiwillig, ohne getrieben zu werden, dorthin gehen. Darauf sei die zynische Antwort erfolgt: „Ihr sollt gar nirgendwohin gelangen. Ihr sollt herumgetrieben werden, bis Ihr tot seid!“

Dazu stimmt (Gutachten S. 13): „Was bedeutet“ die „Verschickung?“

„In einem von Talaat unterzeichneten Befehl kommt das Wort vor: ‚Das Verschickungsziel ist das Nichts‘. „Im Sinne dieses Befehls wurde dafür gesorgt, daß von der gesamten Bevölkerung, die aus den ostanatolischen Provinzen nach Süden transportiert wurde, etwa nur 10 % am Verschickungsziel ankam. Die übrigen 90 % sind schon unterwegs ermordet worden oder, soweit nicht Frauen oder Mädchen von den Gendarmen verkauft und von Türken und Kurden verschleppt wurden, durch Hunger und Erschöpfung umgekommen. Die Armenier, die aus Westanatolien, Cilicien und Nordsyrien an den Rand der Wüste befördert wurden, bildeten in den Konzentrationslagern nach und nach eine beträchtliche Menschenmenge von einigen hunderttausend. Diese sind dann größtenteils durch systematische Aushungerung (vgl. S. 17\* unter 6) und periodische Massakres vernichtet worden.“ So oft sich nämlich die Konzentrationslager durch neue Züge füllten, hat man sie truppweise in die Wüste geführt und dort abgeschlachtet. Türken haben erklärt, man sei durch das Beispiel, das die Engländer mit den Buren in Südafrika gegeben hätten, auf den Gedanken der Konzentrationslager gekommen. Offiziell wurde vorgegeben, daß es sich bei den Verschickungen nur um Vorbeugungsmaßnahmen handle, privatim wurde von autoritativen Personen offen ausgesprochen, daß es sich darum handle, das armenische Volk zu vernichten“ (vgl. ob. unter 7).

Die Ansicht, „Talaat Pascha sei für den Untergang der Armenier nicht verantwortlich, seine Anordnungen seien nur von den unteren Organen mißverstanden und falsch angewendet worden“, wie ich ihr noch vor kurzem bei einem während des Krieges dem türkischen Heere angehörigen höheren deutschen Offizier begegnete, läßt sich angesichts des vorliegenden urkundlichen Beweismaterials nicht halten.

9. Talaat Pascha soll sich gerühmt haben, was Abdul Hamid in langen Jahren nicht fertig gebracht habe (die Ausrottung der Armenier), sei ihm in wenigen Monaten gelungen.

Dazu vgl.: „Die armenische Frage ist nicht ein autochthones Gewächs, wie ich eine Schöpfung der armenischen Diplomatie. Das armenische Volk ist ein Opfer der gegensätzlichen politischen Interessen Rußlands und Englands“ . . . „Die humanitären Gründe waren Vorwände. Als Abdul Hamid 1895 den Reformplan, den ihm England, Rußland und Frankreich aufoktroiyert hatten, unterschrieben und schon mit einer ganzen Reihe armenischer Massakres beantwortet hatte, erklärte Lord Salisbury, daß die armenische Frage für England erledigt sei. Fürst Lobanow gab dem Sultan zu verstehen, er brauche sich keine Sorge zu machen, da Rußland auf die Ausführung der Reformen keinen Wert lege. Der Sultan zog die Konsequenzen. . . . Das Massakre von Sassun 1894“ (ob. S. 442 ff. u. S. 14\*), „das den Reformplan veranlaßte, kostete 1000 Armeniern das Leben, das Massakre von 1895/96 (vgl. ob. S. 5, 69, 87 ff., 168, 15\* Abs. 1), das dem Reformplan folgte, 100000 Armeniern“. (Soweit unter Abdul Hamid, der 1908 abgesetzt wurde. Es folgte die Zeit des Jung-türkischen Regiments.) „Das Massakre von 1915/18, dem der Reformplan von 1913 vorherging, brachte es auf eine Million von Opfern. Diese Skala von 1894, 1895

und 1915: 1000, 100000, 1000000 stellt eine Fieberkurve dar, die in der Geschichte welthistorischer Massakres schwerlich ihresgleichen hat. In der Zwischenzeit, im Jahr 1909, fällt noch das cilicische Massakre mit 25900 Opfern“ (Gutachten, S. 16f.).

Wenn Talaat Pascha — dessen vorzeitiges Ende (durch Teilirian) im Übrigen wegen seiner Integrität und seiner großen staatsmännischen Bedeutung besonders zu beklagen ist —, und anscheinend auch Enwer Pascha in Turkestan, von armenischer Hand gefallen sind, so ist darin das Wirken der Nemesis zu erkennen.

Daß die Türken sich durch die Ausrottung der Armenier ihrer wirtschaftlich wertvollsten Untertanen beraubt haben, müssen den Einsichtigeren unter ihnen die Verödung der Wein- und Ölpflanzungen und der Äcker in Kleinasien alsbald gezeigt haben und wird ihnen früher oder später allerseits schmerzlich zum Bewußtsein kommen.

## Berichtigungen.

- S. 10, Abs. 2, Z. 3 v. u. streiche die Klammern und was zwischen ihnen steht.  
 S. 11, Abs. 3 v. o. lies: „und machen so, nahe vor“.  
 S. 11, Abs. 4 v. o. letzte Zeile lies: „S. 42ff.“.  
 S. 16, Z. 1 der Kapitelüberschrift lies: „Täbriz-kapusy“; S. 18, Z. 3, desgleichen.  
 S. 18, Z. 5, füge hinter Inschrift ein: „(Corp. Nr. 11).“  
 S. 21, Abs. 2, Z. 4/5 streiche: „wie sein Vater der dritte Assurnaßirabal“. Vgl. S. 1\*.  
 S. 21, Abs. 4, Z. 3 lies: „(= Sardur II. — Ebenda letzte Zeile lies: „Assurnaßirabal II“.“  
 S. 21, Z. 6 v. u. lies: „Assurnaßirabal II.“.  
 S. 22, Abs. 1, Z. 1 desgleichen.  
 S. 25 in der genealogischen Tabelle streiche die Verbindungslinie zwischen Sardur III. und Rusas I., ebenso die zwischen Sardur IV. und Erimenas (vgl. ob. S. 330 f.). Bei Sardur IV. lies dort: „Assurbanabal“. Zur Tabelle als solcher vgl. II 2, S. 685.  
 S. 26, Abs. 2, Z. 11 streiche „oder bedeckt“.  
 S. 29, Abs. 3, Z. 10 v. u. ff. lies: „von denen die nach Osten gelegene unbeschrieben ist, während die andere westlichere eine Inschrift von Sardur III. Argistichinis trägt. Letztere ist die „Schatzgrötte“, sie ist die linke für den vom Felsen her nach Norden Blickenden, die rechte für den dem Felsen zugekehrten Beschauer. Siehe II 2, S. 625. (Dort auch der Bericht über die in diesen beiden Nischen russischerseits 1916 gemachten ertragreichen Ausgrabungen, die in der Tiefe der Nische Chazineh Kapusy eine große vierseitig und über den Sockel hinüber beschriebene Stele Sardurs III. und dahinter an der Rückwand der Nische eine weitere Inschrift des gleichen Herrschers zutage förderten (Corpus Nr. 132 a und b). — Abs. 4, Z. 3 v. u. lies: Chazineh-kapusy.  
 S. 30 in der Unterschrift der Abbildung lies: „Sardurs“ sowie „und der unbeschriebenen Nische links“ (vom Beschauer, s. o.) „an der Nordseite“.  
 S. 37, Abs. 4, Z. 2 v. o. lies: „greulich“, S. 54, Z. 1: „aufs Greulichste“.  
 S. 37, Abs. 5, Z. 3 lies: „Mannäern“, Z. 4 lies: Corp. Nr. 20.  
 S. 39, Abs. 2 letzte Zeile lies: „und unten S. 307ff.“.  
 S. 42, Abs. 3 v. u. lies: „145“.  
 S. 53 lies: „Inscripfen“.  
 S. 57, Abs. 2 v. u. a. E. füge hinzu: „(Corp. Nr. 153)“.  
 S. 59 in der Unterschrift der Abbildung lies: Meher-kapusy.  
 S. 59, Abs. 2, Z. 6 v. u. füge hinter „Die Inschrift“ ein: „(Corp. Nr. 181)“.  
 S. 75, Abs. 2, Z. 6 v. u. lies: „Mosul“.  
 S. 75, Abs. 3, Z. 1 lies: „Tiglatpileser III.“.  
 S. 75, Abs. 3, Z. 9 v. u. statt „unpassierbar“ lies: „schwer passierbar“. Vgl. S. 309.  
 S. 77, Abs. 3, Z. 6 v. u. lies: „Assurnaßirabal II.“.  
 S. 77, Abs. 3, Z. 10 u. 8 v. u., sowie letzter Abs., Z. 2 lies: „Tiglatpileser III.“, ebenso S. 78, Z. 1.  
 S. 89, Abs. 1, Z. 5 lies: „erheblich höher“.  
 S. 93, Abs. 4, Z. 2 lies: „bilden ein wichtiges“.  
 S. 95, Kapitelüberschrift Z. 3 v. u. lies: „Artamid und seine Inschriften“.  
 S. 99, Abs. 2, Z. 1 a. E. füge hinzu: Corp. Nr. 34—46. Ebenda letzte Zeile streiche „hier“ und füge hinter „Fassung“ ein: „auch hier“.



# Berichtigungen.

- S. 108, Z. 3 v. u. lies: „— neunzeilige —“.
- S. 110, Z. 2 der Kapitelüberschrift lies: „assyrisches“.
- S. 115, Abs. 3, Z. 5 v. o. streiche: „des elften, nach anderen“.
- S. 117, Abs. 2, Z. 4 statt Tuklat-Ninib lies: „Tuklat (Tukulti)-Ninurta“. Vgl. die Anm. zu S. 248 auf S. 6\*.
- S. 117, Abs. 3. Die assyrische Kultur in Kappadokien geht, wie wir jetzt wissen in weit ältere Zeit zurück. S. meine „Geschichte des alten Orients“ (L. M. Hartmann's Weltgeschichte [ob. S. 10\*], I 1, dritte Auflage, 1925) S. 104.
- S. 124, Abs. 2, Z. 1 lies: „Schulz“.
- Zu S. 126, Abs. 4 vgl. die S. 2\* gegebene Berichtigung.
- Zu S. 157 a. E. sei schon hier auf die schärfere Fassung in II 2, S. 499 verwiesen: Die kretischen Weihe-schilde, die chaldische Motive zeigen, gehören der archaischen Periode der griechischen Kunst an. Der Brauch, solche Weihe-schilde an den Tempeln anzubringen, geht dagegen in die kretisch-mykenische (minoische) Periode zurück.
- S. 175, Abs. 2 v. u. Z. 1 streiche: „neugeborne“.
- S. 191, Abs. 3 v. u. letzte Zeile lies: „die Sache“.
- S. 193 füge hinter „Inschrift“ ein: „(Corp. Nr. 144)“.
- S. 194, Abs. 3 v. u.: Zu Schamyram-alty vgl. II 2 S. 599 ff.
- S. 225, Z. 7 der Kapitelüberschrift lies: „syrischen“.
- S. 243, Abs. 3, Z. 1 hinter „Tore“ füge ein: „ , durch das der nach Chorsabad führende Weg aus der Festung hinausführt,“.
- S. 249, Abs. 4, Z. 2 v. u. streiche: „wohl nach ihrer Lage am Tigris“. Vgl. S. 6\* zu der Stelle.
- S. 251 Unterschrift der Abbildung statt Stufenturm lies: „Turm“. Ebenda Z. 8 v. o. lies: „Türme (z. T. Stufentürme)“.
- S. 252, Abs. 2, Z. 1/2 lies: „Turm“.
- S. 257, Abs. 2, Z. 2 lies: „achtunggebietende“.
- S. 261, letzter Abs. Z. 2: Zu „bei Ktesias“ vgl. berichtigend Klio XV S. 253 Anm. 2, wo ich mich P. Schnabel anschließe, der zeigt, daß der betr. Abschnitt bei Diodor nicht auf Ktesias, sondern auf Kleitarchos als Nebenquelle Diodors zurückgeht.
- S. 264, Z. 4 v. u. lies: „Chaldern“.
- S. 272, Abs. 2, Z. 3 v. u. statt „Dungi“ lies: „Schulgi“; vgl. S. 7\* zu der Stelle.
- S. 285, Z. 4 statt „S. 254“ lies: „S. 226“.
- S. 289, Abs. 1 des Haupttextes, Z. 2 lies: „die, kaum“.
- S. 290, Z. 5 v. u. hinter „Stele“ füge ein: „(Corp. Nr. 146)“, Z. 4 v. u. lies: „und ihr“.
- S. 327, Abs. 2, vorletzte Zeile lies: „ins Giawar“.
- S. 332, Abs. 4, letzte Zeile streiche: „S.“.
- S. 333, Abs. 3, Z. 2 lies: „Tiglatpilesers III.“.
- S. 334, Abs. 2 v. u. Z. 4, lies: „S. 77“.
- S. 343, Z. 10 v. u. statt „322“ lies: „312“.
- S. 383, Z. 16 v. u. lies: „in die Ebene hinab“.
- S. 395, Abs. 2 v. u., Z. 8 u. 7 v. u. lies: „Tauschantäpä“.
- S. 396, Z. 2 v. u. s. S. 9\* zu der Stelle.
- S. 407, Abs. 3 desgleichen. Abs. 3, Z. 2 v. u. lies: „Sophanene“.
- S. 408, Abs. 4 desgleichen.
- S. 433, Abs. 4, Z. 2 lies: „die die Murad-tschal-Ebene im Süden begrenzende Bergkette“.
- S. 434, Abs. 2, Z. 4 v. u. lies: „S. 331“.
- S. 435, Z. 3 v. u. lies: „gehörten“.





